CONRAD VON ORELLI

ALLGEMEINE RELIGIONS-GESCHICHTE

ZWEITER BAND

A. Marcus u. E. Weber's Verlag, Bonn

BIBLIOTHECA MISSIONVM

27 B

SOCIETATIS
VERBI DIVINI

TECHNY. ILL.

The Catholic
Theological Union
LIBRARY
Chicago, Ill.

CONRAD VON ORELLI

ALLGEMEINE RELIGIONSGESCHICHTE

ALLGEMEINE

RELIGIONSGESCHICHTE

VON

CONRAD VON ORELLI

DR. PHIL. ET THEOL., ORD. PROF. DER THEOL. IN BASEL

WITHDRAWN

ZWEITER BAND

MANULDRUCK NACH DER 2. AUFLAGE VON 1913

BONN

A. Marcus & E. Weber's Verlag

1921

Seit 1927 Verlag von
WALTER DE GRUYTER & Co

34
27,961

WITHDRAWN

Übersetzungsrecht vorbehalten.

Vorwort

zum zweiten Band der zweiten Auflage.

Der vorliegende zweite Teil der Religionsgeschichte wurde in seinem ganzen Umfang von meinem Vater für den Druck fertiggestellt, so dass das Werk auch in der zweiten Auflage ein einheitliches Ganzes darstellt. Da jedoch beim Tode des Autors erst eine Lieferung des zweiten Bandes erschienen war, fiel mir die Aufgabe zu, die Drucklegung des Restes zu überwachen.

Sissach im August 1913.

Dr. K. von Orelli
Pfarrer.

Inhaltsübersicht.

D. Indogermanische Familie.

Einleitung 1

I. Indische Religionen.

Einleitung 4

1. Die Religion der vedischen Zeit.

a) Die vedischen Götter 12

b) Das Verhältnis der Menschen zu den vedischen Göttern . 29

2. Der ältere Brahmanismus.

a) Die Theologie des Brahmanismus 36

b) Religiöses Leben im Brahmanismus 45

c) Soziales Leben im Brahmanismus. 53

3. Der Buddhismus.

a) Leben und Wirken des Buddha 59

b) Grundzüge der Lehre des Buddha 70

c) Weitere Ausgestaltung der Lehre und des Gemeindelebens 78

α) Dharma 79

β) Vinaja 84

d) Spätere Entwicklung und Ausbreitung des Buddhismus . 90

e) Buddhismus und Christentum 99

4. Der Dschainismus 106

5. Der Hinduismus.

a) Allgemeine Charakteristik 111

b) Die drei Hauptgötter und die Religionen des Hinduismus 114

c) Religiöse Sitten und Gebräuche des Hinduismus 126

d) Die Sikhs 129

e) Brahma Samadsch und Arja Samadsch 136

II. Die Parsische Religion.

Einleitung 140

1. Ahuramazda und Angramainju. 154

2. Der Kampf zwischen Ahuramazda und Angramainju . . . 164

3. Kultus und Frömmigkeit 170

4. Theologische Kritik des Parsismus 175

5. Der spätere Mithradienst im Morgen- und Abendland . . . 180

6. Die heutigen Parsi 184

III. Die Hellenische Religion.

Einleitung 187
1. Die historische Entwicklung der griechischen Religion.
a) Vorhomerische Zeit 197
b) Homerische Zeit 201
c) Die Hesiodische Dichtung 207
d) Blütezeit des hellenischen Volkstums 208
e) Hellenistische Zeit 212
2. Die hellenische Götterwelt 214
3. Heroen, Theogonie, Schicksal, Unterwelt 236
4. Kultus, Frömmigkeit, Sitte 247

IV. Die Römische Religion.

Einleitung 259
1. Die historische Entwicklung der romischen Religion.
a) Die Zeit der ländlichen Gottheiten 265
b) Die erste Zeit des römischen Gemeinwesens (Numa) . 266
c) Von den Tarquiniern bis zum zweiten punischen Krieg 268
d) Vom zweiten punischen Kriege bis zum Ende der Republik 271
e) Unter dem Kaisertum 276
2. Die Götter und Genien der Römer 280
3. Kultus und Sitte 294

V. Die Religion der Kelten 312

VI. Die Religion der Germanen.

1. Die alte Religion Germaniens.
Einleitung 316
a) Götter und Geister der alten Germanen 320
b) Kultus und Brauch 326
2. Die nordische Religion.
Vorbemerkung über das nordische Schrifttum 330
a) Die nordischen Götter 332
b) Die nordische Weltanschauung 339
c) Moderne Kritik der nordischen Mythologie 343
d) Kultus und Brauch bei den nordischen Germanen . . 346

VII. Religion der Slaven 349

E. Afrikanische Gruppe.

Einleitung: Die Neger Afrikas 356
1. Die Vorstellung des Himmelsgottes 363
2. Geisterglauben und Fetischismus bei den nördlichen Negervölkern 370
3. Kultus und religiöser Brauch 378

F. Amerikanische Gruppe.

I. Die wilden Indianer.

Einleitung 388
Die Religion der wilden Indianer 393

II. Die Mexikaner.

Einleitung 400
Die Religion der Mexikaner 403

III. Die Peruaner.

Einleitung 419
Die Religion der Peruaner 421

G. Ozeanische Gruppe.

Einleitung 431
1. Die Australier und Tasmanier 431
2. Die Melanesier 435
3. Die Mikronesier 438
4. Die Polynesier 440

Schlussbemerkungen.

1. Allgemeinheit der Religion 454
2. Die Frage nach der frühesten Gestalt der Religion 456
3. Verhältnis der Völkerreligionen zum Christentum 463

D. Indogermanische Familie.

Einleitung.

Der semitischen Völkerfamilie ähnlich, aber noch viel mannigfacher verzweigt ist die indogermanische oder (im weitern Sinne) arische, welche wie jene an ihrer sprachlichen Verwandtschaft erkannt wurde. Die Erkenntnis dieser ungemein ausgedehnten Sprachfamilie wurde freilich erst viel später erlangt, als vor reichlich hundert Jahren das Sanskrit, die Sprache der indischen Arier, sich den europäischen Gelehrten erschlossen hatte, und nun die Verwandtschaft dieser Sprache mit der griechischen, lateinischen, den germanischen, slavischen usf. als eine enge nachgewiesen wurde unter Aufzeigung der Lautverschiebungsgesetze, nach welchen die Wortstämme sich von einem Zweig zum andern umgewandelt haben. Zwar nicht als die Muttersprache unter diesen Mundarten, aber doch als eine durch ihr Alter besonders ehrwürdige Schwester unter ihnen stellte sich das Sanskrit heraus. Ihm nächstverwandt zeigte sich die altiranische Sprache (fälschlich Zendsprache genannt), deren älteste Denkmäler die heiligen Schriften der Perser (Avesta) bilden. Im weitern Verlauf gruppierten sich dazu die griechischen und italischen Mundarten, ferner die germanischen, keltischen, slavischen. So stellte sich eine reiche Gruppe von Sprachen heraus, die, obwohl unter sich viel verschiedener lautend und viel weiter voneinander abweichend als die semitischen Dialekte untereinander, doch durch die Sprachvergleichung als Glieder Eines Systems dargetan waren. Mit Sicherheit ergab sich daraus das Postulat einer urarischen Sprache, aus welcher alle diese historisch belegbaren Idiome mittelbar geflossen sein müssen und welcher die ihnen gemeinsamen Stämme und Wörter müssen angehört haben. Ebenso durfte, von allfälligem Sprachentausch abgesehen, der doch nur bei besonderen Verhältnissen denkbar ist, auf physische Verwandtschaft dieser Stämme geschlossen werden und auf ein arisches Urvolk, von welchem sie sich in verschiedenen Etappen müssen ausgesondert haben. Dies bestätigt die Physiologie und Völkerkunde. Die arischen Völker,

ob in Indien oder Skandinavien wohnend, zeigen sich physisch als die edelsten Vertreter der kaukasischen Rasse und heben sich in diesem Sinne besonders stark ab von den mongolischen, malajischen und schwarzen Typen. Sie unterscheiden sich auch merklich von den semitischen Völkern, welche ihnen immerhin näher stehen, wie denn auch ein verwandtschaftlicher Zusammenhang zwischen den arischen und semitischen Sprachen keinem Zweifel unterliegt, wenn derselbe auch bei weitem nicht ein so enger und geschlossener ist, wie er innerhalb dieser Familien stattfindet.

Wie nun die physische Entwicklung innerhalb der grossen arischen Gruppe sich mit Hilfe der Sprachvergleichung genealogisch sicher bestimmen lässt, so gewinnt von hier aus auch die Kulturgeschichte einen Ausgangspunkt und eine systematische Gliederung. Auf den Kultur- und Sittenzustand jenes arischen Urvolkes kann aus dem gemeinsamen sprachlichen Besitz der zerstreuten Indogermanen manches gefolgert werden. Z. B. lässt sich aus den zahlreichen uralten Verwandtschaftsnamen (vgl. Delbrück, Die indogermanischen Verwandtschaftsnamen, Leipzig 1889) und aus der Benennung der Gattin als „Herrin“ (sanskr. patis und patnî, Gatte und Gattin; griech. *πόσις* und *πότνια*; littauisch pats und pati) schliessen, dass der Familiensinn bei diesem Muttervolk ein sehr entwickelter und die Stellung des Weibes eine hohe, monogamische war.

Von höchster Wichtigkeit ist nun aber jene Erkenntnis der Verwandtschaften für die Religionsgeschichte geworden, welche ihrerseits zu deren Bestätigung nicht am wenigsten beiträgt. Die epochemachende Entdeckung der linguistisch-ethnographischen Zusammenhänge auf indogermanischem Gebiet hat erst zur genealogischen Darstellung der Religionsgeschichte den rechten Anstoss gegeben und der Religionsvergleichung ihre volle Berechtigung und zugleich die rechte Methode gewiesen. Waren längst die zahlreichen Berührungen zwischen der griechischen und römischen Religion in die Augen gefallen, so wurde man nun erst in den Stand gesetzt, sicherer zu unterscheiden, wo Entlehnung, wo gemeinsame Erbschaft vorlag und die letztere in ungeahnte Ferne zu verfolgen. Ebenso wurde man aufmerksam auf die Analogien, welche so weit auseinanderliegende Religionen wie die römische und die brahmanische, die hellenische und die skandinavische aufweisen, und lernte darin den Ausdruck einer historischen Verwandtschaft dieser Völker erkennen. Aus dem Inventar der gemeinsamen mythologischen Benennungen lässt sich nun auch eine urarische Religion erschliessen, welcher man freilich nur stufenweise zurückschreitend näherkommt. Das viele Gemeinsame, was die Religionen der Altinder und Altiranier enthalten, lässt noch ein volleres Bild der gemeinsamen Mutter dieser beiden erkennen. Weiter zurück führen die spärlicheren Spuren solcher Religionselemente, welche diesen genannten mit westlichen Indogermanen gemeinsam sind.

Dahin gehört z. B. die wichtige Erscheinung, dass sanskr. Djaus pitar offenbar identisch ist mit dem griechischen *Ζεὺς πατήρ* und dem latein. Diespiter = Jupiter. Gerade der Himmelsgott, der bei Griechen und Römern die unumstritten erste Stelle einnahm, ist demnach schon bei diesen Urariern verehrt worden und hat dort ohne Zweifel dieselbe dominierende Stellung eingenommen, wie der Himmelsgott bei den Semiten oder den Chinesen. Doch ist möglich, dass sich schon damals weitere Gottheiten in der Vorstellung des Volks gebildet hatten. Dies wird dadurch wahrscheinlich, dass (im Unterschied von China) jene Ursprache ein Appellativ für Götter aufweist, welches wie djaus selber von dem Stamm div, glänzen, abgeleitet ist: sanskr. dêva, Gott, iranisch daiva, daêva (was aber Dämon bedeutet!); griechisch *δῖος*; latein. deus, divus; littauisch diewas; altnordisch tîvar, Götter und Helden.

Andere Gleichungen sind zweifelhafter. Viel reicher und mannigfaltiger sind die verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen der altindischen und der iranischen Religion, wie sich zeigen wird. Dies beweist, dass diese beiden Stämme noch längere Zeit dieselbe Religion gehabt haben, nachdem die andern sich schon von ihnen abgetrennt hatten.

Die Frage nach der geographischen Urheimat der Arier oder Indogermanen lässt sich noch kaum annähernd beantworten und ist gerade neuerdings viel umstritten. Zweifellos ist der am weitesten ostwärts wohnende indogermanische Stamm, der in Indien sich niedergelassen hat, in dieses Land von Nordwesten her über die Kabulpässe zunächst ins Gebiet des Indus (Pandschâb) eingewandert und hat erst mit der Zeit von hier aus sich nach dem Gangestal ausgebreitet. Vorher muss er mit seinen iranischen Brüdern im Quellgebiet des Oxus und Jaxartes zusammengewohnt haben. Eine andere Frage aber ist, ob auch die westlich zu treffenden Arier von dort ausgegangen sind, oder ob die Urheimat der Familie weiter nördlich oder westlich lag. Hierüber gehen die Meinungen weiter als je auseinander. Gegenwärtig ist sogar die Vorstellung am beliebtesten, wonach sämtliche Indogermanen aus dem nördlichen Europa (Skandinavien, Norddeutschland) gekommen wären. Für asiatischen Ursprung fällt dagegen die neuerdings entdeckte tocharische Sprache ins Gewicht, ein indogermanisches Idiom, gesprochen in Ostturkestan von einem skythischen Stamm, der in Indien buddhistisch wurde. Auch nach andern Anzeichen pflegt man neuerdings die alten „Skythen“ zu den Indogermanen zu rechnen, eventuell mit starkem mongolischen Beisatz. Der Nachweis so weit östlich wohnender Indogermanen spricht eher dafür, dass sie von Ost nach West gewandert sind und vielleicht aus dem grossen zentralasiatischen Hochland kamen, wie später die Hunnen, Türken und Mongolen (Ed. Meyer)[1]. Dann

1) Vgl. O. Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte[3], 2 Bde., 1906 f. und Reallexikon der Indog. Altertumskunde, 1901. S. 878 ff. —

zogen sie erst mit der Zeit nach Europa hinüber, das fortan das eigentliche Gebiet dieser Familie wurde. Dieselbe hat übrigens an Expansivkraft und Kultur alle andern weit überflügelt und dehnt ihr Machtgebiet noch immer weiter aus, indem sie auch die „neue Welt", Amerika, besetzte und über Asien wie Afrika ihre Oberhoheit geltend macht. Dieses Verhältnis ist schon in dem merkwürdigen Spruch des Völkervaters Noah Genes. 9, 26 f. angedeutet, wonach Japhet sich weit in der Welt ausbreiten soll, während Sem sein kostbares Erbteil an dem ihm geoffenbarten Gott hat. Japhet entspricht nach Gen. 10, 2 ff. dem indogermanischen Stamm, der in der Tat der Träger der Kulturgeschichte und der Sieger in der Weltgeschichte geworden ist, während Sem nur in der Offenbarungsgeschichte unvergleichlich über ihm steht, so dass er in betreff der höchsten Güter bei Sem zu Gaste gehen musste und dann der eigentliche Träger des auf semitischem Boden gewordenen Christentums wurde, welches er samt seiner Kultur unter den fremden Völkern in der Neuzeit ausbreitet.

I. Indische Religionen[1]).

Einleitung.

Der Wohnsitz eines ersten Zweiges der arischen Familie ist das sog. Vorderindien, die westliche der beiden grossen indischen Halbinseln, welche, nördlich vom Himâlajagebirge abgegrenzt, in Gestalt eines langgestreckten Dreiecks ins Meer vorspringt, wobei ihrer Spitze südöstlich noch die Insel Ceylon vorgelagert ist. Seine Bedeutung für die Menschheit dankt dieses Land jenem schon genannten Gebirge, welches die mächtigsten Schneegipfel und Gletscher der Erde trägt und als ein hochragender Wall das zu seinen Füssen liegende Land nicht bloss gegen Einfälle nordischer Barbaren schützt, sondern diesem auch reiche

---

Delbrück, Einleitung in das Sprachstudium 1880. — Ed. Meyer, Gesch. I, 2², 784 ff.

1) Vgl. hierzu Christian Lassen, Indische Altertumskunde, 4 Bde., 1847—61; Bd. 1 u. 2 in 2. Aufl. 1867. 74. — John Muir, Original Sanscrit-Texts on the Origin and History of the People of India, Lond. 5 voll. (vol. 1—4 ed. 2 1868—73; vol. 5 ed. 1 1872) — S. Lefmann, Geschichte des alten Indiens (in Onckens Allg. Gesch.), Berl. 1890. — Zimmer, Altindisches Leben, Berl. 1879. — L. von Schröder, Indiens Literatur u. Kultur, Leipz. 1887. — A. Baumgartner, Gesch. d. Weltliteratur Bd. II, Freib., 3/4. Aufl., 1902. — H. Oldenberg, Die Literatur des alten Indien, Stuttg. u. Berl. 1903. — M. Winternitz, Gesch. der ind. Literatur I, Leipz. 1908. — Über die ethnographischen Verhältnisse des heutigen Indien gibt die genaueste Auskunft Herbert Risley, The People of India, Calcutta u. London 1908.

Wassermenge zuführt, indem es die von den südlichen Meeren aufsteigenden Wolken zurückhält und so dem bevorzugten Landstrich eine ungewohnte Regenmasse sichert, zugleich aber von seinen Schneebergen mächtige Ströme gen Mittag entsendet, die in ihrem Lauf das Land befruchten und den Verkehr erleichtern, so besonders den Sindhu = Indus, der vom Mittelstock des Gebirges erst westwärts fliesst, dann westlich von dem anmutigen Bergland Kaschmir sich südwärts wendet und sich ins westliche Meer ergiesst; dann den Ganga = Ganges, der das Land nach Südost durchkreuzt und mit seinen vielen Nebenflüssen in noch viel reicherem Masse durch Überschwemmung die Täler bewässert und fruchtbar macht. Noch weiter östlich ausbiegend fliesst der Brahmaputra (Brahmasohn) vom selben Zentralgebirge aus, um sich schliesslich mit dem Ganges in dessen vielgespaltenem Auslauf zu vereinigen. Quer durch das Land zieht sich von West nach Ost das Vindhjagebirge, welches, mit den Küsten ein Dreieck bildend, das südliche Indien vom Norden abschneidet. Was südwärts davon liegt, heisst Dekhan (eig. dakschinapatha Pfad zur Rechten; vgl. das hebräische thêman) = Mittagland.

Das Klima ist nur in den Gebirgsgegenden gemässigt, in den höchsten Regionen sogar rauh; in der Ebene ist es tropisch. Wo keine Flüsse dem Wachstum zu Hilfe kommen, liegen trostlos öde Striche; um so üppiger gedeiht die Pflanzenwelt in ihrer Umgebung. Am heissesten ist die Zeit vom März bis Mai. Dann folgt vom Juni bis Oktober eine Regenzeit, welche wenigstens in den höhern Landstrichen des Nordens die Hitze bedeutend mässigt; dort folgt dann eine kühle Jahreszeit bis Februar. Weite Reisfelder, von den Überschwemmungen begünstigt, gewähren durchs ganze Land die gewöhnlichste Nahrung. Aber auch Zuckérrohr, Baumwollenstauden, Palmen, Mangobäume, Bananen, riesige Feigenbaumarten (ficus Indica, ficus religiosa u. a.) und zahllose Gewürzpflanzen (wie Pfeffer, Zimmet usw.), Lotus u. dgl. gedeihen in Indien in üppiger Fülle. Unwirtlich sind die von undurchdringlichen Dschangeln besetzten sumpfigen Niederungen, besonders an der Mündung der Ströme. Elefanten, Tiger, Rhinoceros haben hier ihre Heimat.

Als die Arier durch die Pässe des Hindukusch, der westlich an den Himalaja sich anschliesst, ins Tal des Indus und seiner Nebenflüsse (Pandschâb) vorrückten, fanden sie daselbst schon eine ziemlich dichte Bevölkerung ganz andern Stammes vor, von der sie sich schon durch die Hautfarbe unterschieden. Als die Kräftigeren und Intelligenteren drängten die hellfarbigen Arja diese dunkeln Insassen ins Gebirge und nach dem Süden zurück, oder drückten sie, soweit sie mit ihnen fortan zusammenwohnten, zu einer niedrigen, verachteten Kaste herab. In der älteren Zeit hatten aber die Arja, d. h. die Würdigen, Gebieter, viel mit diesen Dasju oder Shudra zu kämpfen. Das Leben dieser geringern Rasse, welche übrigens in zahlreiche Völker-

schaften mit verschiedenen Sprachen zerfällt, deren Zusammenhang nicht ausgemacht ist, hat schon Herodot beschrieben 3, 98 ff., wo er erzählt, unter diesen am weitesten nach Osten wohnenden Indiern gebe es Fischervölker, welche sich Kleider aus den Binsen ihrer Flüsse machten, rohe Fische ässen und in Kähnen von Rohr (Bambus) fahren. Andere, die Padäer, hätten die Übung, jeden, der von einer Krankheit befallen werde, gleich zu töten und aufzuessen. Andere lebten nur von Gras und Körnern; wer unter ihnen krank werde, ziehe sich in die Wüste zurück und werde dort seinem Schicksal überlassen. Die Farbe aller dieser Völker sei schwarz. — Auch Ktesias weiss von Indiern weisser und schwarzer Farbe.

Die arische Rasse liess sich namentlich in dem Land zwischen Himalaja- und Vindhjagebirge nieder, welches sie Arjâvarta, = Land der Arier, nannte (Manu 2, 22 f.). Heutzutage heisst dieser nördlichere Teil Hindustan. Im Pandschab fand sie nicht lange den genügenden Raum, ging daher nach den Ufern des Ganges vor. Aber auch über das Vindhjagebirge hinaus schoben die Arier an der Küste im Osten und besonders im Westen ihre Vorposten weit nach Süden vor.

Bis auf den heutigen Tag lassen sich in Indien diese beiden verschiedenen Hauptrassen in den Sprachen und Stämmen unterscheiden. Nur sind die arischen Dialekte vielfach auf die unterjochten Völkerschaften andern Stammes übergegangen. Das Sanskrit zwar, einst der Dialekt des Pandschab, dann die Schrift- und Gelehrtensprache der indischen Arier ist keine eigentlich lebende Sprache mehr, wenn auch bis heute manche Gelehrte und Gebildete es verstehen und sich darin unterhalten können. Dagegen gibt es eine Reihe daraus abstammender Volkssprachen: Das Hindi ist die fast im ganzen Flussgebiet des Ganges herrschende Sprache, nicht zu verwechseln mit dem Hindustâni, welches durch den Einfluss des Islam mit starkem Zusatz von arabischen und persischen Wörtern sich gebildet hat und die Sprache der Muhammedaner durch ganz Indien ist. Das Sindhi wird am Indus, und zwar an dessen unterm Lauf gesprochen, während das Pandschâbi die Mundart des obern Flussgebietes ist. Das Kaschmiri ist diejenige von Kaschmir, das Gudscharati der Dialekt der gleichnamigen Halbinsel südöstlich von der Indusmündung. Noch weiter südlich und östlich bis tief in das Dekhan hinein wird das Mahratti gesprochen, an der Westküste am weitesten nach Süden bis nach Kanara vorgeschoben das Konkani, im Osten an der Gangesmündung das Bengali, südlich davon an der Ostküste das Urija, die Mundart von Orissa. Indogermanischen Ursprungs ist auch das Singhalesische, die Sprache der Insel Ceylon.

Die Hauptmasse der vorarischen Bevölkerung hat sich im Dekhan erhalten. Man nennt sie dravidische oder Nischâdavölker. Ihre Sprachen sind unter sich ebenso verschieden wie

ihre Kulturgrade. Einzelne derselben besitzen eine alte Literatur, während andere ganz ohne Schrift waren, bis die christlichen Missionare ihnen eine solche zueigneten. So hatte eine reiche alte Literatur das Tâmil, auf der Südspitze Indiens, genauer dem östlichen Teil derselben, und im Norden Ceylons gesprochen. Ähnliches gilt von der nördlich davon einheimischen Telugu. oder Telingasprache, vom Malajalam und vom Kanaresischen an der südwestlichen Küste. Diese südlichen Bewohner Indiens erfreuten sich also schon früh des Besitzes einer gewissen Kultur. Dagegen zeigen andere Stämme gar keine Spur von angestammter Bildung, soweit sie sich nicht dem brahmanischen Gesetz unterworfen haben. Solche rohe Stämme sind die Gonds, Kols, Mîna und Mêca, Khunds u. a. Von einzelnen derselben wurden nicht bloss Menschenopfer, sondern auch das Auffressen kranker und schwacher Angehöriger berichtet, so dass Herodots Schilderung nicht aus der Luft gegriffen ist. Der Körperbau dieser nichtarischen Stämme ist auch mannigfaltig; doch stechen sie durch unedlere Formen und dunklere Farben von den arischen ab.

Die alten Arier nannten die Ureinwohner Dämonen, Riesen, Affen, Schlangen u. dgl., worin sich der Abscheu ausdrückt, den sie vor ihnen empfanden. Auch mag darauf von Einfluss gewesen sein, dass diese wilden Jäger- und Nomadenhorden einem krassen Naturdienst huldigten und die Dämonen in Gestalt von Fetischen, Pflanzen (Bananen, Lotusblumen) und Tieren (z. B. Elefanten) verehrten. Dass die Arier auf diese vor ihnen überall zurückweichenden, aber auch von ihnen unterjochten ältern Ansiedler Indiens einen starke Einfluss ausgeübt haben, indem sie ihnen sogar vielfach ihre Sprache und ihr Gesetz aufprägten, wurde schon bemerkt. Schwerlich ist jedoch die stark verbreitete Ansicht richtig, wonach allen altindischen Völkern ihre Kultur, soweit sie eine solche haben, erst durch die Arier zugekommen wäre. Vielmehr scheinen einzelne Stamme der erstern unabhängig eine ansehnliche Kultur erzeugt zu haben, welche nicht ohne Rückwirkung auf die Arier blieb, wie auch auf deren Religion die der ältern Landesbewohner nachweislich von Einfluss gewesen ist.

Was nun die arischen Inder betrifft, so erkennt man an ihren physischen und geistigen Anlagen leicht die Brüder der europäischen Arier. Obwohl ihre Haut unter der heissen Sonne Indiens sich leicht gebräunt hat — am hellsten sind die Brahmanen, welche sich ihren Strahlen weniger aussetzen mussten als die Kschatrja, die Krieger, und die Vaishja, die Bauern — so tragen sie im Schädel- und Knochenbau und der ganzen Konstitution die Merkmale der kaukasischen Rasse an sich. Ihre Körperlänge ist etwas geringer als bei den meisten Indogermanen, die Gestalt schlank, anmutig, Hände und Füsse zierlich. Das Gesicht zeigt ovale Form, hohe Stirne, wohlausgebildete Nase, nicht grossen Mund, Lippen nie aufgeworfen, Backenknochen nie vorstehend, Augen gross und von dichten Augenlidern mit langen Wimpern

überschattet. Das Haar ist glänzend schwarz, glatt und weich, nie wollig.

Ebenso stark tritt die geistige Verwandschaft mit Griechen, Germanen usw. zutage in der edeln Sprachbildung, der regen, reichen Phantasie und dem scharfen, durchdringenden Verstand der arischen Indier. Nur haben diese Arier in dem üppigen, erschlaffenden Land ihre angestammte Tatkraft bald eingebüsst, und ihr geistiges Leben hat eine in sich gekehrte, träumerische Weise angenommen, die sich in phantastischen Formen und Symbolen gefällt, was nicht ausschliesst, dass das Volksleben ein weltfröhliches blieb. Mit der ganzen Energie ihres Stammes warfen sich die edelsten Vertreter desselben auf die Entsagung und Abkehr von der Welt und lebten innerlich die schwersten übersinnlichen Probleme durch. Dagegen bewiesen sie ihre Gleichgültigkeit gegen das äusserliche Geschehen durch ihre politische Untätigkeit und die damit zusammenhängende konsequente Vernachlässigung der Geschichte. Die Abwesenheit von Geschichtsquellen ist denn auch für die ältere, d. h. vorbuddhistische Zeit so empfindlich, dass aus einheimischen Quellen für dieselbe kein einziges fest umrissenes Ereignis ja kein einziges sicheres Datum sich gewinnen lässt. Aus den freilich in üppiger Fülle vorhandenen nationalen Epen aber lassen sich zuverlässige geschichtliche Stoffe kaum gewinnen. Erst in nachbuddhistischer Zeit wird der Boden fester. Das erste Datum, das mit relativer Sicherheit sich feststellen lässt, ist das Todesjahr des Buddha 477 v. Chr. Dieses aber bezeichnet allerdings eine in jeder Hinsicht wichtige, einschneidende Epoche. Bis zum Buddhismus verläuft die arisch-indische Religionsgeschichte innerlich einheitlich. Die vom Buddha gestiftete theosophische Schule aber bringt einen Bruch mit der bisherigen Entwicklung hervor, und aus derselben bildet sich eine neue Religion, welche freilich später der Reaktion des alten Hinduismus erliegt, aber nicht ohne sehr stark auf ihn zurückzuwirken. Wir werden daher zuerst die vorbuddhistische Religion betrachten, innerhalb welcher wieder zwei Hauptphasen, Vedareligion und Brahmanismus, zu unterscheiden sein werden; dann den Buddhismus selbst und sodann die nachbuddhistische Religion, die man mit dem allgemeinen Namen Hinduismus bezeichnen mag.

Was aus auswärtigen Quellen zur Aufhellung der indischen Geschichte beigebracht werden kann, ist leider auch nur höchst dürftig, da in der alten Zeit nachhaltige Berührungen des wohlabgeschlossenen Landes mit dem Westen nur selten stattfanden. Dem Umstand, dass die alten Perser unter Darius Hystaspis ins nordwestliche Indien vorgedrungen sind, verdankt man die Kunde, welche Herodot von dem Lande gibt, der selber nicht dort war, aber von Persern darüber Bericht erhalten hatte. Ktesias, der ebenfalls über das Land schrieb (nach 398 v. Chr.), hatte am Hofe des Artaxerxes Mnemon sich aufgehalten. Von seinem Buch über

Indien sind nur Fragmente vorhanden. Eine länger andauernde Verbindung zwischen Indien und dem Abendland führte Alexanders d. Gr. Zug nach dem Indus herbei. Dieser unterwarf sich das Indusgebiet, und auch seine Nachfolger wussten eine gewisse Oberhoheit über diese Gegenden zu behaupten. Zugleich kam Indien damals mit der griechischen Kultur in nähere Berührung. Eine Anzahl Begleiter Alexanders haben über Indisches geschrieben wie Aristobulus, Ptolemäus Lagi, Nearchus u. a., deren Werke zwar sämtlich verloren gegangen, aber später von dem gewissenhaften Forscher Arrianus (2. Jahrh. n. Chr.) benutzt worden sind. Am genauesten aber hat um jene Zeit Megasthenes über Indien berichtet, der (um 300 v. Chr.) von Seleukus Nikator als Gesandter an den König Tschandragupta geschickt wurde und durch längern Aufenthalt in Indien sowie durch seine wissenschaftliche Bildung in den Stand gesetzt war, wertvolle Nachrichten über Land und Leute (besonders im nördlichen Teil diesseits des Vindhjagebirges) zu liefern. Sein Werk *τὰ Ἰνδικά*, das leider auch verloren ist, benutzte besonders Strabo, auch Diodor. Sic. und Arrian. Alle diese und andere griechische und römische Quellen ergeben jedoch für die politische und religiöse Geschichte des Landes wenig zuverlässige Ausbeute. Über die Angaben des Herodot, Ktesias, Megasthenes siehe Einlässliches bei Lassen, Ind. Alt. Band II.

Viel wichtiger und massgebender sind trotz dem oben angegebenen Mangel die inländischen Quellen, welche seit 100 Jahren wieder benützt werden können. Die Literatur des alten Indien ist eine überaus reiche, wenn auch eigentlich historische Aufzeichnungen aus der älteren Zeit ganz fehlen und die grossen Epen, wie die didaktischen, kultusgesetzlichen und dramatischen Schriften nicht der ältesten religionsgeschichtlichen Periode angehören. Dieser entspricht nur das älteste Schrifttum, der Vêda (eig. das Wissen), genauer gesprochen nur das Mantra (Lied, Spruch), die Sammlung der Lieder oder Sprüche, welche den Grundstock des Vêda ausmachen, an welchen sich spätere Notizen, Exkurse und Reflexionen angehängt haben, welche man mit unter dem Namen Vêda umfasst.

Es gibt aber vier solcher Sammlungen (Sanhitas):

1. Rig-Vêda = Veda der Lieder, die bestgeordnete, umfänglichste und wertvollste Sammlung der alten Hymnen an die Götter.

2. Sâma-Vêda = Veda der Gesänge oder Sangweisen, ein Choralbuch zu kultischen Zwecken, für die Priester beim Opfern bestimmt, aus Versen des Rig zur Angabe der richtigen Reihenfolge und der Melodien zusammengestellt.

3. Jadschur-Veda = Veda der Gebete und Opfersprüche mit nähern Anweisungen zum Opferritual.

4. Atharva-Vêda oder Brahma-Vêda. Diese vierte, erst später zusammengestellte Sammlung von Gebeten und Zaubersprüchen war nicht überall als kanonisch anerkannt, was nicht

ausschliesst, das sich hier auch uralte Stücke finden. Neben manchen Versen des Rigveda stehen hier namentlich auch manche magische Formeln.

Der Rigveda wurde mit dem Kommentar des Sâjana herausgegeben von Max Müller, 6 Bde., 1849—1875. Von demselben erschien eine Textausgabe London 1873, 2. Aufl. 1878; von demselben eine englische Übersetzung mit Erklärungen SBE Bd. 32 Vedic Hymns I Oxford 1891. Th. Aufrecht gab den Rigveda in lateinischer Transskription heraus in 2 Bänden 1861—63, 2. Aufl. 1877. — Deutsche Übersetzungen der Hymnen des Rigveda von A. Ludwig 1876—79 (mit Kommentar); eine metrische von H. Grassmann 1876—77. — Ebenso von K. Geldner und A. Kägi: 70 Lieder des Rig-Veda 1875. — Vgl. auch H. Oldenberg, Die Hymnen des Rigveda, I, Metrische und textgeschichtliche Prolegomena, Berlin 1888.

Den Samaveda gab Th. Benfey heraus 1848. Den weissen Jadschurveda oder die Vâdschasaneji-Sanhitâ A. Weber 1852. Den schwarzen Jadschurveda oder die Taittirija-Sanhitâ A. Weber, Indische Studien Bd. 11. 12. 1871. 73. Den Jadschurveda in der Rezension der Katha-Schule: L. von Schröder, Die Samhita der Katha-Câkhjâ, 3 Bde., Leipzig 1900—1910. Die Atharva-Sanhitâ Roth und Whitney 1855. Es gibt verschiedene Rezensionen des Atharvaveda. Vgl. Roth, Der Atharvaveda in Kaschmir, Tübingen 1875. Übersetzungen von Auszügen: Julius Grill, Hundert Lieder des Atharvaveda, 2. Aufl., Stuttgart 1888. — M. Bloomfield SBE Bd. 42. — Das Vaitânasûtra des Atharvaveda übersetzt von Caland, Amsterdam 1910.

Über die vedische Literatur überhaupt geben Aufschluss: Max Müller in den Essays und Chips. — A. Weber, Akademische Vorlesungen über indische Literaturgeschichte, 2. Aufl. 1875. — R. Roth, Zur Literatur und Geschichte des Weda 1846. — H. T. Colebrooke, Miscellaneous Essays, 2 voll., London 1837. 2 ed. 1858. Deutsche Übersetzung seiner Abhandlung über die hl. Schriften der Indier, von L. Poley, Leipzig 1847. — A. Kägi, Der Rig-Veda, die älteste Literatur der Inder, 2. Aufl. 1881. — H. Oldenberg, Die Religion des Veda, Berlin 1894 und Literatur des alten Indien S. 23 ff. und besonders Winternitz, Geschichte der indischen Literatur I, S. 47 ff.

Zu der Spruch- und Liedersammlung des Veda (mantra) gesellten sich in der brahmanischen Periode die Brahmanas, welche nähere Erläuterungen über deren kultischen Gebrauch, das Opferritual sowie seinen Zweck und Sinn geben. Ihren bedeutend jüngern Ursprung verraten sie durch wenig kongeniale Auffassung der alten Lieder. Sie sind nicht mehr der genuinen Vedareligion, sondern dem brahmanischen System entsprungen. Diese prosaisch abgefassten Erörterungen und Ausdeutungen des alten Kultus behandeln jene Hymnen nicht mehr als frei gedichtete Gebete, sondern schon als göttliche Offenbarungen, über deren Sinn

schon Zweifel und verschiedene Ansichten walten. Das Interesse an den Göttern ist zurückgetreten, alles bewegt sich um das Opfer, als wäre dieses selbst die oberste Macht. Die Upanischad („vertrauliche Sitzungen", „Geheimlehren" nach Winternitz I, 207 ff.), von denen die ältesten sich an die Brahmana zeitlich anschliessen, sind theologische Abhandlungen, wo dem Vedalied bereits ein theosophischer Sinn beigelegt wird, der von seinem ursprünglichen Verstand weit abgeht. Hier wird die pantheistische Philosophie der Brahmanen gelehrt. Noch jünger sind die Sutra (eig. „Faden", dann kurzer Lehrsatz), welche sprachliche und metrische Regeln für das Vedalied, aber auch für das Ritual und die heiligen Lebensbräuche aufstellen. Sie heissen teilweise auch Vêdânga, Glieder des Veda, weil sie die Hilfswissenschaften desselben enthalten. Im weitesten Sinn wird all das aufgezählte Schrifttum unter dem Namen „Veda" befasst.

Für die sog. vedische Religion kommt nur das Mantra in Betracht, die alten Lieder selbst. Ihre Abfassungszeit lässt sich nur unbestimmt mutmassen. Zwar ist deutlich, dass die meisten Hymnen aus der Zeit stammen, wo die Arier noch nicht ins Gangesgebiet vorgedrungen waren, sondern sich im Pandschab und am Indus aufhielten. Allein auch die Zeit ihres Vordringens nach dem Osten lässt sich schwer bestimmen. Die Kultur, die uns in diesen Liedern entgegentritt, ist noch eine einfache. Wohl treibt das Volk auch Ackerbau, und einzelne Handwerke sind genannt. Aber die Viehzucht ist noch dem ganzen Stamme hochwichtig. Sein Reichtum besteht namentlich in den Herden von Milchkühen, Rindern, Ziegen, Schafen, doch auch in Pferden. Die Priester treten noch verhältnismässig wenig hervor. Der Sinn der Männer ist noch kriegerisch; es gilt beständig zu kämpfen gegen die früheren Herren des Landes, auch gegen verwandte feindlich gesinnte Stämme. Die natürliche Kraft und der Lebensmut sind noch ungebrochen. Man ist noch weit entfernt vom brahmanischen Pessimismus.

Namentlich aus literarischen Erwägungen, d. h. der Abschätzung des Verhältnisses zwischen den Brahmanas und Sutras sowie der sonstigen indischen Literatur zu den alten Hymnen ist man zu dem Schlusse gelangt, dass diese letztern im 2. Jahrtausend v. Chr. müssen entstanden sein. Doch gehen auch da die Schätzungen noch weit auseinander. So denken sich Max Müller, Spiegel, Wurm, Lindner u. a. diese Lieder im Zeitraum zwischen 1500 und 1200 gedichtet, Monier-Williams 1500—1000: Oldenberg 1400—900; dagegen Whitney, A. Kägi u. a. zwischen 2000 und 1500. Viel weiter hinauf geht aus astronomischen Gründen H. Jacobi; und Winternitz I, S. 246 ff. weist nach, das auch literarische Erwägungen den Anfangspunkt eher ins 3. als 2. Jahrtausend setzen heissen. Die Inder selbst legen den Liedern ein masslos höheres Alter bei. Lange Zeit waren sie mündlich überliefert, ehe eine schriftliche Fixierung und Sammlung stattfand. Die

Sprache der Lieder ist altertümlicher als das aus den Brahmana, den Epen usf. bekannte Sanskrit; es ist diese Sprache in dem Stadium, wo sie noch Volksdialekt des Pandschab, nicht allgemeine Schriftsprache war. Daher die Übersetzung und Erklärung dieser Lieder von besondern Schwierigkeiten gedrückt ist und zu einem grossen Teil nur mit annähernder Sicherheit gegeben werden kann.

Die Hymnen des Rigveda, 1028 an der Zahl, sind nach den Sängern, von welchen sie abstammen sollen, in 10 Bücher (Mandalas) geordnet. So enthält jedes der Bücher 2—7 nur Lieder je einer Sängerfamilie. Dabei sind innerhalb jedes Buches die Hymnen nach den Göttern geordnet, an welche sie gerichtet sind, und innerhalb jeder dieser Gruppen (Agnilieder, Indralieder usf.) stehen die längsten Gedichte voran, und es folgen (ähnlich wie im Koran) die kürzern nach ihrer absteigenden Verszahl. Siehe Näheres bei Oldenberg ZDMG 1884 S. 449. Diese systematische Anordnung und Sammlung ist natürlich erst spät erfolgt, vielleicht c. 800 v. Chr. Auch die Hymnen selbst sind nicht naturwüchsige Volkslieder, sondern Erzeugnisse der Kunstdichtung einer Sängerzunft. Auch den darin geäusserten religiösen Empfindungen geht daher in der Regel die frische Unmittelbarkeit ab.

1. Die Religion der vedischen Zeit[1]).

a) Die vedischen Götter.

Die Religion, welche uns in diesen vielen Liedern entgegentritt, ist eine naturbefangene. Die Götter, welche hier angerufen werden, sind zum Teil gleichnamig mit sinnlichen Erscheinungen wie Uschas = Morgenröte, Surja = Sonne usw., oder sie haben doch ein bestimmtes Naturgebiet, in welchem sie sich offenbaren wie Indra, der Gewittergott, Rudra, der Sturmgott usw.

Dabei tritt uns hier auf dem altarischen Boden eine eigenartige Fruchtbarkeit der Phantasie entgegen, neben welcher die Anrufungen der Ägypter, Babylonier u. a. monoton und starr erscheinen. Mit poetischem Auge betrachtet der Arier die Naturvorgänge, welche sich in unerschöpflicher Mannigfaltigkeit ihm darstellen und erblickt darin eine überaus lebendige und reiche Offenbarung der Gottheit. Diesen mythologischen Reichtum werden wir in der griechischen und nordischen Vorstellungswelt wiederfinden. Dort aber ist die Ausscheidung der einzelnen Götter und

1) Vgl. ausser den S. 4 u. 10 genannten Werken von Colebrooke Kägi, H. Oldenberg, M. Müller usw. Barth, Les Religions de Inde (in der Encycl. des Sciences Rel. von Lichtenberger u. separat). — Bergaigne, La Religion Védique, Paris 1878—83. — Paul Wurm, Geschichte der indischen Religion, Basel 1874. — Ed. Lehmann bei Chantepie[3] II, 1 ff. — E. Hardy, Indische Religionsgesch., Leipzig 1898. — A. Hillebrandt, Vedische Mythologie, 3 Bde, Breslau 1891—1902, kleine Ausgabe, 2. Aufl. 1910. — L. de la Vallée Poussin, Le Védisme, Paris 1909.

ihre plastisch-epische Ausgestaltung viel weiter gediehen als im Veda, wo die Natur noch einheitlicher angeschaut und verehrt wird. Zwar nicht die sinnliche Erscheinung an sich ruft der Inder an, sondern die in derselben sich manifestierende Gottheit, diese aber auch nicht gebannt an ihre Erscheinung, sondern mit freier Beweglichkeit das All durchwaltend.

So erklärt sich, dass bei Anrufung der einzelnen Gottheiten, des Indra, Agni usf. der Beter leicht das Dasein anderer Götter ignoriert und diesem Gott, dem er huldigt, alles zuschreibt, was in seinen Augen göttlich ist, als wäre dieser nicht Spezialgott, sondern Universalgott — eine Erscheinung, welche M. Müller „Kathenotheismus" genannt hat.

Mit der Benennung „Polytheismus" wäre in der Tat diese altindische Religion nur sehr oberflächlich charakterisiert. Bei aller Vielheit der Götternamen liegt im Bewusstsein des Beters eine gewisse Einheit verborgen, welche in jener Art des Kultus zum Ausdruck kommt. Zwar sind die modernen Hindu im Unrecht, wenn sie dem Veda, soweit sie wenigstens darunter die Hymnen verstehen, die Erkenntnis der Einheit der Welt und der Gottheit zuschreiben, indem sie die Lieder nach späterer brahmanischer Weise interpretieren[1]). Aber ein latentes Bewusstsein dieser Einheit macht sich doch von Anfang an in diesen Gebeten geltend, welches auch darin sich ausspricht, dass die einzelnen Götter oft paarweise angerufen werden und dabei ineinander fliessen. Es werden denn auch stets nur gute Götter angerufen und verehrt, obgleich man auch böse Geister kennt, gegen welche jene Schutz gewähren.

Bei der Aufzählung der wichtigeren Götter gehen wir nicht von Agni aus, an den die meisten Lieder sich wenden und dem in der jetzigen Sammlung der Vortritt gewährt ist. Denn geschichtlich ist seine Verehrung, namentlich in der hier vorliegenden Form, sicher etwas abgeleitetes. Das Opferfeuer, das Feuer überhaupt ist nur ein Vertreter des himmlischen Glanzes auf Erden und deshalb heilig und göttlich geachtet. Auf ursprüngliche Verehrung der Gottheit im Lichtgewand des Himmels führt auch die Etymologie von dêva aus div, glänzen, und insonderheit die Gleichung djaus sanskr. Himmel = Zeus u. s. f. S. oben S. 3. Die frühesten Gottheiten sind also himmlische gewesen. Die Inder selber unterscheiden die vedischen Götter nach den drei Sphären, in welchen sie wohnen: Himmel, Zwischenreich der Luft (Atmosphäre), Erde. Beginnen wir daher mit der obersten Sphäre, den Gottheiten des Himmels.

Die Vergleichung mit dem obersten Gott der Griechen und Römer (S. 3) hat uns bereits erkennen lassen, dass in der vorvedischen Zeit der Himmelsgott unter dem Namen Djaus, welches

1) Das mystische Lied Rigv. 1, 164, wo Vs. 46 diese Einheit des göttlichen Wesens ausgesprochen wird, ist spätern Ursprungs.

später noch appellativ Himmel bedeutet, an der Spitze der Götter muss gestanden haben. Im Veda wird Djauspitar „Vater Himmel" nur noch selten, und zwar zusammen mit der Mutter Erde (prithivî) angerufen (z. B. 6, 51, 5), auch Vater der Götter und Menschen genannt und mit Vorliebe durch das Prädikat asura (göttlicher Gebieter) geehrt, das sonst in Indien die Bedeutung Dämon angenommen hat, während das Wort iranisch den höchsten Gott bezeichnet.

Der Himmelsgott heisst im Veda gewöhnlich Varuna[1]) (= οὐρανός?). Dieser wird oft angerufen als der alles umspannende, alles sehende Beherrscher der Welt. Er ist in diesen Liedern der am erhabensten aufgefasste Gott; er wird nicht wie Indra, welcher ihm mit der Zeit den Rang abgelaufen hatte und daher in noch zahlreichern Hymnen gepriesen ist, in menschliche Endlichkeit und Beschränktheit herabgezogen, sondern erweckt im Menschen das wahrhaft fromme Bewusstsein des unendlichen Abstandes von der Gottheit, und zwar auch in ethischer Hinsicht. Der in seiner Erhabenheit festgehaltene Himmelsgott hat auch seine ethische Bedeutung bewahrt. Die an Varuna gerichteten Hymnen des Rigveda sind die edelsten und lassen sich noch am ehesten mit den biblischen Psalmen vergleichen[2]). Er wird mit Vorliebe gepriesen als der Allwissende, der die Bahn der Gestirne wie den Weg der Wolken und Winde kennt; zugleich aber als der Weltbereiter, der in seiner Weisheit dies alles geordnet und ebenso die irdischen Geschöpfe ausgestattet hat und über ihnen wacht wie ein Hirte. Und regelmässig schliesst sich an solche Lobpreisung die Bitte um Vergebung der mancherlei Sünde und Schuld, die vor Varunas allsehendem Auge aufgedeckt ist. Er belohnt das Gute und straft das Böse, ist aber huldvoll und achtet auf Milderungsgründe, wenn man seine Gnade anfleht.

Als Beispiel diene 5, 85 (nach Grassmann):

1. Auf, singe laut dem Varuna ein Loblied,
ein tiefes, lieb dem allberühmten Herrscher,
der ausgebreitet wie das Fell der Schlächter
die Erd' als einen Teppich für die Sonne.
2. Er dehnte aus in Wäldern kühle Lüfte,
schuf Milch in Kühen, in den Rossen Raschheit
im Herzen Weisheit, in den Wolken Blitze,
die Sonn' am Himmel, Soma auf den Bergen[3]).
3. Er kehret um der Wolken Wassertonne,
lässt strömen sie auf Himmel, Luft und Erde;
des ganzen Weltalls König netzt den Boden
mit ihr, wie Regen netzt die Gerstenfelder.

1) Auch Trita wird derselbe Gott genannt 8, 41, wohl eine ältere Benennung. — Vgl. über Varuna auch J. Darmesteter, Ormazd et Ahriman, Paris 1876, p. 44 ss. — Karl Bohnenberger, Der altindische Gott Varuna, Tüb. 1893.

2) Vgl. die Parallelen bei Kägi, Rigveda[2] S. 85 ff.

3) Nach Oldenberg: „Im Herzen schuf er den Willen, im Wasser den Agni, die Sonne am Himmel, auf dem Felsen den Soma" (Rel. des Veda S. 109).

7. Welch Unrecht wir getan am Busenfreunde,
am liebenden Genossen, was am Bruder,
am eignen Hause oder auch am fremden,
das Unrecht alles, Varuna, verzeihe!
8. Wenn wir getäuscht beim Spiel wie falsche Spieler,
wenn wir gefehlt unwissend oder wissend,
was uns verstrickt, das alles löse du uns,
Gott Varuna, und wieder sein wir lieb dir!

Als Beispiel eines eigentlichen Bussliedes führen wir an 7, 86:

1. Voll Macht und Weisheit ist doch dessen Wesen,
der Erd und Himmel festigte, die weiten,
die hehre Himmelswölbung hoch emportrieb,
das Sternenheer, der Erde Fluren auftat.
2. Und mit mir selber sprach ich diese Worte:
„Wann werd ich doch mit Varuna vereint sein?
Ob er mein Opfer ohne Zürnen annimmt?
Wann werd ich seine Huld beseligt schauen?"
3. Ich frag, die Schuld, o Varuna, erspähend,
ich gehe hin die Kundgen zu befragen;
es sagen mir die Weisen eines Sinnes:
„Dir zürnet wahrlich Varuna, der König."
4. Was, Varuna, war meine schwerste Sünde,
dass du den Sänger, der dich liebt, willst schlagen?
Das künde mir, untrüglicher Beherrscher;
durch diese Andacht möcht ich dich besänftgen
5. Lös ab von uns das väterliche Unrecht
nimm weg das Unrecht, das wir selbst verübten,
wie Dieb', o König, die nach Herden trachten.
Lös wie ein Kalb vom Bande den Vasischtha[1]).
6. Nicht wars mein Will, o Gott, Verstrickung war es,
Rausch war es, Zorn, verwirrende Verblendung;
des Jünglings Fehl bewältigte den ältern;
der Schlaf selbst ist der sündgen Taten Anlass.
7. Dem Knechte gleich will ich dem gnädgen dienen,
von Schuld befreit dem eifervollen Gotte;
die Toren, die ihm treu, hat er belehret,
den Klugen führt der Weisere zum Heile.
8. Es möge dies mein Loblied, o Gewaltger,
o Varuna, so recht ans Herz dir dringen;
Heil sei beim Ruhn uns, Heil uns bei der Arbeit.
Ihr Götter, schützt uns stets mit eurem Segen!

Varuna wird im Veda zu den sieben Aditja gerechnet, als der vornehmste unter ihnen, d. h. zu den Söhnen der Aditi, d. h. Unendlichkeit (in Raum oder Zeit?), Ewigkeit (Roth u. a.), nach Oldenberg „Ungebundenheit", d. h. Freiheit, bes. auch von Schuld. Doch scheint nicht ein abstrakter Begriff das ursprüngliche zu sein, sondern eine alte Erdgöttin[2]) oder eher noch mütterliche Himmelsgöttin. Jedenfalls ist der Himmelsgott nicht allein geblieben, der unter dem Namen Varuna als allumspannender, allwirksamer gefeiert wird, wie wir sahen. Die bewegliche Phantasie hat bald auch speziellere Erscheinungen am Himmel unterschieden und als göttliche personifiziert. Die übrigen Aditja sind Varunas

1) Name des Sängers.
2) Pischel, Ved. Studien II, 85 f.

Genossen (2, 27), insbesondere Mitra, sein „Freund", mit dem er oft verbunden erscheint. Dieser ist jedenfalls auch eine Lichtgottheit, so gut wie in der iranischen Religion, an deren sieben Amschaspands auch die Siebenzahl der Aditjas erinnert[1]). Varuna und Mitra sind eigentlich Doppelgänger und ihrem Wesen nach nicht scharf geschieden.

Häufig werden sie gemeinsam genannt oder angerufen, wie auch der Mithra im Avesta mit Ahura Masda = Varuna. Vgl. Darmesteter, Ormazd S. 65, welcher Mitra dem himmlischen Licht gleichsetzt, Varuna dem lichten Himmel. Spätere Inder wie Sâjana bezeichnen Mitra als den am lichten Taghimmel herrschenden, Varuna als den Herrn des Nachthimmels, welche Einschränkung des letztern jedoch in den Hymnen offenbar nicht massgebend ist. Dass Varuna ursprünglich Mondgott[2]) wäre wie Mitra Sonnengott, lässt sich nicht beweisen. — In der nachvedischen Zeit ist Varuna zum Wasser- oder Meergott herabgesunken. Den Übergang gibt Darmesteter folgendermassen an: Als man sich des ursprünglich so nahen Verhältnisses zwischen Varuna und Mitra (Himmel und Licht) nicht mehr bewusst war, blieb für Varuna, da von Mitra die Vorstellung des Lichtes nicht zu trennen, die dunkle Seite des Himmels übrig: Nachthimmel, Region der Tiefe, der Wasser. — Man vergesse aber auch nicht, dass zwischen Himmel und Ozean nach antiker Vorstellung ohnehin ein naher Zusammenhang besteht. Von andern Aditja sind im Veda genannt: Arjaman, Bhaga, Daksha, Ansha; später kommen auch noch andere vor. Sie teilen mit Varuna die Beziehung aufs gerechte Weltregiment. Siehe 2, 27:

3. Der Aditi erhabne, weite Söhne,
vieläugig sie, verletzend, unverletzlich,
die beides, Recht und Unrecht, sondernd schauen;
nah ist den Herrschern alles, auch das fernste.
4. Was geht und steht, erhalten die Aditjas,
des ganzen Weltalls himmlische Behüter,
die weiten Blicks die Geisterwelt bewachen,
gerechten Sinnes jede Schuld bestrafen.

Mehr an sinnliche Phänomene gebunden sind die Personifikationen von Sonne, Morgenröte u. dgl. Die Sonne, das Auge des Mitra = Varuna, wird selbständig vergöttlicht, und zwar sowohl unter ihrem gewöhnlichen Namen Surja als auch unter den mythologischen Bezeichnungen Savitar (Erreger), Puschan (Ernährer), Vischnu (Wirker). Beispiel 1, 115:

1. Es stieg empor der Götter lichtes Antlitz,
das Auge Mitras, Varunas und Agnis.

---

1) Darmesteter, Ormuzd et Ahriman S. 58 ff. Oldenberg, ZDMG 50 (1896), 43 ff.

2) So Oldenberg, Rel. d. V. S. 185 ff. Noch unwahrscheinlicher ist desselben Ansicht, dass diese beiden Gottheiten wie die übrigen Aditja (Sonne, Mond und fünf Planeten) aus einer nichtarischen (semitischen oder akkadischen) Religion stammen, von der sie die Inder und Iranier noch vor ihrer Trennung übernommen hätten. S. 193 f.

Es füllte Himmel, Erde, Luft die Sonne,
der Lebenshauch der Stehenden und Gehnden.
2. Der Sonnengott, er folgt der Morgengöttin,
der strahlenden, so wie der Braut der Freier;
dort, wo die Frommen ihre Wagen schirren,
von einer Seligkeit zur andern fahrend.
3. Die schönen, goldnen, lichten Sonnenrosse,
die schimmernden, begrüsst von Jubelliedern,
sie stiegen andachtsvoll zur Himmelshöhe
und gehn in einem Tag um Erd und Himmel.
4. Das ist des Sonnengottes Macht und Gottheit,
im Wirken rollt den Aufzug er zusammen.
Hat er vom Wagen losgeschirrt die Stuten,
so streckt die Nacht den Schleier über alles.
5. Vor Varunas und Mitras Aug entfaltet
im Himmelsschoss die Sonne ihre Schönheit;
ohn Ende führen bald den lichten Schimmer
und bald den dunklen ihre Stuten aufwärts.
6. Befreiet heute bei der Sonne Aufgang,
o Götter, uns von Schmach und von Bedrängnis;
Das mög uns Mitra Varuna gewähren
und Aditi, das Meer und Erd und Himmel.

Geschildert wird in den Hymnen an die Sonne (Surja) besonders das Phänomen des lichtvollen, lichtspendenden Sonnenlaufs. Der Sonnengott (männlich) eilt als jugendlicher Freier der jungfräulichen Morgenröte nach. Er fährt auf einem von sieben lichten Stuten gezogenen Wagen. Das Dunkel wirft er von sich wie einen Mantel. Anderswo ist er als Ross oder Stier oder Vogel dargestellt. Er weckt auf der Erde alles zu Leben, Tätigkeit, Gesundheit, Frohsinn und spendet Reinheit, Gedeihen, Gelingen des Tagewerks [1]), Wohlfahrt, weshalb er beim Aufgehen über Opferfeuern angerufen wird. Ebenso führt er die Nachtruhe herbei. Das ethische Moment fehlt auch hier nicht. Vgl. 4, 54:

1. Gott Savitar ist hoch zu ehren nun von uns,
Zu rühmen heut am Tage von der Männerschar,
er, welcher Schätze austeilt an die Sterblichen,
damit er jetzt das beste Gut erteile uns.
2. Denn du zuerst verschaffst der heilgen Götterschar
Unsterblichkeit, o Savitar, als höchstes Teil,
Und dann erschliessest dem Geschlecht der Menschen du
Als ihren Anteil Leben, das auf Leben folgt.
3. Was töricht wir verübten an der Götter Stamm
mit schwacher Kraft und mit Gewalt nach Menschenart,
o Savitar, an Göttern und an Menschen auch,
bei alledem befreie du uns von der Schuld.

Doch tritt das Ethische (wie die Beziehung aufs Leben nach dem Tod, zu welchem Savitar auch 10, 17, 4 hindurchführt) in

1) Ein kurzes Gebet an Savitar, welches die Mutter des Veda heisst, die sog. Gâjatrî oder Sâvitrî, ist die ständige Gebetsformel der Brahmanen geworden, welche vor jedem Geschäft, zumal vor dem Lesen des Veda zu sprechen ist. Sie lautet: „Möchten wir diesen wünschenswerten Glanz des Savitar empfangen, des Gottes, der unsere Gebete fördern soll" (Rigv. 3, 62, 10 nach Kägi).

der Regel hier zurück hinter dem Verlangen nach Förderung irdischer Zwecke.

Auch unter dem Namen Pûschan (Ernährer?) wird die wohltätige Kraft der Sonne verehrt. Er ist der Hirte am Himmel, der allen Wesen reichliche Nahrung und Labung spendet, der freigebige Gott, dem der Geiz zuwider. Zugleich wacht er sorgsam über seinen Herden, dass ihm keins verloren gehe. Sein Wagen wird von Ziegenböcken gefahren; man opfert ihm, da er zahnlos, Gerstenbrei. Angerufen wird er besonders als Beschirmer auf gefährlichen Wegen; er verjagt die Wegelagerer und Raubtiere und lässt den rechten Weg finden. Da er der himmlischen Pfade so kundig ist wie der irdischen, so leitet er auch sicher die vom Leben Abscheidenden zu den Gefilden der Seligen, als Hermes *ψυχοπομπός*, wie übrigens auch Savitar (s. oben).

Auch Vischnu, der später so stark hervortritt, während er im Veda selten erscheint, ist ursprünglich eine solare[1]) Gottheit, der Beherrscher des weiten Raumes und der höchsten Höhe. Gerühmt wird stets von ihm, dass er mit drei Schritten die Welt durchmessen habe von der Erde bis zur höchsten Höhe (I, 22 E), auf seinen Fusstapfen Süssigkeit zurücklassend. In der obersten Sphäre, wo er die Sonne hingesetzt hat und wo die hörnerreichen Stiere (= strahlenden Gestirne) sich ergehen, ist der Wohnort der Seligen, wohin die Beter zu gelangen wünschen (1, 154, 5 f.).

Besonders anmutig wird Uschas = Eos, Aurora, die Morgenröte, geschildert als die holde, reizende Jungfrau, welche das Tor des Himmels aufschliesst, die Nacht mit ihrem Grauen vertreibt, alles froh und munter macht. Sie fährt auf einem mit roten Kühen oder Rossen bespannten Wagen. Dieselben sind Bezeichnungen der rötlichen Morgenwolken; im selben Sinn heisst Uschas „die Herrin des Kuhstalls“ (3, 61, 4). Der ewig jugendlichen Jungfrau folgt der Jüngling Sonnengott. Für Kultus und Religion hat sie, wie überhaupt die Göttinnen des Veda, weniger Bedeutung als die grossen Götter und ist mehr poetische Gestalt. Doch wird sie oft beim Frühopfer besungen und auch um Gaben angerufen. z. B.

1, 48. 9. O Himmelstochter, strahle her,
mit hellem Glanz, o Morgenrot,
und führe du uns vieles schöne Glück herbei,
aufleuchtend bei dem Opferfest.
10. Denn jeden Wesens Hauch und Leben ist in dir,
wenn du erstrahlst, o herrliche,
die du mit hohem Wagen hell dich zeigst,
hör, Gabenreiche, unsern Ruf!
11. Gib Reichtum denn, o Morgenrot,
der herrlich bei den Menschen glänzt,
mit diesem fahre zu der Frommen Opfern her,
zu dem, der dir Gesänge weiht.

---

1) Bezweifelt wird dies von Oldenberg 228 f., der den weiten Raum als Grundvorstellung ansieht, da die gewöhnliche Deutung der drei Schritte, Aufgang, Höhestand, Untergang der Sonne, nicht zur Schilderung des unentwegt aufsteigenden Gottes passe.

Endlich sind zu nennen die am Morgen zuerst lichtbringend hervortretenden Ashvin, Rosseherren oder Rosselenker oder Ritter, ein Zwillingspaar, welches den Sonnenwagen zieht, oder auf gedankenschnellem Wagen stehend geschildert ist, den die holde Surjā, die Tochter des männlichen Sonnengotts Surja betritt, um welche diese Ritter freien. Das natürliche Phänomen, welches ihnen entspricht, ist nicht mehr deutlich zu erkennen. Nach gewöhnlicher Ansicht wären es die ersten hervorbrechenden Lichtstrahlen; nach Oldenberg der Morgenstern, der um seiner Beziehung zum Abendstern willen dualistisch gedacht wäre[1]), wobei aber seltsam, dass dieses Phänomen sich dem Auge nie paarweise darstellt, während diese Ashvin nie anders vorkommen. Jedenfalls sind sie die frühesten Boten des nahenden Tageslichts, den Schiffern und Kranken, welche den Tag herbeisehnen, hoch willkommen; daher überhaupt hilfreiche Mächte in der Not und bei Krankheiten und Gebrechen. Viele Errettungen und Heilungen werden ihnen zugeschrieben[2]). Sie heissen die Wahrhaftigen und Treuen. Sehr oft werden sie als die hurtigsten gepriesen, welche beim morgendlichen Milchopfer sich einstellen.

Die zweite Sphäre ist die Luftregion zwischen Himmel und Erde. Während in der Lichtregion des Himmels ungetrübte Harmonie waltet, ist diese Mittelsphäre das Gebiet des Kampfes, wo die den Menschen und Göttern feindlichen Dämonen die Rakschase und Asuras[3]) ihr Wesen treiben, die von den guten Göttern zum Wohl der Menschen überwunden werden. Aus den Göttern dieser Sphäre hat sich einer mehr und mehr zum Hauptgott aufgeschwungen, Indra, der Gott des Gewitters, der mit dem Donnerkeil bewaffnete Kämpfer. Ein Einfluss des indischen Klimas auf diese Erhebung Indras lässt sich schwerlich leugnen. Wurden im rauhen Iran die feindlichen Mächte als Geister der Finsternis gedacht, so sind sie jetzt in der Regel neidische Kobolde, welche den Regen hindern, indem sie die Wolkenkühe wegtreiben und in Felsenhöhlen gefangen halten[4]). Das schliesst nicht aus,

1) Oldenberg, Rel. d. Veda S. 207 ff.

2) Siehe die Beispiele bei Kāgi, Rigveda[2] S. 70 ff.

3) Asura ist in ältern Vedaliedern beliebter Beiname des Varuna-Mitra (entsprechend dem avestischen Ahura), dagegen in jüngern Vedatexten sind die Asuras feindliche Dämonen. Vgl. oben S. 14.

4) Muir, Or. S. T. V, 98 schreibt: Die Entstehung so vieler bildlicher Darstellungen (dieses Themas) ist vollkommen natürlich und leicht verständlich, besonders für solche, die in Indien gelebt und die Erscheinungen der Jahreszeiten dieses Landes kennen gelernt haben. Am Ende der langen heissen Periode, wenn jedermann sich nach Regen sehnt zur Befeuchtung der Erde und Abkühlung der Temperatur, ist es oft äusserst peinlich, die Wolken Tag um Tag sich sammeln und am Himmel vorüberziehen zu sehen, ohne ihren Inhalt zu entladen. Und in der frühen Periode, wo die vedischen Hymnen gedichtet wurden, war es eine den übrigen Vorstellungen, die man hatte, ganz entsprechende Idee, dass eine böswillige Macht dabei die Hand im Spiele habe und den Regen zu fallen verhindere, dessen die verschmachteten Felder so dringend bedurften usw. (bei Kāgi S. 176).

dass diese feindlichen Mächte auch noch als Bekämpfer des Lichtes erscheinen. Dies ist die ältere Vorstellung, die sich auch noch erhalten hat.

Der schlimmste der Dämonen, den er besiegt hat, heisst Vritra („Feind"); Indras Heldenkampf mit diesem Ungetüm, das in Schlangengestalt gedacht wurde, daher auch Ahi „Schlange" ein solcher Name des bösen Dämons ist, wird oft besungen. Mit dem Donnerkeil hat der Gott den Unhold zerschmettert, und dadurch den Wassern freie Bahn gemacht, die sich nun über das Land ergossen, während Vritra sie zurückgehalten hatte. Diese Wasser sind als irdische Flüsse, die sieben Ströme, dargestellt; doch ist kein Zweifel, dass man sie sich mit den vom Gewittergott entfesselten himmlischen Wassern in Zusammenhang zu denken hat[1]).

In einem andern Mythus heissen die Feinde Indras die Pani (die „Geizigen"). Sie haben geraubte Kuhherden in einer Höhle in Verwahrung und verweigern die Herausgabe derselben der als Botin von Indra ihnen zugeschickten Sarama[2]), welche die Kühe für den Gott in Anspruch nimmt. Sie vertrauen auf die Festigkeit ihrer Burg und die Schärfe ihrer Waffen. Allein der furchtbare Indra, vor dessen Hauch die beiden Welten beben, kommt heran, verbündet mit den Angiras[3]), er spaltet den Berg und wirft die Wälle nieder. Die Höhle tut vor Schrecken sich auf, und der Gott treibt die Kühe heraus. Vala, der Dämon der Höhle, trauert um die ihm geraubten Kühe. Auch der eigentliche Sinn dieses Mythus kann nicht zweifelhaft sein. Er schildert die Freude über die dank dem Gewittergott endlich wieder sichtbar gewordenen Regenwolken. Die Priesterschaft, welche ihre Herkunft von den Angiras ableitete, hat darin allerdings einen Sieg ihrer Vorfahren über die geizigen Landesbewohner gesehen, welche ihrer Zunft die gewünschten Kühe nicht selten vorenthielten. Allein dies ist spätere Ausdeutung, welche dem Naturmythus nicht gerecht wird. Diesen selbst jedoch möchte Oldenberg[4]) anders deuten, nämlich von der Gewinnung des morgendlichen Lichtes, dessen Zeugen die roten Kühe sein sollen. Allein der gewaltig die Festen der Erde erschütternde Kampf des Gewittergottes würde dazu nicht passen, und man müsste dann diesen Mythus dem Indra absprechen. Dass jedoch in diesem die Auffindung des Lichtes, der Morgenröte und Sonne mit der jener Kühe verknüpft erscheint und von Indra gerühmt wird, er setze das Sonnenlicht an den Himmel u. dgl., lässt sich daraus erklären, dass er nach seinem Sieg die verdunkelte

1) Auch Oldenberg S. 135 ff., der in diesem Mythus des Rigveda nur die Spaltung irdischer Berge und die Befreiung irdischer Flüsse findet, gibt doch zu, dass dem ursprünglichen Inhalt nach dieser Mythus das Gewitter meinte (S. 141). So haben ihn auch die Spätern allgemein verstanden.

2) Sarameja von Kuhn mit *Ἑρμείας*, dem Götterboten, kombiniert.

3) Vgl. *ἄγγελος* als Mittelwesen zwischen Himmlischen und Irdischen. Die Angiras werden von den Priestern als Ahnherren in Anspruch genommen.

4) Rel. d. Veda S. 143 ff.

Sonne um so heller wieder erstrahlen lässt. Auch ist nicht zu vergessen, dass man ihm als oberstem Gott alle Werke der Natur, auch die Prädikate Varunas, beilegte, obwohl er von Haus aus speziellere Bedeutung hat.

Indra ist in den Hymnen des Rigveda neben Agni der gefeierteste, der am meisten besungene und am reichlichsten mit Kultus bedachte Gott. Er fährt nach deren Schilderung auf einem von zwei fuchsfarbigen Rossen gezogenen Wagen, welche Pfauenfedern als Haare haben (Anspielung auf die Wetterwolken) und trägt den furchtbaren Donnerkeil in der Hand, womit er die Erde erschreckt und seine Feinde erlegt; auch mit Lanze, Bogen und Pfeil ist er bewaffnet. Als der Gott, der den alles befruchtenden Regen erwirkt, gewährt er reichliches Gut, wenn man ihm den Somatrank opfert, nach welchem er begierig ist. Mehr als die meisten vedischen Götter ist er dabei von der ursprünglich ihm entsprechenden Manifestation in der Natur abgelöst und menschenähnlich gefasst worden. Das hängt damit zusammen, dass er, was seinem Naturell entspricht, der eigentliche Kriegsgott war, dessen Heldentaten die Männer zu den ihrigen entflammten und von dessen Hilfe sie im Kampfe alles erwarteten. So wurde er der vertraute Kampfgefährte, der Genosse beim Zechgelage und hilfreiche Verbündete der arischen Krieger, der ihnen den Sieg über die Dasju, die dunkelfarbigen Landesbewohner, verlieh. Aber auch wo sie sich untereinander bekämpften, suchte jede der Parteien die Gunst Indras zu gewinnen, welcher den Sieg verleiht im blutigen Streit wie im Wettkampf des Wagenrennens (8, 69). Er ist der eigentliche Nationalgott der arischen Inder. Nicht befremden kann es dabei, dass man nach indischer Weise ihm alle göttlichen Attribute beilegte, ihn Träger der Erde, Stütze des Himmels usf. nannte, zumal er tatsächlich die andern Götter überflügelte und auch Varuna zurückdrängte. Beispielsweise seien angeführt:

1, 7. 1. Den Indra preist der Sänger Schar,
mit Preisgesang die preisenden,
den Indra laut der Jubelchor.
2. Indra mit seiner Füchse Paar,
dem Wagen, der aufs Wort sich schirrt,
der goldne Indra mit dem Blitz.
3. Die Sonne liess er, weit zu schauen,
am Himmel steigen, er zerschlug
den Fels und liess die Kühe frei.
4. Hilf in den Schlachten, Indra, uns,
im Kampf, der tausend Schätze bringt,
mit mächt gen Hilfen, Mächtiger!
5. Im grossen Kampfe rufen wir
den Indra und im kleinen auch,
den Freund, der auf die Feinde blitzt.
6. Eröffne jenen Kessel uns,
die Wolke, du, der alles schenkt,
o Starker, Unbezwinglicher!
Es steigen höher Stoss auf Stoss
des Blitzers Indra Lieder auf,
nicht geht mir fehl sein Preisgesang.

8. Wie Herden ein gewalt'ger Bull,
regt er die Völker an mit Macht,
unwiderstehlich, er der Herr.
9. Von allem, was da lebt, allein
ist's Indra, der in seiner Hand
der fünf Geschlechter Güter hält.
10. Wir rufen euch den Indra her
von allen Orten, jedem Volk;
uns sei er eigen, keinem sonst.

1, 16. 1. Die Füchse mögen Indra, dich
herfahren zu dem Somatrunk,
den Stier die Sonnenäugigen.
2. Hier sind die Körner fettdurchtränkt:
den Indra fahr das Füchsepaar
auf schnellstem Wagen zu uns her.
3. Den Indra rufen morgen wir,
den Indra in des Fests Verlauf,
den Indra zu dem Somatrunk.
4. Komm, Indra, her zu unserm Trank
mit dem bemähnten Füchsepaar:
dich rufen wir beim Somasaft.
5. Komm her zu unserm Lobgesang,
zu diesem ausgepressten Saft,
und wie ein durst'ger Büffel trink.
6. Die Somatropfen stehen hier
gepresst, o Indra, auf der Streu,
zu deiner Stärkung trinke sie.
7. Zuerst sei sehr willkommen dir
dies Loblied und ergreif dein Herz,
dann trink den ausgepressten Trank.
8. Zu jedem ausgepressten Saft
kommt Indra zu berauschen sich,
der Vritrafeind zum Somatrunk.
9. Erfülle unsre Wünsche du
durch Ross und Rind, vielwirkender,
dich woll'n wir loben andachtsvoll.

Dieses Lied, wie unzählige andere, zeigt uns die starke Neigung des Gottes zu seinem Lieblingsgetränk, dem Soma. Dieser Saft wird zwar auch andern Göttern zum Opfer bereitet, aber namentlich dem Indra. Er spielt im Kultus des Veda wie im Avesta (haoma) eine grosse Rolle. Es ist der berauschende Saft einer auf den Bergen wachsenden Pflanze[1]), die nach der Sage ein mythischer Vogel (Adler) vom Himmel geholt hat. Man übergoss diese Stengel mit Wasser, dass sie aufschwollen, legte sie dann auf eine durchlocherte Platte und presste mit Steinen den Saft heraus; dann seihte man ihn durch ein Sieb aus Schafwolle. Darauf mischte man ihn mit Gerstenkörnern und Milch und goss ihn sogleich oder nach eintägiger Gärung den Göttern hin auf die Streu, auf welcher sie sitzend gedacht wurden. Die feurige, berauschende Kraft jenes Saftes hat ihn offenbar für etwas Göttliches gelten lassen. Dabei muss er ursprünglich ein auch von den Menschen mit Lust genossener Trank (wie der Meth bei den

1) sacrostemma acidum oder asclepias acida.

Nordländern) gewesen sein. Da jedoch das Land, wo die Iranier die Pflanze reichlich auf den Bergen gefunden hatten, klimatisch von Indien, namentlich von den tieferen Tälern und Ebenen des letztern sehr verschieden war, so mussten die nach diesem Lande vordringenden Arier bald auf den Genuss verzichten, behielten aber das Opfer an die Götter in der alten Form bei, so zwar, dass sie allmählich andere, ähnliche Pflanzen dafür brauchten[1]).

Stark tritt bei Indra die Abhängigkeit des Gottes vom menschlichen Opfer hervor. Er wird durch den Trunk erst zu seinen Taten gestärkt. Vom feurigen Soma berauscht, verrichtet er das Wunderbarste und ist zu allen Spenden an seine Verehrer aufgelegt. Man scheute sich nicht, die Trunkenheit Indras bis ins Drollige auszumalen, wie 10, 119 zeigt. — Folgerichtig wurde denn auch dem Soma selbst, der so grossen Einfluss auf die Götter hat und auch, als Nektar genossen, den Menschen Unsterblichkeit verleiht, eigentliche Gottheit beigelegt und er als Gott besungen.

8, 68. 1. Dieser tät'ge, unerfasste
Soma, quellend, allbesiegend;
Dichter, Priester voll Begeistrung.
2. Er umhüllet, was da nackt ist,
Heilet alles, was da krank ist;
Blinde sehen, Lahme gehen.
3. Du, o Soma, reichest Schutzwehr
vor den selbsterzeugten Leiden,
vor den anderwärts entstammten.
7. Sei du freundlich uns und gnädig,
treu behütend, unversieglich,
Soma, sei zum Heil dem Herzen.
8. Setz uns nicht in Schrecken, Soma,
lass uns fürchten nicht, o König,
schlag nicht unser Herz im Zorne!
9. Wenn in meinem eignen Hause
ich die Götterhasser sehe,
König, so verjag die Feinde,
gnädig jage fort die Bösen!

Als feuriger Saft steht Soma in naher Beziehung zu Agni, ebenso zu den lichten Gestirnen; in jungen Liedern des Rigveda wird er speziell mit dem Monde indentifiziert, welcher sich mit der Sonne (weibl.) vermählt. Das Niedertauen des himmlischen Saftes mochte man dem Einfluss des Mondes zuschreiben; doch ist die Wirkung des Trankes Ausgangspunkt der Vergötterung des Soma, welcher schwerlich als eigentliche Mondgottheit bezeichnet werden kann[2]).

Indras Begleiter sind noch andere alte Wind- und Regengötter. Der stärkste unter ihnen ist Rudra, Gott des Unwetters[3]). Sein Glanz und seine Stärke werden gepriesen. Er wird besonders

1) Vgl. Roth, ZDMG 1881, S. 680 ff. und 1884, S. 134 ff.
2) Vgl. übrigens Oldenberg, Rel. des Veda S. 177. 183 ff. 599 ff.
3) Oldenberg leugnet diesen Charakter des Gotts (S. 216 ff.). und erklärt ihn als Berg- und Waldgott. Dann muss aber jedenfalls mit ihm die Vorstellung des Sturmes und Ungewitters verbunden gewesen sein.

gefürchtet, weil er mit seines Blitzes Pfeilen oder seinem Speer Männer und Kühe tötet. Er sendet die Krankheiten, wendet sie aber auch ab. Und da er die Luft reinigt, gilt er als der beste der Ärzte, den man anruft, um durch seine Heilkraft langes Leben zu erlangen. Er ist ein weiser Gott, der tausend Heilmittel weiss, aber er behält etwas Wildes und erregt Grausen. Sein Revier sind Wald und Berg, die Wildnis. Ganz besonders wird ihm das Vieh empfohlen. Sein ungestümes, wildes Wesen wurde nachher auf den spätern Gott Shiva übertragen.

Rudra heisst der Vater der Maruts[1]), deren stärkster er ist. Diese sind die Begleiter und Mitkämpfer des Gottes Indra, selber eine vom heranziehenden Gewitter entnommene Vorstellung. Die wilde Schar zieht aus der Ferne am Himmel herauf, geschmückt mit goldenen Geschmeiden und funkelnden Waffen. Vor ihre feurigen Wagen sind weissgefleckte Kühe oder Hirsche und Gazellen gespannt. Sie heissen „die Sänger des Himmels" vom rollenden Donner, der auch von ihren Wagenrädern abgeleitet wird. Sie schiessen ihre Pfeile und Wurfspiesse auf die Feinde, melken aber auch ihre Mutter Prishni, „die bunte" Kuh, die Wetterwolke und spenden so den ersehnten Regen. Auch die häufige Anrufung der Maruts ist ein Beweis, wie verlangend man nach der Wohltat des Gewitters ausschaute, in welchem man das Walten wilder, aber wohltätiger Mächte sah.

5, 60. 1. Den güt'gen Agni preis ich mit Verehrung;
hierher gesetzt, verteil er unsre Opfer;
ich spende wie mit gutbeladnem Wagen;
der Maruts Lob vollführ ich rechtsgewendet.

2. Wenn sie bestiegen die gepriesnen Hirsche
und schnellen Wagen, sie, die lichten Maruts,
dann bücken sich aus Furcht vor euch die Wälder,
die Erde selbst erbebt und das Gebirge.

3. Es fürchten sich die mächtig hohen Berge,
des Himmels Gipfel bebt bei euerm Toben;
wenn ihr, o Maruts, speerbewaffnet tanzet,
dann strömet ihr vereint wie Wasserwogen.

4. Mit Goldgeschmeide schmückten sie die Leiber
nach ihrer Art, wie reichgeborne Freier;
die prangenden, die starken legten Lichtglanz
an ihre Wagen und an ihre Leiber.

5. Zu hohem Glück erwuchsen sie als Brüder
zugleich, es war kein ältester noch jüngster;
schön wirkend war ihr junger Vater, Rudra,
den Maruts reich an Mild und freundlich Prishni.

6. Wenn ihr, o reiche Maruts, seid im höchsten,
im mittlern oder auch im tiefsten Himmel,
von dort, o Rudras, kommt, und du auch, Agni,
beachte diese Speise, die wir opfern.

7. Wenn Agni du und Maruts, ihr allwissenden,
vom hohen Himmel fahret durch die Berge hin,
dann schenkt erfreut, o Stürmer, feindverzehrende,
dem Opfernden, dem Somapresser reiches Gut.

1) Der Name wurde schon mit Mars kombiniert.

8. Trink Soma, Agni, freudig mit den leuchtenden,
den jubelnden, den Maruts, die in Scharen gehn,
den flammenden, den all erfreu'nden, emsigen,
o Männerhort, vereint mit Licht von alters her.

Diesem Mittelreich der Lüfte gehören auch an Vâtu oder Vâju, der Wind, der am Morgen zuerst erwacht, ebenso der eigentliche Regengott Pradschanja, angerufen z. B. 5, 83. Auch die Ribhu, die drei Genien der Jahreszeiten, welche sich durch ihre Kunstfertigkeit Unsterblichkeit erwarben, indem sie z. B. den wunderbaren Wagen der Ashvin geschaffen haben und auch sonst mit dem Götterkünstler Tvaschtar, welcher Indras Donnerkeil verfertigt hat, an wunderbarer Geschicklichkeit wetteiferten.

Auf der Erde endlich ist ein göttliches Wesen, das sich der grössten Zuneigung der Menschen erfreut und den Mittelpunkt des Kultus bildet. Agni (= lat. ignis, Feuer), an den die grösste Zahl der Hymnen des Rigveda gerichtet ist. Das Feuer ist aber himmlischer Abkunft; es ist im Grund dasselbe göttliche Wesen, das in der Sonne glänzt; auch die mittlere Sphäre durchzuckt es in der Gestalt des Blitzes; auf der Erde wurde es durch besondere Gunst des Himmels heimisch, schlummert im Holz, und wohnt in den Wassern. So ist Agni das die Sphären verbindende Element, das zwischen Göttern und Menschen, Himmel und Erde vermittelt. Agni ist der Bote, welcher als Opferfeuer die Opfergaben und Gebete der Menschen den Himmlischen überbringt; anderseits fährt er die Götter hernieder zum Opferschmaus und Somatrunk.

Von Agnis Herniederkunft auf die Erde verlautet, Matarishvan, der Bote des Vivasvant[1]), habe ihn heruntergebracht, so dass Agni hier noch mehr sächlich als persönlich erscheint. Es mag dabei an das Niederfahren des Blitzes gedacht sein. Und wenn auffälligerweise das Wasser als sein Wohnsitz angesehen wird, so kommt dafür in erster Linie die nasse Wolke, das himmlische Wasser in Betracht, wo er haust; man dachte ihn dann aber auch in den irdischen Gewässern wohnend, in welchen ja der himmlische Lichtglanz sich spiegelt. Wunderbar erschien es, dass die Menschen das Feuer erzeugen können, was gewöhnlich durch Reiben zweier Holzstücke geschah. Das weichere dieser beiden heisst die Mutter Agnis, in deren Schoss er verborgen schlummert, bis er, durch Reibung geweckt, daraus hervorbricht. So wird Agni jeden Morgen neu geboren, ist der jüngste der Götter, aber zugleich der älteste, Vater der Götter, Schöpfer des Alls. Er trägt ebenfalls diese Attribute anderer Götter — worin sich wieder das Bedürfnis nach einheitlicher Auffassung der Gottheit zeigt. Aber auch mit der Welt, und insbesondere mit dem Menschen sucht der Arier die Gottheit innerlich zu verbinden. Darum steht ihm Agni so hoch, der Priester, welcher das Opfer vermittelt. Auf seinen Kultus wird die grösste

1) Der Geist des aufleuchtenden Tageslichts; da er Jamas Vater ist, betrachtet ihn Oldenberg vielmehr als den ersten Menschen der opferte.

Aufmerksamkeit verwendet, wie dies sicher schon in der Zeit vor der Trennung von den Iraniern der Fall war, und im Veda kann nicht genug besungen werden, wie durch der Menschen Hand hervorgerufen, der schöne goldlockige Knabe hervorspringt, wie er durch die mit langstieligem Löffel ihm zugegossene Butterspeise hoch entfacht, an dem aufgeschichteten Holzstoss, mit scharfer Zunge ihn leckend, emporloht, und wiehernd wie ein Ross zur Höhe fährt. Durch seine Zunge geniessen die Götter das Opfer, oder er fährt sie selber auf feurigem Wagen hernieder auf die ihnen zubereitete Streu, wo sie den Somatrank geniessen.

Dass dieser am meisten in des Menschen Hand gelegte Gott, der priesterliche neben dem kriegerischen Indra, im Lauf der vedischen Zeit am meisten Kultus gefunden hat, darin offenbart sich die Tendenz, das Göttliche mit dem Menschen in die innigste Verbindung zu bringen und vom Kultus des Menschen abhängig zu denken. Zugleich ist Agni der im Hause heimische, wo das Feuer des Herdes sorgsam unterhalten wird, eine friedlich wohltätige Macht, der man alles Gute zutraut, ein rechter Hausfreund.

Als Proben, wie er angerufen wird, mögen folgende Stücke dienen:

3, 19. 1. Den Agni wähl zum Priester ich beim Mahle,
den raschen, klugen, kundigen, allweisen;
er opfre uns beim Gottesdienst aufs beste,
schenkt Gaben uns zum Reichtum, zur Erquickung.
2. Dir streck ich, Agni, hin den trankgefüllten,
den gabenreichen, schmucken Butterlöffel;
nach rechts herum die Götterschar sich wählend,
versah das Opfer er mit guten Gaben.
3. Wen du begünstigst, der wird schärfern Geistes,
und du, o Spender, spend ihm Kinderreichtum;
wir seien im Besitz des reichsten Schatzes
von dir, o Agni, anerkannt, dem guten.
4. An dich ja fügten viele Glanzgestalten
die Menschen, Agni, die dich, Gott, verehrten;
drum fahre, jüngster, her die Götterallheit,
dass heute du die Himmelsschar verehrest.
5. Weil dich zum Priester bei dem Mahle salbten,
zu opfern dich die Götter niedersetzten,
so sei, o Agni, du uns hier ein Helfer,
und füge schönes Glück an unsre Leiber.

1, 69. 1. 2. Der lichte leuchtend — der Uschas Buhle,
füllt beide Welten — wie Licht des Himmels;
geboren ragtest — an Kraft hervor du
der Götter Vater — obwohl ihr Sohn doch.
3. 4. Es kennet Agni — der treue Sorger,
der Kühe Euter — der Tränke Labsal,
der anzuflehn ist — als Freund dem Menschen
sich lieblich setzend — in Hauses Mitte usw.

Eine Analogie zur Vergötterung des Opferfeuers (dessen himmlischer Ursprung allerdings nicht zu vergessen ist) lieferte uns schon die des Somatranks. Später wurde sogar der Opferlöffel göttlich gepriesen. Aber schon früher findet sich eine merk-

würdige Vergötterung des Gebets oder der priesterlichen Beschwörung, Brahman, woraus später der Gott Brahma hervorgegangen ist. Im Rigveda finden sich Hymnen an Brahmanaspati oder Brihaspati, den „Gebetsherrn“ Die kultische Gebetshandlung oder vielmehr ihre innere Kraft ist zur mächtigen Gottheit geworden, was bei der magischen Wirkung, die man ihr zuschrieb, nicht befremden kann. Alle Götter zeigen sich ja mehr oder weniger von diesem Kultus abhängig. Von diesem Genius des Gebets werden daher alle Taten Indras und der andern Götter gerühmt. Er umfasst das All mit seinem Walten; mit seiner Kraft und seiner Stimme hält er die Enden der Erde, bläst die Mächte der Finsternis auseinander und verschafft den Menschen Reichtum. Offenbar liegt darin mehr als der kindliche Glaube an die Macht des Gebetes. Das echt Heidnische und Indogermanische dabei ist, dass die menschliche Kultushandlung (freilich nicht bloss äusserlich gefasst) als welt- und götterbestimmende erscheint.

Ausser den genannten sind noch manche mehr untergeordnete Mächte, Luft-, Flussgötter und dergleichen in den Hymnen genannt. Die Zahl der Götter wird nach einem Schema auf 33 angegeben[1]) (wovon 11 jeder Sphäre angehören); doch lassen sich dieselben nicht mit Bestimmtheit aufzählen, da die meisten dieser Gestalten flüssig sind, sich zu neuen Gottheiten besondern und wieder ineinander übergehen. Im allgemeinen sind die Götter einander befreundet, befördern das Gute und beschirmen gemeinsam ihre Verehrer. Ein festes System von göttlichen Gestalten, welche gegeneinander wohl abgegrenzt und in ihrem Verhältnis zueinander bestimmt wären, wie ein solches im homerischen Hellas gegeben war, existierte in Indien nie, am wenigstens zur Zeit der Hymnendichtung. Aber deutlich ist bei aller Mannigfaltigkeit der Phantasiegebilde eine gewisse Einheit in der Auffassung des Göttlichen, die nicht erst das Ergebnis späterer Entwicklung ist, sondern schon von Anfang an sich darin äussert, dass Eine Gottheit, ob auch nicht immer dieselbe, alles dominiert. Der uralte Dienst des lichten Himmels, wie er auch in Iran zu finden, tritt uns in der vedischen Verehrung Varunas entgegen, und Beachtung verdient, dass gerade die ältesten Gottheiten, vor allem Varuna, dann auch die mit ihm verbundenen Lichtgötter, auch ethische Bedeutung haben. Dies ist ein Erbe aus dem gemeinsamen Kultus der Arier.

Im Gegensatz dazu hat sich der Indramythus und -kultus erst in Indien so entwickelt, wie er in den Liedern vorliegt. Mag auch der iranische Dämon Andra mit ihm ursprünglich identisch sein, so ist doch eben das allherrschende Hervortreten Indras etwas Späteres, was, wie wir sahen, teils im Klima Indiens, teils in den dortigen politischen Verhältnissen begründet lag. Bei den Kriegen, welche die Arier dort gegen die dunkelfarbigen Landesinsassen zu führen hatten, bedurften sie des Beistandes eines kampfesfreudigen

1) Vgl. Kägi, Rigveda[2] S. 171.

Gottes, wie der heisse Himmel des tropischen Landes sie nach den Spenden des Gewittergottes verlangend machte. Nun wird allerdings diese Bildung eines Nationalgottes und die Zurückdrängung des lichten Himmelsgottes durch denselben als eine allmähliche zu denken sein. Es ist auch nicht gesagt, dass in allen Stämmen des nach Indien vorgedrungenen Volkes sie gleichzeitig und gleichmässig stattfand. Einen akuten Gegensatz zwischen Varuna- und Indradienst kennt der Brahmane denn auch nicht, sondern echt indisch läuft beides noch in der spätern Zeit der Vedareligion nebeneinander her. Immerhin zeigen sich gewisse Spuren des Bewusstseins, dass in dem jüngern Indradienst dem Varunakultus ein Rivale, ja ein Verdränger erwachsen sei, so in den Liedern 4, 42 und 10, 124, von denen das erstere die beiden Götter wetteifernd nebeneinander treten lässt, indem Varuna Strophe 1—4, Indra 5, 6 spricht:

4, 42. 1. „Ich bin der König, mir gehört die Herrschaft,
dem Allbeleber alle Götterscharen;
die Götter folgen Varunas Geboten;
der Menschen höchsten Zufluchtsort beherrsch ich.
3. Ich bin, o Indra, Varuna, und mein ist
das tiefe, weite, segensreiche Weltpaar;
als weiser Künstler schuf ich alle Wesen,
den Himmel und die Erde, ich erhielt sie.
4. Ich liess die triefenden Gewässer schwellen,
befestigte im heilg'en Sitz den Himmel;
der heilige Aditja hat gebreitet
durch heil'ges Werk den dreigeteilten Weltraum."
5. „Mich rufen an die rossbegabten Männer,
im Kampfe mich die eilenden, erlesnen.
Ich mächtiger errege Schlacht, ich, Indra,
reg auf den Staub von übermächt'ger Kraft ich.
6. Das alles tat ich und der Götter Kraft selbst,
sie hemmet nimmer mich, den unbezwungnen.
Wenn Tränke mich erfreuten und die Sprüche,
so beben beide unbegrenzten Räume."

Das andere Lied, eines der jüngsten, 10, 124, ist geradezu eine Absage des Beters an Varuna zugunsten des Indra, der jetzt die Macht erlangt habe und mit reichen Opfern verehrt werde, während Varuna mit seinen Asuren leer ausgehe und dem Reiche des Indra sich einfügen müsse.

Ferner ist deutlich, dass diese Religion auch zur Einheit von Gott und Welt oder Natur tendiert. Alle die genannten Götter sind naturbefangen, wenn auch nicht in einzelne Naturerscheinungen gebannt, sondern ins Universale und ins Transzendente hinüberspielend. Diese Religion ist eine pantheistische, aber Pantheismus in Gestalt einer Volksreligion, wo die Unterscheidung einer Mehrheit göttlicher Wesen unerlässlich ist. Dies tritt uns auch entgegen, wenn wir das Verhältnis des Menschen zu ihnen näher ins Auge fassen.

b) Das Verhältnis des Menschen zu den vedischen Göttern.

Wie der Mensch hier die Gottheit noch in inniger Verbindung mit der Natur schaut, so unterhält er auch lebhaften Verkehr mit ihr. Das zeigen die Vedalieder, welche recht eigentlich Opferlieder sind, und deren grosse Zahl und Mannigfaltigkeit beweist, wie angelegentlich man den Umgang mit der Gottheit pflegte.

Die Opfer werden in der Regel vom einzelnen gespendet, dem Opferer oder „Opferherrn". Doch zeigt schon der Rigveda nicht mehr jenen anfänglichen Brauch, wie er noch in China uns entgegentritt, dass jeder selbst der Gottheit das Opfer rüstet und darbringt. Vielmehr verwalten berufsmässig geweihte Priester dieses Amt, und zwar Priesterfamilien, welche die Überlieferung des richtigen Ritus und Hymnus innehaben und aus welchen mit der Zeit die Brahmanenkaste hervorging. Dies ist wohl schon in der indogermanischen Periode so gewesen. In der indoiranischen müssen schon verschiedene Ämter der Priester sich ausgebildet haben. Dem vedischen Hotar, d. h. dem Priester, welchem die Rezitation der Hymnen beim Opfer oblag, entspricht im Avesta der Zaotar, welcher ebenfalls die Gathas vortrug. Neben dem Hotar sind in den Hymnen andere Priester genannt, denen die Pflege des Feuers und andere Verrichtungen zustanden. Erst später (noch nicht im Rigveda) kommt der Brahman vor, der das gesamte Opfer überwacht und allfällige formale Verstösse gutmacht als „der Arzt des Opfers".

Wie im Avesta bildet hier das Feuer den Mittelpunkt des Kultus. Wird es doch selber, wie wir oben aus der Anbetung Agnis sahen, als göttliches Element verehrt. Es übermittelt in der Regel den Göttern die Opferspende, welche aus nährenden Substanzen wie Milch, Butter, Reis, Gerste und dergleichen besteht. Bei grösseren Opferakten begnügte man sich bald nicht mehr mit einem Feuer, sondern zündete deren dreie an, deren jedes seine besondere Beziehung hatte: das „Feuer des Hausherrn" war das seines Herdes, das „Opferfeuer" war den Göttern geweiht, das „Südfeuer" den Dämonen und Ahnengeistern. Auch Tieropfer wurden dargebracht, besonders Rind, Ziege, Schaf. Das kostbarste und feierlichste war ein Rossopfer, welches der König bei festlichem Anlass spendete. Auch vom Menschenopfer finden sich Spuren, doch scheint dasselbe in der Zeit, von der wir handeln, schon ganz aufgehört zu haben[1]). Vom Soma, dem iranischen Haoma, war schon bei Anlass des Indrakultus (S. 22 f.) die Rede. Dieser berauschende Trank wurde nicht ins Feuer gegossen, sondern auf die Streu, wo die Götter sitzend gedacht waren — ebenfalls eine uralte Form der Oblation. — Zu gewissen Zeiten gab es regelmässige reichlichere Festopfer, so beim Beginn der drei Jahres-

1) Vgl. Weber, ZDMG 18, 252 ff.

zeiten, Frühling, Regenzeit, Herbst, aber auch schon an jedem Neu- und Vollmond.

Die Wirkung, die man von den Opfern erwartet, ist in der Regel die, dass es die Götter der Bitte der Opfernden geneigt macht, sie zur Spendung von Reichtum an Rossen und Kühen wie von Kindersegen und Gesundheit bewegt. Wird doch Indra erst recht stark und willig seinen Verehrern dergleichen zu erkämpfen und die bösen Feinde oder neidischen Geister niederzuschlagen, wenn er vom Somatrank aufgeregt und angenehm berauscht ist. Neben dem Bittopfer, das ganz vorherrscht, tritt kaum das Dankopfer hervor. Das Sühnopfer fehlt zwar nicht ganz, da besonders in den Gebeten an Varuna und die Aditja die Bitte oft auf Vergebung der Sünde und Erlassung der Schuld lautet. Auf die Opfer musste man sich durch Reinigungen und Fasten vorbereiten. Aber das eigentliche Moment der Sühnung ist sehr wenig ausgesprochen. Vergleicht man die vedischen Hymnen mit den hebräischen Psalmen, so fällt ausserdem auf, wie wenig um geistige Güter oder innere Gemeinschaft mit der Gottheit gebetet wird. Die äusseren Lebensgüter erschöpfen das ganze Interesse, und zu einem wirklichen Vertrauensverhältnis zwischen Mensch und Gottheit, das unabhängig von der äussern Kultushandlung bestände, kommt es nicht. Auch eine tiefere Demut vermisst man hier. Der Mensch ist sich eben einer gewissen Verwandtschaft mit den Göttern bewusst welche ihn ermutigt, sie für seine Zwecke in Anspruch zu nehmen, und dies geschieht mittelst der Kultushandlung. Zwischen Gott und Menschheit, Himmel und Erde, besteht keine unübersteigliche Schranke. Wohl sahen wir, dass bald dem Varuna, bald andern Göttern, die man ehren will, die Setzung von Himmel und Erde zugeschrieben wird. Rigv. 10, 121 findet sich ein Hymnus an Pradschâpati (Herr der Nachkommenschaft oder Zeugung), als den Weltschöpfer, den höchsten Herrn des Weltalls, dem nicht nur Menschen und Tiere, Himmel und Erde, sondern auch die Götter untertan sind. Allein solche Weltschöpfung ist nicht als freier Akt eines von der Natur unabhängigen Gottes zu verstehen, sondern mit Festhaltung der pantheistischen Grundanschauung. Diese tritt stärker hervor in einem Mythus, welcher die Welt aus dem geheimnisvollen Puruscha-Sukta, d. h. dem Opfer des Puruscha, ableitet. Letzterer ist der Urmensch, in welchem sich der Allgeist zuerst verkörpert hat; nicht ein individueller Mensch, sondern das kollektive Urbild der Menschheit und des Lebens, tausendköpfig und tausendfüssig. Die Götter und heiligen Männer opferten feierlich den Puruscha und zerteilten ihn. Aus diesem rätselhaften Opfer entsteht die Welt, Himmel und Erde, Sonne und Mond, Menschen und Tiere; aus dem Gesicht des Puruscha der Brahmane, aus den Armen der Fürst, aus den Schenkeln der Bauer, aus den Füssen der Shudra [1]).

1) Diese Darstellung findet sich Rigv. 10, 90, welches Lied aller-

Anderwärts ist es die Andacht, welche als göttliche Glut das Leben der Schöpfung weckt, oder das Gebet, durch welches die göttliche Weltregierung bedingt ist. Siehe oben S. 26 f. zu Brahmanaspati. Zwischen göttlichem und menschlichem Wort (des Priesters), zwischen göttlichem Geist und menschlicher Andacht (brahman) ist so wenig ein wesentlicher Unterschied wie zwischen himmlischem und irdischem Feuer. So wurde denn das irdische Element und Organ des Opfers (Feuer, Soma usw.) vergöttlicht, da die Götter sich davon so abhängig zeigten. Auch die irdischen Opferreste wurden als göttlich angesehen; sogar der Opferlöffel hat nach dem Atharvaveda den Himmel befestigt.

So kehrt sich mit der Zeit das Abhängigkeitsgefühl, welches der Mensch der Gottheit gegenüber hat, in sein Gegenteil um, in ein Bewusstsein der Abhängigkeit der Götter von der Welt und vom Menschen. Diese Erscheinung zeigt sich augenfällig, ob auch in charakteristisch verschiedenen Formen bei allen Ariern oder Indogermanen. Während die semitischen Naturreligionen in einer dumpfen Abhängigkeit von der in die Natur gebannten Gottheit verharrten, haben die Japhetiden, diese Träger der Kultur, das Göttliche zu sehr in sich selber verspürt, um nicht die vergötterte Natur sich untertan zu machen, dabei aber leicht die absolute Abhängigkeit von der Gottheit verloren.

Jene Vergöttlichung der Kultushandlungen führte zu einer sehr ausgebildeten Magie, welche in der spätern Zeit üppig wucherte und besonders im Atharvaveda vorliegt. Allerdings wird manches, was hier von Zauberformeln und -gebräuchen vorliegt, uralt und schon vor der Zeit der Hymnen in Übung gewesen sein. Allein nachweislich führte doch die eben angedeutete Auffassung des Kultus zu einer stetsfort sich steigernden Überschätzung des äusserlichen religiösen Aktes und damit zu rein magischer Auffassung des Verhältnisses zwischen Gott und Mensch, während im Rigveda noch eine idealere und ethischere Verehrung der guten[1]) Götter vorherrscht. Nur den untergeordneten, meist als schädlich angesehenen Geistern gegenüber war schon damals ordinäre Magie gebräuchlich.

Als erster Mensch auf Erden erscheint im Rigveda die Doppelgestalt von Jama und Manu. Der erstere (im Avesta Jima) mit seiner Schwester Jami kommt fast nur in Betracht als der erste, welcher gestorben ist und den Menschen den Weg ins Jenseits eröffnet hat, wo er jetzt das selige Totenreich beherrscht. Manu dagegen ist im historischen Sinn der Urvater des auf Erden lebenden Menschengeschlechts, insonderheit des arischen Volkes.

---

dings ein späteres Anhängsel, wie denn auch der Mythus in obiger ausgebildeter Gestalt einer jüngern Zeit angehört.

1) Die eigentlichen Götter galten durchweg als gute, wohltätige Mächte, deren Freundschaft man suchte. Eine Ausnahme macht etwa Rudra. Doch ist auch er nicht ohne wohltätige Wirkungen und sein Kultus daher nicht bloss Abwendungskultus.

Er hat zuerst das Opfer auf Erden eingeführt. Anderswo wird Vivasvant, der Vater Jamas, als der erste Opferer genannt, über dessen ursprüngliche Bedeutung die Ansichten geteilt sind[1]). Nach den einen wäre er der Gott des Morgenlichts, nach andern der Urmensch, also Doppelgänger von Jama und Manu. Die Anfänge der Menschheit verschmelzen sich eben mit der Götterwelt.

Wie die Welt kein regelloses Durcheinander ist, sondern ein durch das Rita, dass göttliche Recht, geordneter Kosmos, so haben nun auch die Menschen sich diesem Gesetz zu unterziehen, widrigenfalls sie der Strafe der Götter verfallen. Insbesondere Mitra-Varuna und die übrigen Aditja strafen das Böse und belohnen das Gute; doch auch Indra trifft die falschen Freunde mit seinem Wurfgeschoss und Agni ist ein besonderer Freund der Guten. Was die Götter hassen, ist vor allem die Unwahrheit und Untreue, während sie selbst „die Wahrhaftigen", „Treuen" heissen. Die Treue hat sich zu bewähren in dem Verhältnis der Menschen zueinander, der Kinder gegen die Eltern, der Gatten, Geschwister, Freunde unter sich. Übel angesehen werden von den Göttern namentlich auch die Geizigen, welche kärgliche Opfer spenden und gegen ihre Sänger und Priester knauserig sind. Aber auch durch Spenden an die Armen und Notleidenden macht man sich die Götter zu Freunden, während mitleidlose Härte sie erzürnt. Ein Loblied auf die Mildtätigkeit siehe 10, 117.

Die Sünden und Vergehungen der Menschen gegen das göttliche Gesetz fanden wir schon in den Liedern an Varuna nach ihren Arten unterschieden. Man war sich bewusst, mannigfaltig, mit und ohne Wissen, zu fehlen, ererbte und eigene Schuld in den Augen der Götter auf sich zu haben. Wenn Leiden und Missgeschick sich einstellten, flehte man deshalb zu Varuna um Vergebung für erkannte oder unerkannte Schuld. Allein die Gesamtanschauung ist noch eine optimistische. Eine tiefere Einsicht in die Verderbnis der Welt, wie bei den spätern Indern, oder in die der sündigen Menschheit, wie bei den Israeliten, ist hier nicht vorhanden. Die störenden Fehltritte können durch Gebet und Opfer ohne grosse Mühe unschädlich gemacht werden. Daher nimmt das Sühnopfer keinen blutigen Charakter an und tritt überhaupt die Notwendigkeit der eigentlichen Sühne wenig hervor. Auch die Furcht vor der Vergeltung im Jenseits beängstigt die Gemüter noch nicht stark.

Die Fortdauer der Seele nach dem Tode ist zwar etwas Selbstverständliches, und man hofft sogar auf ein recht positives Fortleben, nicht bloss ein schattenhaftes Dasein wie in der homerischen Vorstellungswelt. Aber im Unterschied von spätern indischen Anschauungen denkt man sich das jenseitige Leben fast immer als ein heiteres, glückseliges. Der Sterbende streift alle Unvollkommenheiten, alle Gebrechen des Leibes ab, um in der

1) Vgl. oben S. 25.

himmlischen Sphäre Gott Varuna und Jama, den Herrn der jenseitigen Menschenwelt (s. oben S. 31) zu schauen, sich mit den Opfergaben, die er hienieden dargebracht hat, zu vereinigen und mit den Seligen ein recht genussvolles Leben zu führen. Die Seligkeit erscheint als wenig vergeistigte Fortsetzung diesseitiger Glückseligkeit. Man trinkt Soma mit den Göttern und schwelgt in allen Freuden. Auch der Geschlechtsgenuss findet sich wieder. In einem Lied an Soma wird die künftige Seligkeit folgendermassen geschildert:

9, 113. 7.[1]) Wo unauslöschlich Licht erglänzt,
wo Himmelsglanz entzündet ist,
an den Ort bring mich, flammender,
der ewig unvergänglich ist.
8. Wo König ist Vivasvants Sohn,
und wo des Himmels Heiligtum,
wo ewig strömt der Wasser Born,
da mache du unsterblich mich.
9. Wo man durch Wunsches Kraft sich regt[2])
am dritten höchsten Himmelsdom,
wo glanzbegabt die Räume sind,
da mache du unsterblich mich.
10. Wo Wunsch zugleich Erfüllung ist,
und höchster Ort dem Flammenross[3]),
wo Sehnsucht und Befriedigung,
da mache du unsterblich mich.
11. Wo Freude, Lust und Wonne thront,
wo Fröhlichkeit und Seligkeit,
wo sich der Lust Verlangen stillt,
da mache du unsterblich mich.

Jama herrscht über dieses selige Reich als der erste der Menschen, der ihnen den Weg zu diesem glücklichen Lande erspäht und eröffnet hat. Varuna wird von den Seligen geschaut als der lichte himmlische Gott, der zugleich alles weiss und die Schuldlosen belohnt. Als Geleiter der Seele nach diesen sonnigen Gefilden erscheinen, wie wir sahen, Savitar und Puschan. Auch Agni ist Übermittler der Seelen aus dem Diesseits in das Jenseits, wie sich denken lässt, da ihm der Leib des Verstorbenen überantwortet wird. Denn das normale Verfahren bei der Bestattung war in diesem Zeitalter die Verbrennung der Leichen[4]). Doch

1) Nach Grassmann. Vgl. dazu auch Oldenberg, Religion des Veda S. 530 ff.
2) Wo man nach Lust sich bewegt, Oldenberg.
3) Der Sonne.
4) Den dabei befolgten Ritus siehe bei Oldenberg, Religion des Veda S. 570 ff. Die Sitte, die Witwe auf dem Scheiterhaufen des Gatten zu verbrennen, ist spätern Ursprungs. Mit Unrecht berufen sich die Inder dafür auf den Veda. Vielmehr wird in einem Totenliede (10, 18, 8) die Witwe aufgefordert, vom Platz der Bestattung ins Leben zurückzukehren, da die Ehe mit dem Toten nun vollendet sei. Ja, noch im Gesetzbuch des Manu (5, 156 u. 160) wird von einem tugendsamen Weibe nur verlangt, das es nach dem Tode des Gatten nicht mehr heirate, keines andern Mannes Namen nenne und in seinem Verhalten sich

kam auch Begräbnis vor, und es scheint dies der ältere Brauch gewesen zu sein. Wie der Tote bei der Bestattung angeredet wurde, zeigt

10, 14. 7. Geh vor, geh vor auf jenen alten Wegen,
auf denen unsre Ahnen heimgegangen,
die beiden Herrscher, die in Wonne schwelgen,
Gott Varuna und Jama sollst du schauen.
8. Vereine dich mit Jama und den Vätern,
mit jedes Wunschs Gewähr im höchsten Himmel;
von Fehlern frei geh ein zu deiner Heimat,
mit neuem Leib vereine dich erglänzend.
10. Lauf graden Wegs vorbei an den zwei Hunden,
der Sarama[1]), die bunt sind und vieräugig,
geh dorthin zu den gabenreichen Vätern,
die mit dem Jama in Genüssen schwelgen.
9. Geht fort von hier, verlasst ihn und zerstreut euch,
schon schufen Väter ihm die sel'ge Stätte,
den Ruheort, wo alle Tag und Nächte
des Segens Ströme fliessen, gibt ihm Jama.

Es ist eine Gunst der Götter, wenn sie den Menschen in diese Seligkeit eingehen lassen; allein man hofft zuversichtlich, dass sie dieselbe ihren aufrichtigen Verehrern gewähren und betrachtet das im allgemeinen unbedenklich als das Los der „Väter". Doch fehlt diesem Himmel der dunkle Gegensatz einer Hölle nicht ganz. Wer die Satzungen Mitras und Varunas frevelhaft verletzt, böse Feinde und treulose Gattinnen werden bedroht mit einem Aufenthalt in dunkler unterirdischer Kerkerhaft. Nur ist diese Hölle noch lange nicht so phantasiereich ausgemalt und tritt überhaupt viel weniger in den Vordergrund als bei den spätern Indern. Diese positiven Hoffnungen auf das Jenseits sind jedenfalls schon in vorvedischer Zeit den Indoiraniern eigen gewesen und haben nach der Trennung bei den Iraniern eine reichere Ausbildung erfahren.

2. Der ältere Brahmanismus[2]).

Der Brahmanismus ist Systematisierung der Vedareligion. Was dort noch verhältnismässig freie und unmittelbare Verehrung der in der Natur geschauten Gottheiten war, das wurde jetzt in eine Menge von starren Satzungen gefasst durch den ordnenden

---

ganz nach dem Wohlgefallen des verstorbenen Mannes richte. Aber ohne Gesetz zu sein, kommt der freiwillige Tod der Witwe schon in den ältesten epischen Dichtungen vor.

1) Diese zwei gefleckten Hunde mit vier Augen und breiter Nase, Nachkommen der Sarama (Sturmwolke?) bewachen den Eingang ins Paradies. Vielleicht sind sie verwandt mit dem Cerberus.

2) Vgl. hierzu die S. 4, 12 angegebene Literatur. Auch A. Wuttke, Geschichte des Heidentums, dessen Darstellung des Brahmanismus (II, 253 ff.) weniger veraltet ist als die der Vedareligion. — P. Wurm, Gesch. der ind. Rel. S. 63 ff. Sir Monier-Williams, Brahmanism and Hinduism 3 ed. Lond. 1887. — Louis de la Vallée Poussin, Le Brahmanisme. Paris 1910.

Geist der Priester, der auf vollständige Korrektheit des in allen Einzelheiten künstlich bestimmten Ritus den grössten Wert legte und davon die Wirksamkeit der Kultushandlung fast ausschliesslich abhängig machte. Die literarischen Erzeugnisse des alten Götterglaubens wurden selbst vergöttert, ebenso die Elemente des Kultus. Aber unvermerkt ist dabei die Religion selbst eine andere geworden. An die Stelle der bunten Fülle einander überbietender Gottheiten trat ein geschlossenes System mit streng einheitlicher Spitze. Aber auch das Verhältnis der so auf dem Wege der Reflexion gefundenen Gottheit zur Welt war ein neues, zumal das des Menschen zur Welt in einem völlig andern Licht diesen spätern Geschlechtern erschien als denen, welche in frischem, jugendlichem Mut und Tatendrang in dieses schöne Land eingedrungen waren. Endlich gestaltete sich auch das Verhältnis der Menschen zueinander um, indem zwar die blutigen Fehden mit der Zeit zur Ruhe kamen, aber um so schroffer durch religiöse Vorurteile das Kastenwesen sich ausbildete.

Der Übergang vom flüssigen Vedatum zum starren Brahmanismus ist ein ganz allmählicher gewesen. In seinen Grundzügen tritt dieser schon in den jüngsten Hymnen des Rigveda uns entgegen. Weitere Fortschritte zeigen die grossen Epen Mahabharata[1]) und Ramajana, von denen freilich besonders das erstere aus Dichtungen weit auseinanderliegender Perioden zusammengesetzt ist. In den ältesten epischen Stücken begegnen wir im allgemeinen noch dem altvedischen Götterglauben; der kriegerische Indra und Agni herrschen darin vor, während die himmlischen Lichtgötter stark zurückgetreten sind. Es ist noch eine Zeit fröhlichen Kampfes, wobei die Kriegerkaste und ihre Könige im Vordergrund stehen.

Der eigentliche Brahmanismus, d. h. die priesterliche systematisierte Religion tritt uns entgegen in den jüngern (nicht hymnischen) Teilen des Veda. Seinen ältesten Niederschlag bilden die Brahmana (s. S. 10 f.), welche die Hymnen bereits als göttliche Offenbarungen behandeln, z. B. das Aitareja-Brahmana zum Rigveda u. a. Die Upanischad (s. S. 11) sind sehr verschiedenen Alters; diese theosophischen Spekulation n über den Veda werden später zum Teil auch noch zur Shruti (Offenbarung) gerechnet, im Gegensatz zur abgeleiteten Smriti (Tradition). Zu letzterer

1) Das grosse und im Lauf der Zeiten stark umgestaltete Heldengedicht Mahabharata, das den Krieg zwischen den Geschlechtern der Kuru und der Pandu besingt, hat seine jetzige Gestalt erst in den letzten Jahrhunderten v. Chr. erhalten. Die späte Überarbeitung geschah besonders im Interesse des Vischnu- und Shivadienstes. Die älteren Partien können schon um 1000 v. Chr. entstanden sein. Das Ramajana, welches die Taten des göttlichen Helden Rama in märchenhafter Weise beschreibt, ist im allgemeinen jünger, vielleicht um 400 v. Chr. gedichtet. Vgl. zu beiden Epen A. Baumgartner, Gesch. der Weltliteratur II, 25 ff. und 81 ff.; Oldenberg, Lit. d. a. Indien S. 146 ff., 187 ff.; Winternitz, Gesch. d. ind. Lit. S. 261 ff., 404 ff.

gehören namentlich auch hochangesehene Gesetzessammlungen (Dharmasutra), welche in den verschiedenen Schulen kodifiziert und gelehrt wurden. Am bekanntesten ist das besonders hochgehaltene Gesetzbuch des Manu, welches die jüngste und vollkommenste Ausgestaltung des brahmanischen Gesetzes darstellt[1]). Während sich in der Kasuistik dieser Gesetze der oft ins kleinliche sich verirrende Scharfsinn dieser Hindu offenbart, haben sie sich in ihren kühnen philosophischen Systemen einer mächtigen Spekulation fähig bewiesen, welche vor den letzten Konsequenzen ihrer Prinzipien nicht zurückschreckte.

a) Die Theologie des Brahmanismus.

Im brahmanischen Zeitalter finden wir nicht mehr nur Anschauungen und Vorstellungen von der Gottheit, sondern eine wirkliche Theologie, d. h. ein gelehrtes Systematisieren der religiösen Ideen, wobei die Unmittelbarkeit des religiösen Empfindens über der Reflexion geschwunden ist. Davon ist ein Symptom die Vergötterung des Veda, an welcher nicht bloss die an sich darauf gar keinen Anspruch erhebenden Hymnen, sondern sukzessive auch die an diese gehängten Vorschriften und Betrachtungen Anteil bekamen. Schon die Brahmana (c. 800 v. Chr.) sehen das Mantra (die Vedalieder) nicht mehr als menschliche Gebetslieder an, sondern als Offenbarungsurkunden. Den Sinn derselben verstanden sie wegen der Fortbildung der Sprache stellenweise schon nicht mehr, und es fehlt nicht an talmudischen Kunststücken bei der Erläuterung. — Man unterscheidet später zwischen shruti und smriti, Offenbarung und überliefertem Gesetz. Zur erstern rechnet man ausser dem Mantra auch die Brahmana, zum letztern die jüngern Sutra meist gesetzlichen Inhalts. Die spätern Sutra überbieten sich in der Hochhaltung des Veda. So heisst es z. B. im Buch des Manu (12, 94 f.): „Der Veda ist das ewige Auge der Geister, Götter und Menschen.“ Alle Überlieferung und alle philosophischen Systeme haben nur Geltung, wenn sie auf den Veda sich gründen. Die Kenntnis des Veda ist in dieser und jener Welt zu allem Guten nütze. Sie macht frei von Schuld und führt zur Vereinigung mit dem Brahma. Daher der hohe Wert, welcher, wie wir sehen werden, auf das tägliche Rezitieren des Veda gelegt wurde als auf ein Werk, das den Menschen sicher reinige und beselige.

Charakteristisch für den Brahmanismus sind folgende Grundzüge: erstens die Einheitlichkeit in der Auffassung der Götterwelt (Begriff des Brahma); zweitens die Einheitlichkeit des Weltlebens,

---

1) Beste Übersetzung von G. Bühler (SBE 25): The Laws of Manu, Oxf. 1886. Andere Gesetzessammlungen: Jadschnavalkja, deutsch von Stenzler 1849. Apastamba, Gautama, Vasischtha, Bandhajana, engl. von G. Bühler, SBE 2. 14. — Vischnu, engl. von J. Jolly, SBE 7, Oxf. 1880.

der innige Zusammenhang zwischen allen Wesen und Welten (Seelenwanderung), wobei kein Dasein zufällig, sondern alles vernünftig bedingt ist; drittens die pessimistische Wertung des Lebens infolge der emanatistischen Grundanschauung.

Die Göttergestalten des vedischen Pantheon verschwinden zwar in der brahmanischen Zeit nicht aus dem Bewusstsein, sondern werden ab und zu erwähnt; aber sie verlieren von ihrer Wichtigkeit neben der Kultushandlung selbst, welche ipso facto wirksam ist, falls nach allen priesterlichen Regeln vollzogen. Und mehr und mehr tritt in der Spekulation der Brahmanen an die Stelle jener vielköpfigen Götterwelt ein einziger Gottesbegriff, in welchem jene Einheit bewusst hervorgetreten ist, zu welcher von Anfang an die indische Auffassung von Gottheit und Welt hinstrebte. Wer aber trat an die Spitze des ganzen Systems? Nicht der altehrwürdige Himmelsgott Varuna, welcher vielmehr zum Gott der Meerestiefe herabsank, auch nicht Indra, der feurige Kämpfer, der jenem den Vorrang abgelaufen hatte, auch nicht Agni, der vielverehrte und geliebte Gott des Himmel und Erde verbindenden Feuers, sondern Brahma, eine Abstraktion aus dem priesterlichen Kultus, der Genius der magisch wirkenden Gebetshandlung.

Das Brahma bedeutet im Rigveda das Gebet; aus dessen geheimer Kraft sahen wir schon dort eine Gottheit hypostasiert: den Brahmanaspati oder Brihaspati [1]), den Gebetsherrn, welcher schon „Vater der Götter" heisst. Dieser Genius in seiner Verallgemeinerung zum All und Eins, das Welt und Gottheit in sich beschliesst, wird unter dem Namen Brahma das Zentrum der pantheistischen Weltanschauung der Brahmanen. Es ist für dieselbe bezeichnend, dass der höchste Gott, oder wie man bei dieser spekulativ gearteten Theologie wohl sagen darf, das oberste Prinzip nicht aus den objektiven Naturmächten, sondern aus den Personifikationen menschlicher Kultustätigkeit genommen wurde.

Die Glut der Andacht galt bei Göttern und Menschen als wunderwirkend, Leben schaffend usw. Es kann also nicht befremden, dass man das brahma, d. h. die Gebetsmacht und zugleich die Andacht, Versenkung in das Göttliche, zum eigentlichen Wesen der Götter- und Menschenwelt erhob. Es ist eine Abstraktion, die alles Göttliche und Heilige, alles Wahre und Wesenhafte umfasst. Grundlehre der Upanischad ist die Identität dieses brahma mit dem ātman, der Seele des Menschen, dem Selbst im Gegensatz zum menschlichen Leibe. „Das brahman, die Kraft, welche in allen Wesen verkörpert vor uns steht, welche alle Welten schafft, trägt, erhält und wieder in sich zurücknimmt, diese ewige, unendliche, göttliche Kraft ist identisch mit dem atman, mit demjenigen, was wir nach Abzug alles Äusserlichen als unser innerstes und wahres Wesen, als unser eigentliches Selbst, als die Seele in uns

1) Vgl. oben S. 26 f. u. 31.

finden[1]).“ Diese Identitätslehre prägte sich aus in dem Stichwort: tat tvam asi = das bist du! d. h. das Wesen des Weltalls bist du selbst — also konsequenter Monismus!

Obwohl als männlicher Gott personifiziert, ist der Begriff des Brahma eigentlich nicht persönlich, auch nicht wahrhaft transzendent; dieses Wesen lebt gleicherweise auf der Erde wie in den Göttern des Himmels. Der Abstraktheit des Brahma tut jede nähere Benennung und Beschreibung Eintrag. Man braucht gerne dafür das unbestimmte tat (das) oder die geheimnisvolle Silbe om[2]). Aus dem Brahma gehen alle Dinge hervor und dahin kehren alle zurück. Gut bemerkt Wuttke II, 262 f.: „Das Brahma ist nichts als die auf ihre Einheit zurückgeführte Natur, das Natur-Eins, die einheitliche Grundlage aller natürlichen Dinge. Gott ist der in sich bestimmungslose Weltkeim, die unentfaltete, in ihren einigen Grund zurückgesetzte Welt, die Einheit, aus welcher die Vielheit sich entfaltet. Gott und Welt sind noch dem Wesen nach eins, es ist zwischen ihnen nur ein Unterschied der Form: Gott ist die zusammengefaltete Welt, und die Welt ist der auseinandergefaltete Gott.“ „Das Brahma ist Geist nur in dem niedrigsten Sinne des Wortes, nur insofern es nicht Stoff, sondern wesentlich Kraft ist, — es ist aber nimmermehr Geist als selbstbewusstes, denkendes und wollendes Wesen, ist nicht Persönlichkeit; alle an solche geistige Prädikate anklingenden Bezeichnungen des Urwesens sind dem ganzen Zusammenhang des indischen Bewusstseins gemäss nur als poetische Personifikation, als bildlicher Ausdruck zu fassen, sind eine die Natureinheit verbergende Maske.“

Dieses neutrische, abstrakte Brahma wird nun allerdings mythologisch personifiziert und konkreter dargestellt im männlichen Gott Brahmâ, welcher an die Spitze der Götterwelt tritt, dem Brahmanaspati der Vedalieder entsprechend. Er ist aber seinem Ursprung und seiner eigentlichen Bedeutung gemäss nie eine volkstümliche Gottheit geworden, an welche sich die Volksreligion anschloss, die sich vielmehr dem Vischnu- und Shivadienst zuwandte, nachdem die alten Götter ihre Anziehungskraft verloren hatten, wovon später zu reden sein wird. Der Gott Brahma hat keine Tempel, wird auch nicht mit Opfern verehrt. Er ist der Gott der Priesterschaft, der gelehrten Schulen, was keinen Zweifel über seinen Ursprung lässt. Er wird mit vier Köpfen abgebildet (4 Zahl des Kosmos, 4 Weltgegenden usw.). Die andern Götter, auch Varuna, Indra, Agni, sind ihm untertan als Welthüter, deren Zahl auf acht angegeben wird. Die Gattin des Brahma ist Sarasvati, im Rigveda noch Flussgöttin, jetzt idealer Göttin der Ordnung, Harmonie,

1) Deussen, Allg. Gesch. d. Philosophie I, 2, S. 37.

2) Dieses ōm (oft für das höchste Wesen gebraucht im B. Manu) wird wie Ein nasaler Laut ausgesprochen und ist doch aus drei Lauten a-u-m zusammengeflossen, daher Sinnbild einer göttlichen Dreieinheit und wird etwa erklärt: was war, ist und sein wird. Dieses ōm wird auch genannt: „der saftigste Lebenssaft“; es ist die Quintessenz des Lebens.

Sprache, Rhetorik, Poesie und Gelehrsamkeit. Brahma selbst hat die vier Veden geschaffen.

Viel macht sich die Weisheit der Brahmanen zu schaffen mit der Entstehung der Welt, deren Urheber Brahma ist. Der schon im Rigveda gelegentlich gefeierte Pradschâpati (s. oben S. 30) wird jetzt mit Brahma verschmolzen. Von einer freie Schöpfungstat kann hier noch weniger als in altvedischer Zeit die Rede sein. In den Brahmana heisst es z. B. von Pradschapati, er sei durch Hervorbringung der lebenden Wesen so erschöpft worden, dass er sich durch 1000jährige Askese wieder stärken musste; auch habe er erst eine Reihe misslungener Schöpfungsversuche gemacht. Am Anfang des Gesetzbuches Manus wird eine (nicht ursprünglich dazugehörende) Kosmogonie gegeben, welche in folgenden Hauptzügen verläuft (1, 5 ff.):

Das Universum war in Finsternis gehüllt, unbemerkt, ohne deutliche Unterscheidungszeichen, unerreichbar für den Verstand, unerkennbar, gewissermassen in tiefen Schlaf getaucht. Dann erschien der göttliche durch sich selbst Seiende, Unerkennbare, der aber alle Dinge erkennbar macht, mit unwiderstehlicher Schöpferkraft, und vertrieb die Finsternis. In der Absicht mannigfach geartete Wesen aus seinem eigenen Leibe hervorzubringen, schuf er zuerst durch einen Gedanken die Wasser und legte seinen Samen in dieselben. Dieser Same wurde zu einem goldenen Ei, das an Glanz der Sonne gleichkam. In diesem Ei wurde er selbst als Brahma geboren, der Erzeuger der ganzen Welt. Der Göttliche verweilte in diesem Ei während eines ganzen Jahres; dann spaltete er es durch seinen Gedanken (seine Andacht) in zwei Hälften, aus welchen er den Himmel und die Erde mit einem Zwischenraum zwischen beiden bildete. Er schuf auch die Götter, den dreifachen Veda (aus Feuer, Wind und Sonne), die Zeit, die Ströme, Berge usw., ebenso die Askese, die Rede, Freude, Wunsch, Kummer und dergleichen und teilte den Geschöpfen Schädlichkeit oder Nützlichkeit, Freundlichkeit oder Wildheit, Tugend oder Sünde, Wahrheit oder Falschheit zu, wie sie sich nachher spontan bei ihnen einstellten. Er liess den Brahmana aus seinem Mund, den Kschatrja aus seinen Armen, den Vaishja aus seinen Schenkeln, den Shudra aus seinen Füssen hervorgehen. Indem der Herr seinen eigenen Leib teilte, wurde er halb Mann, halb Weib; mit diesem zeugte er Viradsch; dieser brachte den Manu hervor (den angeblichen Verfasser des Buchs), welcher seinerseits nach strengen asketischen Übungen die sieben Rischis, die Weisen der Vorzeit hervorbrachte, welche unter seiner Leitung noch weitere Wesen erzeugten, so dass Manu nicht bloss als Ahnherr der Menschen erscheint, sondern zugleich die Hervorbringung der niedrigeren Götter und der die Menschen umgebenden Tiere, Pflanzen usw. veranlasst hat.

Es erhellt aus dieser freilich noch stark mythologisch gefärbten Kosmogonie, dass die Grundvorstellung der Brahmanen dabei eine emanatistische ist, was in ihren mehr philosophisch

gehaltenen Darlegungen noch reiner hervortritt. Das Werden der Welt ist eine blosse Ausstrahlung des Urwesens, wofür sie die Bilder brauchen von der Spinne, welche alle Fäden ihres Gewebes aus sich selber hervorgehen lasse, aber auch wieder in sich aufnehmen könne, oder von der Schildkröte, welche ihre Glieder ausstrecke, gewissermassen aus sich hervorgehen lasse, aber auch wieder an sich zurückziehe. „Wie die Funken aus der Flamme oder einem glühenden Eisen hervorgehen tausendfach, so gehen alle Wesen hervor aus dem Unveränderlichen und kehren in dieses zurück[1]."

Zu diesem Emanatismus gehört nun aber auch die Vorstellung, dass die Elemente und Einzelwesen um so reiner, geistiger und besser sind, je näher sie noch dem gemeinsamen Ursprung stehen und um so gröber, unreiner, schlechter werden, je weiter sie sich davon entfernen. Ein guter Grund für das Dasein der Welt lässt sich nicht angeben; ihr Dasein ist eigentlich vom Übel. Der einzige Weg der Erlösung besteht in der Rückkehr ins Brahma. Den drei Hauptstufen der Entfernung vom Brahma entsprechen drei Arten des Daseins, Guna[2]. Guna sollte eigentlich nicht mit „Eigenschaft" übersetzt werden. Die drei Guna sind eher drei Substanzen oder Faktoren, die in der Prakriti (Urnatur) vereinigt sind, während sie in den konkreten Sphären auseinandertreten und in verschiedener Weise den Geist (Puruscha) binden oder bestimmen. Diese drei Guna heissen: Sattva, Radschas, Tamas.

1. Die Sattva, Güte, Reinheit, kennzeichnet die am unmittelbarsten aus dem Urgrund des Daseins, dem Brahma, hervorgegangene Sphäre des Gottes Brahma und der übrigen Götter, sowie das Göttliche in der Welt, das Licht, die Weisheit, die Tugend, das Vedastudium, die Askese.

2. Radschas, Tätigkeit, Leidenschaft, eignet der zweiten Sphäre, wo Göttliches und Ungöttliches, Gutes und Böses miteinander kämpfen. Es ist das das Lebensgebiet des Menschen. Diese Bestimmtheit des Wesens äussert sich in Unternehmungslust, Unbeständigkeit, Nachgiebigkeit gegen die sinnlichen Begierden usf.

3. Tamas, Finsternis, herrscht auf der untersten Stufe, bis zu welcher das Brahma sich entäussert hat. Hier ist Unreinheit und Tod. Es ist die Sphäre der Tiere, Pflanzen und unorganischen Gegenstände. Am Menschen äussert sich diese Eigenschaft als Lüsternheit, Schläfrigkeit, Grausamkeit, Gottlosigkeit und in üblem Lebenswandel.

Auch vier Weltalter (Juga) stellen das stetige Schlechterwerden der Welt dar. Das Kritajuga (4800 Götterjahre dauernd) war das goldene, wo die Menschen wie die Götter in Harmonie, ohne Zwistigkeiten und Leiden asketisch lebten. Darauf folgte ein Trêtajuga (3600 Götterjahre), wo man anfing zu opfern und in

1) Mundaka-Upanischad 2, 1, 1.
2) Manu 12, 24 ff.

äusserlichem Gottesdienst seine Gerechtigkeit und seinen Vorteil zu suchen, aber die Erkenntnis des Göttlichen höchste Tugend war. Das dritte war das Dvâparajuga (von 2400 Götterjahren), wo die Gerechtigkeit auf die Hälfte ihres ursprünglichen Standes gesunken war und viele Unglücksfälle die Menschen trafen, welche sie zu um so eifrigerem Opferkultus trieben. Das vierte Zeitalter, Kalijuga (Streitalter), in welchem wir stehen, dauert 1200 Götterjahre. Die Gerechtigkeit ist zu einem Viertel ihres normalen Bestandes zusammengeschwunden. Ungehorsam gegen den Veda, Verfehlungen gegen die Gebote desselben und Versäumnisse in bezug auf die hl. Opfer sind an der Tagesordnung, daher so viel Unglück und Plage aller Art. Die höchste Tugend in diesem Zeitalter ist die Freigebigkeit. Alles ist im Verfall und Niedergang.

Erwähnt sei hier, dass wir auch im Brahmanismus die selbst in China nicht ganz fehlende Überlieferung einer Weltflut finden, welche in vorzeitlicher Periode alles Irdische hinweggeschwemmt habe und aus welcher nur der Stammvater der nachherigen Menschheit, Manu, auf göttliche Veranstaltung errettet worden sei. Zwar ist diese indische Flutsage nicht so nahe der hebräischen Überlieferung verwandt, wie etwa die assyrisch-babylonische; doch zeigen gewisse charakteristische Züge derselben, dass historische Verwandtschaft vorliegt. Dieselbe findet sich ausführlich im Mahabharata, und in einfacherer Gestalt schon in den Brahmana. Nach dem Schatapatha-Brahmana 1, 8, 1 ff. fand Manu eines Morgens in seinem Waschwasser einen winzigen Fisch, der ihn bat, ihm das Leben zu retten, so wolle er ihm denselben Dienst tun. Manu brachte das Fischlein auf dessen Wunsch in eine grössere Schüssel, dann, als es gewachsen war, in einen Teich und zuletzt ins Meer. Der Fisch sagte ihm zum Dank von einer grossen Flut, welche kommen werde, und mahnte ihn, ein Schiff zu bauen. Als die Katastrophe eintrat, schwamm der Fisch auf Manus Fahrzeug los; dieser band es an das Horn des Fisches, welcher nun das Schiff sicher leitete über den nördlichen Berg hinweg. Dort band Manu es an einen Baum. Vom Berge stieg er sachte herab, im selben Masse, wie die Wasser fielen. Von allen Geschöpfen allein übriggeblieben, führte Manu darauf ein Asketenleben. In sehnlichem Verlangen nach Nachkommenschaft senkte er ein Speisopfer ins Wasser, woraus nach Jahresfrist ihm eine Gattin hervorging. Auch in der ausführlicheren Version des Mahabharata spielt ein solcher Fisch, der sich schliesslich als Brahma entpuppt, die Rolle des Warners und Führers; doch sind die Umstände dort zum Teil anders angegeben, und Manu wird nicht allein, sondern in Gesellschaft der sieben grossen Rischi (vgl. die acht Seelen in der Genesis) gerettet, nachdem er auch Samen aller lebenden Geschöpfe mit sich ins Schiff genommen hat, aus welchem er nachher die Tiere durch asketische Andachtspflege hervorbringt.

Aus jenem Emanatismus ergibt sich nun auch eine pessimistische Auffassung des Daseins, oder diese hat vielmehr

zu jenem geführt. Das Dasein der endlichen Wesen für sich ist eigentlich vom Übel. Die volle Glückseligkeit liegt nach der ausgebildeten Lehre (noch nicht in den Brahmana) allein in der Rückkehr ins Brahma, wo das persönliche Fürsichsein aufhört. Diese vollzieht sich aber keineswegs etwa von selbst im Tode, sondern ist abhängig von der Art, wie der Mensch gelebt hat. Schon im jetzigen Leben sind Leibesgebrechen, wie Blindheit, Lahmheit und dergleichen und Geburt in einer niedrigen Menschenklasse in der Regel Strafen für sündhaftes Leben in einer frühern Weise der Existenz [1]), und wer sich schwerer Sünden schuldig macht, wird das nächstemal in niedrigerer Form geboren, je nach seiner Unart und seinen Missetaten. Das Gesetzbuch Manus, in welchem diese Lehre der Vergeltung durch Seelenwanderung [2]) zu voller Entfaltung gekommen ist (Manu Kap. 12), bestimmt z. B., ein Korndieb werde als Ratte, ein Honigdieb als Insekt, ein Milchdieb als Krähe, wer würzige Brühe genascht, als Hund, ein Butterdieb als Ichneumon, ein Fleischdieb als Geier wiedergeboren ebenso wer einen Elefanten gestohlen, als Wolf, wer ein Pferd geraubt, als Tiger, ein Obstdieb als Affe; wer Parfümerien entwendet, als Moschusratte usf. [3]).

Allein es gibt noch schlimmere Strafen. Während die Lehre von der Hölle im Vedalied noch kaum angedeutet ist, wird sie schon in den Brahmana und dann späterhin stark ausgebildet. In den Höllen werden die Menschen zu Dämonen wie in den Himmeln zu Göttern. Sie werden dort mit allen erdenklichen Qualen gepeinigt. Ewig zwar sind die Höllenstrafen nicht — das widerspräche der emanatistischen Grundanschauung — aber die Inder gefallen sich in phantastischer Ausmalung der äonenlangen Dauer solcher Verdammnis. Nachher muss die Seele erst wieder die niedrigsten, niedrigern und höhern irdischen Existenzformen, Kasten und damit verbundenen Berufsarten durchwandern, ehe sie gänzlich von den Banden des Daseins erlöst werden kann. Eine ausführliche Stufenleiter dieser zu durchwandernden Existenzen gibt das Buch Manu nach den obengenannten drei Grundeigenschaften mit drei weitern Abstufungen:

12, 41 ff.: Die unterste Stufe des Reichs der Finsternis nehmen ein leblose Dinge, Insekten, Fische, Schlangen und Schildkröten. Einer mittleren desselben Reiches gehören an Elefanten, Pferde, Shudras und Mletschas (verächtliche Barbaren), Löwen, Tiger, Eber. Die oberste Reihe bilden hier die herumziehenden Sänger, Suparna (eine Art Vogelgottheiten), Schauspieler, die Rakschase und Pishâtscha (verschiedene Arten von Geistern).

Dem Mittelreich der Tätigkeit gehören an auf unterster Stufe die Ringer, Tänzer, Waffenschmiede, Spieler, Trinker; auf

1) Manu 11, 48—53.

2) Im Rig Veda verlautet noch nichts von Seelenwanderung; dagegen in den Brahmana beginnt sich diese Lehre zu entwickeln.

3) Manu 12, 62 ff.

einer etwas höhern die Könige und Kschatrjas, die Hauspriester der Könige, Redekünstler, auf der obersten die Gandharven, Apsarasen und andere Genien.

In der Sphäre der Güte begegnen uns zuunterst Eremiten, Brahmanen sowie Gottheiten der Luft und der Sternregion. Auf der mittlern Stufe Opferer, die Weisen, die Götter, die Veda (personifiziert?), die himmlischen Lichter, die Geister u. a. Über diesen allen auf oberster Stufe stehen Brahma, die Schöpfer des Weltalls, das Gesetz, das grosse Wesen, und das unerkennbare Wesen.

Diese Lehre von der Wanderung der Seele durch alle diese Stufen lässt recht erkennen, wie einheitlich das Wesen der Welt und all ihrer Bewohner gefasst wird. Weder zwischen der Menschen- und Götterwelt noch zwischen jener und der Tierwelt befindet sich eine absolute Schranke. Alles geht ineinander über. Wenigstens nach der nachbuddhistischen Vorstellung sind selbst die Götter nicht sicher, dass sie nicht durch schlimmes Betragen in eine tiefere Sphäre hinabgezogen werden.

Wuttke II, 401 bemerkt: „Die Seelenwanderung hängt mit der indischen Entfaltungslehre eng zusammen; ein Strom des Lebens wallt durch alle Dinge und alle sind nur unselbständige Formen eines einzigen Lebens, und zwischen den einzelnen Kreaturen ist nur ein Unterschied der Stufe, nicht des Wesens; Pflanzen, Tiere, Menschen, Götter sind miteinander innig verwandt und verschwimmen ineinander. Eigentlich ist doch nur eine Seele in allen lebenden Wesen, die in die einzelnen Körperformen sich verzweigend ergiesst und sich aus denselben auch ebenso wieder zurückziehen und in andere einströmen kann. Tiere und Pflanzen sind dem Menschen ebenbürtig, und es ist dem Indier völliger Ernst, wenn er den Shudra in die Reihe der Tiere setzt; die Tiere sind gewissermassen nur eine niedrigere Kaste als die andern, und wenn ein Mensch nach dem Tode als Schwein wiedergeboren wird, so ist das nur eine einfache Ausstossung aus einem höheren Stande in einen niedrigeren.“ Beachtenswert ist dabei, wie zu jener naturalistischen Entfaltungslehre eine moralische Anschauung den Einschlag bildet. Die Stufenleiter der Wesen ist auch moralisch bestimmt, so dass dem sittlichen Willen entscheidender Einfluss auf die Höhe des Daseins eingeräumt ist.

Neben dieser Einheitlichkeit der Auffassung von Welt und Gottheit ist für den Brahmanismus charakteristisch die Weltverneinung, die Abkehr vom Leben, welche schon in diesen theoretischen Grundlinien zum Ausdruck kommt. In dieser Hinsicht hat ein merkwürdiger Umschwung stattgefunden seit der Zeit, wo die lebenslustigen, kämpfesfreudigen Vedalieder gedichtet worden sind. Nicht im Reichtum an Söhnen, Rossen und Kühen sieht die Weisheit der Brahmanen jetzt das höchste Gut, obwohl diese Dinge keineswegs im praktischen Leben allen Wert verloren haben; sondern in einer Eingezogenheit und Abgezogenheit von der sinn-

lichen Welt, wodurch der Geist sich den fesselnden Banden des endlichen, irdischen Daseins entwindet, auf welchem ein schwerer Druck lastet. Wir werden sehen wie in Übereinstimmung mit dieser pessimistischen Weltanschauung die Frömmigkeit in Weltflucht besteht und der Mensch aller Lust entsagt und alle Pein freiwillig auf sich nimmt, um dem verhängnisvollen Kreislauf zu entgehen, welcher seine Seele immer tiefer in die niedrige Welt hineinzubannen droht.

An die Upanischad, welche diese spekulative Lehre aufstellten, schlossen sich in vor- und nachbuddhistischer Zeit verschiedene philosophische Schulen[1]), welche das Problem des Daseins mit dem Zweck der Erlösung der Seele in verschiedener Weise beantworten. Man zählt ihrer sechs orthodoxe, d. h. auf dem Veda beruhende. Die bedeutendsten sind:

Der Vedanta[2]) (= Ende des Veda). Eine niedrigere Vorstufe dazu heisst Mimansa. Diese gibt noch praktische Vorschriften zum richtigen Gebrauch des Veda. Dagegen der Vedanta (besonders von dem Lehrer Sankara im 9. Jahrhundert n. Chr. entwickelt) bezeichnet alle Tugendübungen als unzureichend und findet den eigentlichen Weg des Heils in der Erkenntnis. Er zieht theoretisch die letzten Konsequenzen der Brahmalehre. Die Tugendwerke können wohl zu höhern Daseinsformen führen, aber nicht zu definitiver Befreiung vom Dasein und Rückkehr zum Brahma. Diese bewirkt eben die Erkenntnis. Die individuelle Seele ist identisch mit dem allgemeinen, unbestimmbaren, allein wahrhaft seienden Brahma, nicht etwa nur ein Teil von diesem. Indem sie dies erkennt, wird die Seele frei von der Welt. Diese hat keine wahre Existenz. Sie steht in der Mitte zwischen Sein und Nichtsein und gehört dem unrealen Gebiet der Einbildung oder Selbsttäuschung (Mâjâ) an. So wird der Widerspruch beseitigt, der zwischen der Unbestimmtheit des Brahma und dem Hervorgehen der konkreten Welt aus seinem Schosse bestand. Der monistische Pantheismus hat zum Akosmismus, zur Leugnung der Welt geführt.

Dieser Vedantalehre steht die Sânkhja[3]) gegenüber, welche nicht von der Einheit, sondern von der Mehrheit ausgeht (Sankhja = Zahl, Aufzählung, Reflexion), und deren bedeutendster Meister Kapila war. Hauptprinzip ist der Satz, dass der Geist von der Materie völlig unabhängig sei. Die Materie ist kein blosser Schein, sondern Wirklichkeit. Durch geordnete Aufzählung der verschiedenen Stufen der Natur gelangt aber der Geist zur Erkenntnis des wesentlichen Unterschieds, der zwischen der Natur und ihm selbst besteht, sowie seiner Unabhängigkeit von ihr. Von

1) Vgl. Colebrooke, Essays on the Religion and Philosophy of the Hindus, Lond. 1858.

2) Vgl. P. Deussen, System des Vedanta 1883.

3) Vgl. Richard Garbe, Die Samkhya-Philosophie, eine Darstellung des indischen Rationalismus, Leipz. 1894.

diesem Dualismus von Leib und Seele, Geist und Materie kommt die Sankhja auf eine Vielheit von Elementen. 23 solche Grundelemente werden in der sinnlichen Sphäre unterschieden, dazu kommen das Unwahrnehmbare in der Natur und die Seele selbst, oder vielmehr eine Unzahl von Seelen. Diese sind zwar in die Natur eingegangen, sollen aber von ihr endgültig frei werden durch jene vollkommene Erkenntnis ihrer Unabhängigkeit. Die Lehre von den drei Guna wird namentlich von dieser Schule vorgetragen. Auf die Götter ist in dem System keine Rücksicht genommen. Kapila hat sich zum Atheismus bekannt, weil er in einem schaffenden Gott begriffliche Widersprüche fand. Gleichwohl galt sein System als orthodox, weil es noch mit dem Veda im Zusammenhang stand und weil das theologische Interesse viel weniger auf die Gottheit als auf die Frage nach dem Weg zur Erlösung vom Dasein gerichtet war, die auch er in seiner Weise positiv beantwortete.

Die Joga (Verbindung, Ergebung) ist die indische Mystik. Sie ist im Unterschied von der Sankhja praktischer Natur, sucht durch Askese einen höhern Geisteszustand hervorzubringen. Mit jener verbindet sie sich zur „Sankhja-Joga". Zugleich vermittelt sie zwischen Vedanta und Sankhja, indem sie ein höchstes Wesen, Ishvara, über der Natur kennt, welchem der Mensch sich völlig ergeben soll, um nicht nur zur Befreiung vom Übel, sondern zur Vereinigung mit der Gottheit zu gelangen. Eine Vermittlung anderer Art bietet die sog. Karma-Joga, d. h. die werktätige Mystik, welche das Werk nicht an sich verwirft, nur die selbstischen Motive: Der Mensch braucht bei Versenkung in die Gottheit nicht untätig zu sein, nur darf er nicht von seinem Tun abhängig werden. Das berühmteste Werk dieser Art ist die Bhagavad-Gita, von welcher später zu reden sein wird.

Die Njâja-Philosophie des Gautama beschäftigt sich wesentlich mit der Logik und kommt daher für die Religionsgeschichte weniger in Betracht. Doch soll auch diese Erkenntnisweise die Seelen von ihrer lästigen Wanderung befreien. Die philosophische Spekulation hat eben hier überall einen religiösen Zweck.

b) Religiöses Leben im Brahmanismus.

Die Frömmigkeit, welche uns im Kultus und Leben der brahmanischen Zeit entgegentritt, charakterisiert sich gegenüber einer frühern Entwicklungsstufe der Religion durch ihre Gesetzlichkeit und Äusserlichkeit. Von der Gesinnung ist beim Kultus nicht mehr ernstlich die Rede, um so mehr vom Ritus, der bis ins kleinste durch geschriebene Satzungen geregelt erscheint und von dessen korrekter Ausführung die Wirkung des Opfers abhängt.

Die neue Auffassung des Veda spricht sich darin aus, dass sein Studium als hochwichtige Lebensaufgabe und verdienstliches Werk aller Männer aus höherer Kaste erscheint, ja das Lesen des

Veda zu den fünf täglich zu übenden Hauptpflichten[1]) gehört. Diese Rezitation des Veda ist ein täglich darzubringendes Opfer, von welchem man, wenn es regelrecht betrieben wird[2]), Reinigung und Tilgung der Schulden und Vereinigung mit dem Brahma erwartet[3]). Wer die Lieder des Rigveda liest, bringt damit ein Opfer von Milch; wer den Jadschurveda, ein solches von Butter; wer den Samaveda, bringt Soma; wer den Atharvaveda, ein Opfer von Fett dar.

Die eigentlichen Opfer haben die Brahmanen aus guten Gründen unangetastet gelassen. Man opfert noch den alten Göttern Indra, Agni, Soma usf. Allein die Götter selbst erscheinen dabei weniger wichtig als die Handlung der Opfernden. Nicht von einer unberechenbaren Gunst der Götter, sondern von der Assistenz der richtigen Personen, vor allem der Brahmanen, vom Fernhalten aller unwürdigen Gäste und der richtigen Administration der Opfergebräuche und Rezitation der Opfersprüche hängt die gehoffte Wirkung der hl. Handlung ab. Die neue Weltanschauung aber drückt sich darin aus, dass die irdischen Güter, um die man einst mit seinen Opfern fast ausschliesslich sich bewarb, stark zurücktreten, da die Begierde der wahrhaft Frommen nach brahmanischer Weise nicht auf Irdisches, sondern auf Unvergängliches gerichtet ist.

Als Opfergaben gelten noch immer Speisen wie Butter, Reis, Gerste und dergleichen, auch Somatrank. Die Tieropfer dagegen kommen mehr und mehr in Abgang. Merkwürdig ist eine Stelle im Schatapatha-Brahmana, wo gesagt ist, die Götter hätter anfangs den Menschen (puruscha) als Opfer genommen; dann sei die Opferfähigkeit von ihm gewichen und auf das Ross übergegangen, nachher auf das Rind, dann auf das Schaf, dann auf die Ziege, zuletzt auf Reis und Gerste, welche die Quintessenz aller dieser Opfertiere in sich enthalten.

Auch die Opfer an die verstorbenen Ahnen dauerten fort[4]), obwohl gerade die frühere Vorstellung von einem seligen jenseitigen Leben nicht festgehalten worden war. Man mochte jetzt annehmen, dass die ihnen geweihten Opfermahlzeiten den abgeschiedenen Seelen im Fegfeuer zugute kommen und ihnen Kraft zum Durchwandern

1) Diese fünf Gebote für alle Tage sind: 1. den Tieren, besonders Vögeln, Gaben zu spenden; 2. ebenso den Menschen (Gastfreundschaft); 3. ebenso den Geistern; 4. ebenso den Göttern; 5. den Veda zu lesen.

2) Manu 2, 70 ff.

3) „Das tägliche Studium des Veda, die Darbringung der grossen Opfer nach jemandes Vermögen und Geduld im Leiden zerstören schnell alle Schuld, auch die durch Todsünden verursachte. Wie Feuer in einem Augenblick mit seiner hellen Flamme Brennmaterial verzehrt, das man darauf gelegt hat, so zerstört der, welcher den Veda kennt, alle Schuld durch das Feuer des Wissens“ (Manu 11, 246 f.).

4) Manu 3, 70 nennt sechs Opferarten: Lehren heisst dem Gott Brahma Opfer bringen, Tarpana (Darbringung von Wasser und Speise) Opfer für die Manen, verbrannte Gabe Opfer für die Götter, das Bali-Opfer für die Bhuta, Gastfreundschaft ist Opfer an die Menschen. — Vgl. W. Caland, Altindischer Ahnenkult. Leiden 1893.

der höhern Daseinsstufen verleihen. Übrigens herrscht die Anschauung, dass die Ahnengeister vor der neuen Inkarnation 1000 und mehr Jahre in der Geisterwelt sich aufhalten.

Ein hochwichtiger Akt ist der, durch welchen Knaben der drei höhern Kasten in die Gemeinschaft der Männer aufgenommen werden, die Umgürtung mit der hl. Schnur. Diese Weihe empfing der junge Brahmane (Abkömmling der Priestergeschlechter) im 8. Lebensjahr, der Kschatrja (Krieger) im 9., der Vaishja (Bauer) im 12. (Manu 2, 36). Der Gürtel, den der Brahmane empfing, war aus Mungagras, der des Kschatrja aus Bogensehnen, der des Vaishja aus Hanf (Manu 2, 42). Jeder erhielt dabei auch einen Stab, den er fortan zu tragen hatte; das verschiedene Holz und die ungleiche Länge des Stabes zeigten ebenfalls die Kaste an (Manu 2, 45 ff.). Die Männer dieser drei Kasten sind „zweimal geboren". Die Weihe durch den Gürtel kommt einer zweiten Geburt gleich (Manu 2, 169). Sonst wird auch das Lernen des Veda, welches diesen drei Klassen zustand, als zweite Geburt bezeichnet, welche im Unterschied von der ersten, natürlichen ein nicht alterndes und dem Tode nicht ausgesetztes Leben verleihe (Manu 2, 147 f.).

Die uralte Unterscheidung von rein und unrein in Speise, Kleidung usw. wurde von den Brahmanen beibehalten, obwohl sie eigentlich besser zum iranischen Dualismus passt als zu ihrer Religion, nach welcher im Grund alles irdische Dasein unrein ist. Ja, die Brahmanen haben diese Satzungen bis ins kleinlichste und peinlichste ausgebildet, ganz besonders für ihre eigene Kaste, welche als die göttliche sich am wenigsten mit unreinen Dingen beflecken sollte. Die Speisegesetze für den Zweimalgeborenen (siehe Manu 5, 5 ff.) erinnern öfter an die mosaischen, z. B. das Verbot, fleischfressende Vögel oder einhufige Tiere zu essen. Völlig verboten ist der Fleischgenuss nur den Brahmanen, abgesehen vom Opfermahl, wo auch sie sich denselben gestatten dürfen. Aber auch bei den andern Ariern gilt als tugendhaft und bringt Verdienst in jener Welt, wenn sie sich dessen ganz enthalten. Unbedingt zu billigen ist die Tötung von Tieren nur beim Opfer; denn das ist kein Töten. Die im Opfer dargebrachten Tiere erlangen höhere Existenz und die Opferer mit ihnen. Unnötige Tötung eines Tieres wurde dagegen streng geahndet und die Tierquälerei überhaupt sehr streng beurteilt im Zusammenhang mit der Vorstellung der Seelenwanderung, welche es nicht unmöglich erscheinen liess, dass selbst die Seelen naher Verwandten in einem solchen Tiere wohnten.

Besondere Reinigungen sind — wiederum wie bei den Israeliten — im Zusammenhang mit dem geschlechtlichen Leben (bei Kindesgeburt u. dgl.) und bei Todesfällen vorgeschrieben, indem jenes wie auch der Tod verunreinigt, letzterer bei Berührung einer Leiche oder eines Totengebeins. Die Reinigung geschieht besonders durch Waschungen, Baden im Ganges usw. Ein Todesfall in einer Familie macht auf zehn Tage un-

rein; die Angehörigen müssen die zehn Tage hindurch jeder für sich auf dem Boden schlafen und dürfen nur ungekochten Reis essen. Darnach reinigt sich der Brahmane, indem er Wasser, der Kschatrja, indem er seine Waffen, sein Pferd, seinen Elefanten, der Vaishja, indem er seine Ochsen anfasst.

Neben dem Wasser galt aber auch als reinigend alles, was von der Kuh herkommt[1]). Selbst den Kuhmist und Kuhharn sah man als kräftiges Reinigungsmittel an. Wenn man einen Platz etwa zur Darbringung von Opfern heiligen will, lässt man Kühe eine Nacht darauf lagern oder beschmiert ihn sonst mit Kuhmist (Manu 3, 206). Der Sterbende glaubt sich noch dadurch von Schuld zu befreien, dass er einen Kuhschwanz in der Hand hält.

Die Vorschriften in betreff der Reinigkeit sind im Brahmanismus äusserst lästig und minutiös im Vergleich etwa mit den mosaischen. Der Hindu hat unaufhörlich vor Verstössen gegen dieselben auf der Hut zu sein, und je mehr er seine Gerechtigkeit in deren Beobachtung setzt, desto leichter kommen die wirklichen Sittengebote darüber zu kurz. Auch bestimmte Gebetsformeln waren für die einzelnen Stände und Stunden vorgeschrieben; man hatte solche zu sprechen am Morgen vor dem Bad, vor der Arbeit, beim Eintritt in ein Zimmer, beim Hinausgehen, Niedersitzen, Essen, Ausspeien, Niesen usf. Auch die Grussformeln waren für den Verkehr mit jedem Stand wieder anders durchs Gesetz normiert.

Namentlich der Brahmane selbst war durch zeremonielle Vorschriften in seiner Lebensweise noch weit mehr beengt und geplagt als der Pharisäer. Die Behandlung seiner Haare und Nägel, seine Kleidung und Speisung, seine Stellung und Körperhaltung besonders beim Lesen des Veda, waren ihm genau vorgezeichnet. Er darf nicht singen, ausser beim Kultus, nicht springen, laufen, tanzen, nicht mit den Zähnen knirschen oder sich im Haar kratzen, geschweige denn mit Würfeln spielen oder etwas Berauschendes trinken.

Das geringste Vergehen dieser Art konnte, wenn es nicht durch freiwillige Abbüssung gesühnt wurde, zu missliebiger Wiedergeburt und zu hundertjährigen Strafen führen. Daher suchte man sich von solchen Verschuldungen zu reinigen durch Fasten, hundert- oder tausendmalige Wiederholung von Gebetsformeln, grausame Kasteiungen bis zum Selbstmord. „Eine unabsichtlich begangene Sünde wird gesühnt durch Hersagen vedischer Texte, aber was Männer in ihrer Verblendung absichtlich sündigen, durch mannigfache besondere Bussen“ (Manu 11, 46).

Als Todsünden gelten Tötung eines Brahmanen, Trinken des berauschenden Getränks Surâ, Stehlen des Goldes eines Brahmanen, Ehebruch mit dem Weib eines solchen und endlich Gemeinschaft mit Leuten, die dergleichen verübt haben. Aber eine

1) Vgl. die rote Kuh bei der Lustration gegen Todesunreinigkeit im Priestergesetz Num. 19, 1 ff.

Reihe anderer Missetaten werden diesen gleichgesetzt. (Manu 11, 55 ff.). Z. B. sich fälschlich hoher Geburt zu rühmen und seinen Lehrer fälschlich anzuklagen ist soviel als einen Brahmanen erschlagen. Den Veda zu vergessen oder zu schmähen, falsches Zeugnis zu geben, einen Freund zu erschlagen, verbotene Speise zu essen kommt an Schwere dem Trinken jenes verpönten Getränkes gleich. Das Stehlen von deponiertem Gut, von Männern Pferden, Silber, Land, Diamanten usw. ist so schlimm als das Stehlen des Goldes eines Brahmanen. Fleischlicher Umgang mit Schwestern von derselben Mutter her oder mit einer Jungfrau oder einer Frau der niedrigsten Klasse oder mit der Frau eines Freundes oder Sohnes ist so schlimm als Ehebruch mit der Gattin eines Brahmanen.

Etwas geringere, wenngleich immer noch schwere Sünden sind: Tötung von Kühen; Opfern für solche, die dessen nicht würdig sind; Ehebruch; sich selber (in die Sklaverei) verkaufen; seinen Lehrer oder Mutter oder Vater oder Sohn abdanken; das tägliche Studium des Veda aufgeben; das heilige häusliche Feuer vernachlässigen; dem jüngern Bruder erlauben vor dem ältern zu heiraten; Entehrung einer Dirne; Bruch eines Gelübdes; Verkauf eines Gartens oder seines Weibes und Kindes usw.

Man fürchtet, wenn man sich solcher Sünden schuldig gemacht hat, viel weniger den weltlichen Richter, dessen Strafamt man sich vielmehr willig unterstellt, als die Vergeltung nach dem Tode, wo man erwartet, infolge solcher Übertretungen in niedriger Kaste oder in noch elenderer Tiergestalt wiedergeboren zu werden. Um dies zu vermeiden, unterwirft man sich willig den grössten Demütigungen und den grausamsten Selbstpeinigungen. So wird man von der Schuld rein. Z. B. wer einen Brahmanen getötet oder eine gleichwertige Schuld auf sich geladen hat, der soll zwölf Jahre lang in einer Waldhütte wohnen, von Almosen leben, einen Totenschädel als Flagge ausstellen und Kühen und Brahmanen Wohltaten erweisen. Findet er Gelegenheit, einer Kuh oder einem Brahmanen das Leben zu retten, so ist er frei von Schuld. Oder er soll sich im Krieg zur Zielscheibe der Bogenschützen machen; oder sich dreimal kopfüber in flammendes Feuer stürzen; oder den Veda hersagend, 100 Meilen weit gehen, wenig essend und seine Sinne wohl im Zaum haltend usw. (Manu 11, 73 ff.). Wer jenes verbotene Getränk zu sich genommen hat, soll es zur Abbüssung dieses Vergehens siedend heiss trinken, bis sein Leib ganz verbrüht ist; dann ist er rein von Schuld; oder er soll siedenden Urin von der Kuh oder ebensolches Wasser oder Milch trinken, bis er stirbt. Wer jenen Golddiebstahl begangen, soll sich selbst beim Könige anzeigen und ihn auffordern, ihn mit der Keule zu erschlagen, die er mitgebracht hat. Durch diesen Tod sühnt er seine Verbrechen. Wenn aber der Dieb selber ein Brahmane ist, so stehen ihm jene obigen Bussen zur Sühnung offen. — Wer sich mit dem Weib eines Brahmanen vergangen, soll sich

auf ein glühendes Bett von Eisen legen oder ein heissglühendes eisernes Bildnis eines Weibes umarmen und so durch Feuertod rein werden oder sich entmannen und das abgehauene Glied in den Händen tragend, unaufhaltsam nach Südwesten wandern, bis er tot niederfällt. Doch werden auch gelindere Bussen dafür angesetzt: einjährige oder dreimonatliche Askese mit bestimmten Pönitenzen[1]).

Für die kleineren Verstösse gegen das göttliche Gesetz sind geringere Bussen vorgeschrieben. Z. B. wer eine Kuh erschlagen hat[2]), soll unter Fasten und Baden im Urin von Kühen drei Monate lang in die Haut der getöteten Kuh gehüllt, den Kühen nachlaufen, sich mit ihnen auf der Weide niederkauern und bei ihnen übernachten. Schliesslich hat er noch an studierte Brahmanen zehn Kühe und einen Stier zu verschenken, eventuell, wenn er dies nicht besitzt, alles was er hat. Überhaupt nahmen die Brahmanen, wenn es nach dem Willen des Gesetzgebers ging, ausserordentlich viel durch solche Bussen ein.

Ein Viertel der für die Tötung des Brahmanen angesetzten Bussleistung ist vorgeschrieben bei Ermordung eines Kschatrja, ein Achtel bei der eines Vaishja, ein Sechzehntel bei der eines Shudra. Für gewisse Vergehungen war die Mondbusse[3]) vorgeschrieben, wobei man einen Monat lang nur Reis essen darf, und zwar beim Vollmond beginnend fünfzehn Mund voll Reis, dann jeden Tag einen Mund voll weniger bis zum gänzlichen Fasten eines Tags beim Neumond, darauf bei zunehmendem Mond jeden Tag wieder eine Hand voll mehr. Diese Busse musste man z. B. auf sich nehmen, wenn man verbotene Speisen genossen hatte. Auch sonst ist das Fasten sehr häufig vorgeschrieben.

Ein hoher sittlich-religiöser Ernst lässt sich in diesen strengen Satzungen nicht verkennen. Nur eine feste Überzeugung von der über das Leben hinausreichenden Vergeltung konnte ein aufgewecktes, reich angelegtes Volk unter solche Zucht beugen. Erheblich beeinträchtigt wird freilich der ethische Wert dieser Übungen und Gewohnheiten durch die mangelhafte Auffassung des Sittengesetzes, welches auf Grund einer stereotypierten Naturreligion nicht rein und wahr zum Bewusstsein kommen konnte. Auch die Ethik zeigt sich hier naturbefangen, am stärksten in der Überschätzung der Tiere auf Kosten des Menschen, dann aber auch in der Überschätzung des Kultus, seiner Organe und seiner äusserlichen Akte. Dass das am priesterlichen Stamm begangene Unrecht viel schwerer ins Gewicht fällt und der diesem Stamm angehörige Schuldige glimpflicher bestraft wird, als wenn es sich um gemeine Leute handelt, ist dafür ebenso charakteristisch wie die Sühnkraft äusserlicher Kultushandlungen, besonders des Veda-

1) Manu 11, 106 f.
2) Manu 11, 109–117
3) Manu 11, 217.

lesens bei den schwersten Verschuldungen, wobei auf die Gesinnung des Herzens wenig Gewicht gelegt wird. Es fehlt eben eine Gottheit, welche in wahrhaft heiligender Weise zu dem Sünder in Beziehung träte. Dieser hat mit einer unpersönlichen Natur- und Weltordnung seine Rechnung zu begleichen.

Diese natürlich erst spät so ausführlich ausgearbeitete Disziplin, welche immerhin auf alten Vorstellungen von Reinigkeit und Unreinigkeit beruht, lässt sich als Weiterbildung der Anschauungen der Vedareligion verstehen, obgleich schon dabei der Optimismus der alten Vedalieder, welche es mit der Sühnung und Vergebung nicht so ängstlich nahmen, ganz geschwunden ist. Die neue pessimistische Weltanschauung tritt aber namentlich hervor in der Weltflucht und Entsagung, welche jetzt dem Frommen auferlegt wird als unerlässliche Bedingung für die Erreichung des Ziels seiner Frömmigkeit. Weltbesitz und Weltgenuss erscheinen nicht mehr als die höchsten Güter, sondern Abkehr von der Welt und Gleichgültigkeit gegen sie ist der Weg zum höchsten Gut.

Dem Brahmanen insonderheit ist vorgeschrieben, das erste Viertel seiner voraussichtlich ihm zugemessenen Lebenszeit zum Studieren des Veda zu verwenden, wobei die Einhaltung strenger Keuschheit eine Hauptbedingung, deren Verletzung er durch demütigende Bussübung gutmachen muss. Sodann in der zweiten Periode seines Brahmanenlebens soll er heiraten und Söhne zeugen und in seiner Haushaltung exemplarisch nach dem Gesetzbuch leben. Trotz der pessimistischen Grundrichtung des Systems wird die völlige Enthaltung von der Ehe nicht geboten. Im Gegenteil wird es in der Regel getadelt, wenn einer, ehe er Vater und Grossvater geworden, sich in die Einsamkeit zurückzieht. Die Zeugung von Söhnen wird als eine Pflicht angesehen teils im Blick auf den Ahnenkultus, teils mit Hinweis auf Brahma, der analog die Welt erzeugt hat.

Sieht aber der Brahmane, dass seine Haare weiss werden und ist er schon Grossvater geworden, so wird ihm empfohlen, sich als Einsiedler in den Wald zurückzuziehen, wohin ihm sein Weib folgen mag, wenn sie will. Dort soll er seine Haare und Nägel nicht mehr schneiden, von Wurzeln und Kräutern leben, fleissig den Veda rezitieren und dabei gegen jedermann freundlich sein. Durch asketische Übungen hat er sich gegen äussere Einflüsse immer mehr unempfindlich zu machen. Er soll sich auf dem Boden wälzen oder auf den Zehen stehen, im heissen Sommer sich zwischen fünf Feuer setzen, in der Regenzeit nasse Kleider anlegen und sich so in zunehmendem Masse unempfindlich machen.

Endlich im vierten, letzten Stadium seines Lebens wird ihm geraten als vollendeter Asket zu leben. Er hat dann seine drei Schuldigkeiten erfüllt, d. h. den Veda studiert, Söhne gezeugt und Opfer dargebracht, darf daher nun ganz seiner völligen Befreiung aus den Banden der Welt leben. Haupthaar, Bart und

Nägel soll er nun wieder stutzen und im Lande umherziehen mit einer Almosenschale, um sich den Unterhalt zu erbetteln, und mit einem Stab und Wassertopf, gleichgültig ob er viel oder wenig bekommt freundlich oder feindlich behandelt wird. Er soll völlig apathisch werden in bezug auf Nahrung, Kleidung, Obdach, völlig schweigend, allezeit nachdenkend über die Wanderung der Seele nach dem Tode. In allem soll er durch seine Meditation die höchste Seele, die alles durchwaltet, erkennen (Manu 6, 33—65).

So wird er allmählich los vom vergänglichen Wesen und erlöst vom Kreislauf des Sterbens und Geborenwerdens. „Verlassen möge er diese Wohnung, die aus den fünf Elementen zusammengesetzt ist, wo die Knochen die Balken sind, welche durch Sehnen (statt Seilen) zusammengehalten ist, wo Fleisch und Blut der Mörtel, welche zugedeckt ist mit übelriechender Haut und angefüllt mit Urin und Mist, geplagt von Alter und Kummer, bewohnt von Missbehagen, gequält von Schmerz, düster von Leidenschaft und vergänglich. Der, welcher diesen Körper verlässt (sei es gezwungen) wie ein Baum (wenn er gefällt wird) das Flussufer, oder (freiwillig) wie ein Vogel einen Baum verlässt, ist befreit vom Elend (dieser Welt, das gleich) einem Haifisch“ (Manu 6, 76—78). Der beharrliche Asket erreicht die Vereinigung mit dem Brahma. „Wenn er durch die Disposition seines Herzens gegen alle Dinge gleichgültig wird, erlangt er ewige Glückseligkeit in dieser Welt und nach dem Tode. Wer so stufenweise alle Zuneigungen aufgegeben hat, und von allen Gegensätzen (entgegengesetzten Affekten) freigeworden ist, ruht im Brahma allein“ (6, 80 f.).

Dass diese Askese leicht bis zum Selbstmord führen konnte, leuchtet ein. Das älteste bekannte Beispiel dieser Art ist der Brahmane Kalanos, der Alexander d. Gr. nach Persien begleitete und in Pasagardä „nach väterlicher Sitte den Scheiterhaufen besteigend“ sich verbrennen liess, wie Strabo (15, 1, 64. 68) sagt und auch Megasthenes bezeugt, der jedoch versichert, dass man in Indien dieses Tun missbillige. Aus späterer Zeit wird von religiösem Selbstmord öfter berichtet. Die im modernen Vischnu- und Shivadienst sehr häufig vorkommende Selbsttötung ist dagegen aus andern religiösen Motiven zu erklären.

Was die eigentliche brahmanische Askese betrifft, so kann man ihr Bewunderung nicht versagen. Die ganze physische und geistige Energie dieses arischen Stammes hat sich darin heldenhaft geäussert. Allein über den ethisch-religiösen Wert solcher Bussübungen darf man sich keiner Täuschung hingeben. Diese heiligen Büsser treibt nicht eine wahre tiefe Erkenntnis ihrer Schuld und Sündhaftigkeit zu so namenlosen Anstrengungen, sondern das Verlangen, die angeborene menschliche Schwachheit abzulegen und an geistiger Macht den Göttern gleich zu werden, ja sie zu übertreffen. Dies zeigen die indischen Sagen deutlich genug, wenn sie z. B. von den grossen Asketen Vishvâmitra und Va-

sischtha erzählen[1]), welche sich in Selbstquälereien zu überbieten trachten, um einander an Macht überlegen zu sein und vor deren heroischen Bussübungen die Götter selber erschrecken, weil sie dadurch gefährliche Nebenbuhler bekommen. Die Götter suchen daher gewöhnlich durch reizende Nymphen und ähnliche holde Gestalten die harten Asketen von ihrer übermenschlichen Tapferkeit abwendig zu machen und in die Sinnlichkeit zurückzulocken, was ihnen nicht selten gelingt. Wir haben hier dasselbe Verhältnis wieder, das uns schon beim vedischen Opferkultus entgegentrat. Nicht um des unendlich erhabenen und heiligen Gottes willen quält sich der Mensch, damit Gottes Wille über seine Sünde und Unreinigkeit siege, sondern zu seiner eigenen Ehre, in der Hoffnung, damit den Göttern etwas Grosses abzwingen und sich selbst zur höchsten Macht erheben zu können. Die christliche Askese der alten und mittelalterlichen Kirche, welche freilich in ihren äusserlichen Bussleistungen die indischen Büsser nicht übertroffen, kaum erreicht hat, geht von einem viel tieferen Schuldbewusstsein aus und kennt ganz anders den Abstand zwischen Gott und dem Sünder. Dies schliesst freilich nicht aus, dass auch bei manchen christlichen Asketen der Ehrgeiz das innerste Motiv sein mochte, das sie zur Weltentsagung und Selbstkasteiung trieb. Die Ausartung des Christentums trifft hier mit dem Heroismus des Heidentums zusammen.

c) Soziales Leben im Brahmanismus[2]).

Nicht die unwichtigste Seite am Brahmanismus ist seine Ausgestaltung der sozialen Verhältnisse, die durch das Kastensystem charakterisiert werden, in welchem die Priesterkaste die herrschende Stellung einnimmt. Dem portugiesischen Worte „Kaste" entspricht das vedische varna, „Farbe", welches daran erinnert, dass diese schroffe Trennung der Bevölkerungsklassen in Indien nicht bloss politisch, sondern auch ethnologisch begründet war. Von Anfang an erschien ja den hellfarbigen, schön gebauten, zur edelsten menschlichen Entwicklung angelegten Indoariern die vor ihnen im Lande angesessene dunkelfarbige Bevölkerung als eine bloss halb menschliche, welche höchstens als sklavisch unterworfene ein berechtigtes Dasein führen konnte. Allein die brahmanische Religion war ganz dazu angetan, diesen Unterschied zu sanktionieren und noch zu verschärfen, indem ihr peinlicher Ritualismus eine tiefe Kluft zwischen den ehrwürdigen Arja und den unreinen Schwarzhäuten setzte. Aber auch innerhalb des arischen Stammes

---

1) Vgl. Wurm, Gesch. d. ind. Rel. S. 110 ff.

2) Vgl. Max Müllers Abhandlung über die Kaste im 2. Bändchen seiner Essays. — Senart, Les Castes dans l'Inde, les faits et le système, Paris 1896. Dazu J. Jolly, ZDMG 1896, 507 ff. — R. Fick, Die soziale Gliederung im nordöstl. Indien zu Buddhas Zeit, Kiel 1897. — H. Oldenberg, Zur Geschichte des indischen Kastenwesens in ZDMG 1897, 267 ff.

wurde die Abstufung immer mehr betont, nach welcher der Kschatrja (Krieger) über dem blossen Vaishja[1]) (Ansiedler, Bauer) steht, namentlich aber der Brahmane (Angehörige der Priesterkaste) über beide weit erhaben ist. Als an den Ufern des Ganges das arische Volk zur Ruhe gekommen war, und an die Stelle blutiger Kämpfe mehr und mehr ein stilles, beschauliches Leben trat, konnte leicht die Priesterkaste der entbehrlicher gewordenen Kriegerkaste den Rang ablaufen. Namentlich aber lag dies in der Konsequenz der mitgebrachten Religion. Wir sahen, dass schon in ihrem frühern Stadium der menschliche Kultus, seine Handlungen und Werkzeuge mehr und mehr vergöttert wurden. Dasselbe musste in bezug auf seine persönlichen Organe stattfinden. Je mehr der Wert des Gottesdienstes in die äusserliche Handlung verlegt und seine Wirkung vom korrekten Ritus abhängig gedacht wurde, desto höher mussten die Priester steigen als die Inhaber des (jetzt magisch verwerteten) Veda. Sie, welche die lange Zeit mündlich fortgepflanzten Lieder und Sprüche und heiligen Handlungen auswendig wussten und richtig anzuwenden verstanden, mussten als die eigentlichen Herrn der Erde erscheinen, ebenso göttlich wie das Feuer, das sie anzündeten, oder das Gebet, das sie sprachen.

Vor dieser Konsequenz schreckten die Brahmanen keineswegs zurück. Während in den alten Liedern des Veda[2]) die Priester noch menschlich und von den Königen und Vornehmen stark abhängig erscheinen, werden ihre unveräusserlichen heiligen Rechte in den Brahmana (c. 800 v. Chr.) schon viel stärker betont. Diese Stücke galten aber in der Folgezeit für ebenso göttlich wie die Hymnen selbst. Schon hier[3]) werden sie geradezu Götter genannt: „Es gibt zwei Götterarten: erstens die Götter, dann die, welche Brahmanen sind und welche den Veda gelernt haben und wiederholen; dies sind menschliche Götter. Und das Opfer ist ein zweifaches: Darreichungen für die Götter und Gaben für die menschlichen Götter, die Brahmanen, welche den Veda gelernt haben und ihn wiederholen. Mit Darreichungen beschwichtigt er die Götter, mit Gaben die menschlichen Götter, die Brahmanen, welche den Veda gelernt haben und ihn wiederholen. Beide Götter versetzen ihn, wenn sie befriedigt sind, in Glückseligkeit.“

Allein wenn auch die gesamte Auffassung der Religion auf solche masslose Überhebung des Priesterstandes hinführen musste, so war man doch gar nicht allgemein willig, sich den Anmassungen der Brahmanen zu fügen. Ein langer Kampf, der oftmals blutig

---

1) Von dieser zahlreichsten Klasse wurde auch der Name Arja gebraucht. Die drei arischen Klassen heissen so im weitern Sinn, wofür die im Gesetz übliche Bezeichnung: die Zweimalgeborenen (siehe oben S. 47.)

2) Die Vorstellung von den vier Kasten findet sich überhaupt im Rigveda noch nicht ausser in dem oben S. 30 angeführten Hymnus.

3) Schatapathabrahmana 2, 2, 2, 6.

wurde, ging ihrem Siege voraus. Es war namentlich die Kriegerkaste, welche Widerstand leistete. Dass die Brahmanen über die Kschatrja siegten, kann aber weder in ihrer Zahl noch in ihrer Tapferkeit begründet gewesen sein, obwohl von ihrem Helden Parashu-Râma Wunder der Tapferkeit erzählt werden. Ihre Macht lag in den religiösen Vorstellungen, welche sie geschickt zu nähren und zugunsten ihres Standes zu verwerten wussten, und in der stetigen Uneinigkeit der Könige und des kriegerischen Adels, welche ihre Waffen gegen ihre Standesgenossen zu kehren pflegten und sich oft gegenseitig aufrieben.

Die drei arischen Kasten waren naturgemäss unter sich nicht so scharf geschieden wie die vierte von ihnen. Selbst in religiöser Hinsicht waren ursprünglich die Krieger und Arja überhaupt den Priestergeschlechtern insofern ebenbürtig, als fromme Rischi, berühmte, heilige Sänger und heroische Fromme der Vorzeit den nichtpriesterlichen Stämmen angehörten, welche die Brahmanen dann freilich nachträglich irgendwie in ihre eigene Kaste einzuverleiben suchten. Das Lesen oder Lernen (nicht Lehren) des Veda sowie das Recht, die hochwichtige Askese zu üben, verblieben auch später Gemeingut der edlern Kasten. So wurde auch das Connubium zwischen ihnen milder beurteilt als das zwischen arischem und unedlem Stamme. Kinder aus einer Mischehe der letztern Art verloren ihre Kaste. Insbesondere der Sohn eines Shudra und einer Brahmanin wurde zu den Tschandâla gerechnet, zum niedrigsten Auswurf, und stand weit tiefer als ein Sohn, dessen Eltern beide Shudra waren. Die Tschandala's müssen ausserhalb der Stadt wohnen, und kein Mensch darf mit ihnen verkehren. Dagegen kommen Kinder, deren Vater der höhern und deren Mutter einer niederen Kaste angehört, glimpflicher weg, nach dem Grundsatz, dass guter Same auf schlechtem Boden zwar ausarte, aber noch leidliche Frucht trage, schlechter Same auf gutem Boden dagegen das schlimmste Unkraut erzeuge. Die Familie dessen, der einen Brahmanen zum Vater und eine Shudrafrau zur Mutter hatte, kann sich im siebenten Geschlecht wieder in die höchste Kaste erheben; inzwischen gehört sie einer Mittelkaste an.

Das Gesetzbuch des Manu kennt 16 Mittelkasten, die aus Connubium der vier Hauptkasten entstanden sind. Aus diesen 16 entstehen durch weitere Zwischenheiraten neue Kasten. Denselben werden die verschiedensten Berufsarten zugeteilt. Dass die Verteilung der Berufsarbeit auf diesem genealogischen Wege erfolgt sei, ist natürlich nicht anzunehmen, sondern es ist hier die genealogische Kaste mit der gewerbsmässigen Zunft kombiniert. Aber richtig ist, dass sich Gewerbe und Beruf in Indien in den Geschlechtern erblich fortpflanzten und jedes auch sozial in bezug auf Lebensweise und Heiratsgemeinschaft sich kastenartig ausbildete, wobei auch den geringern ein gewisses Selbstgefühl eigen ist, indem sie sich als solidarisch verbundene Klasse fühlen.

Da das heutige Indien eine unzählige Menge von Kasten aufweist, welche zum Teil ethnologisch, zum grossen Teil aber beruflich bestimmt sind, und schon im Gesetzbuch des Manu eine Menge Neben- und Zwischenkasten ähnlicher Art erscheinen, welche dort künstlich in eine genealogische Abhängigkeit von den Hauptkasten gebracht sind, so hat Senart[1]) bei manchen Beifall gefunden mit seinen Aufstellungen, wonach die vier Kasten überhaupt eine unhistorische Fiktion wären. Wohl lassen sich im Rigveda vier Stände (wie im Avesta) nachweisen; diese hätten aber nichts zu tun mit den Kasten, welche man sich schon damals in so grosser Zahl vorzustellen habe wie im heutigen Indien, so dass z. B. der Brahmanenstand in eine Menge von Kasten zerfiel. Die Kasten stammten nicht aus jenen vier Ständen (varna), sondern aus Geschlechtsverbindungen, wie wir sie bei den Griechen und andern Indogermanen finden, und ihre Ableitung von jenen fälschlich sogenannten vier Kasten sei eine Fälschung der Geschichte von Seiten der Brahmanen. Demgegenüber hat jedoch Oldenberg[2]) überzeugend nachgewiesen, dass es nicht angeht, das heutige Bild der Kasten ohne weiteres in die vorbuddhistische, ja vedische Zeit zurückzutragen, und dass die Entwicklung des spätern Zustandes sich unschwer aus den Grundlagen erklärt, welche die brahmanische Tradition voraussetzt und welche durch unverdächtige Zeugnisse bestätigt werden.

Nach Manu I, 88 ff. hat der Brahmane im allgemeinen den Beruf zu lehren und den Veda zu studieren, für sich und andere zu opfern, Almosen zu geben und zu empfangen. Der Kschatrja hat die Bestimmung, das Volk zu beschützen, Gaben zu verteilen, Opfer zu spenden, den Veda zu studieren (aber nicht zu lehren!) und sich nicht von sinnlichen Vergnügungen gefangen nehmen zu lassen. Der Vaishja hat das Vieh zu hüten, Gaben zu verteilen, Opfer zu spenden, den Veda zu studieren, Handel zu treiben, Geld zu leihen, das Land zu bebauen. Den Shudra hat der höchste Herr nur Eine Beschäftigung vorgeschrieben, nämlich sanftmütig diesen drei höhern Klassen zu dienen. Immerhin wurden diese Shudra menschlicher geachtet, welche sich der Lebensordnung des Brahmanismus unterworfen hatten, als die feindlichen Dasju, welche ausserhalb der Herrschaft des Veda ein menschenunwürdiges, verabscheutes Dasein führten.

Während die Kschatrja zu einem grossen Teil in den Kämpfen aufgerieben wurden oder sich mit andern Kasten vermischten und auch die Vaishja sich im Laufe der Zeit nicht standesmässig zu behaupten und unvermischt zu erhalten wussten, haben die Brahmanen alle Revolutionen überdauert, die durch den Buddhismus und andere Bewegungen hervorgerufen wurden, und so stellen späterhin die Brahmanen den relativ reinen Kern der alt-

1) Siehe oben S. 53.
2) Siehe oben S. 53.

arischen Bevölkerung dar, welchem stärker gemischte Kasten gegenüberstehen.

Doch hat sich's nie so verhalten, dass diese Brahmanen samt und sonders die ihnen vorgeschriebene eigenartige Lebensführung einhalten konnten. Schon die Rücksicht auf Gewinnung des Lebensunterhalts und des zur Macht und zum Ansehen auch hier unerlässlichen Reichtums hatte sie genötigt auch zu Beschäftigungen zu greifen, welche eigentlich als unter ihrer Würde stehend galten. Daher finden sich schon Manu 10, 80 ff. merkwürdige Konzessionen, welche ihnen die Beteiligung an den Geschäften des Wehr- und Nährstandes ausnahmsweise gestatten. Ein Brahmane, der sein Auskommen nicht findet, darf wie ein Kschatrja oder Vaishja leben; er darf Viehzucht und Landbau treiben, nur nicht das Feld pflügen wegen des Leidens, das der Pflug der Erde und den darin lebenden Tierchen zufügt; er darf sogar Handel treiben, nur nicht mit gewissen Artikeln, z. B. nicht mit Milch, was ihn in drei Tagen zu einem Shudra machen würde, auch nicht mit Butter, Honig, wohlriechenden Spezereien u. dgl. Denn dadurch würde er in sieben Nächten zu einem Vaishja. Auch soll er nicht wie der Vaishja Geld auf Zins ausleihen; doch wird auch dies ausnahmsweise gestattet (Manu 10, 117). Ebenso ermöglicht das Gesetz dem Kschatrja im Notfall die Beschäftigungen des Vaishja aufzunehmen, ohne dass er dadurch seiner Kaste verlustig geht, und dem Vaishja, nach Art der Shudra seinen Erwerb zu suchen. Dies zeigt, dass die Vorschriften nie in ihrer Strenge durchgeführt worden sind. Immerhin hat das Kastenwesen dem indischen Leben bis auf den heutigen Tag sein Gepräge aufgedrückt.

Dass das sittliche Urteil durch dieses Kastenwesen stark getrübt wurde, sahen wir oben (S. 50 f.). Auch ein gesundes und leistungsfähiges Staats- und Gemeinschaftsleben konnte auf diesem Boden nicht erwachsen. Der reichbegabte indisch-arische Stamm ist, verglichen mit seinen Brüdern, in dieser Hinsicht merkwürdig unfruchtbar geblieben.

Auch das Familienleben ist durch die indischen Religionsanschauungen beeinträchtigt worden. Die Frau hatte hier freilich im Altertum eine höhere Stellung als späterhin. Sie war nicht die Leibeigene ihres Mannes, sondern stand unter dem Schutz des Gesetzes, welches allerdings einschärft, sie dürfe nie selbständig sein: „Ein Mädchen oder ein junges Weib oder selbst ein bejahrtes soll nichts unabhängig tun, nicht einmal in ihrem eigenen Hause. In der Kindheit soll sie ihrem Vater unterworfen sein, in der Jugend ihrem Gatten, nach dem Tode dieses ihres Gebieters ihren Söhnen; ein Weib soll nie unabhängig sein“ (Manu 5, 147 f.) [1]).

In bezug auf die Ehe galt die Monogamie als Regel. Dass im mythischen Epos Fälle von Polyandrie vorkommen, beweist

1) Merkwürdig ist die fast wörtliche Übereinstimmung mit der chinesischen Regel des Kong-tse. Siehe Band I, 71.

nicht, dass diese einst bei den Ariern anerkannter Brauch war. Dagegen ist Polygamie nicht verboten. Zumal wenn eine Ehe kinderlos bleibt, ist der Gatte berechtigt, ein zweites Weib heimzuführen. Die erste Gattin eines Zweimalgeborenen muss seiner eigenen Kaste angehören, darf aber nicht mit ihm verwandt sein; dagegen darf er als Nebenweiber Frauen niedrigerer Kasten nehmen, deren Kinder jedoch die des Vaters verlieren (Manu 3, 12 ff.). Die bei der Wahl der Gattin zu beachtenden Eigenschaften werden namentlich dem Brahmanen genau vorgeschrieben; sie darf keinerlei körperliche Fehler haben, muss einen wohlklingenden Namen tragen usf. (Manu 3, 6 ff.). Die Eheschliessungen, welche in der Regel durch Vertrag zwischen dem Vater der Braut und dem Freier abgemacht werden, können nach verschiedenen Weisen vor sich gehen, welche gesetzlich ebenfalls genau bestimmt sind (Manu 3, 20 ff.). Eine kultische Zeremonie war mit der Hochzeit verbunden. Der jüngere Bruder durfte nicht vor dem ältern heiraten.

Der Gattin werden ausser der ehelichen Treue und dem pünktlichsten Gehorsam gegen ihren Mann besonders auch Reinlichkeit und Sparsamkeit geboten. Besondere Sorgfalt soll sie den heiligen Geräten und Gebräuchen angedeihen lassen. Von ihrem Gatten ist sie in Ehren zu halten und zu schmücken, aber als ein der Verführung leicht zugängliches Wesen auch zu bewachen. Zwar ist sie im Leben nicht so vom geselligen Verkehr abgeschlossen gewesen wie in der Folgezeit; auch zeigen edle Frauengestalten in den Epen, dass man für weibliche Charaktergrösse nicht blind war; aber im allgemeinen gilt das Weib als ein Wesen von untergeordneter Bedeutung. Sie ist mehr Mittel zum Zweck. Sie heisst nach alter Tradition häufig der Acker, der Mann dagegen der Same, für welchen dieser Acker bestimmt ist (Manu 9, 33).

Der Mann hat auch das Recht, sein Weib zu entlassen, also die Ehe aufzulösen; doch muss er für ihren Unterhalt weiterhin Sorge tragen und, wenn er sie ohne ernstliche Verschuldung ihrerseits verstösst, ihr sogar den dritten Teil seines Vermögens herausgeben. Auf Ehebruch wurden, wie sich oben zeigte, hohe Strafen gesetzt; dagegen beurteilt man um so weniger streng ausserehelichen Geschlechtsumgang.

Nach dem Tode des Mannes soll die Witwe ja nicht wieder heiraten, was verächtlich wäre und ihr im Jenseits übel bekäme. In späterer Zeit (bei Manu findet sich noch keine Spur davon) erwartet man sogar von einer treuen, ihren Gatten zärtlich liebenden Witwe, dass sie sich auf demselben Scheiterhaufen mit der Leiche ihres Gemahls lebendig verbrennen lasse. Unzählige Witwen haben bis in die Neuzeit hinein durch diesen Flammentod, der stets ein freiwilliger ist, ihrem Gatten Treue und Anhänglichkeit bis in den Tod bewiesen.

Wie hoch man den Besitz von Söhnen schätzte, namentlich auch, damit sie den Eltern und Voreltern Opferspenden darbringen,

zeigt der vom brahmanischen Gesetz wie vom mosaischen (Deut. 25, 5 ff.) sanktionierte alte Brauch, dass, wenn der Gatte ohne männliche Nachkommen zu hinterlassen verstorben war, sein Bruder, oder sonst ein Verwandter die Pflicht hatte, sich der Witwe beizugesellen, bis sie einen Sohn hatte; auch hierfür waren strenge Formen vorgeschrieben, um den Ernst der Pflichterfüllung zu wahren (Manu 9, 59 ff.). — Den Kindern wird besonders Ehrfurcht vor Vater und Mutter eingeschärft; aber am höchsten soll der Knabe seinen geistlichen Vater ehren, nämlich den Brahmanen, der ihn im Veda unterrichtet: Wer seine Mutter ehrt, gewinnt diese irdische Welt; wer seinen Vater ehrt, die mittlere Sphäre; wer seinem Lehrer gehorcht, die Welt des Brahma. Solange diese drei leben, soll er keine andern verdienstlichen Werke tun als ihnen dienen und seine Freude darin finden, ihnen angenehm zu sein. Alle andern Pflichten sind im Vergleich damit untergeordnet (Manu 2, 233 ff.).

3. Der Buddhismus.

a) Leben und Wirken des Buddha[1]).

Gegen den Anfang des fünften Jahrhunderts v. Chr. erwuchs diesem im letzten Abschnitt betrachteten brahmanischen System ein Gegner, der es aufs tiefste erschütterte, obwohl er selber aus den gleichen Grundanschauungen sich entwickelt hatte. Der Buddhismus ist aus den vedischen Voraussetzungen zu begreifen. Wir sahen, wie schon durch den Brahmanismus die alte Götterwelt hinter dem geistigen Tun des Menschen in den Hintergrund gedrängt worden war. Der Buddhismus hat vollends den Menschen auf sich selbst gestellt. Wir fanden in der bisherigen indischen

1) Vgl. ausser den zu den Indischen Religionen genannten Hülfsmitteln besonders: Carl Friedrich Köppen, Die Religion des Buddha und ihre Entstehung, 2 Bde., Berlin 1857. 59. — J. Barthélemy St. Hilaire, Le Bouddha et sa Religion, Paris 1860. — E. Senart, Essai sur la Légende du Bouddha, Paris 1875, 2me éd. 1882 — T. W. Rhys Davids, Buddhism, London 1877. — Heinrich Kern (in Leiden), Der Buddhismus und seine Geschichte in Indien, übersetzt von Jacobi, Leipz. 1882. — Hermann Oldenberg, Buddha, sein Leben, seine Lehre, seine Gemeinde, 5 Aufl. 1906 (eine in jeder Hinsicht meisterhafte Darstellung). — Ed. Lehmann bei Chantepie[3] II, 74 ff. Derselbe, Der Buddhismus, Tübingen 1911. — J. Dahlmann, S. J. Buddha, Berlin 1898. — J. W. Rhys Davids, Der Buddhismus, übersetzt von Pfungst (Leipz. Reclam) 1899. — P. Dahlke, Aufsätze zum Verständnis des Buddhism., Berlin 1903. — Jul. Dutoit, Leben des Buddha, Leipzig 1906. — R. Pischel, Leben und Lehre des Buddha (Aus Natur u. Geisteswelt 109), 2. Aufl., Leipzig 1911. — Von Anhängern des Buddhismus übersetzte Quellen: E. Neumann, Die Reden des Gotamo Buddho aus der mittleren Sammlung des Pali-Kanon. — Seidenstücker, Pali-Buddhismus, Breslau 1910 und E. Neumann, Die letzten Tage Gotamo Buddhos, München 1911. — Ferner die englisch übersetzten heil. Schriften der Buddhisten in den SBE Bd. X, XI, XIII, XVII, XX, XLIX. Vgl. auch BRL 214 ff.

Religionsentwicklung eine starke Tendenz zum Pessimismus. Der Buddhismus macht hiermit völligen Ernst. Wir hörten, wie das Bestreben aller weisen Lehrer des Brahmanismus dahin ging, den rechten Weg zur Erlösung vom Übel zu finden. Gerade das ist das Ziel des Buddhismus, und auch in dem Wege, den er dabei einschlägt, hat er mit jenen viele Ähnlichkeit. Er preist ebenfalls als Heilmittel die rechte Erkenntnis, die Abkehr von der Welt, das Absterben der Begierden. Näher ist er aus den Anschauungen der Sankhja-Joga hervorgegangen[1]).

Bei so vielen Berührungen könnte man sich wundern, warum zwischen Brahmanismus und Buddhismus mit der Zeit ein so feindlicher Gegensatz entstand, zumal ja die indische Toleranz für alle möglichen Systeme innerhalb der vedisch-brahmanischen Theologie Raum liess. Allein der Buddhismus war in der Tat für das bisher herrschende System praktisch und theoretisch grundstürzend. Schon dass er die formale Grundlage des Veda verschmähte, musste ihn als Häresie erscheinen lassen; seine Geringschätzung der Opfer und Zeremonien aber gefährdete die Interessen der Hierarchie. Die theoretischen Differenzen waren ebenfalls nicht unwesentlich. Die neue Religionsgestalt hat jenes Brahma, in welchem die ältere Weltanschauung als in dem All-Eins ihre Zusammenfassung hatte, beseitigt (nicht den Gott Brahma, der bei den Buddhisten noch vorkommt, aber, wie alle Götter, bei ihnen eine untergeordnete Rolle spielt), und der Welt kein blosses Scheindasein, sondern ein wirkliches vindiziert, aber desto energischer ihr Dasein als Übel bezeichnet. Die Erlösung von diesem Übel suchte sie nicht in der Rückkehr ins Brahma, sondern im Eingang ins Nirvana. Zugleich aber verinnerlichte sie den Weg, der dahin führen sollte und legte dabei alles Gewicht ausschliesslich auf das persönliche Verhalten. Damit hängt die am tiefsten in das Brahmanensystem eingreifende Neuerung zusammen: die Ignorierung der Kaste bei der Verkündigung des neuen Heilsweges. Dass dieser Allen offen stehe, verkündigte der Buddha und liess es durch seine Jünger als ein Evangelium durchs ganze Land predigen. Das war, was seiner Lehre die Herzen gewann. Denn es lastete zu jener Zeit auf den Gemütern ein schwerer Druck, welcher nicht allein von der Beengung und Belastung der äussern Verhältnisse[2]), sondern insonderheit auch von der trostarmen Weltanschauung herrührte, welche für jedermann eine abschreckende Aussicht bot und nur den höhern Kasten einen Ausweg, und zwar einen äusserst ängstlichen und beschwerlichen zeigte. Wer einen für

1) Vgl. oben S. 45 und Ed. Lehmann, Buddhism. S. 44 ff. Das nähere Verhältnis der Buddhalehre zu Sankhja und Joga prüft Oldenberg, Buddha[5] S. 65 ff., 81 f.

2) Wo sie die Gewalt hatte, drückte die Brahmanenkaste die andern Stände. Aber auch die Könige sogen das Land in der Regel unbarmherzig aus nach dem Spruch: „Das Land eines Fürsten gleicht dem Sesamkorn: man muss es pressen, schlagen, brennen und kochen, um Öl daraus zu gewinnen."

jedermann zugänglichen und Geist und Gemüt sicherer befreienden Gang der Erlösung zu eröffnen wusste, musste in weiten Kreisen freudige Aufnahme finden. Dieser Erlöser kam in der Gestalt des Buddha.

Das Leben des Buddha ist von der schrankenlosen indischen Phantasie mit so abenteuerlichen Legenden ausgeschmückt worden, dass man die Geschichtlichkeit dieser Person überhaupt bezweifelt und bestritten hat. So z. B. Kern und Senart, welche in der traditionellen Figur des Buddha den Sonnenheros sehen, aus dessen Schicksalen sich alle einzelnen Züge der Legende erklären sollen, ohne dass ein historischer Kern der Überlieferung dabei sich ergebe, wenngleich der Buddhismus allerdings einen persönlichen Stifter gehabt haben müsse. Dass z. B. bei der Empfängnis des Buddha nach der Legende ein Lichtglanz das All durchdrang, dass gleich nach seiner Geburt seine Mutter Maja (etwa der „Morgendunst") starb, dass er unter einem Baum (dem Wolkenbaum) mit dem bösen Geiste Mara (dem finstern Gewitterdämon) kämpfte und sodann das Rad der Erkenntnis (den lichtverbreitenden Sonnenball) durch die Welt rollen liess, bis er ins Nirvana einging (Sonnenuntergang) — dieses alles und vieles andere seien durchsichtige Züge aus einem solaren Naturmythus, nach deren Abzug nichts Greifbares als geschichtlicher Kern für die Biographie des Buddha übrigbleibe.

Allein zu einem positiveren Ergebnis ist man namentlich seit der genaueren Erforschung der Paliliteratur gekommen. Die Buddhagemeinde auf Ceylon hat in (der südindischen) Palisprache die heiligen Überlieferungen frühe empfangen, und von ihrer in anderer Sprache abgefassten Nationalliteratur gesondert aufbewahrt; so konnte sie uns eine viel einfachere Gestalt der Tradition erhalten, als sie in der sichtlich jüngeren, phantastisch ausgeschmückten sanskritischen Buddhasage des nördlichen Buddhismus, vor allem im Lalita Vistara (einer Lebensbeschreibung bis zum Auftreten in Benares) entgegentritt. Übrigens haben sich neuerdings auch weit im Norden (Turkestan) in tibetanischer und chinesischer Sprache Parallelen zum Palikanon gefunden. Der nördliche Buddhismus hat sie aus dem Magadhi, der dem Buddha geläufigen Volkssprache von Magadha, ins Sanskrit übersetzt[1]). Den Palitexten fehlt es zwar auch nicht an legendarischen Zutaten, und eine alte Biographie aus den ersten Jahrhunderten nach dem Tode des Buddha ist überhaupt nicht vorhanden. Allein die nach allem Anschein aus dem ersten Jahrhundert stammenden Überlieferungen von Aussprüchen des erhabenen Lehrers verbürgen doch die Geschichtlichkeit seiner Person und geben ein gewisses Bild von seinem Leben und Wirken. Auch sind glaubhafte Nachrichten über seinen Tod erhalten und was die Paliquellen von seiner Jugend und Entwicklung zum Buddha melden, ist im Vergleich mit jenen

1) Vgl. Oldenberg ZDMG 52, S. 673.

masslos übertreibenden Schilderungen schlicht und einfach zu nennen, was nicht auf einen Mythus als Ursprung der Sage führt, sondern für spätere mythologische Ausschmückung einer von Haus aus beachtenswerten Überlieferung spricht. Ausgeschlossen ist damit nicht, dass zu dieser Ausschmückung ein bestimmter Mythenkreis der Hindu die Züge hergegeben habe, woraus sich die Ähnlichkeit mit Krischna erklären liesse. Dies geben auch Rhys Davids und Oldenberg zu, welche auf Grund ihrer sorgfältigen Erforschung der Palitexte im Gegensatz zu den oben Genannten den festen Kern betonen, welcher dem Historiker trotz allem in der Überlieferung vom Buddha gegeben ist.

Die Zeit, in welcher der Stifter des Buddhismus lebte, lässt sich mit annähernder Bestimmtheit angeben. Sein Todesjahr nämlich fällt 100 Jahre früher als das Konzil von Vesali (c. 380) also c. 480 v. Chr., nach den meisten genauer 477, nicht 543, wie man auf Grund der Ceylonschen Überlieferung gemeint hat. Da er nun nach alten Angaben 80 Jahre alt geworden sein soll, so lässt sich sein Leben ungefähr 550—480 ansetzen. Sein epochemachendes Auftreten fällt noch in das Ende des 6. Jahrhunderts.

Als Heimat des Buddha wird von der einstimmigen Überlieferung die später verschwundene, nie sehr bedeutende Stadt Kapilavastu genannt, welche in dem wasserreichen Lande am Fuss der Berge von Nepal im heutigen Oudhe lag, unweit dem heute noch unter demselben Namen bekannten Flüsschen Rohini, einem Nebenfluss der Rapti. — Nach der spätern Überlieferung wäre der Buddha der Sohn des Königs von Kapilavastu gewesen. Allein davon wissen die älteren Quellen nichts. Diese Gegend scheint überhaupt nicht streng monarchisch regiert gewesen zu sein. Jedenfalls aber gehörte Siddharta, wie sein eigentlicher Personenname lautete, zu dem dort herrschenden Geschlecht der Shakja, weshalb er später oft der Shakjasohn oder Shakjamuni („Einsiedler aus dem Geschlecht der Shakja") genannt wurde. Ebensooft aber führt er den Namen Gautama, wie sich seine Familie im Anschluss an einen der altberühmten Rischi hiess. Der Buddha, d. i. der Erleuchtete, Wissende, wurde er wie auch andere Häupter religionsphilosophischer Schulen jener Zeit von seinen Anhängern genannt, nachdem er ihr Führer zur höchsten Erkenntnis geworden war. Das stolze Shakjageschlecht verlor übrigens seine Unabhängigkeit und wurde grösstenteils ausgerottet durch den König des Kosalareiches (dem heutigen Oudhe entsprechend), welche Katastrophe der Buddha noch erlebt haben soll.

Als Vater des Siddharta wird Suddhodana genannt, als seine Mutter, die aber schon sieben Tage nach seiner Geburt gestorben sei, Mâjâ, als ihre Schwester, unter deren mütterlicher Pflege das Kind aufwuchs: Maha Pradschapati. Seine Jugendzeit verlief ungestört unter Spiel und Leibesübungen. Mit dem Studium des Veda scheint er nicht viel geplagt worden zu sein, da das

natürlich zu den Kschatrja zählende, edle Shakjageschlecht in seinem Ländchen den Einfluss der Brahmanen nicht zu mächtig werden liess. Nach Landessitte heiratete er in jungen Jahren und genoss das Leben, wie es die schöne Heimat, die angesehene Stellung und der Reichtum seiner Familie mit sich brachten. Doch wurden seine Lebenslust und sein Lebensmut schon frühe durch trübe Eindrücke, denen er in tiefsinnigen Gedanken nachhing, gedämpft. Die Sehnsucht nach Befreiung von den Fesseln dieser Welt, woran die Edelsten seines Volkes litten, erfasste auch ihn. Viel mehr lässt sich über seine Jugend nicht sagen.

Je weniger die alte Überlieferung zur Aufhellung derselben bot, desto üppiger wucherte hier die Legendendichtung, die wir nicht ganz mit Stillschweigen übergehen können, da sie wenigstens für den nördlichen Buddhismus kanonische Geltung erlangt hat. Sie handelt das Leben des Buddha nach dem Schema der zwölf Teile ab, von denen sechs auf sein Vorleben, sechs auf seine geistliche Laufbahn fallen: 1. Sein Entschluss, den Himmel zu verlassen. 2. Empfängnis und Aufenthalt im Mutterleib. 3. Geburt und erste Lebensjahre. 4. Erprobung seiner Gaben in allen Künsten. 5. Heirat. 6. Flucht aus seinem Hause. 7. Leben in der Askese. 8. Kampf mit Mara, dem Versucher. 9. Erlangung der Erleuchtung und Würde des Buddha. 10. Verkündigung seiner Lehre. 11. Eingang ins Nirvana. 12. Leichenbestattung und Verteilung der Reliquien.

Der Buddha, welcher nach seinem tugendhaften Vorleben sich im vierten Götterhimmel befand und nicht nötig gehabt hätte nochmals Mensch zu werden, entschloss sich dazu auf Bitten der Götter, um die atmenden Wesen zu erlösen. Da er sich für seine neue Geburt die Königin von Kapilavastu als Mutter ersehen hatte, senkte er sich in Gestalt eines weissen Elephanten auf dieselbe herab (was nicht selten abgebildet wird) und ging als fünffarbiger Lichtstrahl in ihren Schoss ein. Wundersame Vorzeichen am Himmel und auf Erden kündigen seine Geburt an, welche nach zehn Monaten erfolgt. In einem einige Stunden von der Hauptstadt entfernten Hain kommt der Knabe zur Welt, und zwar aus der rechten Seite oder Achselhöhle seiner Mutter, wobei Brahma und Indra Hebammendienste verrichten. Er ist mit allen 32 Merkmalen vollkommener Schönheit ausgestattet und kündet sich gleich mit lauter Stimme als den Erlöser der Welt an. Brahmanen, welche seine körperlichen Anzeichen untersuchen, urteilen: Entweder werde er Weltherrscher oder aber, falls er die geistliche Bahn einschlage, der vollkommene Buddha werden. Ein Einsiedler vom Himalaja kommt, um das letztere zu bezeugen. Die Götter im Himmel freuen sich mehr als bei einem Sieg über die Asura, ihre Feinde[1]).

Auch als heranwachsender Knabe war er unter den 20000

1) Sutta-Nipâta 3, 11 (SBE X, 2, 125).

Knaben und ebensovielen Mädchen, die man ihm als Gespielen beigab, ein einzigartiges Wunderkind, das alle an geistigen Fähigkeiten wie an Geschicklichkeit und Gewandtheit des Leibes übertraf. Sein Lehrer war von seiner Weisheit so überwältigt, dass er ihn für den grössten der Götter erklärte, und als er einst in einen Tempel trat, verneigten sich die Götter tief vor ihm. Nachdem er 16 Jahre alt geworden, will sein Vater ihn verheiraten. Den hohen Anforderungen, welche der Jüngling stellt, entspricht die schöne tugendsame Gôpâ. Allein deren Vater will seine Zustimmung nicht geben, da man den Jüngling, der es liebt die Spiele der Jugend zu fliehen und sich in Waldeinsamkeit seinen Gedanken zu überlassen, im Verdacht hat, Verstand und Männlichkeit gingen ihm ab. Er selbst dagegen ist es zufrieden in die Ehe einzutreten, nachdem er zu dem Schlusse gekommen, dass auch dadurch seine Seelenruhe nicht gestört werden könne, und besiegt seine Nebenbuhler im Wettkampf des Ringens, Laufens, Bogenschiessens, Schwimmens wie im Schreiben, Rechnen, Sprachkunde, Literaturkenntnis, Philosophie usf. So heiratet der Sieger die Gopa oder Jasodhara, wie sie auch heisst. Die Ehe mit ihr war die denkbar glücklichste, und er soll in den nächsten Jahren die Welt reichlich genossen haben. Mit echt indischer Masslosigkeit werden ihm 84000 Kebsweiber zugeschrieben.

Allein — und hier nähert sich die Fabel der historischen Wirklichkeit — alle diese Freuden vermochten ihn nicht von seinen tiefsinnigen Gedanken abzubringen, welche ihn schliesslich dazu bewogen, all dieser Herrlichkeit zu entsagen. „Nichts ist beständig," pflegte er zu sagen, „nichts ist wirklich." „Das Leben gleicht dem Funken, der durch Reibung aus dem Holze hervorspringt: Er entzündet sich und verlöscht, ohne dass wir wissen, woher er komme und wohin er gehe. Es gleicht dem Ton der Lyra, und vergebens fragt der Weise, woher es komme und wohin es gehe. Es muss eine höchste Geisteskraft geben, in der wir Frieden finden. Könnte ich sie erreichen, so könnte ich der Menschheit Licht bringen. Wäre ich selbst frei, so könnte ich die Welt befreien."

Die entscheidenden Eindrücke, welche ihn dazu trieben, einen neuen Lebenswandel anzufangen, werden in der Geschichte von den vier Ausfahrten erzählt: Eines Tages fuhr der Prinz durch das östliche Tor der Hauptstadt nach einem seiner Lustgärten. Da begegnete ihm ein abgemagerter, eingefallener Greis. Auf seine Frage, was das für ein Mensch sei, erhielt er von seinem Wagenlenker die Antwort, das Alter habe ihm ein so widerwärtiges Aussehen gegeben, und nichts besseres stehe allen Menschen bevor. Da rief der Prinz aus: Wie können die Menschen sich auf ihre Jugend etwas einbilden und sich mit Freude berauschen! Lenke den Wagen um, was hilft mir Belustigung, da ich ein Raub des Alters sein werde! Ebenso erblickte er ein andermal bei einer Fahrt aus dem südlichen Tor einen Fieberkranken und erhielt

dabei die entsprechende Antwort, dass alle Menschen von solchem Übel bedroht seien. Das drittemal war es der Anblick eines Toten, was ihn bewog umzukehren, damit er darüber nachdenke, wie dieses gemeinmenschliche Los könnte dem Menschen erspart werden. Bei der vierten Ausfahrt durchs nördliche Tor erregte seine Aufmerksamkeit ein Bettler im Mönchsgewand, der ruhig und ergeben der Gaben harrte, welche man ihm spendete. Auf seine verwunderte Frage erhielt er die Antwort: Das ist ein Bhikschu (Bettelmönch), der jedem Wunsch und Vergnügen entsagt hat und als Asket lebt, ohne Leidenschaften und Gemütsbewegungen. Das leuchtete dem Prinzen ein; sofort liess er umwenden und kam mit dem Entschluss heim, ebenso zu werden, da dieses Leben der Entsagung zum wahren Frieden führe.

Das ist spätere Ausmalung von Erwägungen, welche wirklich damals seine Seele erfüllten. Einfacher erzählt er selber in einer älteren Quelle[1]), wie ihm die Wahrnehmung von Alter, Krankheit, Tod, welche den Menschen Abscheu, Ekel, Trauer einflössen, die Freude an der Welt und den Mut zum Leben raubten, da er sich ja dem allen auch unterworfen wusste. Auch die Geschichte seiner Flucht aus dem eigenen Haus wird in lebhaften Farben dargestellt. Er erwacht in der Nacht, nachdem ihn reizende Sängerinnen in Schlaf gesungen haben, und sieht sie in abstossender Unschönheit schlafend umherliegen[2]). Da erfasst ihn Widerwille gegen diese Welt des Scheins. Er wirft noch einen Blick auf seine holde Gattin, die mit seinem neugebornen Söhnchen schläft, und ohne sie zu wecken eilt er von dannen auf schnellem Ross.

Tatsache ist, dass er als junger Mann (nach der Überlieferung 29 Jahre alt) zum Kummer der Seinigen Haus und Hof verliess und das gelbe Mönchsgewand anzog, um sich der Askese zu widmen, und dass es Erwägungen wie die obigen waren, welche ihn seiner bisherigen Lebensweise überdrüssig machten und in ihm das brennende Verlangen weckten, ein Rettungsmittel gegen diese Übel zu finden, welche den vernünftigen Menschen nicht seines Lebens froh werden lassen, sondern ihn mit stetiger Sorge und Angst erfüllen.

Um die Ruhe seiner Seele wiederzuerlangen, begab sich nun der Shakjasohn in die Schule der berühmtesten Asketen seiner Zeit. Bei zweien derselben lernte er nacheinander, ohne jedoch das gewünschte Ziel zu erreichen. Zuletzt ging er unbefriedigt seine eigenen Wege, gefolgt von fünf Mitschülern, welchen sein Eifer und seine Strenge in der Selbstpeinigung Ehrfurcht und gute Hoffnung einflössten. Allein sie wurden an ihm irre, als er nach einiger Zeit strengsten Fastens und unausgesetzter „Ver-

1) Siehe bei Oldenberg Buddha[5], S. 125 f.

2) Dasselbe wird ursprünglich (Mahavagga 1, 7; SBE XIII, 102) von dem jungen, reichen Jasa erzählt, der so zum Buddha getrieben und einer seiner ersten Jünger geworden sei.

senkung" diese Methoden der Kasteiung fahren liess in der Erkenntnis, dass dadurch die wahre Befreiung von der Angst des Todes nicht erreicht werde. Er aber kräftigte sich wieder durch Speise und Leibespflege, ohne von seinen Meditationen abzulassen.

Da kam für ihn, als er nun schon sieben Jahre von Hause fort war, der Augenblick der Erleuchtung. Er hatte in der Nähe von Gaja sich unter einen mächtigen Feigenbaum (ficus religiosa), von da an Bodhibaum genannt, hingesetzt mit dem festen Vorsatz, nicht aufzustehen, bis er zur gewünschten Erkenntnis gelangt wäre. Sein Geist machte sich methodisch los von den Schranken der Endlichkeit und Sinnlichkeit und drang ins verborgene Wesen der Dinge. Umsonst bot der böse Geist Mara alles auf, Schrecknisse der Natur wie die Lockungen seiner Töchter: Begierde, Sorge, Lust, um ihn von seiner Bahn abzuziehen; er liess sich nicht beirren. So gingen ihm denn jetzt die Grundwahrheiten vom Übel auf, die er später verkündigte. Er schaute mi einem Male in den gesamten Zusammenhang der Ursachen und Wirkungen hinein, insbesondere auch den der Wiedergeburten, und erschaute den Ausweg aus diesem alles umspannenden Kausalnexus. So wurde der Bodhisattva (Aspirant auf die Buddhawürde), was er bisher gewesen war, ein vollkommener Buddha, ein Erleuchteter. Auch Tathagata „Vollendeter" liess er sich von jetzt an von den Jüngern anreden.

Der versuchende Geist, Mara, wollte ihn freilich nun bereden, sofort ins Nirvana abzuscheiden, damit er nicht die andern Menschen erlöse; allein auch diese Versuchung überwand er aus Mitleid mit den im Finstern weilenden und entschloss sich, „das Rad der Religionslehre in Schwung zu setzen, das Banner des guten Gesetzes zu entfalten und alles, was Odem hat, von den Banden des Daseins zu erlösen" Der Moment, wo ihm jene Erleuchtung zuteil wurde, galt fortan als der schöpferische Anfang des Buddhatums auf Erden. Die Götter nahmen daran lebhaften Anteil. Ebenso hat der oberste Gott Brahma, der ihm erschien, ihn durch seine Bitten bestimmt, sein erlösendes Amt anzutreten.

Ist hier auch manches sagenhaft ausgemalt, so liegt doch kein Grund vor, das Wesentliche, worauf die Reden des Buddha selbst nicht selten anspielen, als historisch anzunehmen, so vor allem sein erfolgloses Streben, durch die gewohnte Askese zur vollkommenen Heiligkeit und Weisheit zu gelangen, sein Bruch mit diesem System, und wohl auch sein plötzliches Innewerden der Wahrheiten, welche er nachher allen als Heilmittel anpries.

Nachdem er, wie überliefert wird[1]), noch dreimal sieben

1) Eine ausführliche, freilich stark mit Legenden ausgeschmückte

Tage unter einem Baume, in Fasten und Meditation versunken, zugebracht, ging der Buddha nach Benares, wo er die fünf einstigen Gefährten seiner Askese wiederfand und als seine ersten Jünger für die neue Weisheit gewann. Bald erweiterte sich durch seine Predigt die Gemeinde zu 60 Anhängern, die er einzeln zu predigen durchs Land schickte. Er selbst begab sich von da nach dem zum Reich von Magadha gehörigen Flecken Uruvela (Gaja, südlich von Patna), wo er einst einsam die Wahrheit gesucht hatte, bis er sie fand. Jetzt bekehrte er hier viele Einsiedler zu seinem Evangelium, namentlich die als brahmanische Lehrer gefeierten drei Brüder Kashjapa. Sein Ruf erscholl bereits durchs Land, sodass, als er nach Radschagaha (südlich von Bihâr), der Hauptstadt des Königreichs von Magadha kam, der junge König Bimbisara ihm selber entgegenzog und sich als seinen Anhänger (Laienjünger) erklärte. Derselbe stellte ihm auch seinen Lustgarten, den „Bambuswald“ [1]) zur Verfügung, welcher eine der besuchtesten Stätten der Verkündigung für die neue Lehre wurde und unterstützte die Sache derselben überhaupt fortan getreulich. Die Erfolge des Buddha in der Hauptstadt waren so gross und die hier vollzogenen Bekehrungen so zahlreich, dass das Volk seinem Verdruss über das rasche Wachstum der ehelosen Jüngergemeinde in Spottversen über den unwiderstehlichen Mönch Luft machte, der Witwentum und Kinderlosigkeit bringe [2]).

Über seinen weitern Lebenslauf ist keine fortlaufende Erzählung vorhanden. Erst bei seinem Tode werden die Nachrichten wieder zusammenhängender. Seine Wirksamkeit scheint, ohne von stark eingreifenden Ereignissen gestört zu werden, sich durch eine lange Reihe von Jahren erstreckt zu haben. Die Überlieferung lässt ihn im 80. Lebensjahr ins Nirvana eingehen. Das ergäbe eine Lehrtätigkeit von 44 Jahren, da er 29jährig sich aus der Welt zurückzog und sieben Jahre brauchte, ehe er die Buddhawürde erlangte und zu lehren beginnen konnte. Seinen Aufenthalt hat er häufig gewechselt, um überall die erlösende Botschaft kund werden zu lassen; ebendafür sandte er seine Jünger hin und her. Die Regenzeit brachte dabei alljährlich eine Rast von etwa drei Monaten, welche er mit einigen, die seines nähern Umgangs gewürdigt wurden, in Ruhe und Eingezogenheit zubrachte. Dann wurde der Wanderstab aufs neue ergriffen. Seine Wanderungen erstreckten sich über weite Striche des nordöstlichen Indiens; hingegen scheint er den Westen von Hindostan nur flüchtig berührt zu haben, was wohl damit zusammenhing, dass dort der Brahmanismus allmächtig war. In den Königreichen von Magadha und Kosala

---

und mehr und mehr in Disziplinarstatuten sich auflösende Erzählung, welche von diesem Zeitpunkte bis etwa zur Bekehrung des Sariputra und seines Freundes reicht, findet sich zu Anfang des Mahavagga. SBE XIII, p. 73—751.

1) Veluvana = Bambuswald; Mahavagga 1, 22, 16 ff.; SBE XIII, 143.

2) Mahavagga 1, 24, 5 ff.; SBE XIII, 150 f.

dagegen konnte er sich frei bewegen, und in der Nähe ihrer Hauptstädte waren ihm von hohen Gönnern solche Parks mit den erforderlichen Gebäulichkeiten eingeräumt, die für ihn einen unschätzbaren Aufenthaltsort und für seinen Orden erwünschte Stätten der Zusammenkunft bildeten, da sie stille Zufluchtsorte und zugleich bequeme Ausgangspunkte für missionierende Tätigkeit in den naheliegenden volkreichen Städten waren, so der schon erwähnte „Bambuswald" (Veluvana genannt) des Königs Bimbisara bei Radschagaha, und das Jetavana bei Savatthi, der Hauptstadt der Kosala u. a. m.

Auf seinen Wanderungen begleiteten den „Asketen Gautama" wohl stets eine Anzahl Jünger, oft eine grosse Schar. Doch lebte er einfach und nach der alten Mönchsweise, wenn auch ohne unnütze gewaltsame Kasteiungen. In seinem gelben Bhikschugewande ging er selber täglich mit seinem Almosentopf, den er stets bei sich führte, sich seinen Unterhalt im nächsten Dorf oder der Stadt erbitten, ohne ein Wort zu sprechen, gleich zufrieden, ob man ihm viel oder wenig gab; immerhin lehnte er es auch nicht ab, wenn er zur Mahlzeit geladen wurde.

Natürlich kamen zu ihm nicht bloss Verehrer oder Lernbegierige, sondern auch viele weniger empfängliche Neugierige und auch manche neidische Brahmanenschüler oder -meister und Einsiedler[1]), die ihn durch ihre Disputierkunst zu widerlegen suchten. Die uns erhaltenen, natürlich einseitigen Berichte seiner Schule lassen ihn selbstverständlich dabei jedesmal glänzend triumphieren. Auch werden von ihm die tollsten Mirakel erzählt, durch welche er seine Überlegenheit den feindlichen Asketen zu erkennen gegeben habe.

Zunächst war der Shakjasohn ein Ordens- oder Sektenhaupt geworden, wie es deren manche damals gab, vergleichbar z. B. mit dem Stifter der Dschainasekte, der mit ihm gleichzeitig gelebt hat. Auch war sein Verhältnis zu den Brahmanen nicht von Anfang an ein so schroffes, wie man sich oft vorstellt. Allerdings wollte er vom Opfer nicht viel wissen, sondern urteilte, es sei besser angebracht, gegen die Mönche mildtätig sich zu beweisen; das allerbeste Opfer aber bleibe die Ertötung der Begierden. Auch nahm er Glieder aus allen Kasten in seinen Orden auf, auch Shudra. „Geöffnet sei allen das Tor der Ewigkeit; wer Ohren hat, höre das Wort und glaube!" Doch bekämpfte er das Kastenwesen nicht direkt, da ihm an der sozialen Gestaltung des irdischen Lebens nichts lag. In seinem Orden allerdings, welcher gegen das Weltleben völlig gleichgültig war, hörten alle Standesunterschiede auf. Doch ist auch beachtenswert, was Oldenberg gegen die landläufige, irrige Vorstellung geltend macht, als ob die Predigt des Buddha — ähnlich wie die Jesu von Nazareth — vornehmlich

1) Brahmana und Shramana, Brahmanen und Asketen stehen bei solchen Anlässen meist nebeneinander.

für die Armen und Niedrigen ein willkommener Trost gewesen wäre. Es zeigt sich nämlich, dass dieser Erlöser es in der Regel mit vornehmen, reichen, relativ gebildeten Leuten zu tun hat; selten wird einer Unterredung desselben mit einem wirklich Geringen gedacht Das ist auch sehr begreiflich. Gehörte doch schon ein entwickelter Intellekt dazu, um die philosophierende Lehre dieses Mönchs zu verstehen und einen befriedigenden Trost darin zu finden. Tatsächlich war diese Lehre nur für jene geistige Elite der Nation geniessbar, welche gewöhnlich der brahmanischen Askese sich zuwandte.

Von Anfang an gab es auch Freunde und Wohltäter des Ordens, die nicht in diesen eintraten, aber ihn unterstützten, gewissermassen Laienbrüder, deren Stellung zum samgha (Gemeinde) später geregelt wurde. Ihr Credo lautete, wie das der Mönche: 1. Ich nehme meine Zuflucht zum Buddha. 2. Ich nehme meine Zuflucht zur Lehre (dharma). 3. Ich nehme meine Zuflucht zur Gemeinde (samgha). In den Orden selbst verlangten bald auch Frauen aufgenommen zu werden, und obgleich der Buddha, der den Frauen wenig Gutes zutraute, hiergegen starke Abneigung bewies, liess er sich doch von seiner obengenannten mütterlichen Tante zu Kapilavastu bei einem Aufenthalt in dieser seiner Vaterstadt dazu bereden, auch den Weibern Zutritt zu gewähren, nicht ohne die trübe Vorahnung, dass dies seiner Gemeinde Schaden bringen werde. Gerne liess man sich dagegen die Wohltätigkeit befreundeter Frauen gefallen, z. B. der viel gepriesenen Visâkha, einer reichen Bürgersfrau zu Sâvatthi, welche unermüdlich war in der Darreichung von Speisen und Gewändern an Jünger und Jüngerinnen (Mönche und Nonnen).

Die bedeutendsten Jünger des Buddha waren ausser den schon erwähnten Kashjapa vor allem die früh gewonnenen Sâriputra und Maudgaljajana (Pali: Moggallâna), ein Freundespaar brahmanischer Abkunft und schon vor ihrer Bekanntschaft mit dem Buddha einem asketischen Orden angehörig. Beide folgten ihm ihr Leben lang nach, starben aber noch kurz vor ihm; ferner Ânanda, wie er selbst aus dem Hause der Shakja stammend, nach der Überlieferung 25 Jahre vor des Buddha Tod für seine Lehre gewonnen. Wenn der Buddha den Sariputra für seinen bedeutendsten Jünger und Nachfolger erklärt haben soll[1]), so scheint ihm Ananda persönlich der liebste gewesen zu sein nach den vertrauten Abschiedsreden zu schliessen, die sich vornehmlich an ihn richten. — Der Barbier Upâli gilt als Vertreter der niedrigen Klasse im Jüngerkreis, hatte übrigens die vornehme Familie Shakja bedient, ehe er mit einer Anzahl ihrer Glieder Mönch der neuen Art wurde. Er soll zuerst die buddhistischen Ordensregeln gelehrt haben.

Auch Râhula, der Sohn des Buddha, wurde in spätern Jahren Jünger und Anhänger seiner Lehre, ohne jedoch eine her-

1) SBE X, 2, p. 103.

vorragende Rolle zu spielen. Ein entfernter Verwandter des gefeierten Hauptes, Dêvadatta, ebenfalls Jünger, bereitete dem Meister viele Schwierigkeiten, indem er mit der Zeit abweichende Lehren vortrug, namentlich rigorosere Askese forderte und zugleich den alternden Buddha aus seiner Stellung zu verdrängen trachtete. Ihm wird in der Überlieferung alles Schlimme zugeschrieben. Er soll den Sohn des Königs Bimbisara zur Ermordung seines Vaters ermutigt und sogar dem Leben des Buddha nachgestellt haben, welcher aber wunderbar vor seinen Anschlägen bewahrt blieb, während dieser Judas selber elend umgekommen sei.

Über den Tod des Religionsstifters ist ein ausführlicherer Bericht vorhanden. Von Radschagaha zieht er nach Norden und überschreitet den Ganges an der Stelle, wo damals gerade die Stadt Pâtaliputra gebaut wurde, deren künftige Grösse er voraussagt. In der Nähe der Stadt Vesâlî bringt er die letzte Regenzeit zu. Hier wird der Hochbetagte von Krankheit überfallen, von der er aber dank seiner Energie, mit der er das Leben gewaltsam festhält, sich noch einmal erholt. Nochmals weist er die Versuchung des Mara, ins Nirvana ungesäumt einzugehn, zurück, da sein Werk noch nicht ganz vollendet ist. Erst in drei Monaten, antwortet er jenem, werde er die Welt verlassen und benützt nun die Frist, um noch Abschiedsreden an seine Jünger zu halten, unter welchen jener Ananda als vertrauter Liebling im Vordergrund steht. Der Inhalt dieser Reden ist eine letzte Wiederholung und Einschärfung der längst von ihm verkündigten Wahrheiten. — Von Vesâlî zieht er noch nach Kushinâgarâ (Pali: Kusinârâ) hin, wird aber unterwegs bei Pâvâ krank und schleppt sich nur noch mühsam bis in die Nähe von Kushinâgarâ, wo er in einem Haine unter blühenden Bäumen unter Blitz und Donner stirbt, bezw. ins Nirvana eingeht. Als Todesursache wird der Genuss von Schweinefleisch (Eberfleisch nach Oldenberg) angegeben, das ihm ein Freund Kunda, Sohn des Schmiedes zu Pava vorgesetzt hatte. Die Edeln der Stadt Kushinâgarâ kamen feierlich zu seiner Bestattung, welche nach seinem Wunsch unter fürstlichen Ehrenbezeigungen vor sich ging. Der Leichnam wurde verbrannt, die Reliquien verteilt. Dieses Ereignis fällt, wie bemerkt wurde, etwa ins Jahr 480 v. Chr.[1]).

b) Grundzüge der Lehre des Buddha[2]).

Bei dem mangelhaften Stand der für die Kenntnis seines Lebens zu Gebote stehenden Quellen ist begreiflich, dass auch in

1) Im Jahre 1898 entdeckte man zu Piprāwā den Ort, wo seine Gebeine nach der Tradition niedergesetzt sein sollen. Der dortige Stupa enthielt eine Urne mit entsprechender Inschrift. Die Überreste wurden übrigens nach seinem Tod nach verschiedenen Orten verteilt. Im Jahre 1909 fand man in der Umgebung der Stadt Peschawar einen von König Kanischka beigesetzten Reliquienbehälter, der auch einige Teilchen davon enthalten soll.

2) Vgl. bes. Oldenberg, Buddha[5] S. 235 ff.

bezug auf die Lehre des Buddha sich nicht mit Sicherheit angeben lässt, wieviel auf ihn selbst, wieviel auf seine Schüler und Anhänger zurückzuführen sei. Aber auch in dieser Hinsicht lassen die ältesten Quellen mit annähernder Gewissheit das Ursprüngliche erkennen, was als seine eigenste Lehre und Lehrweise anzusehen ist.

Der herrschende Gesichtspunkt und leitende Beweggrund, wovon er bei der Bildung seiner Lehre ausging, war von völlig praktischer Natur. Es handelte sich für ihn um die Erlösung des Ich vom Leiden. Wenn dies, wie oben erinnert wurde, nicht als etwas Neues, ihm Eigentümliches betrachtet werden kann, da vielmehr die brahmanische Spekulation und Askese ebenfalls diesem Zwecke dienen wollte, so ist doch beim Buddha dieses subjektiv persönliche Interesse am stärksten und zentralsten geworden, wie er selber oft hervorhebt: „Wie das grosse Meer, ihr Jünger, nur von einem Geschmack durchdrungen ist, vom Geschmack des Salzes, also ist auch, ihr Jünger, diese Lehre und diese Ordnung nur von einem Geschmack durchdrungen, vom Geschmack der Erlösung."

Die Erlösung vom Leiden, welches dem Hindu schon früher so eindrücklich als das grosse Problem des Lebens sich aufgedrängt hatte, will der Buddha herbeiführen durch seine Lehre; denn durch deren Wissen und Erkennen wird man stufenweise zur Vollendung, d. h. Befreiung vom Leiden emporsteigen, welche dem Buddha selbst als dem ganz erleuchteten, vollkommenen Weisen eigen ist. „Tut euer Ohr auf, ihr Mönche, die Erlösung vom Tod ist gefunden: ich unterweise euch, ich predige die Lehre."

Und zwar sind es vier Grundwahrheiten[1]), welche er damals, als er die Buddha-Würde erlangte, erkannt und vom Anfang bis zum Ende seiner Wirksamkeit unermüdlich zu verkündigen sich beflissen hat: 1. die heilige Wahrheit vom Leiden; 2. die heilige Wahrheit von der Entstehung des Leidens; 3. die heilige Wahrheit von der Aufhebung des Leidens; 4. die heilige Wahrheit von dem Wege zur Aufhebung des Leidens.

1. Wir sehen, dass alle vier Sätze sich um das Leiden bewegen. Bezeichnend für den Buddhismus ist dieser gänzlich subjektive Ausgangspunkt: das Gefühl der Unlust. Das gesamte Menschenleben in der Welt wird als ein dem Leiden verfallenes und davon umspanntes angesehen. Das ist die erste Grundwahrheit, welche erkannt zu haben der Buddha sich rühmt: „Dies, ihr Mönche, ist die heilige Wahrheit vom Leiden: Geburt ist Leiden, Alter ist Leiden, Krankheit ist Leiden, Tod ist Leiden, mit Unliebem vereint sein ist Leiden, von Liebem getrennt sein ist Leiden, nicht erlangen was man begehrt ist Leiden, kurz das

1) Er lehrt sie schon die fünf Bhikschu in seiner ersten Lehrrede im Tiergarten zu Benares Mahavagga 1, 6, 27 ff.; SBE XIII, 96 ff. u. oft.

fünffache Haften am Irdischen ist Leiden." Mit diesem fünffachen Haften ist gemeint das Haften an der Körperlichkeit, an den Empfindungen, den Vorstellungen, den Gestaltungen und dem Erkennen.

Die konkreten Formen des Leidens, die uns dabei stets begegnen, sind: Geburt, Alter, Tod. „Wenn es drei Dinge nicht in der Welt gäbe, ihr Jünger, würde der Vollendete nicht in der Welt erscheinen, der heilige höchste Buddha, würde die Lehre und Ordnung, die der Vollendete verkündet, nicht in der Welt leuchten. Welche drei Dinge sind das? Geburt und Alter und Tod." Aber alle Veränderung, welche sich in der Welt vollzieht — und was verändert sich nicht? — bewirkt Leiden, das Werden sowohl als das Vergehen. Was der Mensch von irdischem Glück im besten Fall unter grosser Mühe und Anstrengung erringt, das bringt ihm keine Lust, sondern neue Last, Sorge, Furcht, Leiden. Und mit diesem unruhigen und unbefriedigenden, von Schmerz und Unlust beherrschten Leben ist's nicht getan. Nach dem Tod geht der unselige Kreislauf von neuem wieder an, indem die Seele endlos in andere Erscheinungsformen eingeht, die wieder dem Tode unterworfen sind, und aus dem Wechsel, und damit auch dem Leiden nicht herauskommt. Alles steht unter der Herrschaft des Todes. Die ganze Welt befindet sich in der Gewalt eines schlimmen Feuers, das überall brennt.

2. „Dies, ihr Mönche, ist die heilige Wahrheit von der Entstehung des Leidens. Es ist der Durst, der von Wiedergeburt zu Wiedergeburt führt: Der Durst nach Lüsten, der Durst nach Werden, der Durst nach Macht." Der Wille zum Leben, die Bejahung des eigenen Daseins, die Begierde — das ist also die Ursache des Leidens, welche die Seele in jenem verhängnisvollen Kreislauf umtreibt.

Dieser nämlich vollzieht sich nach einem ganz bestimmten Gesetz, dem Gesetz der Kausalität, welches die Buddhisten als das in der Natur- wie der Geisteswelt ewig gültige Gesetz hochhalten und zum Gegenstand einer nicht überall durchsichtigen Spekulation gemacht haben. Wieviel davon auf den grossen Lehrer selbst zurückgeht, ist zweifelhaft. Die angenommene, immerhin auch in den heiligen Texten variierende Formel[1]) lautet: „Aus dem Nichtwissen entstehen die Gestaltungen, aus den Gestaltungen entsteht Erkennen, aus dem Erkennen entsteht Name und Körperlichkeit; aus Name und Körperlichkeit entstehen die sechs Gebiete (entsprechend den sechs Sinnen, zu welchen auch das Denken gezählt ist[2]); aus den sechs Gebieten entsteht Berührung (der Sinne mit ihren Objekten); aus der Berührung entsteht Empfindung; aus der Empfindung entsteht Durst (oder Begierde); aus dem Durst entsteht Haften (an der Existenz); aus dem Haften

1) Mahavagga 1, 2.

2) Anderwärts ist von den fünf Fesseln (den Sinnen) die Rede. Dhammapada 25, 370. Vgl. Uragavagga 9, 19.

entsteht Werden; aus dem Werden entsteht Geburt; aus der Geburt entsteht Alter und Tod, Schmerz und Klagen, Leid, Kümmernis und Verzweiflung. Dieses ist die Entstehung des ganzen Reiches des Leidens[1]).“

3. „Dies, ihr Mönche, ist die heilige Wahrheit von der Aufhebung des Leidens: Die Aufhebung dieses Durstes durch gänzliche Vernichtung des Begehrens, ihn fahren lassen, sich seiner entäussern, sich von ihm lösen, ihm keine Stätte gewähren.“ Dieser dritte Satz ergibt sich einfach aus dem zweiten. Ist die Begierde die Ursache des Leidens, so wird dieses schwinden, wenn die Begierde ertötet ist. Und wenn das Nichtwissen die letzte Ursache ist, aus der auch die Begierde hervorwächst, so muss das Nichtwissen aufgehoben, in sein Gegenteil verwandelt werden; dann wird jener ganze verhängnisvolle Kausalnexus abgeschnitten. Der vollkommen Erleuchtete ist begierdelos und daher auch nicht länger in den leidensvollen Zusammenhang des Daseins verstrickt.

4. „Dies, ihr Mönche, ist die heilige Wahrheit von dem Wege zur Aufhebung des Leidens; Es ist dieser heilige, achtteilige Pfad, der da heisst: rechtes Glauben, rechtes Entschliessen, rechtes Wort, rechte Tat, rechtes Leben, rechtes Streben, rechtes Gedenken, rechtes Sichversenken.“

Dieser Weg ist ein ethisch bestimmter. Wenn auch das Erkennen oder Wissen der Anfang und die Bedingung der Erlösung ist, so meint doch der Buddha damit kein bloss verstandesmässiges Erkennen oder Wissen, sondern ein ethisch bedingtes und bestimmtes. Die Vorbedingung der vollkommenen Weisheit ist die Tugend, freilich die indische, mehr duldender als tätiger Natur (indem zur Entwicklung der letzteren bei der buddhistischen Weltanschauung ohnehin die positiven Ziele fehlen würden): Bezähmung der Sinne und des eigenen Willens, Wohlwollen und Mitleid gegen alle Geschöpfe, Sanftmut, Selbstlosigkeit, Aufopferung.

Auch der buddhistischen Ethik liegt das Kausalitätsgesetz zugrund. Jede gute Tat zieht ihren Lohn, jede böse ihre Strafe nach sich. „Wer mit unreinen Gedanken redet oder handelt, dem folgt Leiden nach, wie das Rad dem Fusse des Zugtiers. Wer mit reinen Gedanken redet oder handelt, dem folgt Freude nach wie der Schatten, der nicht von ihm weicht[2]).“

Das Gute wird hier (ähnlich wie im mosaischen Dekalog) zunächst negativ umschrieben, indem die verschiedenen Arten der Sünde verboten werden, und zwar in fünf Verboten, welche für alle der guten Lehre Zugewandten, auch die Laienbrüder, verbindlich sind: 1. nicht zu töten; 2. nicht zu stehlen; 3. die

---

1) Vgl. zu dieser Kette Oldenberg, Buddha[5] S. 258 ff.; ferner SBE XIII, 73 ff. P. Oltramare, La formule Bouddhique des douze causes, Genève 1909.

2) Dhammapada 1, 1 f.

Ehe nicht zu brechen; 4. nicht zu lügen 5. nichts Berauschendes zu trinken.

Davon ist das erste auch auf die Tierwelt ausgedehnt; der Buddhist vermeidet es ängstlich, dem kleinsten Tier das Leben zu rauben. Das dritte ist für den Mönch zur Forderung strenger Ehelosigkeit verschärft. Der Geschlechtstrieb gilt als die gefährlichste Leidenschaft. Aber auch Trunkenheit gehört zu den fünf grossen Sünden des buddhistischen Katechismus.

Allein mit der blossen Beobachtung solcher moralischer Regeln ist's nicht getan. Dadurch kann und wird man zwar nach dem obenerwähnten Gesetze Lohn erlangen; aber aus dem Kreislauf des Daseins kommt man damit nicht heraus. Hierfür muss man aus dem Weltleben sich zurückziehn wie der Buddha selbst und seine Jünger, also Mönch werden. Zwar nicht selbstquälerische Askese empfiehlt der Erhabene, sondern zwischen dem niedrigen Leben in den Lüsten und der trübseligen Selbstpeinigung soll der Weise die richtige Mitte[1]) einhalten, in welcher das geistige Auge sich öffnet und die Seele zur wahren Ruhe und Harmonie gelangt, wie die Laute, deren Saiten weder zu straff angespannt, noch zu lose sind[2]). Aber zu dem Ende hin muss er sich aus den Verflechtungen mit der Welt zurückziehen, aus der Familie und dem bürgerlichen Leben ausscheiden und ein beschauliches Leben führen, wie der Buddha selbst, der ohne Eigentum, ohne bürgerlichen Beruf, ohne weltliche Beschäftigung der Meditation lebte, seinen Unterhalt täglich von der Mildtätigkeit der Leute sich erbettelnd.

Nur solche Mönche und Nonnen sind seine eigentlichen Jünger und Jüngerinnen. Für sie gelten jene fünf Gebote in strengerer Auslegung und entfalten sich zu zehn Satzungen, die schon den Novizen auferlegt sind und auch jeden weichlichen Genuss untersagen. Es kommen nämlich hinzu die Gebote: 6. nach Mittag nicht mehr zu speisen, worauf als auf eine Satzung der Mässigkeit viel Gewicht gelegt wurde, während die Auswahl der Speisen wenig beschränkt war; vgl. oben die Ursache des Todes des Buddha; 7. nicht zu singen, zu tanzen, zu musizieren; 8. nicht mit Blumen, Bändern u. dergl. sich zu schmücken; 9. nicht auf hohen oder breiten Ruhebetten zu sitzen oder zu liegen; 10. kein Gold oder Silber anzunehmen.

Tragen diese Satzungen einen mehr negativen Charakter, so fehlt es doch auch nicht an positiven ethischen Geboten. Der richtige Heilige soll nicht bloss keinem Wesen ein Leid zufügen, sondern gegen alle Wohlwollen hegen und beweisen, barmherzig, freundlich, liebevoll sein, und zwar ohne Rücksicht darauf, ob man von den andern wohl oder übel behandelt wird. Die Wohltätigkeit wird in schrankenlosem Masse gefordert.

---

1) Mahavagga 1, 6, 17; SBE XIII, p. 94.
2) Mahavagga 5, 1, 15; SBE XVIII, p. 8.

Alles hinzugeben ist eine Lust; wobei, wie Oldenberg treffend bemerkt, das eigentliche Moment des Wohltuns völlig hinter dem der Selbstaufopferung verschwindet. Bei den Mönchen selbst konnte freilich, da sie nichts besassen, die Freigebigkeit sich kaum praktisch betätigen, um so mehr bei ihren Freunden und Gönnern. Dabei hatte eigentlich der Spender der Gabe dem Empfänger zu danken, da die gespendeten zeitlichen Güter unvergleichlich gering und gemein waren neben den geistlichen, welche dem Spender daraus erwuchsen. Legenden zur Illustration freigebiger Mildtätigkeit werden vom Buddha selbst in seinen früheren Existenzen erzählt. Z. B. verschenkt er als Prinz Vessantara, nachdem er sich mit den Seinigen in die Einsamkeit zurückgezogen hat, zuletzt sogar seine Kinder und sein Weib, um die Buddhaschaft zu erlangen[1]).

In wie weitgehendem Masse Versöhnlichkeit, ja Feindesliebe gefordert wurden, beweisen die berühmten Geschichten vom König Lebelang, und vom Königssohn Kunâla, von denen die erstere auf den Buddha zurückgeführt wird. Als einst Streit unter seinen Jüngern ausgebrochen war, da erzählte derselbe ihnen die Geschichte vom König Lebelang[2]): Der Vater desselben, König Leidelang, wurde von einem mächtigeren Nachbarn, König Brahmadatta, seines Reiches beraubt. Er konnte sich zwar flüchten mit seinem Weibe, das ihm in der Einsamkeit seinen Sohn Lebelang gebar. Nachher aber wurde ihr Aufenthalt jenem feindlichen König zu Benares verraten, der ihn samt seinem Weibe gebunden durch die Stadt schleppen und in vier Stücke hauen liess. Vorher aber fand der Unglückliche noch Gelegenheit, seinem Sohn die Worte zuzurufen: „Mein Sohn Lebelang, sieh nicht zu weit und nicht zu nah; denn nicht durch Feindschaft kommt Feindschaft zur Ruhe; durch Nichtfeindschaft kommt Feindschaft zur Ruhe.“ Der Knabe nahm unerkannt Dienst in den königlichen Ställen und wurde, um seines schönen Gesanges willen, ein Liebling des Königs, der ihn zu seinem Knappen machte. So kam es, dass der König eines Tages auf der Jagd mit dem Kopf auf Lebelangs Schoss eingeschlafen war. Nun erinnerte sich dieser an all das schlimme, was derselbe seinen Eltern zugefügt, und zog das Schwert zum Streich der Rache. Noch rechtzeitig fiel ihm aber jenes Wort seines sterbenden Vaters ein. Dieses bewog ihn einzuhalten. Dreimal zieht er das Schwert, aufs neue von Rachegedanken entflammt, dreimal bezwingt er diese Leidenschaft. Da erwacht der König und erkennt die Gefahr. Lebelang fasst mit der Linken sein Haupt, mit der Rechten das Schwert und gibt sich ihm zu erkennen. Jener bittet um Verschonung seines Lebens, dieser gleichfalls; sie schenken es sich gegenseitig auf Grund von obigem

1) Köppen, Religion des Buddha I, 324 f. — Oldenberg, Buddha[5] S. 355 f.

2) Mahavagga 10, 2; SBE XVII, p. 293 ff.; Oldenberg, Buddha[5] S. 345 ff.

Spruch, welcher von Lebelang erläutert wird: Sieh nicht zu weit, d. h. lass die Feindschaft nicht lange währen. Sieh nicht zu nah, d. h. entzweie dich nicht voreilig mit deinen Freunden usw. Brahmadatta gibt ihm alles zurück, was er seinen Eltern geraubt hatte, und obendrein seine Tochter zur Gemahlin, worauf er lange glücklich regiert.

Hier sei auch die Legende von Kunâla[1]) angeführt, obwohl sie in späterer Zeit spielt, da der Held derselben der Sohn des Königs Ashoka (c. 250 v. Chr.) ist. Er führt seinen Namen seiner schönen Augen wegen, welche glänzen wie die des Vogels Kunâla. Eine der Frauen seines Vaters liebt ihn leidenschaftlich; da er sie tugendhaft abweist, entbrennt sie von Rache gegen ihn und sendet unter Entwendung des königlichen Siegels einen Befehl, ihm die Augen auszureissen. Niemand will diesen Frevel begehen, obwohl der Prinz in seiner buddhistischen Resignation zur Vollstreckung des königlichen Befehls auffordert. Als sich endlich ein schlechter Mensch findet, der dies tut, stellt Kunâla während dieser schmerzvollen Misshandlung philosophische Betrachtungen an, wünscht sich Glück, statt des Reiches, daran Leiden haften, das Reich der Wahrheit gewonnen zu haben, das Schmerz und Leiden vernichtet und segnet jene ruchlose Königin, die man ihm als die Anstifterin dieses Unheils nennt, da sie ihm zu so grossem Heil verholfen habe. Wie er dann später als blinder Sänger an den Hof kommt und dort erkannt wird, so will der König, nachdem er erst den Hergang erfahren, die Ruchlose zu Tode martern, Kunâla aber spricht: „Wenn sie unedel gehandelt, so handle du edel, töte nicht ein Weib. Es gibt keinen höheren Lohn, als den für das Wohlwollen; die Geduld, o Herr, ist von dem Vollendeten gepriesen.“ Auch versichert er: „O König, ich fühle keinen Schmerz, und trotz der Grausamkeit, die mir widerfahren ist, fühle ich nicht das Feuer des Zornes; mein Herz hat nur Wohlwollen für meine Mutter, die befohlen hat, mir die Augen auszureissen. So gewiss diese Worte Wahrheit sind, mögen meine Augen wieder werden wie sie waren“ — und seine Augen waren wieder in ihrer vollen Schönheit da. Diese Erzählung veranschaulicht auch, mit welch gutem Humor der Buddhist alles Ungemach ertragen soll. So stark immerfort betont wird, alles Menschenleben sei vom Tod umfangen, so ist doch das Trauern darüber verpönt. Der Buddhist ist ja darüber hinaus und darum immer von heiterer Stimmung[2]).

Zu dem rechten Pfade nach dem Nirvana gehört nach oben angeführtem Satz als ein Hauptstück das rechte Sichversenken[3]), eine mystische Prozedur, welche gerade in der ältesten Gemeinde eine grosse Rolle gespielt hat. „Was für andere Religionen das Gebet, das ist für den Buddhismus die Andacht der

1) Oldenberg[5] S. 348 ff.
2) Vgl. z. B. SBE X, 2, p. 106 ff.
3) Oldenberg, Buddha[5] S. 368 ff.

Versenkung." Das Ideal des Buddhisten ist ein Verweilen unter den Bäumen des Waldes, wo man stille sitzt „mit gekreuzten Beinen, den Oberkörper gerade aufgerichtet, das Antlitz mit wachsamem Denken umgebend". Bewegungslos verharrte man in dieser Stellung, nur darauf achtend: jetzt tue ich einen langen Atemzug, oder: jetzt tue ich einen kurzen Atemzug, bis man sich der Reihe nach befreit hatte von den störenden Elementen der „Lust der bösen Regungen", des Überlegens und Erwägens, der Freude und des Leides. Zuletzt stockte auch der Atem. Bei solcher Abstraktion von allem einzelnen und allgemeinen Dasein und Sosein erlangte der Geist zuletzt den Blick ins Unendliche und kam so in die Nähe der Nirvana. Es dürften pathologische Zustände wie die in der Neuzeit wieder beobachteten der hypnotischen Ekstase, die man ja auch an sich selbst hervorbringen kann, gewesen sein, in welchen die Jünger des Buddha die höchste Seligkeit empfanden, gewissermassen einen Vorgeschmack des völligen Nirvana, welches das stetige Ziel des buddhistischen Strebens bildet.

Hinsichtlich dieses Nirvâna (Pali: Nibbana), d. h. Verwehen, Verlöschen, stehen sich noch immer zwei entgegengesetzte Auffassungen gegenüber. Die einen betrachten dasselbe als das völlige Aufhören aller Existenz und berufen sich dafür auf die Konsequenz des buddhistischen Gedankensystems, nach welchem die Seele überhaupt nur ein Name sei, dem keine Realität zukomme. Die andern machen geltend, dass an manchen Stellen, und zwar nicht bloss an jüngern, die Seligkeit des Nirvana sehr positiv geschildert werde, und dass ein solcher Nihilismus als Ziel einer Religion nicht denkbar sei (so A. Weber, Max Müller). Das Nirvana bedeute also vielmehr ein vollkommenes Dasein, befreit von den irdischen Freuden und Leiden und sonstigen entgegengesetzten Affekten.

Die Durchforschung der Palitexte hat nun das merkwürdige Resultat ergeben, dass nach diesen ältesten Zeugnissen der Buddha selbst in seinen Gesprächen, wo ihm dieses Dilemma entgegentrat, eine ausweichende Antwort gegeben hat. Wenn er gefragt wurde, ob das Ich sei oder nicht sei, so schwieg er, und in der ältesten Gemeinde war die ständige Antwort auf die Frage, ob der vollendete Heilige (der Buddha) selber nach seinem Abscheiden lebe oder nicht lebe, dass derselbe darüber nichts geoffenbart habe. Er habe es abgelehnt, darüber wie über die Frage nach der Ewigkeit oder Nichtewigkeit der Welt, Endlichkeit oder Unendlichkeit des Raumes u. dgl. Aufschluss zu geben, da dies zur Erleuchtung und Erlösung der Menschen nichts beitrage.

Daraus geht jedenfalls soviel mit Sicherheit hervor, dass die Buddhalehre jeder positiven Stütze einer transzendenten Hoffnung entbehrte, wenn sie auch keine ausdrückliche Negation derselben aussprach. Die Logik forderte, von da zu direkter Verneinung eines Seins in der Vollendung fortzuschreiten, was wohl von An-

fang an von den mehr verstandesmässig beanlagten Schülern geschah. Doch war der Ahnung einer künftigen, von den irdischen Gegensätzen befreiten Welt nicht aller Spielraum verwehrt, was den einer solchen Hoffnung Bedürftigen willkommen sein musste und mit der Zeit von ihnen reichlich verwertet wurde, allerdings auf Unkosten der ursprünglichen Grundanschauung.

Als der Geist, der die Menschen nicht bloss zum ethisch Bösen verführt, sondern auch den Mönch an seiner Versenkung ins Nirvana stören und an diesem guten Pfad irremachen will, wird öfter Mara genannt, der schon in den entscheidenden Augenblicken der Entwicklung des Buddha begegnet, und diesem mit seinen Versuchungen zusetzte. Einmal, wird auch erzählt, habe er den Gedanken des Erhabenen durchschauend, dass man auch als König bis zu einem gewissen Grade in der wahren Gemütsruhe und Geistesverfassung bleiben könne, diesem ein Königtum angeboten sowie auch ihn aufgefordert, den Himalaja in Gold zu verwandeln, sei aber von dem Erhabenen gebührend abgewiesen worden[1]). Er heisst der Besieger Maras und Zermalmer seines Heeres[2]). Ebenso müssen seine Jünger stets auf der Hut sein, dass dieser Böse ihnen auf keine Weise beikomme und ihre Sinne nicht betöre; sie müssen die letztern einziehen, wie die Schildkröte kein einziges Glied unter ihrer Schale hervorstreckt, solange der Schakal in ihrer Nähe ist.

Dieser Mara, eine jedenfalls aus der brahmanischen Vorstellungswelt übernommene Gestalt, ist nach Oldenbergs Ansicht mit dem brahmanischen Todesgott Mritju identisch. Es versteht sich, dass Mara bei den Buddhisten, je nachdem sie mehr oder weniger philosophisch gestimmt waren bald mehr als persönliche Macht, bald mehr als unpersönliches Prinzip der dem Leiden und Sterben verfallenen Welt erscheint.

c) Weitere Ausgestaltung der Lehre und des Gemeindelebens[3]).

Nachdem der Buddha ins Nirvana eingegangen war, wurden zunächst einzelne Aussprüche desselben unter seinen Getreuen gesammelt, bald wohl auch diese in bestimmte Ordnung gebracht; aber erst allmählich hat sich ein ausführliches Lehrsystem und eine kasuistisch entwickelte Gemeindedisziplin ausgebildet. Nach der Überlieferung freilich wäre schon gleich nach dem Tode des Stifters vom ersten zu Radschagaha abgehaltenen Konzil der Kanon der hl. Schriften festgestellt worden durch die drei Schüler Upali,

1) Oldenberg, Buddha[5] S. 388 ff.
2) SBE X, 2, p. 103.
3) A. Bastian, Der Buddhismus in seiner Psychologie, Berlin 1882, bietet manche Einzelheiten und Anregungen, ist aber besonders infolge fortwährender Einmischung fremder Stoffe unübersichtlich und unklar.

Ananda, Kashjapa. Dieser Kanon heisst Tripitaka (Dreikorb) nach den drei Hauptteilen: 1. Vinaja, 2. Sutra („Aussprüche“) oder Dharma, 3. Abidharma[1]). Die dazu gerechneten Schriften waren aber damals noch gar nicht vorhanden, und auch das 100 Jahre später angesetzte Konzil zu Vesali kann die hl. Sammlung nicht abgeschlossen haben. Dieselbe blieb überhaupt nach ihrem Umfang schwankend, zumal in den nördlichen Gemeinden. Die südliche, in Palisprache erhaltene, ist beschränkter und bestimmter abgegrenzt. Der Umfang dieses südlichen Tripitaka ist nicht so ungeheuer, wie man oft gesagt hat, sondern nach Rhys Davids Berechnung nur etwa doppelt so stark wie die Bibel und dabei ausserordentlich reich an Wiederholungen[2]).

Vinaja und Dharma verhalten sich nicht zueinander wie unsere Ethik und Dogmatik, sondern Dharma im bestimmten Sinn, wie es hier gemeint ist, umfasst die ganze Lehre, auch die Ethik die ja für den Buddhisten auch theoretisch die Hauptsache ist. Dagegen Vinaja ist die Disziplin, das Gemeinderecht und enthält die Ordensregeln, Zeremonien, in welchen allerdings die Ethik, recht zur Anschauung kommt. Wir beginnen mit dem Dharma als dem grundlegenden Teil. Der Abidharma (Metaphysik, Logik) hat weniger religionsgeschichtliche Bedeutung und ist auch noch nicht genügend übersetzt worden, daher wir ihn beiseite lassen.

a) Dharma.

Die hierher gehörigen kanonischen Schriften geben meist lehrhafte Unterredungen des Buddha, welcher die an ihn gestellten Fragen beantwortet und die Frager zu seiner Lehre bekehrt[3]); oder auch Ketten von ethischen Sittensprüchen wie das Dhammapada[4]), in welchen die obengeschilderte Selbstzucht des buddhistischen Heiligen das stetige Thema bildet.

Von einer Dogmatik im christlichen Sinn kann beim Buddhismus nicht die Rede sein, der nicht auf einem Glauben an Gott oder an transzendente Realitäten ruht. Hingegen bildet den theoretischen Teil der Lehre die Darlegung jener Kausalitätsreihe von der Verkettung des Übels in der Welt. An die Stelle einer Gotteslehre (Theologie) ist mit der Zeit eine sehr ausgebildete Weltlehre (Kosmologie) getreten, und zwar handelt sich's dabei weniger um Kosmogonie als um Kosmographie. Denn eine Erschaffung der Welt durch einen über ihr erhabenen Geist kann

---

1) Siehe über diese und noch eine andere Einteilung M. Müller, SBE X, p. IX f. Ursprünglicher ist die Unterscheidung von zwei Hauptteilen, Vinaja und Dharma, wie sie z. B. Kullavagga 11 im Bericht über das erste Konzil erscheint. Vgl. Oldenberg, ZDMG 52, 618. 628.

2) Eine Übersicht des Tripitaka gibt BRL S. 214 ff.

3) So z. B. das Sutta-Nipâta, engl. übersetzt von V. Fausböll, SBE X, 2.

4) Engl. Übers. von M. Müller, SBE X, 1.

es nicht geben. Hören wir, was der grosse Lehrer Jasomitra darüber sagt[1]):

„Die Wesen sind weder durch Gott (Ishvara), noch durch den Geist (Puruscha), noch durch die Materie geschaffen. Denn wäre Gott die einzige Ursache, oder jedes andere Prinzip, wie der Geist oder die Materie, so müsste durch die einzige Tatsache des Vorhandenseins dieser Ursache die Welt in ihrer Gesamtheit auf einmal geschaffen sein; denn man kann nicht zugeben, dass die Ursache sei, ohne dass die Wirkung da sei. Aber man sieht die Wesen nacheinander zur Welt kommen, die einen aus einer Gebärmutter, die andern aus einer Knospe; daraus folgt, dass es eine Aufeinanderfolge von Ursachen gibt, und dass Gott nicht die einzige Ursache ist. ‚Aber' — entgegnet man — ‚diese Mannigfaltigkeit von Ursachen ist die Wirkung des Willens Gottes, welcher gesagt hat: ein solches Wesen soll jetzt entstehen, in der Weise, dass ein solches anderes Wesen nachher entstehe; so erklärt sich die Aufeinanderfolge der Wesen, und es ist bewiesen, dass Gott die Ursache davon ist.' Dem ist zu erwidern, dass mehrere Willensakte in Gott annehmen, so viel heisst als eine Mehrheit von Ursachen zulassen, und dass dadurch die erste Voraussetzung, dass nämlich nur Eine Ursache da sei, umgestossen wird. Noch mehr: diese Mehrheit von Ursachen könnte nur auf einmal hervorgebracht sein, weil Gott als Quelle der bestimmten Willenstätigkeiten einzig und unteilbar ist. Hier erhebt sich noch einmal der obige Einwand, dass man zugeben müsste, die Welt sei auf einmal geschaffen. Aber die Söhne Shakjas halten an dem Grundsatze fest, dass die Weltumwälzung keinen Anfang hat."

Dieser Ablehnung eines Alles hervorbringenden und Alles bedingenden Gottes ist der Buddhismus im allgemeinen treu geblieben, obwohl gelegentlich dieser Atheismus wieder in Pantheismus umschlug, wobei Buddha als die Alles umfassende Gottheit erschien[2]), was aber dem ganzen Wesen der Lehre widersprach: Ewig ist nach dieser keinerlei Sein, auch nicht die Materie, sondern nur das Werden und Vergehen. Seit unendlicher Zeit folgt Weltalter auf Weltalter, und im Raum unzählig sind die Welten, obgleich sich nicht bestimmen lässt, ob diese Welten begrenzt seien oder nicht. Vier Dinge sind unermesslich: die Wissenschaft des Buddha, der Raum, die Menge der atmenden Wesen und die Zahl der Welten.

Den Mittelpunkt unserer Welt bildet der ungeheure Berg Meru. Er ragt in der Gestalt einer abgestumpften Pyramide 84000 Jodschana über dem Meere empor; der Durchmesser seines Gipfels beträgt 10000 Jodschana. Seine vier Seitenflächen bestehen aus Gold, Silber, Kristall und Saphir. Das Meer, welches ihn umgibt, ist von sieben Felsgürteln eingeschlossen; um den

1) Köppen, Rel. des Buddha I, 229 f.
2) Vgl. Köppen a. a. O. S. 228 f.

äussersten derselben dehnt sich das Weltmeer; in diesem liegen die vier Erdteile, vier grosse Inseln umgeben von vielen kleinen. Der östliche Erdteil bildet einen Halbkreis, der südliche (Indien) ein Dreieck, der westliche einen Kreis, der nördliche ein Quadrat. Die Bewohner des östlichen haben halbkreisförmige Gesichter, die des südlichen dreieckige usw. Der Mittelpunkt des südlichen Erdteils ist Gaja, der Thron der Erkenntnis, wo Siddharta zum Buddha geworden. Überhaupt erscheinen die Buddha auf diesem Erdteil, auf welchem das Gebirge Himavant sich erhebt mit dem See Anavadapta, von welchem vier grosse Ströme ausgehen: der Ganges nach Osten, der Indus nach Süden, der Vatsch (Oxus) nach Westen, der Sîta (Fluss von Jarkand) nach Norden.

Vom Berge Meru aufwärts erheben sich die Himmel, und zwar zunächst sechs Götterhimmel, welche mit der Erde zusammen die Welt des Gelüstes bilden; darüber liegt die Welt der Form; in vier Stufen der Beschauung (dhjâna) sich aufbauend mit 16 (bei den nördlichen Buddhisten 17 oder 18) Himmeln; darüber die Welt ohne Form mit vier Himmeln.

Unter der Erde befinden sich die Höllen, heisse und kalte, mit allen erdenklichen Qualen, welche phantastisch ausgemalt werden. Wer eine der fünf schlimmsten Sünden begangen hat: Mord, Diebstahl, Unzucht, Lüge, Unglauben, d. h. Verachtung des Buddha und seiner Heiligen, kommt in diese Räume der Unseligkeit, wohin ihm seine Taten nachfolgen. Er wird mit eisernen Ruten gehauen, und muss glühendes Eisen verzehren, wird mit Messern zerschnitten, zersägt, zwischen Mühlsteinen zermalmt, in grossen Kesseln gekocht, an Spiessen gebraten usf.[1]).

Diese Höllenstrafen sind freilich nach dem Grundgedanken des Buddhismus von der Unbeständigkeit alles Seins auch nicht von ewiger Dauer, also eine Art Fegefeuer; doch werden horrende Perioden[2]) angenommen, welche der Verdammte darin auszuhalten hat, ehe er wieder langsam die Stufen des Daseins erklimmen kann. Eine Ausnahme findet statt hinsichtlich der Verächter des Buddhismus, welche nicht erlöst werden, wobei wohl der Gedanke zugrunde liegt, dass ohne ihn der Rückweg aus der Unseligkeit nie gefunden werden kann. In den Zwischenhöllen zwischen der Welt und Unterwelt, lôkântarika genannt, werden diese Geister des Widerspruchs in scheusslicher Gestalt wiedergeboren; wie Fledermäuse suchen sie sich an den eisernen Welten, die sie umgeben, festzukrallen, aber umsonst; sich gegenseitig beissend und zerreissend, stürzen sie in ein Meer hinab, dessen ätzendes Wasser die Leiber wie Scheidewasser auflöst, und arbeiten sich dann wieder mit unsäglicher Mühe herauf, um wieder hinunterzufallen. Das Los der verworfenen Menschen teilen die bösen Geister, wie das

1) Vgl. z. B. SBE X, 2, p. 123.
2) Vgl. z. B. SBE X, 2, p. 120 f.

der seligen die Götter, die nach der Lehre des Buddhismus auch am allgemeinen Kreislauf des Werdens und Vergehens teilnehmen.

Weit ausgesponnen ist die Lehre von der Umwandlung der Welten[1]). Wenn ein Weltalter (kalpa, Pali: kappa) vorüber ist, so zerstört sich die Welt selbst durch Wasser oder Feuer. Der Weltuntergang wird 100000 Jahre zuvor von einem Deva angekündigt, damit die Wesen Busse tun und in diesem Fall noch vor der allgemeinen Auflösung in höhere Regionen aufgenommen werden. Die Zerstörung selbst dauert wieder unzählige Jahre. Dann folgt auf dieses Kalpa der Vernichtung ein Kalpa der Fortdauer der Vernichtung, d. h. ein leeres Kalpa, darauf ein Kalpa der Neubildung und ein viertes der Fortdauer der neuen Welt, die sich stetig verschlechtert, bis wieder die Auflösung erfolgt. Diese vier Zeiträume bilden zusammen ein grosses Kalpa. Von der Dauer eines solchen oder auch einer der vier Perioden geben nur Bilder eine Vorstellung, wie folgende: Wenn ein harter Felsblock von 16 Meilen Höhe, Länge und Breite alle 100 Jahre einmal mit dem feinsten Batisttuch flüchtig berührt würde, so würde von solcher Berührung der Felsen zur Kleinheit eines Mangokerns zusammengeschwunden sein, ehe eine solche Zeitdauer abgelaufen wäre. Oder wenn es drei Jahre hintereinander auf der ganzen Erde regnete, so würde die Menge der gefallenen Tropfen noch nicht die Zahl der Jahre eines solchen Kalpa angeben.

In regelmässigen Zwischenräumen, und zwar jedesmal im Kalpa der Wiederherstellung der Welt erscheint ein Buddha[2]), um die wahre Lehre (dharma) der Erlösung wieder bekannt zu machen. Unzählige solche Buddha sind schon in frühern Weltaltern vorangegangen und ebensoviele werden in Zukunft wieder auftreten. Viel wird gefabelt von den früheren Existenzen des jetzigen Buddha, der schon in vielen der Götterwelt, der Menschheit, ja selbst dem Tierreich angehörigen Daseinsformen gelebt und die grossen Tugenden geübt habe, ehe er reif war, seine letzte irdische Wanderung als Buddha anzutreten. Er hätte nicht nötig gehabt, nochmals auf Erden geboren zu werden; aber das Erbarmen mit den Unerleuchteten und Unerlösten trieb ihn zu dieser letzten Verkörperung, nach welcher er ins Nirvana eingegangen ist, um nicht wiederzukehren. Das Gesetz, das er verkündigt hat, wird 5000 Jahre dauern und dann zugleich mit den Reliquien des Buddha verschwinden. Dann erscheint ein neuer Buddha, Maitrêja (Pali: Mettejja) genannt.

Durch die vom Buddha verkündigte Lehre werden die atmenden Wesen aus dem unseligen Kreislauf erlöst, in welchen sie hineingebannt sind. Der Buddhismus hat, wie wir schon sahen, die brahmanische Vorstellung von einer Wanderung der Seelen durch die verschiedenen Welten und Daseinsformen

---

1) Vgl. Köppen a. a. O. S 266 ff.
2) Köppen a. a. O. S. 310 ff.

akzeptiert, und zwar ist diese Wanderung eine Folge ihrer Unreinheit, und die Richtung derselben durch ihr Verhalten in den frühern Daseinsformen ethisch bestimmt. Wenn die Seele, die mit einer Flamme verglichen wird, am Dasein haftet, so geht beim Tode die Flamme auf andern Brennstoff über, und zwar kann sie durch den Wind auch in ein ganz entlegenes Reich entführt werden, so dass die Seele dort ein neues Dasein annimmt. Immerhin geht die genauere Lehre nicht dahin, dass das Ich durch alle diese Wanderungen sich schlechthin gleichbleibe, wie man sich das gewöhnlich bei „Seelenwanderung" vorstellt. Dies würde eine Wesenhaftigkeit der Seele voraussetzen, welche dieser Grundanschauung fremd ist. Vielmehr vergleichen die Buddhisten das Verhältnis der späteren Existenz zu der früheren mit dem Licht einer Lampe, das an einer anderen angezündet ist — die Flamme ist dieselbe und doch nicht dieselbe — oder einem Baum, der aus der Frucht eines andern Baumes hervorgegangen; der zweite Baum ist ein anderes Exemplar als der erste, obwohl er seine Existenz aus jenem geschöpft hat. So erkläre sich auch, dass der Mensch keine Erinnerung an seine früheren Existenzen habe; es sei denn, dass er die höchste Stufe der Erkenntnis ersteige, wo er diese seine Wiedergeburten in ihrem Zusammenhange schaut.

In diesen Kreislauf ist alles einbezogen, was lebt und atmet, auch die überweltlichen Götter und unterweltlichen Dämonen nicht ausgenommen. Dass aber auch die Pflanzenwelt und sogar auch die unorganischen Gebilde daran teilnehmen, ist zwar eine hie und da auch im Buddhismus vorkommende Vorstellung, aber eher dem pantheistischen Brahmanismus angemessen. Als Ausweg aus diesem Kreislauf wird unermüdlich die Zuflucht zum dharma gepriesen, und dieses enthält jene Lehren vom Übel und weist auf den obengeschilderten Weg zu seiner Überwindung. Immer wieder wird als das rechte Verhalten eingeschärft Begierdelosigkeit, Freiheit von aller Leidenschaft, Gleichmut, Seelenruhe ohne Stolz und Neid, Enthaltung von Sinnengenuss, namentlich mit dem Weibe, ein Leben als selbstgenügsamer Bettler.

Der wahre Brahmane ist nicht der, welcher es von Geburt ist, sondern der die rechte Gesinnung hat. Der wahre Asket (Shramana) ist nicht der sich quält, sondern der seine Sinne überwunden hat und von der Welt abgezogen ist. „Nicht Nacktheit, nicht geflochtenes Haar, nicht Schmutz, nicht Fasten, nicht Liegen auf der Erde oder Einreibung mit Staub, nicht regungsloses Sitzen kann einen Sterblichen reinigen, der nicht seine Begierden überwunden hat[1])." Die völlig der Lehre des Buddha Ergebenen heissen Arhat[2]). Mit der Zeit hat man aber eine ganze Stufenleiter von Heiligkeitsgraden ausgedacht. Zunächst teilt diese

1) Dhammapada 10, 141. SBE X, 1, 38 f.

2) So z. B. Mahavagga 1, 10 die ersten 60 Bekehrten, mit dem Buddha selbst 61. SBE XIII, 112.

Hagiologie[1]), wie man sie genannt hat, alle Menschen ein in Erweckte und Unerweckte, wie wir sagen würden. Die letzteren heissen Prithagdschana, Abgesonderte. Das sind die natürlich, fleischlich Gesinnten, die unter der Macht der Erbsünde stehen und von den Affekten der Begierde und des Hasses beherrscht werden. Sie kennen die „Pfade" nicht, die zum Nirvana führen. Ihnen gegenüber stehen die Arja, d. h. die Ehrwürdigen, welche die vier geistlichen Wahrheiten erkannt haben: 1. das Übel, 2. den Ursprung des Übels, 3. die Vernichtung des Übels, 4. den Weg, der zur Vernichtung des Übels führt. In alter Zeit konnten auch Laienbrüder als Arja gelten. Diese Arja zerfallen wieder in vier Stufen:

1. Der in der Strömung Eingegangene, Shrôtaâpanna. Er ist aus der Flut des Weltlebens herausgetreten. Er ist frei von dem Irrtum derer, welche lehren: „ich bin" und „das ist mein". Er glaubt an die Wahrheit der Buddhalehre und an deren Kraft, aus dem Kreislaufe des Daseins zu erlösen. In diesen drei Beziehungen ist er rein, in allen andern unrein. Er kann nur noch als Gott oder als Mensch, nicht mehr als niedriges Wesen geboren werden. Nach sieben Wiedergeburten erreicht er die höchste Stufe.

2. Der einmal Wiederkehrende, Sakridâgâmin. Er steht 100000mal höher als der eben Genannte und kommt nur noch einmal in die Götter- oder Menschenwelt zurück. Er ist in fünffacher Beziehung von Sünde und Irrtum rein.

3. Der nicht Wiederkehrende, Anâgâmin, wird nicht mehr auf Erden, nur noch im Götter- oder Brahmahimmel geboren. Er ist in zehnfacher Beziehung rein und steht eine Million mal höher als der auf der zweiten Stufe.

4. Der vollkommen Würdige, Arhat, ist der vollendete Arja, völlig rein und sündlos, ohne Begierden, ja den Naturgesetzen nicht mehr untertan. Er besitzt die ganze Erkenntnis, die dem Buddha mitgeteilt worden. Die Legenden erzählen von diesen Arhat die übertriebensten Mirakel. Der Arhat kann unmittelbar ins Nirvana eingehen.

Was die Lehre vom Nirvâna betrifft, so siehe oben S. 77 f.

β) Vinaja.

Der Vinaja heisst die Seele des guten Gesetzes und das Mittel zur Erlösung der atmenden Wesen. Der Name bedeutet die Disziplin, Ordnung. Es ist das buddhistische Gemeinderecht; da aber eigentlich nur die Mönche (Bhikschu, = Bettler) die Gemeinde (samgha) bilden, kann man diese Gesetzgebung auch als die Ordensregeln bezeichnen. So frei der Buddha dem Formelwesen der Brahmanen gegenüberstand, so hat doch schon er nicht umhin gekonnt, auch für seine Jünger und Anhänger gewisse

1) Vgl. Köppen a. a. O. 397 ff.

Formen vorzuschreiben, welche für seine Gemeinde rechtsgültige Normen wurden und eine weitere Ausgestaltung bis ins einzelnste erfuhren. Diese Verordnungen für die Mönche (und Nonnen) nebenbei auch die Laienbrüder und -schwestern, bilden den Inhalt des Vinaja. Sie werden alle auf den Buddha selbst zurückgeführt. Wieviel davon wirklich auf ihn zurückreicht oder auf seine unmittelbaren Jünger, unter denen Upali als der erste Lehrmeister des Vinaja gilt, lässt sich nicht mit Bestimmtheit sagen. Jedenfalls bedurfte es von Anfang an, um die geistige Höhe, die er verlangte, zu ersteigen und zu behaupten, gewisser äusserlicher Lebensregeln und Satzungen. Dieselben tragen aber nicht die harte, gewaltsame Art des Brahmanismus an sich, sondern gehen darauf aus, einen frohen, freudigen Geist der Entsagung zu weçken und die gleichmütige Selbstgenügsamkeit in Unabhängigkeit von der Welt zu erleichtern. Ein wesentlicher Unterschied ist auch, dass der Brahmanismus den einzelnen möglichst isolierte, während der Buddha auf die gegenseitige Einwirkung der Mönche besonderes Gewicht legte und daher dafür sorgte, dass sie immer wieder zusammenkamen, und wenigstens zeitweilig in Klöstern, allerdings ursprünglich in gesonderten Hütten mit einem gemeinsamen Versammlungsraum, zusammenlebten.

Die Aufnahme in den Orden ist Gegenstand weitläufiger Reglemente. Es werden dabei zwei verschiedene Weihen, Pabbadscha und Upasampadâ, unterschieden. Die erstere, Pabbadscha, ist das Hinausgehen aus dem bisherigen Stand, der Austritt aus der Welt, entsprechend dem Weggang des Shakjamuni aus seiner Heimat. Sie vollzieht sich dadurch, dass der Aufzunehmende sich Haar und Bart abscheren lässt und das gelbe Gewand anlegt. Dem Ordinierenden erklärt er dabei: „Ich nehme meine Zuflucht beim Buddha. Ich nehme meine Zuflucht bei der Lehre (dharma). Ich nehme meine Zuflucht bei der Gemeinde (samgha)." So wird er zunächst Novize und hat als solcher schon die obenangeführten (S. 73 f.) zehn Gebote zu beobachten[1]).

War der betreffende nicht unter zwanzig Jahre alt und kein sonstiger hinderlicher Umstand, so konnte ihm gleich auch die folgende höhere Weihe erteilt werden, welche umständlicher und vor der versammelten Mönchsgemeinde zu vollziehen war. Bei dieser Upasampada hatte der Ordinand ursprünglich ebenfalls die drei Zufluchtsformeln zu bekennen, was späterhin vom Buddha selbst soll abgeändert worden sein (Mahav. 1, 28, 3). Dagegen musste hier der ganze versammelte Samgha seine Zustimmung geben. Man wurde bei den Aufnahmen vorsichtiger, da sich allerlei unberufene und unlautere Elemente zudrängten, gerade weil

1) Siehe die nähern. sehr ausführlichen Regeln zu beiden Weihen im Anschluss an das Verfahren des Buddha mit seinen ersten Jüngern Mahavagga 1. SBE XIII, 73 ff.

das Leben der buddhistischen Mönche im Unterschied von demjenigen anderer Orden als ein bequemes und angenehmes, beschwerdeloses galt. Vollends als der Orden von seiten der Grossen manche Vergünstigungen erhielt, liefen manche zu, um auf diese Weise sich ihren Verpflichtungen zu entziehen und sich ein sorgloses Leben zu sichern. Daher wurde mit der Zeit vor der Aufnahme der Ordinand einem gründlichen Examen unterworfen, in welchem er zu beteuern hatte, er sei kein Soldat (der sich dem königlichen Dienst entziehen wolle), kein Räuber (der sich vor der Bestrafung flüchte), kein Schuldner (der den Gläubigern entrinnen möchte), kein Sklave, auch nicht ein gegen den Willen seiner Eltern von Hause weggelaufener Jüngling, kein Muttermörder oder Mörder eines Heiligen (Arhat). Selbst das musste er bezeugen, dass er Mensch, nicht etwa ein Schlangendämon sei, der nur Menschengestalt angenommen; desgleichen aber, dass er nicht an einer der fünf Krankheiten (Aussatz, Kropf, weisser Aussatz, Schwindsucht, fallende Sucht) leide oder ein Gebrechen habe, da er sonst der Gemeinde zu sehr zur Last fiele und es ihm wohl nur um Versorgung durch dieselbe zu tun wäre. Eingeschärft wurden dem Aufgenommenen noch besonders die Entbehrungen, welche mit dem Orden verbunden seien: Er soll essen, was er erbettelt, sich in Lumpen kleider, die er gesammelt, seine Lagerstätte nehmen unter den Bäumen des Waldes, als Arznei den Urin von Tieren gebrauchen — wodurch nicht ausgeschlossen sein sollte, dass er sich von mildtätigen Leuten Besseres reichen lasse. Die vier Grundgebote für ihn waren aber: 1. völlige Enthaltung vom Geschlechtsgenuss; 2. von der Aneignung irgendeines fremden Eigentums; 3. Vermeidung irgendeiner Tötung, und wäre es einer Ameise oder eines Wurms; 4. das Unterlassen falschen Rühmens von geistlicher Grösse und Vollkommenheit, die er nicht besitzt.

Das sind Vergehungen, durch die man aufhört, Mönch zu sein. Wenn sie der Gemeinde bekannt wurden, wurde der Missetäter ausgeschlossen. Bei kleineren Vergehungen wurden ihm geringere Strafen auferlegt, aber im allgemeinen nicht gewaltsame Kasteiungen nach brahmanischer Art, sondern mehr geistliche. Er muss vor allem seine Fehler bekennen, worauf grosses Gewicht gelegt wird: bei geringeren Verstössen genügt das blosse Bekenntnis. Bei schwereren findet eine Art Degradation statt; der Schuldige wird auf kürzere oder längere Zeit in einen Probezustand zurückversetzt. Noch schwerer ist die Strafe, wenn keiner der Mönche ihn mehr anredet oder ermahnt[1]). Dem freiwilligen Rücktritt aus dem Orden standen keine besonderen Schwierigkeiten im Wege; im Gegenteil wird derselbe eher empfohlen solchen, die nicht die nötige Kraft in sich finden um seinen Anforderungen zu genügen. Natürlich verzichtet aber jemand durch

1) Kullavagga 11, 1, 15. SBE XX, p. 384.

seinen Rücktritt auf alle die hohen geistlichen Vorteile, welche dieser Stand in diesem und jenem Leben bietet.

Die Mönche brachten viele Zeit in der Einsamkeit zu, sollten aber auch regelmässig zusammenkommen. Besonders bei gewissen Anlässen war ihre Vereinigung unerlässlich. So vor allem bei der zweimal monatlich stattfindenden Beichtfeier. Die hierbei gültige Beichtordnung, Patimokkha[1]), gehört wohl nach ihrem Hauptbestand zu den ältesten literarischen Reliquien des Buddhismus. Der Samgha, d. h. die Gemeinde der in einem Sprengel wohnenden Mönche, muss sich vollzählig am angesagten Ort, meist einem Vihâra, Klosterhof, einfinden; wenn welche fehlen, darf die Versammlung nicht abgehalten werden. Für Kranke und sonst Verhinderte ist ein besonderes Verfahren vorgeschrieben, wie auch sie ihre Beichte an die Versammlung können gelangen lassen. Bei dieser Feier, welcher keine Nonnen (die ihre besonderen Beichten hatten), keine Novizen und keine Laien beiwohnen dürfen, wie denn der Wortlaut der Formeln Geheimnis des Ordens war, wird das ganze Register der Übertretungen von den schwersten bis zu den geringfügigen verlesen und die Versammlung bei jeder gefragt: wisst ihr euch rein davon? Schweigen gilt für Bejahung. Ursprünglich wurden ohne Zweifel die Fehltritte bei diesem Anlass gebeichtet; später verblieb nur die formale Rezitation, und es wurde sogar vorgeschrieben, dass die Vergehungen nicht ungesühnt in die Versammlung gebracht, sondern vorher einem Bruder bekannt werden sollten. Immerhin hatte diese Feier stets den Nutzen, die zahlreichen Obliegenheiten des Bhikschu ihm immerfort gegenwärtig zu erhalten. Zuerst wurden jene ebengenannten vier grossen Hauptsünden genannt: Unkeuschheit, Diebstahl, Mord (auch Verleitung zum Mord oder Selbstmord), falsches Rühmen seiner hohen Erkenntnisstufe ohne nachheriges demütiges Geständnis. Dann kamen in verschiedenen Abstufungen die geringeren und geringsten Fehler an die Reihe. Aufgezählt wird allerlei Ärgernis, das man andern Bhikschu durch Bosheit, Zorn, Lieblosigkeit, Lüge, Verleumdung gegeben; ferner Sünden der Begehrlichkeit, welche namentlich beim Erbetteln von Nahrung und Kleidung vorkamen. Insbesondere galt als Vergehen das Annehmen von Silber und Gold; ebenso verurteilte man Sünden der Unmässigkeit aller Art und der Verweichlichung. Letzterer begegnete man durch genaue Vorschriften über die Beschaffenheit, welche die angefertigten Matten, Stühle, Bettlager haben mussten. Verstösse dagegen wurden dem Sündenregister angeschlossen; dazu manche Einzelheiten, wie das Graben des Bodens, die absichtliche Tötung eines Tierchens. Auch ausführliche Regeln über wohlanständiges Benehmen wurden bei dieser Gelegenheit rezitiert.

Während der Regenzeit wurde das Wandern geradezu verboten. Die Mönche sollten über dieselbe in einem Vihara still,

1) SBE XIII, p. 1 ff.

aber nicht etwa stumm[1]), beisammen verweilen in Meditation und gegenseitiger Erbauung und nur in Notfällen sich weiter von ihrem Wohnsitz entfernen, als der tägliche Rundgang zum Behuf des Almosensammelns sie führte. Am Schlusse dieses dreimonatlichen Zusammenlebens fand noch ein eigenartiger Akt statt, Pavâranâ[2]) genannt, wo eine Art Zensur vorkam, indem jeder Mönch die andern bitten musste, allfällige Ungehörigkeiten, die sie an ihm bemerkt hätten, ihm namhaft zu machen.

Die Nonnen durften auch beim Pavarana nicht anwesend sein. Siehe dagegen besondere Satzungen für sie Kullavagga 10 (SBE XX, p. 320 ff.).

Der Vinaja enthält ausser den umständlichen Vorschriften für diese Feierlichkeiten noch sehr eingehende Regeln über die Bekleidung, welche eine sorgsame sein sollte (nackt durfte der buddhistische Mönch nie sein), die nötigen Gerätschaften sowie die Heilmittel und die Lebensweise für Kranke, deren es offenbar viele gab und die mit Rücksicht und Schonung behandelt wurden. Eine eigene, Kathina genannte Zeremonie war die Verteilung der Gewänder an die Mönche aus dem dem Orden übermachten Vorrat[3]).

Solche Gemeindeakte und Zeremonien vertreten die Stelle des Kultus, welcher nach dem Grundcharakter des Buddhismus eigentlich in dieser Religion keine Stelle hat. Waren doch die Götter zu endlichen, bedingten Wesen herabgesunken, die man zu seinem Heil nicht mehr brauchte. Der echte Buddhist hatte nichts Besseres zu tun als sich selbst zu kultivieren, um sich über die Götter zu erheben. Allein sobald der Buddhismus anfing, Volksreligion zu werden, musste auch wieder ein eigentlicher Kultus entstehen. Das war nicht bloss Ausartung, sondern auch Reaktion des religiösen Abhängigkeitsgefühls, das nach einem Höhern ausser ihm sucht, um es zu verehren, freilich allemal fehlgreift, wenn ihm nicht der wahre Gott bekannt gemacht wird. Daher die bemerkenswerte Erscheinung, dass der tief innerlich angelegte Buddhismus, der im Bewusstsein seiner göttlich hohen Menschenwürde keiner Götter mehr über sich zu bedürfen meinte, mehr als irgendeine der höhern Religionen in äusserlich sinnlichen Kultus versank. Zunächst war es Menschenkultus. Der Buddha selbst und seine Heiligen wurden bald als übermenschliche Wesen verehrt, obwohl er für sich solchen Kultus nicht in Anspruch genommen hatte und im Grund nur der Wegweiser zur Rettung sein wollte, nicht der Mittler, der durch sein Werk die Erlösung objektiv schaffe. Seit dem 2. Jahrhundert n. Chr. wurde sein Bild göttlich verehrt, wiewohl er nur Vorbild auf dem Wege der Tugend und Erkenntnis hatte sein wollen; ebenso die Bilder seiner Schüler und Apostel. Solche Bilder wurden auf der Brust getragen

1) Dies wird getadelt Mahav. 4, 1, 12 (SBE XIII p. 328).
2) Mahav. 4 (SBE XIII, p. 325 ff.).
3) Mahav. 7 (SBE XVII, p. 146 ff.).

als Amulette, vor allem aber in den Versammlungsräumen aufgestellt, wo man ihnen Blumenspenden brachte. Theoretisch war zwar die eigentliche Anbetung der Bilder und das Opfern vor denselben untersagt; allein in der Praxis kam man doch darauf hinaus. Älter als der Bilderdienst war der Reliquiendienst. Die Überreste des Shakjamuni, welche schon gleich bei seiner Bestattung gesammelt worden, wurden, ob echt oder unecht, heilig gehalten und davon manche Wunder erzählt. Besonders hohes Ansehen genoss der linke obere Augenzahn des Buddha. Dieser Reliquiendienst ist dem Brahmanismus ein Greuel, der die Berührung von Totengebeinen verabscheut.

Auch sonst erinnert der spätere buddhistische Kultus vielfach an den Katholizismus. Er besteht in glänzenden, sinnlichen Zeremonien. Auf Altären werden Gaben, Schalen mit Früchten, Blumen und Rauchwerk dargebracht. Die Liturgie wird in einer dem Volke fremden Sprache (Sanskrit oder Pali) gesungen unter musikalischer und mimischer Begleitung. Am Altar wird das Bild des Buddha auf einem Spiegel aufgefangen und mit geweihtem Wasser übergossen. Auch eine Kindertaufe kommt bei den Lamaisten in Tibet vor. Ebenso Seelenmessen, um das Los der auf der Wanderung durch die Unterwelt, wo Jama als Totenrichter gilt, Befindlichen zu lindern. Eine Art Rosenkranz mit 108 Kugeln zur Abzählung der Gebete findet sich stetig in der Hand der Mönche, wird aber auch von Laien getragen. Die mystischen Worte ôm mâni padmê hum, ein nie genug zu wiederholendes Gebet, wird massenhaft auf Papierfetzen geschrieben und diese in ein Rad gelegt, welches umzudrehen ein verdienstliches Werk ist. Das Rad wird auch auf Dachgiebeln oder über dem Herde angebracht, um vom Wind oder Rauch umgetrieben zu werden. In diesen Gebetsmühlen ist die Mechanisierung der Religion vollendet.

Als heilige Zeiten gelten dem Mönch drei Stunden des Tages, wo er zu meditieren hat, allem Volke Vollmond und Neumond, aber auch die mittleren Mondsphasen, also ein Tag in der Woche. Feiner hat der Buddhismus drei Feste im Jahr: 1. um den Neumond des November, also am Schluss der Regenzeit das Lampenfest. Der Buddha soll dieselbe im Götterhimmel zugebracht haben und nachher wieder herabgekommen sein. Der Aufzug der ihn dabei begleitenden Götter wird in einer Prozession dargestellt. 2. Das Neujahrsfest oder, wie es die Chinesen nennen, Laternenfest im Frühling, feiert den Sieg des Buddha über die brahmanischen Asketen. 3. Das Geburtsfest des Shakjamuni am Vollmond des Mai, gefeiert unter glänzenden Zeremonien. Dabei wird die Priesterweihe erteilt. Dass diese Feste ursprünglich eine natürliche Bedeutung hatten, ergibt sich aus ihrer Stellung an den indischen Jahreswenden.

Auch heilige Stätten hat der Buddhismus, welche öfter von Pilgern aufgesucht werden, wenn auch im Lauf der Jahrhunderte dies manchmal ganz aufgehört hat, da diese mit dem

Leben des Buddha zusammenhangenden Örtlichkeiten seinen Anhängern oft unzugänglich geworden sind und eigentliche Vorschriften betr. Wallfahrten nicht gegeben waren. Gegenwärtig besteht eine eigene japanische Gesellschaft, welche diese Stätten würdig herzurichten bemüht ist. Sie nennt deren vier: Buddha Gaja, wo der Buddha seine vollkommene Erleuchtung empfing, Kapilavastu, seinen Geburtsort, den Tiergarten zu Benares, wo er seine erste Predigt hielt, und Kushinagara, wo er ins Nirvana einging. Im Jahre 1896 entdeckte man zu Lumbini (Nepal) ein Denkmal Ashokas, das die Geburtsstätte des Buddha angeben will. Zur Grabstätte siehe oben S. 70.

d) Spätere Entwicklung und Ausbreitung des Buddhismus[1].

Wie die Überlieferung meldet, haben nach dem Tode des Buddha grosse Konzilien zur Befestigung und Ausbreitung dieser Religion das meiste beigetragen. Die Tradition[2] erzählt, schon wenige Monate nach dem Eingang Shakjamunis ins Nirvana habe das erste Konzil, bestehend aus 500 Arhats, unter dem Vorsitz des grossen Kashjapa zu Radschagaha getagt. Hier seien die Lehrreden und Verordnungen des Buddha (Dharma und Vinaja) authentisch fixiert worden, wobei Upali über den Vinaja, Ananda über den Dharma die massgebende Auskunft erteilt habe. Davon mag so viel historisch sein, dass die Anhänger des Meisters nach seinem Tode sich fester zusammenschlossen und sich bemühten, das von ihm hinterlassene Erbe möglichst sicherzustellen, zumal er keinen Nachfolger in seiner Würde eingesetzt hatte.

Das zweite Konzil lässt die Tradition 100 Jahre nach diesem Ereignis, also um 380 v. Chr., in Vesali stattfinden und von 700 Arhats gebildet werden. Dort habe es sich darum gehandelt, gewisse Missbräuche zu verbannen, die sich eingeschlichen und Entzweiung verursacht hatten. Es war nötig, das Trinken starker Getränke, geschlechtlichen Umgang, das Annehmen von Gold und Silber, das Betreiben unedler Gewerbe aufs neue zu untersagen; aber auch kleinlichere Satzungen sollen damals ausgegeben worden sein.

Um je e Zeit hatte der Buddhismus schon ansehnliche Fortschritte gemacht. Der damalige König von Magadha, Ashoka (der Ältere), war ihm günstig. Noch mehr Gewinn zog diese Religion aus den Erschütterungen, welche den Einbruch Alexanders des Grossen in Indien (327 v. Chr.) begleiteten, da derselbe den starren Schranken, welche das nicht nur in Kasten, sondern auch in viele kleine Königreiche geteilte Volk trennten einen starken

1) Vgl. Vincent A. Smith, Asoka Oxford 1901. — E. Hardy, König Asoka, Mainz 1902.

2) Siehe über das erste und zweite Konzil Kullavagga 11 und 12 (SBE XX, p. 370 ff). Vgl. dazu die Kritik Oldenbergs, Buddha[5] S. 399 ff.

Stoss versetzte. Nicht lange nachher tat sich bei einer Erhebung der Einheimischen gegen die fremden Eroberer ein kühner Abenteurer, Tschandragupta hervor, als dessen Vater Maurja genannt wird. Er war nicht von fürstlichem Geschlecht; der König von Magadha hatte ihn verbannt. Als es ihm aber gelungen war, den mazedonischen Statthalter des Pandschab zu verjagen, wandte er sich gegen jenen König seiner Heimat und setzte sich zum Herrscher von Magadha ein (c. 315 v. Chr.), indem er das Reich durch seine Tatkraft erweiterte und eine neue Dynastie begründete. Er starb 291 v. Chr.

Sein Enkel nun, Ashôka (der Jüngere) ist der „Konstantin der Buddhismus" geworden. Auch er war ein kraftvoller Herrscher, der sein Reich während einer langjährigen Regierung (263 bis c. 230) nach verschiedenen Seiten stark erweiterte. Seine Bedeutung in der Geschichte aber liegt in seinem Eifer für die buddhistische Religion. Von Haus aus war er der brahmanischen zugetan. Sein Vater Vindusâra (reg. 291—263) soll täglich 60000 Brahmanen unterhalten haben, ebenso er selbst während der ersten Jahre nach seiner Krönung (259 v. Chr.), die übrigens erst im vierten Jahr seiner Regierung zu Pataliputra stattfand, nach welcher er aber in seinen Edikten zu rechnen gewohnt ist. Über seine Bekehrung existieren verschiedene Versionen. Die südlichen Buddhisten lassen ihn durch ein Kind von sieben Jahren, seinen Neffen Nigradha, dessen Vater er bei seiner Thronbesteigung getötet hatte, bekehrt werden. Viel Unglaubwürdigeres noch fabeln die nördlichen. Auch behaupten sie, er se aus einem grausamen, wilden Tyrannen durch seine Bekehrung zu einem Wunderkönig von Gutherzigkeit umgewandelt worden. Sicher ist nur, was er selbst in seinen zahlreichen Inschriften, die er in allen Teilen seines Königreiches auf Felsen und Säulen anbringen liess und wovon viele erhalten sind, ausspricht. Daraus geht hervor, dass er anfänglich ein weltliches Regiment nach Art der Kschatrjakönige führte, dagegen im Laufe seiner Regierung von den Ideen des Buddhismus mächtig erfasst, seine Regierungsweise und Hofhaltung darnach umgestaltet hat. Im zehnten Jahre der Krönung ist nach dieser Quelle die neugewonnene Einsicht in seiner Lebensweise zu vollem Durchbruch gelangt, was aber nicht ausschliesst, dass er, wie sonst bezeugt wird, schon im dritten Jahr von dieser Geistesströmung, für die er offenbar empfänglich war, angefasst sein konnte.

Ashoka nennt sich in diesen Inschriften nicht mit seinem gewöhnlichen Personennamen, sondern „der göttergeliebte Prijadarshin, d. h. liebevoll Gesinnte". Der Inhalt dieser Manifeste ist stets ein buddhistisch-religiöser. Z. B. meldet er in einem solchen[1]):

„Eine lange Zeit ist vergangen, während welcher die göttergeliebten Könige auf Vergnügungsreisen auszogen. Bei der Gelegenheit wurden Jagden und andere ähnliche Vergnügungen veranstaltet. Als der götter-

1) Nach Bühler, ZDMG 37, 424.

geliebte König Prijadarshin zehn Jahre gesalbt war, zog er aus um der höchsten Erkenntnis willen. Deshalb wird jetzt hier (in meinem Reiche) eine Reise um des Gesetzes willen regelmässig veranstaltet. Auf dieser findet folgendes statt: der Empfang von Asketen und Brahmanen und ihre Beschenkung; ferner der Empfang von Greisen und die Verteilung von Gold, auch der Empfang der Bewohner der Provinzen und die Unterweisung derselben in der Pflicht und das Forschen in der Pflicht. So geniesst der göttergeliebte König Prijadarshin seitdem mehr und mehr die Freude, welche jene tugendhaften Handlungen verschaffen"

Seine eigene frühere Art der Kriegführung, wo viele Tausende erschlagen worden, missbilligt er in einer andern Inschrift[1]). Unermüdlich preist er in diesen väterlich ermahnenden Edikten das Gesetz (dharma), die rechte Pflichterfüllung, welche für dieses Leben erspriesslicher und fürs jenseitige fruchtbarer sei, als inhaltsleere oder zweifelhafte Zeremonien[2]). Als Hauptforderungen dieses Gesetzes schärft er immer wieder ein: Freigebigkeit gegen Asketen, Brahmanen und Mönche; barmherzige Schonung aller lebenden Kreaturen; Gehorsam gegen die Eltern; geziemendes Betragen gegen alle Verwandten. Dies zeigt, wie die Moral des Buddhismus für das Laienvolk sich praktisch gestaltete. Für Menschen und Tiere liess er Hospitäler einrichten und heilsame Kräuter sammeln und pflanzen[3]). Eine edle, hochherzige persönliche Gesinnung dieses Landesfürsten spricht aus diesen Monumenten, z. B. wenn er sagt[4]):

„Der göttergeliebte König Prijadarshin hält Ehre und Ruhm nicht für Dinge von grossem Nutzen, ausser dass er sich Ehre und Ruhm wünscht, damit sein Volk in der Gegenwart und in der Zukunft seinem Gesetze Gehorsam leiste und seinem Gesetze nachlebe. In dieser Hinsicht wünscht sich der göttergeliebte König Prijadarshin Ehre und Ruhm. Alles, womit er sich bemüht, bezieht sich nur auf das Jenseits, nämlich darauf, dass jedermann frei von Gefährde sei. Die Gefährde aber ist die Sünde. Schwer fürwahr ist das zu vollbringen sowohl für die Leute von niedrigem als auch für die von hohem Rang, ausser durch die äusserste Anstrengung und durch das Aufgeben von allem. Aber unter diesen beiden fällt es gerade den Hohen am schwersten."

Dabei hat der König nicht etwa gewalttätig die Lehre anderer Bekenntnisse unterdrückt, sondern eine Art Duldung proklamiert[5]):

„Der göttergeliebte König P. ehrt die Mitglieder aller Sekten durch Gaben und mancherlei Ehrenbezeigung. Doch hält er nicht so viel von Freigebigkeit und Ehrenbezeigung als wovon? Davon, dass ein Wachsen ihres Kernes stattfinde. Das Wachsen des Kernes aller Sekten geschieht auf mannigfache Weise. Die Wurzel derselben ist aber die Vorsicht im Reden: Das Hochpreisen der eigenen Sekte oder das Schmähen fremder Sekten soll ohne Grund nicht vorkommen, und wenn es gerechtfertigt ist, soll es mässig sein" usw.

1) ZDMG 37, 590 f.
2) ZDMG 37, 431.
3) ZDMG 37, 98.
4) ZDMG 37, 574.
5) ZDMG 37, 585.

Immerhin hat er sehr energisch die Ausbreitung der von ihm angenommenen Lehre unterstützt und im 12. Jahre der Krönung seine Unterkönige und ihre Schreiber angewiesen, alle fünf Jahre im Land umher zu reisen, um das Volk darin zu unterweisen [1]). Im 13. Jahre setzte er „Gesetzesobere" ein, welche über der Befolgung des Gesetzes wachen, dazu ermahnen und allfällige Hindernisse beseitigen sollten [2]). Ja er ordnete an, dass wo er ging und stand, selbst in seinen geheimsten Gemächern, jederzeit hierfür bestellte „Anzeiger" vor ihn treten und ihm melden sollten, wo sich Anstände befänden oder Verstösse gegen die Lehre zu beseitigen oder Streitigkeiten zu schlichten wären [3]). „Denn ich bin von meiner Tätigkeit und von der Erledigung der Geschäfte nie befriedigt. Denn ich halte es für meine Pflicht, für das allgemeine Heil und Wohl zu arbeiten."

Auch erliess er allgemeine Edikte, welche wenigstens indirekt die Ausübung der brahmanischen Religion sehr erschweren mussten. So verbot er [4]) das Tier- und Opferschlachten in seinem Reiche, sowie gewisse Festversammlungen, unter welchen die Moral Schaden nahm. Sichtlich ungern und in verschiedenen Anläufen gewöhnte er auch seinem Hofe und sich selbst die Fleischnahrung ab, wie das charakteristische Wort zeigt: »Früher wurden in der Küche des göttergeliebten Königs P. täglich viele Hunderttausende von Tieren geschlachtet, um sûpa (das engl. curry) zu bereiten. Jetzt, da dieses Religionsedikt geschrieben ist, werden täglich nur drei Tiere geschlachtet, nämlich zwei Pfauen und eine Antilope; auch ist die Antilope nicht für alle Tage bestimmt. In Zukunft werden aber auch diese drei Tiere nicht mehr geschlachtet werden."

Zur Zeit dieses Königs, und zwar in seinem 17. Regierungsjahr (= 246 v. Chr.) und auf seine Veranlassung hin fand ein drittes grosses Konzil in seiner Hauptstadt Pâtaliputra (jetzt Patna) statt, welches auch inschriftlich bezeugt ist. Es wurden dort gewisse Wirren und Streitigkeiten über Lehre und Gebräuche geschlichtet, die namentlich durch die bei der Gunst des Hofes sehr zahlreich zum Buddhismus übergetretenen Brahmanenjünger verursacht worden waren. Besonders wichtig aber wurde diese Versammlung, die übrigens nur bei den südlichen Buddhisten als kanonisches Konzil gezählt wird, dadurch, dass sie beschloss, die Buddhalehre in alle Völker und Reiche hinauszutragen. Der Buddhismus wurde so zu einer in grossartigem Massstab, und zwar auf friedlichem Wege, missionierenden Religion, welche mit dem Anspruch Ernst machte, Weltreligion zu werden. Sendlinge gingen nun aus nicht nur nach Kaschmir, sondern auch nach den Kabulländern und in den südlichen Himalaja, ferner nach dem Dekhan, zu den Mahratten usf. Sogar an Antijaka, den König der Javana,

1) ZDMG 37, 105.
2) ZDMG 37, 266.
3) ZDMG 37, 275 f.
4) ZDMG 37, 91 f.

d. h. den Griechen- oder genauer Mazedonierkönig Antiochus und die diesem benachbarten Herrscher will Ashoka mit Erfolg seine Lehre zu wissen getan haben. Sicher ist, dass unter seiner Regierung Ceylon (Lankâ) für den Buddhismus gewonnen wurde. Nach einer ausführlichen, freilich auch legendarisch ausgeschmückten Überlieferung ist Mehendra, der Sohn des Königs, Bruder des ebenfalls als Heiliger gefeierten Kunâla (siehe oben S. 76), der Bekehrer der Insel Ceylon gewesen, welche fortan die eifrigste Hüterin der Buddhalehre wurde und dieser Religion bis heute ununterbrochen treu geblieben ist. Überall, wo dieselbe Fuss fasste, wurde das Land mit Klöstern besät, deren Ashoka selbst unzählige hat bauen lassen. Die Reliquien spielten ebenfalls eine grosse Rolle, und viel Gewicht wird darauf gelegt, dass einige der kostbarsten auf Bitten der Einwohner Ceylons nach dieser Insel übergeführt wurden.

Die Nachfolger Ashokas vermochten sich nicht auf seiner Höhe zu behaupten, und etwa 50 Jahre nach seinem Tod wurde die Maurjadynastie gestürzt, worauf im Reiche von Magadha der Brahmanismus die Oberhand gewann. Die Disputationen der Buddhisten mit den Brahmanen fielen für die erstern gar nicht immer so glänzend aus, wie sie zu erzählen lieben, wurden ihnen vielmehr oft verhängnisvoll. Man pflegte solchen Redekampf auf bestimmten, hierzu erlesenen Plätzen vor König und Volk ins Werk zu setzen. Schiedsrichter entschieden über Sieg und Niederlage. Der Besiegte musste Sklave des Siegers werden, falls er es nicht vorzog sich zu ertränken oder von einem Felsen herabzustürzen. Es versteht sich, dass diese Kampfweise, durch welche ganze Klöster entvölkert wurden, mit der Lehrweise des Buddha, der vielmehr vor Disputiersucht gewarnt hatte, nicht in Einklang war.

Wenn aber schon so frühe in Indien der Stern des Buddhismus zu erbleichen drohte, so kam ihm der Umstand mächtig zu Hilfe, dass jetzt fremde Stämme ins Land drangen, welche sich mit ihm viel leichter befreunden konnten, als mit dem Brahmanentum; so namentlich seit dem Ende des zweiten Jahrhunderts v. Chr. die Juetschi, od. sog. Indoskythen, ein aus Tibet, bzw. dem östlichen Turkestan vorgedrungenes Nomadenvolk, dessen Sprache sich neuerdings als indogermanisch herausgestellt hat (vgl. oben S. 3). Seine Fürsten huldigten in Indien dem Buddhismus, wenn sie auch manche Bestandteile ihres früheren Aberglaubens beibehielten. Der dieser Völkerschaft angehörige König Kanischka, beunruhigt durch allerlei Zwiespalt innerhalb der Buddhabekenner, berief gegen das Jahr 100 n. Chr. (?) ein viertes Konzil nach dem Kloster Dschâlandhara in Kaschmir, das übrigens von den nördlichen Buddhisten als drittes gezählt, von den südlichen aber gar nicht anerkannt wird. Hier beschäftigte man sich besonders mit dem Kanon, den man durch Aufnahme neuer, in Sanskrit abgefassten Schriften bereicherte, während die südliche Buddhagemeinde bei ihren in Pali geschriebenen heiligen

Büchern blieb. Von da an datiert sich dann eine förmliche Spaltung des Buddhismus in einen nördlichen und einen südlichen Zweig, welch letzterer mehr und mehr in Ceylon seinen Hauptsitz erhielt, während der nördliche sich nach den turanischen Völkern hin ausbreitete. Bei der Verdrängung des Buddhismus aus Indien hat sich wie in Ceylon, so in Birma und Siam der südliche Buddhismus behauptet[1]).

Theologisch entwickelte sich der nördliche Buddhismus in der Schule der „grossen Überfahrt", womit die rechte Weise gemeint ist, über den Strom des Weltlebens nach dem Nirvana über zufahren. Dagegen bezeichnete man die bis dahin giltige und auch weiterhin im Süden gangbare Lehrweise als die „kleine Überfahrt". Die Schule der grossen Überfahrt überbietet die letztgenannte durch ihre Spekulationen über die künftigen Buddha. Sie setzt es als höheres Ziel, nicht ins Nirvana einzugehen, sondern Bodhisattva, Kandidat für die Buddhawürde in künftigen Geschlechtern zu werden.

Zum nördlichen Buddhismus rechnet man seine Erscheinung in China, wo er seit 65 n. Chr. ebenfalls Eingang gefunden hat[2]), und von wo er seinen Weg nach Korea und über dieses Land nach Japan nahm[3]). Die Einführung in Korea ging vom Jahr 372 n. Chr. vor sich; diejenige in Japan war namentlich im Jahr 552 von Erfolg begleitet. Doch hat der Buddhismus dieser Länder manches Eigenartige.

Nordwärts drang er schon frühe in Baktrien ein, wo er jedenfalls schon im 2. Jahrhundert v. Chr. blühte. In Tibet[4]) aber eroberte er das Land, wo der nördliche Buddhismus sich am ungestörtesten entfaltete, freilich auch in geistiger und religiöser Hinsicht auf eine niedrige Stufe herabsank. Das Volk der Bod, welches das von Hochgebirgen umschlossene „Land des Schnees" (Tibet) bewohnte, war mongolischen Stammes und stand auf einer niedrigen Kulturstufe. Seine Religion wie die der benachbarten und stammverwandten Mongolen war der Schamanismus der turanischen Rasse, verbunden mit Anbetung des Himmels. Bei den Mongolen werden ja Gott und Himmel mit demselben Namen Tengri benannt. Mit dem Buddhismus erhielten die Tibetaner von Indien aus zugleich auch eine gewisse Kultur, vor allem eine der indischen nachgebildete Schrift. Doch wirkte bald auch von China her die dortige Zivilisation auf sie ein.

---

1) Eine Übersicht über den gegenwärtigen Stand gibt H Hackmann in den Religionsgesch. Volksbüchern 3, 5: Der südliche Buddhismus und der Lamaismus. Tüb. 1906.

2) Siehe Bd. I S. 84 ff.

3) Siehe Bd. I S. 114 ff.; Lassen, Indische Altertumsk. IV, S. 746 ff.

4) C. F. Köppen, Religion des Buddha II: Die Lamaische Hierarchie und Kirche, Berlin 1859. — Geschichte des Buddhismus in der Mongolei. Aus dem Tibetischen des Jigs-med nam mk'a, herausgegeben, übersetzt und erläutert von Dr. Georg Huth, I [Tibet. Text], Strassb. 1893.

Im 7. Jahrhundert wurde in Tibet der Buddhismus als herrschende Religion durchgeführt durch den Herrscher Ssrongtsan Gampo, der von 629 an regierte (bis 698?) und seine Residenz in der später heiligen Stadt Lhassa nahm. Sein Minister Thumi Ssambhota hatte sich in Indien aufgehalten und soll die tibetanische Schrift gebildet haben. Die Bekehrung des Volkes ging sehr primitiv vor sich. Man lehrte es die fünf Gebote, die drei Zufluchtsformeln und vor allem die vier magischen Worte ôm mani padmê hûm, welche unzählige Male rezitiert, geschrieben und in Gebetsmühlen umgedreht, aber auch auf Fahnen, an Bäumen, Felsen, Mauern angebracht wurden. Der einheimische Schamanismus wurde von der neuen Religion um so leichter geduldet, da ihre Verkündiger selbst schon einen starken Beisatz davon aus Indien mitgebracht hatten, wo damals die niedrigeren Religionen (Shivaïsmus) den Buddhismus in diesem Sinne beeinflussten.

Während der südliche Buddhismus sich in der Hauptsache mit kultischer Verehrung des Buddha begnügt, widmet der nördliche seinen Kultus nicht nur einer reichen Fülle von Buddha's und Bodhisattvas, sondern auch einer Menge anderer Götter. Namentlich suchte man bei diesen Schutz gegen böse Geister, an die man von Hause aus glaubte. Von den historischen Buddha unterschied man himmlische Urbilder. Unter diesen himmlischen Buddha war besonders beliebt Amitâbha (vgl. Bd. I, 87 u. 115). Unter den Bodhisattva ist der berühmteste Avolokita, der sich im Dalai Lama inkarniert. Dieser Avolokita ist in weiblicher Gestalt als Kwanjin-Kwannon bei Chinesen und Japanern wohlbekannt (I, 87, 115). In Indien ist vom Hinduismus her die bhakti, die liebevolle Gesinnung gegen Gott, auch zu den Buddhisten übergegangen und bildet oft die Seele der Volksreligion. Ihr Gegenstand ist der Buddha oder Amitabha oder irgend ein Bodhisattva. Diese Liebe zur Gottheit ist ein dem ursprünglichen Buddhismus gänzlich fremdes Element.

Ihre eigentliche Verkörperung aber fand die buddhistische Religion in Tibet durch den Lamaïsmus. Lama ist das tibetische Wort für Vorsteher, Priester. In diesem Lande, wo es die buddhistischen Mönche mit einer tieferstehenden Rasse zu tun hatten, nahmen sie von Anfang an eine mehr priesterlich amtliche Stellung ein, und es entstand hier eine ausgebildete Hierarchie, was den tibetanischen Buddhismus wesentlich vom alten indischen unterscheidet. Die höchsten Lama sahen die weltlichen Chans nur als ihre Mandatare an, welche ihr Licht von ihnen hätten, wie der Mond von der Sonne und übten nicht selten die oberste Gewalt im Lande aus.

Auch die wilden Mongolen fügten sich dem milden Joch des Buddhismus und liessen sich von ihm bezähmen. Ihr grosser Eroberer Tschingis-Chan war für seine Person nur von Einem Grundsatze durchdrungen: Ein Gott im Himmel und der Chan (eigentl. Chagan) auf Erden. Dem irdischen Alleinherrscher, d. h.

ihm, dem Gott die Herrschaft auf Erden übertragen, soll man gehorchen wie Gott. Dagegen die übrigen Glaubenslehren und Zeremonien waren ihm gleichgiltig. Da seine Eroberungszüge die Völker in nie gesehenem Masse durcheinanderwarfen, kam er mit den verschiedensten Religionen in Berührung und wurde von ihren Sendlingen umworben, von nestorianischen, armenischen, katholischen Chri[illegible] von Buddhisten aus Indien, Tibet, China, von Muhammedanern, Konfuzianern usf., ohne dass er für seine Person sich eines dieser Sonderbekenntnisse angeeignet hätte, über welche er, als der Alleinherrscher, sich erhaben dünkte. Er verhielt sich daher zu den einzelnen Kulten tolerant aus Indifferenz und empfahl in seinem Testament auch seinen Nachfolgern diese Haltung, welche sie noch einige Zeit beobachteten.

Der Bedeutendste unter ihnen, sein Enkel Chubilai [1]), äusserte noch zu Marco Polo: „Es gibt vier Propheten, welche von den vier verschiedenen Geschlechtern der Welt verehrt und angebetet werden: Die Christen betrachten Jesum Christum als ihren Gott, die Sarazenen Muhammed, die Juden Moses, und den Heiden ist Sogomombarkhan [2]) der höchste ihrer Götter. Ich achte und verehre alle vier und bitte den, welcher in Wahrheit der höchste unter ihnen ist, dass er mir helfen wolle.“ Aber obgleich er auch andere Religionen duldete und sogar (wie das Christentum) begünstigte, schloss er sich immer mehr dem Buddhismus an, und zwar nicht dem chinesischen Foïsmus, sondern dem tibetanischen Lamaïsmus. Dem Haupte desselben, dem Pagspa, d. h. dem Abte des Klosters zu Ssa-Kja, gestand er allerhöchste Befugnisse zu. Auch in China leistete er dem Buddhismus auf alle Weise Vorschub, und seine Nachfolger taten darin noch mehr, so dass zahllose Klöster im Reiche entstanden und viele sich durch müssiges Mönchsleben den Steuern, dem Kriegsdienst u. dgl. entzogen und schon unter dem ersten Kaiser nach Chubilai in einer Provinz mehr als 500 000 zweifelhafte Asketen aus den Klöstern herausgetrieben werden mussten.

Ein tibetanischer Reformator stand auf in Tsongkapa (Sunkaba genannt), geb. ca. 1355, † 1419, welcher den Orden der gelben Mönche stiftete, die sich durch gelbe Hüte oder Mützen auszeichneten, während bisher Rot die Farbe der Buddhisten in Tibet gewesen war. Tsongkapa forderte von seinem Anhang strengen Zölibat, während bis dahin die tibetanischen Kleriker in die Ehe treten und darin bleiben durften, bis ihnen ein Sohn geboren war (also mehr nach brahmanischer Weise). Auch beschränkte er die dem Buddhismus eigentlich fremde Magie, ohne ihrer doch ganz entraten zu können, und führte den Monlam ein, d. h. grosse Versammlungen zum Gebet, die alljährlich 15 Tage lang dauern und das buddhistische Kirchenjahr eröffnen. Diese Versammlungen

1) Vgl. Bd. I, S. 36.

2) Nach Köppen II, 92 aus Shakjamuni und dem mongolischen Burchan (= Buddha) korrumpiert.

bildeten das Stelldichein seiner Anhänger, der Gelbmützen aus dem ganzen Lande.

Das hierarchische System empfing ebenfalls durch diese immer weiter um sich greifende Bewegung einen neuen Impuls zu seiner Vollendung. Da die gelben Priester ehelos sein sollten, konnte nicht wie bei den roten von Erblichkeit der Stellen die Rede sein. Um so mehr empfahl sich das System der Inkarnationen, das sich aus der buddhistischen Lehre von der Seelenwanderung und der Lehre von den Wiedergeburten der Buddha allmählich ausbildete. Man blieb nicht bei der Annahme stehen, dass die Buddha sich in Menschengestalt verkörpern könnten, sondern behauptete auch eine ununterbrochene Reihenfolge dieser Inkarnationen für gewisse Ämter, was man mit einem mongolischen Wort die chubilganische Erbfolge nennt: die Seele des Priesters (Lama) von höherm Rang gehe bei seinem Tode in ein eben jetzt empfangenes Kind ein und werde dann als Heiliger für die Stelle, welche der Verstorbene bekleidet hatte, wiedergeboren. Daher suchte man beim Tode der höchsten Würdenträger nach einem Kinde entsprechenden Alters, das sich als Buddha ausweise und fand immer auch ein solches; dasselbe wurde gewöhnlich etwa im Alter von fünf Jahren in seine Würde eingesetzt und bekleidete sie lebenslänglich. Natürlich hatte die Klerisei die Wahl (auf welche zu Zeiten immerhin auch der chinesische Hof einwirkte) und das Regiment in der Hand, letzteres um so mehr, da der Grosslama nicht gerade jedesmal ein hervorragender Geist sein konnte und auch wenig zur Tätigkeit aufgefordert wurde, vielmehr ein beschauliches Leben führen und sich von den Andächtigen verehren lassen sollte. Seine Bevollmächtigten waren tatsächlich die Inhaber der Gewalt, die sie in seinem Namen ausübten. Mit dieser Gewalt des Lama hatten erst die einheimischen Fürsten, dann der Hof von China zu rechnen. Merkwürdigerweise sind es aber zwei oberste Lama welche seit der Zeit des Tsongkapa im hierarchischen System ebenbürtig nebeneinander stehen, beide aus der gelben Klerisei hervorgegangen. Sie weihen und segnen sich gegenseitig. Der bekanntere ist der in Lhassa residierende Dalai-Lama („Ozean-Priester"); der andere ist der Tescho-Lama, auch Bogdo-Lama genannt, dessen Sitz zu Taschilhumpo in Hintertibet. Ob aber auch an Rang beide sich gleichstehen, war doch der erstere schon durch seine Residenz, wohin als nach der heiligen Stadt viel gewallfahrtet wird, zu einer mächtiger eingreifenden Rolle bestimmt als der andere und fand bei den weltlichen Herrschern mehr Berücksichtigung. Als z. B. die Mandschu China eroberten, setzten sie sich sofort mit dem Dalai-Lama in Verbindung, und dieser besuchte sogar den ersten Herrscher dieser Dynastie in Peking. Heute suchen China, England und Russland sich des entscheidenden Einflusses auf den Dalai-Lama zu versichern.

Die Lamaïsche Hierarchie ist aber auch nach unten

eine sehr ausgebildete[1]). Unter diesen beiden grössten Lama stehen zunächst die Chutuktu (mongolische Bezeichnung), ein Kollegium, das nur bei ausserordentlichen Gelegenheiten zusammentritt. In den verschiedenen Landesteilen haben dieselben mehr oder weniger Rechte, im eigentlichen Tibet liegt die ganze Zivilverwaltung in ihren Händen. Unter diesen stehen die Chubilgane, d. h. die Wiedergeborenen, die ebenfalls als lebende Buddha's gelten. Dazu kommt eine Unzahl von Priestern, Mönchen, Novizen usf. Diese Lama sollen von Almosen leben; allein sie nehmen viel ein für ihre geistlichen Funktionen, die bei Geburt, Namengebung, Hochzeit, Krankheit, Begräbnis usf. nicht fehlen dürfen. Insbesondere auch ihre Seelenmessen für die Abgeschiedenen werden gut bezahlt. Dazu besorgen sie die Heilkunde, Astronomie, die Exorzismen und allerlei mit den hl. Geräten, Amuletten u. dgl. zusammenhangende Handwerke. Die Klöster sind oft reich an Grundbesitz und Vermögen. Gerade hier im hierarchischen Tibet ist die äusserliche Ähnlichkeit mit dem christlichen Katholizismus eine grosse. Ausser den zahlreichen Tempeln für den Kultus gibt es auch viele kleine Kapellen. Eine frappante Berührung mit dem christlichen Gebrauch der Kindertaufe findet sich hier ebenfalls: Bald nach der Geburt des Kindes (oft am 3. oder 10. Tage) wird an ihm bei der obengenannten Namengebung eine Art Taufe vollzogen. Auf dem Hausaltar werden dabei Kerzen und Rauchwerk angezündet. Der Priester liest oder spricht seine Weihegebete und taucht dann das Kind dreimal ins Wasser, indem er es dem Buddha weiht und ihm seinen Namen beilegt. Nicht selten wird dem Kindlein dabei auch das Horoskop gestellt, jedenfalls seine Geburtsstunde genau aufgezeichnet, da dieselbe astrologisch wichtig.

So niedrig diese Religion in mancher Hinsicht steht, und so ausgeartet sie, mit dem ursprünglichen Buddhismus zusammengehalten erscheint, so lässt sich doch nicht bestreiten, dass sie auf diese rohen Tibetaner und die wilden, grausamen Mongolen und ähnliche Stämme einen zähmenden, mildernden Einfluss ausgeübt hat.

e) Buddhismus und Christentum[2]).

Unser schliessliches, theologisches Urteil über die geistige Bedeutung und den religiösen Wert des Buddhismus kann sich nur durch seine Vergleichung mit dem Christentum bestimmen. Zu dieser Vergleichung liegt um so mehr Veranlassung vor, da beide Religionen vielfache innere Berührungspunkte und äusserliche Ähnlichkeiten aufweisen, während sie allerdings in ihrem Wesen grundverschieden sind.

---

1) Siehe darüber Köppen II, S. 243 ff.

2) Vgl. u. a. Falke, Buddha, Muhammed und Christus, 2 Bde., Gütersloh 1896/97. — A. Bertholet, Buddhismus und Christentum², Tüb. 1909. — Derselbe, Der Buddhismus und seine Bedeutung für unser Geistesleben, Tüb. 1904.

Beide ruhen auf einer längern historischen Entwicklung, deren Abschluss und Höhepunkt sie darstellen. Beide führen sich auf einen persönlichen Stifter zurück, und zwischen dem äussern Leben des Buddha und dem des Christus bestehen manche Ähnlichkeiten, obwohl eine wesentliche Abhängigkeit der einen Überlieferung von der andern nicht anzunehmen ist. Beide Meister wirken, predigend im Lande umherziehend und von einer Jüngerschar begleitet, durch die geistige Macht ihrer Persönlichkeit und ihre Lehre. Beide, der Buddha wie der Christus, verkünden eine frohe Botschaft, Erlösung von allem Übel, und veranlassen die Gläubigen in gewissem Sinn mit der Welt zu brechen, um dieser Erlösung teilhaftig zu werden. Beide setzen in Erstaunen durch ihre erhabenen Sittenlehren, insbesondere die Forderung weitgehender Selbstverleugnung in der Liebe zu den Mitmenschen.

Damit ist schon angedeutet, dass diese beiden Gemeindestifter nicht auf ein Volkstum oder eine bestimmte Kaste sich beschränken, sondern die rein persönliche Gesinnung zur Bedingung der Zugehörigkeit zu ihrer geistigen Gemeinschaft machen. Folgerichtig haben denn auch beide sich die Aufgabe gestellt, allen Menschen das Heilmittel zu bieten und sie durch friedliche Mission zu gewinnen; beide Religionen beanspruchen, Weltreligion zu werden. Gewöhnlich gibt man auch die Zahl der Anhänger beider Religionen ungefähr gleich gross an. Dies ist aber nur möglich, wenn man sämtliche Chinesen und Japaner als Buddhisten rechnet, was doch nicht angeht. In Wirklichkeit ist der äussere Erfolg der buddhistischen Mission viel geringer als derjenige der christlichen. Eigentümlich ist, dass wie das Christentum vom semitischen auf den indogermanischen Stamm übergegangen ist und hier seine stärkste Vertretung und bedeutendste geistige Entfaltung gefunden hat, so der Buddhismus ebenfalls, aus seinem arischen Stammlande verdrängt, bei einer fremden Rasse, der mongolischen (von Tibet bis Japan) seine ergebensten Anhänger fand.

Aber nicht nur hat der Buddhismus sich von der alten nationalen Brahma- und Vedareligion losgemacht wie das Christentum die nationale Hülle der alttestamentlichen Religion sprengte, sondern jene Aufgabe, eine Erlösung zu bieten, setzt auch in Indien einen Bruch mit der populären, alten, optimistischen Weltanschauung voraus, welcher freilich schon im Brahmanismus vollzogen, aber noch nicht vollendet war. In gewisser Weise ist hiezu analog, dass das Christentum eine Abkehr von der diesseitigen unmittelbaren Verwirklichung der Gottesherrschaft predigt und dadurch den Schwerpunkt ins Jenseits und in die Zukunft verlegt.

Diese geistigen Berührungen sind wichtiger als die äusserlichen, die zu einem grossen Teil sicher zufällig sind, zu einem kleineren vielleicht von Entlehnungen herrühren, welche aber erst bei der sekundären Fortbildung beider Gemeinschaften denkbar sind. So ist christlicher Einfluss auf die spätere Ausgestaltung des Buddhismus in spekulativer wie in kultischer Hinsicht nicht aus-

geschlossen, und ebenso mag das umgekehrte Verhältnis zwar nicht bei der Entstehung der biblischen Evangelien, wie Einzelne[1]) meinen, aber bei der morgenländisch befruchteten Askese und dem Kultus der altchristlichen Kirche sowie bei den apokryphischen Evangelien statthaben.

Was die kanonischen Evangelien anlangt, so hat die gar zu selbstgewisse Art, wie R. Seydel eine Menge Erzählungen und Aussprüche derselben aus buddhistischen Quellen ableiten wollte, fast allgemeine Ablehnung erfahren. Viel vorsichtiger hat in neuerer Zeit der Holländer van den Bergh einen beschränkteren Einfluss dieser Art geglaubt nachweisen zu können. Allein nirgends erscheint ein stringenter Beweis für literarische Abhängigkeit, oder auch nur, wie er meint, für mündliche Beeinflussung durch buddhistische Tradition. Auch ohne solche erklären sich die zahlreichen Berührungen leicht, wenn man die oben erwähnte Analogie des Entwicklungsstadiums beider Religionen und die ähnliche Lebens- und Berufsstellung ihrer beiden Meister in Anschlag bringt. Van den Bergh stellt solche Parallelen als entscheidend voran, wobei die evangelische Erzählung weniger gut in ihren Rahmen passe als deren Seitenstück in die indische Umgebung. Er nennt da z. B. Simeons Lobpreisung bei der Darstellung Jesu im Tempel, die Versuchung Jesu in der Wüste, die Gabe der Witwe am Gotteskasten, Petri Wandeln auf dem Meer, die Lobpreisung Jesu durch eine Frau aus dem Volke Luk. 11, 27 f., die Begegnung Jesu mit der Samariterin u. a. Ich kann jedoch die Anzweifelung des Heimatrechtes dieser Begebenheiten auf jüdischem Boden durchaus nicht gelten lassen und darum auch den Schluss auf auswärtigen Ursprung nicht mitmachen. Zum Gespräch Joh. 4 z. B. stimmt gerade die örtliche und volkliche Szenerie so wundervoll, dass es abgeschmackt wäre anzunehmen, der Erzähler habe eine an sich wenig bedeutende Einzelheit dem armseligen Märchen von Anandas Liebesabenteuer entnommen! Ganz ebenso willkürlich ist die Behauptung, in Simeons Lobgesang zeige die Schilderung des Heilandes deutlich die wohlbekannten Züge des indischen Sonnenhelden (van den Bergh[2] S. 31). Sagt doch der gleiche Verfasser (ebenda S. 30): „Offenbar ist die ganze Simeon-Erzählung in stark hebraisierendem Stil verfasst: wir stossen Vers für Vers auf alttestamentlichen Sprachgebrauch"! Die buddhistische Versuchungsgeschichte hat E. Windisch einer eingehenden Untersuchung unterzogen[2]) und daraufhin die Abhängigkeit der biblischen Erzählung von ihr abgelehnt (S. 214 ff.). Derselbe hat sich noch später[3]) über diese Dinge ausgesprochen und dabei überhaupt vor solchen Annahmen gewarnt. Misslich ist, dass van den Bergh verschiedene Erzählungen erst umgestalten muss, damit sie einem angeblichen indischen Original ähnlich sehen. So das Wandeln Petri auf dem Wasser (S. 56). Oder er muss eine apokryphische Version der kanonischen vorziehen. Z. B. die Darstellung des Hebräerevangeliums, wo Jesus vor seiner Taufe selbstgefällig ausruft: „Was habe ich denn gesündigt, dass ich hingehen und mich von ihm

1) Rud. Seydel, Das Evangelium von Jesu in seinen Verhältnissen zur Buddha-Sage und Buddha-Lehre, Leipzig 1882 (dagegen Oldenberg, TLZ 1882 S. 415 ff.) und derselbe, Die Buddha-Legende und das Leben Jesu nach den Evangelien, Leipzig 1884, 2. Aufl. 1897 (hiergegen (Oldenberg, TLZ 1884, S. 185 ff.). — G. A. van den Bergh van Eysinga, Indische Einflüsse auf evangelische Erzählungen, Göttingen 1904, 2. Aufl. 1909 Dazu Oldenberg, TLZ 1905 S. 64 ff. — Vgl. K. v. Hase, Neutest. Parallelen zu buddhistischen Quellen (in den Bibl. Zeit- und Streitfragen 1, 12) Gross-Lichterfelde-Berlin 1905.

2) Ernst Windisch, Mara und Buddha, Abhandlungen d. k. sächs. Ges. d. Wissenschaften Bd. 15, Nr. 4 (1895).

3) Ebenda Bd. 26, Nr. 2 (1907), Buddhas Geburt S. 195 ff.

taufen lassen soll?“ hält van den Bergh für älter als die biblische Darstellung, wo der Täufer Anstand nimmt, Jesum zu taufen! Ebenso gibt er dem Hebräerevangelium den Vorzug in bezug auf die Gestalt des Gleichnisses von den anvertrauten Pfunden (S. 62), die dort einem buddhistischen ähnlicher ist.

Wer umgekehrt die von Jesus handelnden Apokrypha für jünger hält als die kanonischen Evangelien, der kann sich leicht denken, dass jene Schriftstücke, die ohnehin geistig auf einem tieferen Niveau stehen, das dem der buddhistischen Überlieferung sich annähert, von dieser befruchtet sein könnten. Frappante Ähnlichkeit zeigt hier namentlich das märchenhafte Wunderzeichen bei der Geburt der beiden Religionsstifter im Protevangelium Jacobi Kap. 18 und Lalita-Vistara: allgemeiner Stillstand der Gestirne, ja aller in Bewegung begriffenen Wesen (van den Bergh² S. 77 f.), die Huldigung der Götter beim Tempelbesuch Pseudo-Matth. c. 23 und Lalita Vistara (ebenda S. 79 f.) und der Triumph des Knaben Jesus wie des kleinen Buddha in der Schule (ebenda S. 81 f.).

Auf alle Fälle könnten Entlehnungen von der einen oder von der andern Seite nur peripherische Punkte betreffen. Denn viel tiefer als alle Übereinstimmungen geht der Gegensatz, der zwischen diesen beiden Religionen besteht. Schon die Stifter derselben bieten in religiöser Hinsicht ein grundverschiedenes Bild dar. Der des Buddhismus ist erschreckt durch das Übel in der Welt, das ihm den Genuss des Lebens verdirbt, und brütet darüber, wie man den Menschen von diesem Übel frei machen könne. Der des Christentums ist von der Liebe zu seinem himmlischen Vater erfüllt und ganz von der Gemeinschaft mit ihm durchdrungen; er sieht es als seinen Lebenszweck an, dass das Reich dieses Gottes alles auf Erden beherrsche und als Zweck seines freiwilligen Todes, dass die Macht der Sünde gebrochen werde, welche Gott und die Welt trennt Der Schaden, von welchem die Menschheit erlöst werden soll, wird also vom Christentum viel tiefer und ethischer gefasst.

Das Verhältnis zu Gott, welches im Christentum die Seele der Religion ist und dessen Wiederherstellung zu reiner Harmonie und vollster Gemeinschaft das Werk des Christus bildet, kommt sogar im Buddhismus ganz in Wegfall, der in seiner reinen Gestalt einen alles schaffenden, alles beherrschenden und beseligenden Gott nicht kennt und für den die Götter, wo er ihre Existenz anerkennt, nur untergeordnete, relative Wesen sind, welche ebenfalls die Phasen des Werdens und der Wiedergeburt durchlaufen, auf deren Hilfe jedenfalls der Mensch zu seiner Erlösung nicht angewiesen ist. Das Göttliche tritt im Buddhismus so sehr zurück, dass sich allen Ernstes darüber streiten lässt, ob er überhaupt als eine Religion anzuerkennen oder als blosse Philosophenschule zu betrachten sei. Diese Frage kann sich freilich nur auf den ursprünglichen, spekulativen Buddhismus, nicht auf die spätere Volksreligion beziehen, und auch in Hinsicht auf den Buddha selbst und seine Jünger muss zugegeben werden, dass ihre Lehre und Lebensweise auf religiöser, nicht auf rein philosophischer Grundlage erwachsen ist, und dabei ein starker mystischer Zug von Anfang an nicht fehlte. Es war ihnen im Grund nicht um das

Erkennen, sondern um die Erlösung der Seelen aus dem Bereiche von unsichtbaren, transzendenten Mächten zu tun; aber allerdings ging ihr Streben negativ dahin, völlige Unabhängigkeit von allem, was ausser dem Menschen ist und auch vom eigenen Ich zu erlangen. So wird hier das Grundverhältnis der Religion, welches ein solches der Abhängigkeit von der Gottheit ist, in sein Gegenteil verkehrt, weil jede positive Erkenntnis Gottes mangelt. Dieser Mangel ist bis heute dem Buddhismus geblieben, soweit er seine Grundsätze nicht verleugnet hat. Es fehlt hier der Glaube, das Gottvertrauen, jeder Ansatz zur Gotteskindschaft, d. h das eigentliche Leben einer Religion, es fehlt das Gebet, an dessen Stelle die Meditation oder Versenkung tritt. So sehr konnte man freilich die Bedürfnisse des menschlichen Herzens nicht lange verkennen und unerfüllt lassen. Sobald die Anhänger der Religion sich mehrten und dieselbe nicht mehr bloss Sache einer Schule, sondern einer grossen Gemeinde, ja eines Volkes wurde, musste auch wieder eigentlicher Kultus da sein und für diesen fand sich im Buddha selber, der solches nicht begehrt hatte, das erste Objekt. Die Emanzipation von der Gottheit rächte sich durch um so krassere Abhängigkeit vom Menschen und sinnlichen Dingen (Reliquien, Bilder usf.), in welche man geriet, sobald das natürliche religiöse Grundgefühl befriedigt sein wollte.

Ursprünglich wollte der Buddha nur der vor andern und in höherm Masse als die andern Erleuchtete sein, welcher die Wahrheit vom Übel durchschaut und so den Weg zum Nirvana entdeckt hatte. Er verkündigte diesen Ausweg aus dem Kreislauf des leidvollen Daseins, ohne dass er sich selbst als Erlöser hingestellt hätte; vielmehr liegt es in der Natur dieser Art von Erlösung, dass jeder den Weg selbst gehen und sich nach jenen Vorschriften durch Selbstzucht und geistige Arbeit läutern muss. Ein Mittler, der für die andern einträte, ist hier nicht denkbar. Der Buddha selbst vergleicht sich in einer gewiss alten Lehrrede[1]) mit demjenigen Küchlein, das zuerst von einer Brut die Eierschale zerbrochen hat und hervorgekrochen ist. „So habe auch ich unter den Wesen, die im Nicht-Wissen leben und wie in einem Ei verschlossen und befangen sind, die Eierschale des Nichtwissens zerbrochen und allein in der Welt die erhabenste, universale Buddhaschaft erlangt.“ Christus dagegen nimmt für sich in Anspruch, dass er durch seine Sendung von Gott ein neues Leben den Menschen bringe und durch seinen Tod ihnen den Zugang zum Reich Gottes erst eröffne, das Heil also ganz an seine Person gebunden sei[2]). Er bildet denn auch im Evangelium den Mittelpunkt des Inhalts. In bezug auf den Buddha bemerkt vielmehr Oldenberg[3]): „Es möchte paradox klingen, aber es ist zweifellos

1) Oldenberg, Buddha[5] S. 382.
2) Siehe Christus und andere Meister, Rektoratsrede von C. v. Orelli, Basel 1893.
3) A. a. O. S. 379 f.

richtig, dass die buddhistische Lehre in allem Wesentlichen das sein könnte, was sie in der Tat ist, und sich doch der Begriff des Buddha aus ihr fortdenken liesse. Die unvergessliche Erinnerung an Buddhas Erdenleben, der Glaube an Buddhas Wort als an das Wort der Wahrheit, die Unterwerfung unter Buddha Gesetz als unter das Gesetz der Heiligkeit: alle diese Momente haben, wie kaum ausgesprochen zu werden braucht, für die Gestaltung des religiösen Lebens und Empfindens in der Gemeinde der Buddhajünger die höchste Wirksamkeit bewährt. Aber für die rein theoretische Auffassung des einen grossen Problems, um welches allein sich die ganze buddhistische Dogmatik bewegt, der Frage nach dem Leiden und der Erlösung, steht das Dogma vom Buddha im Hintergrunde. In der Glaubensformel der vier heiligen Wahrheiten kommt das Wort Buddha nicht vor.“ Die Menschheit ist denn auch nicht an die Person dieses Einen Buddha gewiesen, sondern wie in früheren Perioden andere Buddha dieses Werk der Lehrverkündigung besorgten, so werden in künftigen Zeitaltern andere es tun.

Aber auch die vielgepriesene Ethik des Buddhismus ist, bei allem Gleichklang in gewissen Forderungen, von der christlichen grundverschieden. Seine fünf Sittengebote decken sich fast mit denen der zweiten Tafel des Dekalogs; aber es fehlt jeder Ersatz für die erste Tafel, welche dort die Grundlage der zweiten bildet. Die buddhistische Liebe, welche allen Kreaturen soll entgegengebracht werden, ermangelt vor allem des Vorbilds der göttlichen Liebe, von welcher nach christlicher Erkenntnis die reinste Liebe des Menschen nur ein schwacher Abglanz ist. Echte Bruderliebe ist nur da möglich, wo man den gemeinsamen Vater kennt, von welchem der Buddhist nichts weiss. Für seine Menschenliebe fehlt ihm deshalb das wahre Objekt, die von Gott geadelte Seele, daher die Liebe zu den Tieren fast auf eine Linie mit der zu den Menschen gestellt wird, was Schopenhauer als einen Vorzug ansieht, während es in Wahrheit den Mangel an richtiger Würdigung der menschlichen Persönlichkeit verrät, wobei freilich der Wahn der Seelenwanderung trübend mitgewirkt hat. Die buddhistische Liebe zu allen Wesen, auch den Feinden, ist heroisch in ihrer Selbstentäusserung, aber im Grund doch egoistisch, wie dies selbst in den glänzendsten Beispielen von König Lebelang und Kunala (siehe oben S. 75 f.) hervortritt: Man soll versöhnlich sein auch gegen den Todfeind, weil dies allein zum Frieden und langen Leben führt; man soll die ärgsten Misshandlungen gelassen, ja dankbar über sich ergehen lassen, weil sie geistigen Gewinn bringen. Ebenso in den Mönchsregeln wird liebevolles Betragen gegen die Brüder eingeschärft, weil das Gegenteil der eigenen Seele schadet. Aber ein positiver Grund zur Nächstenliebe ist nicht vorhanden. Auch die natürlichen Bande, welche die Familie verknüpfen, haben keinen Wert, sondern bilden nur eine Hemmung für das geistliche Leben. Als dem Siddharta, kurz vor seinem Weg-

gang von Hause, die Geburt seines Söhnchens Râhula gemeldet wurde, rief er aus: „Eine Fessel ist mir geschmiedet!“ Es fehlt dieser buddhistischen Menschenliebe eben auch das positive Ziel, ohne welches die Liebe, die nach ihrem Wesen Leben erzeugt und erhält, keine Energie haben kann. Es geht ihr die Hoffnung ab; daher es bei einer kraftlosen Sympathie mit den Leidensgefährten bleibt, welche in dieser traurigen Existenz mitgefangen und im gleichen Werdeprozess begriffen sind, aus welchem es keine erlösende und heilende Widergeburt gibt. Der Ausweg aber, welchen Shakjamuni zeigt, ist, wie er selber befürchtete, allzu schwierig, als dass die gemeinen Leute ihn auch nur verstehen könnten. Er setzt eine Denkkraft und Willensenergie voraus, wie sie nur einer kleinen Elite geschenkt werden können. Daher ists denn auch nicht weit her mit der Universalität der Heilsbotschaft des Buddha. Die kleinen, geringen, ungebildeten Leute hat er nicht in seine Weisheit einweihen können[1]). Die Weiber wollte der Buddha gar nicht zulassen, die physisch Kranken und Gebrechlichen konnte er nicht gebrauchen. Hier ist wiederum der Gegensatz zwischen ihm und Jesus von Nazaret in die Augen springend. Vgl. nur Matth. 11, 25!

In neuester Zeit versucht etwa der Buddhismus auch in der Christenheit Propaganda zu machen, welche freilich über wertlose Eroberungen Einzelner, die am Christentum Schiffbruch gelitten haben und doch noch irgend eine mystische Religion begehren, nicht hinaus kommt. Diesen Bestrebungen dient ein episches Gedicht von Edwin Arnolds[2]), welches aber den Stifter des Buddhismus christlich idealisiert, ferner ein in Amerika, Asien und Europa verbreiteter „Buddhistischer Katechismus“ des Präsidenten der theosophischen Gesellschaft, Henry S. Olcott[3]). Die beigefügten Anmerkungen zeigen, wie der Buddhismus mit der modernen Naturwissenschaft in Einklang gebracht und zugleich mit dem heutigen Spiritismus kombiniert wird, um ihn bei den entchristlichten Elementen der nordamerikanischen Bevölkerung zugkräftiger zu machen. Ist dieses Büchlein trotz der Empfehlung des „Hohenpriesters“ ein wertloses Gemisch, so hat dagegen Friedr. Zimmermann unter dem Pseudonym Subhadra Bhikschu

1) Neuzeitliches Beispiel: Ein amerikanischer Schiffsarzt erzählte, er habe den japanischen Buddhistenpriester Shaku Sojen, der gerade auf der Heimreise vom Religionskongress in Chicago sich befand, zu einem sterbenden Glaubensgenossen rufen wollen. Dieser aber bemerkte: wenn jener der Arbeiterklasse angehöre, sei es nicht der Mühe wert, dass er hingehe. Basler Kirchenfreund 1895 S. 152 f.

2) The Light of Asia or the Great Renunciation. Being the life and teaching of Gautama, prince of India and founder of Buddhism 1879 (die 31. Aufl. erschien 1885).

3) Ein buddhistischer Katechismus nach dem Kanon des südlichen Indiens, bearbeitet von H. S. Olcott. Geprüft und zum Gebrauche für buddhistische Schulen empfohlen von H. Sumangala, dem Hohenpriester von Sripada und Galle. 35. = 2. deutsche Ausg. 1902. Oberst Olcott starb 1907.

einen Katechismus in Berlin herausgegeben, 8. Aufl. 1908, der den wirklichen, ursprünglichen Buddhismus lehrt.

Dass die pessimistische Schule in der neuern Philosophie und die von ihr Inspirierten nach Schopenhauers Vorgang dem Buddhismus als der Religion des Weltschmerzes die Palme vor dem Christentum reichen, ist charakteristisch. Wenn aber gelegentlich von einer Religion der Zukunft geträumt wird, die aus Christentum und Buddhismus kombiniert werden soll, so beruht dies auf Verkennung des unversöhnlichen Gegensatzes, welcher diese beiden Religionen für immer scheidet.

4. Der Dschainismus[1]).

Shakjamuni war zu seiner Zeit nicht der einzige, der lehrend umherzog und die ihm anhangenden Jünger zu einem festen Orden verband. Und nach den neuern Forschungen scheint es, dass auch einem seiner Rivalen der Erfolg zuteil wurde, eine bis auf unsere Tage fortlebende religiöse Gemeinschaft zu gründen: die Religion der Dschaina. Ihr Stifter führt bei ihnen den Ehrennamen Dschina (Überwinder), gelegentlich auch Buddha (wie übrigens auch die Buddhisten ihren Meister etwa Dschina nennen), namentlich aber Mahâvîra (ehrwürdiger Asket). Sein eigentlicher Personenname war Vardhamâna; daneben heisst er Gnatriputra. Seine Lebensgeschichte ist freilich noch mehr in Dunkel gehüllt als die des Buddha; sie ist im selben Masse der Gegenstand üppig phantasierender Legenden geworden, wie dessen Person bei den nördlichen Buddhisten. Immerhin spricht für die Geschichtlichkeit der Person des Mahavira, dass einige wichtige Züge der dschainistischen Tradition durch die buddhistische eine auffällige Bestätigung erhalten. Denn diese erzählt von einem Irrlehrer Nâtaputta (nach Bühler und Jacobi = Gnatriputra), mit welchem der Buddha zu schaffen hatte; und dafür, dass jener Dschina wirklich Zeitgenosse Shakjamunis war, zeugt der Umstand, dass die Dschainaschriften ihn zur Zeit des Königs Bimbisara von Magadha und des weisen Gosâla leben lassen, die zur Umgebung des Buddha gehören. Auch nennen beiderlei Quellen die gleiche Stadt als Ort seines Ablebens. Die früher herrschende Meinung, wonach die Dschaina nur ein sekundärer Absenker des Buddhismus wären, eine Sekte, die sich von diesem abgetrennt und ihrem vermeintlichen Stifter unter Nachahmung der Buddha-

1) H. T. Colebrooke, Essays (London 1858) S. 280 ff. — Lassen, Altertumskunde IV, 755 ff. — A. Weber, Über die heil. Schriften der Jaina, Indische Studien XVI. XVII. — E. Leumann, Beziehungen der Jainaliteratur zu anderen Literaturzweigen (Oriental. Kongress, Leiden 1883). — H. Jacobi, Gaina Sutras SBE XXII (1884). — Derselbe, Eine Jaina-Dogmatik ZDMG 60 (1906) 287 ff. Vgl. auch RHR 45 (1902) S. 171 ff. — Ed. Lehmann bei Chantepie[3] II, 67 ff.

legende eine ähnliche Existenz angedichtet hätte (so Lassen, Weber, A. Barth), ist daher als irrig aufzugeben und dem Dschainismus eine selbständige und gleichaltrige Entstehung einzuräumen, welche natürlich einen Einfluss der buddhistischen Legende auf die dschainistische nicht ausschliesst. Jacobi (SBE XXII, S. XXXIV) vermutet sogar, der Dschainismus gehe auf vorbuddhistische Zeit zurück und sei von Mahavira nur reformiert worden. Bühler hat ihm darin beigestimmt.

Was das Leben dieses Heiligen betrifft, so fabeln die dschainistischen Schriften mit Vorliebe von den wunderbaren Umständen seiner Geburt. Er war nach ihnen der Sohn eines Königs Siddhârtha in Kundagrâma, wahrscheinlich aber eines angesehenen Edelmannes (Kschatrja) oder Häuptlings dieser Ortschaft, die in der Nähe der Stadt Vêsâli scheint gelegen zu haben, welche bald ein Hauptsitz dieser Lehre wurde. Seine Mutter soll die Schwester des Königs von Vesali und mit König Bimbisara von Magadha verwandt gewesen sein. Mehr noch als aus solchen Verbindungen erklärt sich aus seiner Zugehörigkeit zum Adel des Landes, dass er, wie der Buddha, unter den edeln Kschatrja besonders viele Anhänger fand. Während König Bimbisara beide Rivalen begünstigte, war sein Sohn Kunika dem Buddhismus abgeneigt und wurde erst acht Jahre vor dem Nirvana des Buddha zum Beschützer seiner Lehre, vielleicht aus politischen Gründen, da er gegen den König von Vesali feindlich gesinnt war.

Betreffend den Lebenslauf Vardhamanas wird nicht unglaubwürdig erzählt, er habe im Alter von 28 Jahren nach dem Tod seiner Eltern die asketische Laufbahn eingeschlagen; 12 Jahre lang lebte er unter harten Kasteiungen, ging nackt umher usw., bis er nach Ablauf dieser Zeit als allwissender Prophet, als Dschina, Mahavira anerkannt war. Dann zog er noch 30 Jahre im Land umher, verkündete seine Lehre und organisierte seinen Orden. Seine Anhänger führten den Namen Nirgrantha, „die von Fesseln Befreiten“. Er wählte sich elf Vertraute aus, von welchen aber nur einer, Sudharman ihn überlebte, dem die Leitung der Gemeinde nach seinem Tode zufiel. Mahavira selbst starb in der Stadt Papa (Pâvâ), wie auch die Buddhisten von ihm (Nâtaputta) bezeugen. Einsam in des Königs Kanzlei sitzend und die Hauptstücke seiner Lehre rezitierend, verschied er, befreit von allen Plagen.

Die Lehre des Dschina ist auf den ersten Blick derjenigen des Buddha ungemein ähnlich. Beide setzen die Seelenwanderung voraus, mit Normierung der Wiedergeburt durch Verdienst oder Schuld der früheren Existenz; beide betrachten diese Welt als eine üble, aus welcher sie die Erlösung suchen. Vom Brahmanismus aber unterscheiden sich beide durch ihre Verwerfung des Veda und der darauf sich gründenden Opfer. Auch zogen sie zu ihrer erlösenden Askese von Anfang an besonders die Nichtbrahmanen (Kschatrja) heran. Im Dschainismus finden wir auch wieder wie im Buddhismus den Unterschied von Mönchen (jati's) und Laien

(shrâvaka's = Hörern). An beiden Orten werden die Heiligen, welche sich durch ihre Askese über die Welt erhoben haben, hoch gefeiert. Nur ist die Askese selbst in den beiden Orden eine recht verschiedene. Während der Buddha zur Erkenntnis gekommen ist, dass die leiblichen Kasteiungen nicht von der Furcht des Todes befreien, und den Menschen eher vom wahren Ziele abführen, fordert der Dschainismus strengste Entsagung und Selbstpeinigung von dem, der von den Fesseln befreit werden will. Seine Mönche laufen daher am liebsten nackt umher. In diesem wichtigen Punkt ist er dem Brahmanismus näher geblieben. Ebensogross ist der Unterschied vom Buddhismus in der Auffassung des Wesens der Welt. Während die Buddhisten die brahmanische Lehre vom Âtman, dem weltbeseelenden Prinzip bekämpfen und der Seele kein bleibendes Wesen zuschreiben, legen die Dschaina grossen Nachdruck auf die Realität der Seelen, die sie sich begrenzt, aber nicht nur in Menschen und Tieren, sondern auch in Pflanzen, ja im Wasser, in der Erde, im Wind und im Feuer wohnend denken. Die lebenden Wesen werden in sechs Klassen eingeteilt: 1. solche mit Erdkörpern, 2. mit Wasserkörpern, 3. mit Feuerkörpern, 4. mit Windkörpern, 5. Pflanzen. Diese haben alle nur den Tastsinn. Die sechste Klasse, die wieder in vier Unterabteilungen zerfällt, hat zwei bis fünf Sinne; der ersten Abteilung mit fünf Sinnen gehören manche Tiere, z. B. die Vögel, aber auch die Menschen und Götter an. Dem Seelenleben, welches das göttliche Prinzip ist, steht das nicht Seelische (Materie) gegenüber. Die Gebräuche der Dschaina haben zum grossen Teil den Zweck, die überall befindlichen Seelen zu schonen, ihnen kein Leides zuzufügen. Und das Nirvana, das sie bei ihrer Askese zu erreichen anstreben, ist infolgedessen viel positiverer Natur als bei den Buddhisten: Es ist der Zustand des ungetrübten Daseins der Seelen.

Auf die Erkenntnis legt auch der Dschainismus grossen Wert. In eigenartiger Weise hat er fünf Stufen derselben aufgestellt: Richtige Erkenntnis ist fünffältig: 1. mati, richtige Auffassung; 2. shruta, klare Kenntnis; 3. avadhi, eine Art höherer Erkenntnis; 4. manahparjâja, klare Erkenntnis der Gedanken Anderer; 5. kevala, die höchste Stufe der Erkenntnis: Allwissenheit. Die vollkommen Erleuchteten, welche in der Welt als Propheten auftreten, heissen Tirthakara (was dagegen bei den Buddhisten Irrlehrer bedeutet). Im unendlichen Weltlauf, der in riesige Perioden geteilt ist, sind deren 24 erschienen (während die Buddhisten 25 solche Erleuchtete zählen).

Dem Jati, welcher den von ihnen gewiesenen Pfad gehen will, sind fünf Hauptgebote vorgeschrieben: 1. kein Leben zu zerstören; 2. nicht zu lügen; 3. nicht zu nehmen, was man nicht geschenkt erhalten hat; 4. keinen geschlechtlichen Umgang zu pflegen; 5. aller weltlichen Begierde zu entsagen, insbesondere nichts sein Eigentum zu nennen. — Diese Gebote oder Verbote entsprechen, abgesehen von etwas verschiedener Reihenfolge fast

ganz den fünf buddhistischen Hauptgeboten. — (S. oben S. 73 f.) Nur ist das fünfte viel umfassender als das buddhistische, keine berauschenden Getränke zu geniessen. Hier läge also sehr nahe, Abhängigkeit vom Buddhismus anzunehmen. Allein eine andere Möglichkeit verdient den Vorzug, nämlich, dass die Dschaina wie der Buddha sich hier an brahmanische Vorschrift anlehnen. Denn auch der brahmanische Asket übernahm fünf Hauptpflichten, welche sich näher mit denen der Dschaina decken: 1. kein Lebendes zu verletzen; 2. Wahrhaftigkeit; 3. das Eigentum anderer sich nicht anzueignen; 4. Enthaltsamkeit; 5. Freigebigkeit (welche bei den dschainistischen und buddhistischen Bettelmönchen von selbst in Wegfall kam).

Die heiligen Schriften[1]) der Dschaina (im Magadhi-Dialekt abgefasst) sind verhältnismässig jung. Ihre Überlieferung selbst gibt an, ihre Lehre sei in der ältesten Zeit bloss mündlich vorgetragen und fortgepflanzt worden. Erst Devarddhi Ganin habe (nach 450 n. Chr.) den Kanon (siddhânta) niederschreiben lassen. Diese Nachricht ist nicht unglaubhaft. Da unter den Geräten, welche die Mönche mit sich führten, nie heilige Schriften genannt werden, ist in der Tat nicht wahrscheinlich, dass sie in der ältesten Zeit sich solcher zur Einprägung der Lehre bedienten. Hingegen ist kaum anzunehmen, dass bis ins fünfte nachchristliche Jahrhundert gar keine Aufzeichnungen dieser Art bestanden. Die Nachricht wird so zu fassen sein, dass Devarddhi solche Texte sammelte, aus mündlicher Überlieferung ergänzte und zu einem förmlichen Kanon erhob. Dieser Kanon besteht aus elf Anga und zwölf Upanga. Wenn aber auch manche Stücke davon in vorchristliche Zeit zurückgehen mögen, so kommt doch auch Jacobi, der dies verficht, zu dem Schluss, dass die ältesten der jetzt vorliegenden Schriften nicht früher als ca. 300 v. Chr. können verfasst sein, so dass sie immer noch durch einen Zwischenraum von ca. 200 Jahren vom Ursprung der Sekte getrennt wären. Doch weist er hin auf die öfter erwähnten Pûrva als auf ältere, verloren gegangene Schriften an deren Stelle allmählich der neue Kanon getreten sei. Besonders geschätzt ist bei den Dschaina das „Kalpa Sutra", welches phantastische Lebensbeschreibungen der Dschina, voran des Mahavira, und Regeln für die Jati (Mönche) enthält.

Trotz des beträchtlichen Umfangs dieser Literatur und mannigfacher Ähnlichkeit derselben mit der buddhistischen, reicht sie doch an die geistige Tiefe und Bedeutung der letztern von ferne nicht hinan. Sie erschöpft sich meist in Äusserlichkeiten. Namentlich wird immerfort mit peinlicher Ängstlichkeit eingeschärft, dass man ja kein Lebendes verletze, z. B. vor dem Gebrauch des Wassers dieses durchseihe, damit nur empfindungsloses Leben darin zurückbleibe[2]). Ausserdem wird stetig gewarnt vor jeder Handlung, die

1) Vgl. Näheres bei Jacobi, SBE XXII, Einl. S. XXXVII ff.
2) Am Religionskongress in Chicago rühmte ein Dschaina, schon

einen Gewinn oder Lohn (karman) bezwecke. Sammlung und Entsagung führen dazu, dass die Ursachen der Sünde zerstört werden. Gleichgiltig gegen Hitze und Kälte, Lust und Schmerz fühlt der Nirgrantha nichts von der Strenge seiner Askese. Er handelt nie nach Zwecken, noch weniger gewalttätig; er hat keine feindlichen Gedanken, und so befreit er sich und andere vom Elend des Daseins. Kann er ohne das sein Gelübde nicht halten so wird ihm der Selbstmord empfohlen, der den Buddhisten verboten war. Das alles aber wird nicht mit jener psychologischen Feinheit und in den anmutigen Bildern vorgeführt, welche wenigstens gewisse Stücke der buddhistischen Schriften auszeichnen; um so breiter ergeht sich die Reglementiersucht in ihren Vorschriften über Nahrung, Kleidung u. dergl. und geistlose Phantasie in der Ausmalung der Geburt des grossen Überwinders.

Die Entwicklung und Geschichte dieser religiösen Gemeinschaft liegt fast ganz im Dunkeln. Sie muss eine bedeutende Ausdehnung gewonnen haben nicht nur im nördlichen Indien, sondern auch im Dekhan und auf Ceylon. Frühe spaltete sie sich in zwei Sekten, die mehr im Norden wohnenden Shvetâmbara (d. h. Weissgekleideten) und die südlichen Digambara (die Nackten, eig. in Luft Gekleideten). Die letzteren (welche übrigens nur bei den Mahlzeiten ihre Kleider ganz ablegten) bildeten die strengere asketische Richtung; sie nahmen keine Weiber in den Orden auf, während sonst in den heiligen Schriften stets auch auf Nonnen Rücksicht genommen ist und auch Jüngerinnen des grossen Meisters (Mahavira) aufgeführt sind. Auch zu der Zeit, da der Buddhismus unterdrückt und aus dem Lande verdrängt wurde, haben sich die Dschaina in Indien behauptet, wohl infolge ihrer näheren Verwandtschaft mit dem Brahmanismus, welche auch darin zutage trat, dass sie die Hindugötter auch anbeteten, während sie z. B. die Reliquienverehrung der Buddhisten verabscheuten. — Noch heute gibt es in Indien eine nicht ganz unbeträchtliche Zahl von Dschaina. Sie schätzen sich selbst etwa auf anderthalb Millionen, sie sind friedliebende, wohlhabende Leute, Bauern[1]) und Städter. Die Jati sind jetzt ihre Priester, welche von Jugend auf dafür bestimmt und erzogen werden. Sie bleiben ehelos und haben die Obliegenheit, die heiligen Schriften zu lesen und den Laien zu erklären, sowie die gottesdienstlichen Zeremonien auszuführen. Prächtige Tempel sind dafür vorhanden. Auch an Spitälern für Tiere fehlt es nicht. Aber das eigentlich Religiöse

lang vor Entdeckung des Mikroskops hätten seine Weisen über die Empfindungsorgane des kleinsten Tierchens Rechenschaft geben können (Akten S. 1223). Allein es ist längst bekannt, wie schlimm für sie die Erfindung des Mikroskops war. Als ein Mönch zu Benares sich von der Menge der Tierchen in einem Wassertropfen überzeugte, gelobte er nicht mehr zu trinken und starb. Ch. Coleman, Mythology of the Hindus, London 1832, S. 221.

1) Das Pflügen ist ihnen freilich untersagt wegen der damit verbundenen Tötung lebender Wesen.

tritt, wie es bei dem Fehlen einer kräftigeren Gotteserkenntnis nicht anders sein kann, hinter populär-philosophischer Spekulation über die Zustände und Lebewesen der Welt und zeremoniellen Satzungen zurück. Ihr Vertreter am Kongress von Chicago (1893) sprach sich dahin aus[1]): „Gott im Sinn eines ausserweltlichen persönlichen Schöpfers hat keinen Raum in der Dschaina-Philosophie. Sie leugnet ausdrücklich einen solchen Schöpfer als unlogisch und bedeutungslos im allgemeinen Schema des Universums. Aber sie stellt fest, es gebe eine feine Essenz, welche allen Substanzen zu Grunde liege, sowohl bewusst als unbewusst, welche ewige Ursache aller Veränderungen werde und Gott heisse."

---

5. Der Hinduismus[2]).

a) Allgemeine Charakteristik.

Dem Hinduismus mangelt im Unterschied vom früheren Brahmanismus die systematische Einheitlichkeit. Es ist eine aus verschiedenen, nie völlig ausgeglichenen Strömungen erwachsene Religion. Eine gleichwertige Weiterbildung war nach dem Buddhismus nicht mehr möglich. Statt dessen arten die bisherigen Erscheinungen aus und vermengen sich miteinander. Letzteres geschieht nicht nur zwischen Brahmanismus und Buddhismus, sondern auch zwischen der brahmanischen und der Volksreligion, ja zwischen arischer und dravidischer Religion. Angesehene Guru (Lehrer, Religions- oder Sektenstifter) hatten die Vedalehre ins gemeine Volk hineingetragen, sie aber durch Aufnahme der beliebtesten Volksgötter und Helden ihm geniessbarer gemacht. So entstanden vielerlei lokale „Sekten", die sich aber mehr und mehr um die beiden Götter Vischnu und Shiva gruppierten, welche neben Brahma im Hinduismus als die drei Hauptgötter mit einander konkurrieren. Diese Zentralisation, die gewiss das Werk der Lehrer ist, vollzog man namentlich durch die jetzt beliebt werdende Vorstellung der Avatara, d. h. Verkörperungen (eig. „Niedersteigungen") der Gottheit, wodurch man alle Volksgötter und Heroen, auch gefeierte Sektenhäupter, als Inkarnation des Hauptgottes (Vischnu oder Shiva) erklären konnte. Auch fehlt es nicht an Versuchen, die drei Hauptgötter in eine Gottheit zusammenzufassen.

---

1) Akten S. 1224.

2) Vgl. besonders H. T. Colebrooke, Miscellaneous Essays, ed. by E. B. Cowell (2 Bde. 1873). — H. H. Wilson, Works ed. by Rost (5 Bde. 1861—65). — Charles Coleman, The Mythology of the Hindus, Lond. 1832. — B. Ziegenbalg, Genealogie der malabarischen Götter, Madras 1867. — Sir Monier Monier-Williams, Brahmanism and Hinduism, 3. ed. London 1887. — Ausserdem Lassen (IV, 569 ff.), Wurm, Lehmann-Chantepie[3] (II, 122 ff.).

Der wohl tausendjährige Kampf zwischen Brahmanismus und Buddhismus hat mit einem völligen Siege des ersteren und der Verdrängung des letzteren aus dem Lande seiner Geburt geendigt. Der Buddhismus konnte sich nur in Hinterindien und auf Ceylon behaupten, während er ausserhalb des indischen Bodens, besonders in den weiten mongolischen Gebieten (Tibet, China) seine Eroberungen immer weiter ausdehnte. Dass in Indien selbst diese neue Lehre trotz mächtiger Gönnerschaft (Ashoka) und zeitweiligem Triumph schliesslich der alten Religion weichen musste, beweist, wie starke Wurzeln das Brahmanentum mit seiner ehrwürdigen Askese, seiner altheiligen Literatur und seiner festen sozialen Gliederung im Bewusstsein der Inder geschlagen hatte. Es ist aber auch darauf zurückzuführen, dass der Brahmanismus zum Teil aus eigenem Antrieb, zum Teil wohl auch im Wettstreit mit der gegnerischen Lehre und in Anlehnung an diese sich volkstümlicher gestaltet hatte. Es war das das Werk mehr oder weniger selbständiger Lehrer, die dem gemeinen Volke, dem die vedischen Götter verblasst waren und das mit den brahmanischen Abstraktionen nichts anfangen konnte, im Anschluss an den Veda, aber auch an das volkstümliche Epos und den lokalen Aberglauben, eine greifbarere und populärere Religion boten. Diese gab gelegentlich an geistiger Erhabenheit dem alten Brahmanismus nichts nach, ja sie mochte ihn durch mehr theistischen Glauben und warme Frömmigkeit übertreffen, wie z. B. die Lehre des Râmânuja, eines Brahmanen des 12. Jahrhunderts im südlichen Indien[1]); oft war sie aber auch mit niedrigem Fetischglauben und Zoolatrie versetzt, namentlich da, wo solche aus der dravidischen Bevölkerung eindrangen. So entstand eine grosse Mannigfaltigkeit von lokalen Religionsgenossenschaften, die jedoch durch gewisse vedische Gestalten und Ideen zusammengehalten waren. Auch ist bei aller Zersplitterung ein starker Zug zur Vereinigung spürbar, der ohne Zweifel bewussterweise durch den Lehrstand verstärkt wurde, so dass sich die verschiedensten mythologischen Figuren je um einen Hauptgott gruppierten.

Der Gott Brahma freilich konnte diese Stelle im volkstümlichen Glauben nicht einnehmen; dafür war er zu abstrakt, er blieb nach wie vor Brahmanengottheit. Dagegen bewegt sich die volkstümliche Religion um Vischnu oder um Shiva. Diese beiden herrschen schon in manchen Partien der Epen Mahabharata und Ramajana vor, während sich Indra mehr in seinen Himmel zurückgezogen hat. Dabei ist allerdings wahrscheinlich, das in jenen Heldengedichten die Stücke, welche Vischnu und Shiva feiern, später von Verehrern dieser Götter eingeschaltet sind.

Besonders merkwürdig ist eine neue Erscheinung, die der Hinduismus gebracht hat, die Avatara, d. h. das Herabkommen des Gottes in einer beliebigen Gestalt. Man hat diese Vorstellung

1) Ebenda trat um 1400 n. Chr. der grosse Reformator Râmânanda auf, welcher in der Volkssprache (Hindi) lehrte und die religiösen Zeremonien sehr niedrig anschlug.

oft auf den Buddhismus zurückgeführt, und richtig ist ja, dass die Buddhisten in ihrem menschlichen Haupte einen willkommenen, persönlichen Helfer vor dem Brahmanismus voraus hatten, was für das populäre Bewusstsein einen grossen Vorzug bedeutete. Der Hinduismus mag mit Gestalten wie Krischna einen Ersatz dafür haben bieten wollen. Allein eine näherliegende Erklärung biete die Annahme, dass man dem Volke einen Hauptgott belieben wollte. Man tat dies so, dass man die ihm liebsten Götter und Heldengestalten als Inkarnationen dieses Gottes erklärte. In diesem Sinne sind die alten Epen überarbeitet und theologisch bereichert worden. Aber nicht bloss Heroen wie Krischna, Rama, auch geschichtliche Persönlichkeiten, namentlich gefeierte Religionslehrer, in welchen der pantheistisch gerichtete Hindu leicht etwas Göttliches erblickt, konnten so als Erscheinungen der Gottheit ausgegeben werden. Von Vischnu werden besonders viele Avatara (gewöhnlich 10) erzählt; aber auch von Shiva und selbst Brahma und anderen Göttern wird ähnliches gefabelt. Der Gott wird dabei im Himmel unbeschränkt weiter regierend gedacht, während seine Verendlichung als sein alter ego auf Erden lebt und wirkt.

Ein letzter Schritt zur Vereinheitlichung der Gottheit wurde damit getan, dass man gelegentlich die drei Hauptgötter, welche jetzt um die höchste Stelle sich bewarben, unter einander kombinierte. Dies geschieht z. B. von den Verehrern des Vischnu so, dass sie diesem den Brahma und Shiva unterordnen. Aber es werden auch die Dreie in eine Art Dreieinigkeit (die freilich wenig innerliche Ähnlichkeit mit der christlichen hat), d. h. als drei Seiten des göttlichen Wesens zusammengefasst. Diese Dreiheit, Trimurti, wird in drei unter sich verwachsenen Gestalten abgebildet, wobei Brahma die Vorderseite einnimmt, mit Almosentopf und Rosenkranz in der Hand, Vischnu rechts, und Shiva links zu sehen ist. Man schreibt dabei Brahma die Rolle des Schöpfers zu, Vischnu die des Erhalters, Shiva die des Zerstörers. So hat man künstlich für alle dreie als Seiten des göttlichen Wesens Raum geschafft. Eigentlich aber ist jeder der dreie vielseitiger und von seinen Verehrern als allbeherrschende Gottheit anerkannt. Sie sind eigentlich nicht auf einander angelegt, sondern die Gottheiten dreier Religionen, der Priesterreligion und der beiden Volksreligionen, die sich alle dreie freilich mannigfach berühren.

So ist der Hinduismus, unter welchem Namen man alle dreie befasst, allerdings dem alten Brahmanismus entsprungen. Aber nur die Religion der Priesterkaste bildet dessen direkte Fortsetzung. Sie pflanzte ihren Veda fort, und Manu blieb ihr Gesetzbuch. Auch die alte Philosophie wurde in diesem späteren Zeitraum erst konsequent ausgebildet [1]). Allein die Volksreligionen hatten viel Fremdartiges aufgenommen. Irreführend ist es immerhin, den Anhang

1) Vgl. oben S. 44 f.

des Vischnu und Shiva als „Sekten“ zu bezeichnen, da sie im nationalen Leben den breitesten Raum einnehmen.

Die literarischen Produkte der volkstümlichen Sekten und Religionen sind die Purana (= alte Überlieferung), welche grossenteils an die Epen anknüpfen, den Stoff aber mythologisch und theologisch weiter ausführen und manche eigentümliche Erzählungen und Fabeln sowie auch gottesdienstliche Vorschriften bieten[1]. Nach der eigenen (alten) Angabe dieser Bücher sollen die Purana Auskunft geben über Weltschöpfung, Weltperioden, die Genealogie der Götter, Rischi's und Menschengeschlechter. Die heute erhaltenen 18 Purana bieten diese Stoffe nicht alle, dafür manches andere; sie stammen erst etwa aus dem 12. Jahrhundert. Dazu kommen noch 18 Upapurana. Einer shivaitischen Sekte gehören die Tantra[2] an, d. h. „Bücher“, meist in Form von Gesprächen Shivas mit seiner Gattin Durga. Der Inhalt ist grossenteils magisch, auch mystisch, aber niedrig sinnlich. Er past zu den Orgien des Shakti-Kultus.

Endlich sei noch daran erinnert, dass auch auswärtige Einflüsse den Hinduismus berührt haben, deren Spuren da und dort nicht zu verkennen sind. Schon in den letzten Jahrhunderten v. Chr. pflogen die Griechen dauernde Beziehungen mit Indien. Dann drangen skythische und tatarische Stämme ein und setzten sich auf mehrere Jahrhunderte fest; später muhammedanische, so dass der Islam seit 1000 n. Chr. weite Strecken des Landes beherrschte. Seit dem 15. Jahrh. überschwemmten es nochmals muhammedanische Mongolen und richteten schliesslich das Reich des Grossmogul zu Delhi auf. Christliche Einwirkungen fanden jedenfalls schon seit dem 5. Jahrh. statt, wo Missionare nestorianischen Bekenntnisses („Thomaschristen“) bedeutende Erfolge erzielten. Im 16. Jahrh. folgten diesen römisch-katholische und im 18. protestantische nach. Ein mächtiger Faktor in der Gestaltung des Lebens und Denkens im neueren Indien war ausser der Mission der steigende Einfluss der christlichen Kultur.

b) Die drei Hauptgötter und die Religionen des Hinduismus.

a) Brahma. Was den Gott Brahma betrifft, so sahen wir S. 38 f., dass er schon im älteren Brahmanismus männlich, nicht mehr nur neutrisch, gefasst und mit einer Gattin Sarasvati verbunden wurde. So ist er fortan im Hinduismus heimisch. Er stellt hier als der Sprecher des schöpferischen Wortes den Anfang oder Ursprung aller Dinge dar. Er ist aber mehr ein Gott der Gelehrten als des Volkes und gehört immer noch mehr der Gedankenwelt und dem System als der epischen Mythologie an. Immerhin

1) Über die Purana siehe Winternitz, Gesch. d. ind. Lit. I, S. 440 ff.
2) Winternitz ebenda S. 481 f.

wird er nicht selten abgebildet, meist mit vier Köpfen und vier Händen, in welchen er den Veda, den Rosenkranz, den Opferlöffel und die Wasserschale hält. Während er aber so den alten Kultus darstellt, ist er selbst kaum Gegenstand des öffentlichen Kultus. Dagegen hat seine Gattin Sarasvati als Göttin des Wissens, der Beredsamkeit, Musik, Bildung, jährlich einmal ein Fest, wo ihr besonders von der lernenden Jugend Blumen, Reis und Wohlgerüche dargebracht werden und die Hindus sich des Lesens und Schreibens enthalten, das von dieser Göttin stammt.

β) Vischnu. Wir sahen (S. 18), dass Vischnu im Rig-Veda eine untergeordnete Stelle als Sonnengott einnimmt, der die Welt mit drei Schritten durchmisst. In der nachbuddhistischen Zeit tritt er so sehr in den Vordergrund, dass er Indra verdrängt und zum Hauptgott wird, wie die Epen zeigen, deren Lieblingsgott er ist. Sein Charakter ist ein freundlicher, den guten Menschen wohlgesinnter und hilfreicher[1]). Seine liebste Gattin ist Lakschmi, die Göttin der Schönheit, Fruchtbarkeit, Ehe, des Erntesegens und Reichtums. Seine welterlösende und menschenfreundliche Tätigkeit beweist er namentlich als Gott der Avatara's: So oft das Elend der Welt in einem Zeitalter zu gross wird, steigt er in einer beliebig angenommenen Gestalt hernieder, um sie zu erlösen. Man zählt nach späterem Schema zehn solche Verkörperungen. Die Auffassung der Gottheit ist in den Volksreligionen eine persönlichere und lebendigere als im Brahmanismus und nähert sich bei den edelsten Vertretern des Vischnuismus einem erhabenen Theismus. Auch das rechte V halten zu ihr wird von ihnen tiefer gefasst, nämlich als Hi be in Vertrauen und Liebe (bhakti).

Die zehn Avatare Vischnus sind: 1. Die Legende von der Inkarnation des Vischnu als Fisch ist eine vischnuitische Variante der S. 41 angeführten brahmanischen Flutsage. Entpuppte sich dort (im Mahabharata) der rettende Fisch bei der

---

1) Bhagavata-purana (spätes, aber beliebtes Buch) 10, 89 erzählt, die Weisen hätten sich einst gestritten, welcher der drei Götter der grösste sei. Da habe der weise Bhrigu sich aufgemacht, um dieselben auf die Probe zu stellen. Er trat vor Brahma ohne jede Verbeugung. Der Zorn des Gottes flammte auf, liess sich aber zuletzt beschwichtigen. Dann kam er zu Shiva und erwiderte nicht einmal dessen Gruss. Der Gott geriet in Wut, seine Augen blitzten Feuer, er erhob den Dreizack, um den Weisen zu vernichten. Allein seine Gattin, Parvati, legte Fürsprache für ihn ein. Zuletzt kam Bhrigu in den Himmel Vischnus und gab diesem, als er ihn schlafend fand, einen kräftigen Fusstritt auf die Brust. Statt zornig zu werden, erwachte der Gott in freundlichster Stimmung und bat um Entschuldigung, dass er ihn nicht zuerst gegrüsst habe! Er versicherte, die Narbe auf der Brust werde ihm ein ehrendes und glückbringendes Zeichen sein und erkundigte sich teilnehmend, ob dem Weisen sein Fuss, den er streichelte, nicht weh getan habe! Bhrigu urteilte darauf: „Dies ist der mächtigste Gott; er überwindet seine Feinde durch die mächtigste aller Waffen — Freundlichkeit und Grossmut". Ähnlich im Padma-Purana, s. Winternitz I, 454 f.

grossen Flut als Brahma, so ists nach dem Matsja-Purana Vischnu, der dem Geretteten erscheint und ihn über Entstehung und Schicksale der Welt belehrt. Auch bringt dieser Fisch nach dem Bhagavata-Purana den durch einen boshaften Dämon in den Abgrund des Meeres entführten Veda zurück. — 2. Als Schildkröte erscheint Vischnu in den Epen und Puranas. Dieses Tier ist Symbol der die Welt oder Erde tragenden Kraft. Götter und Dämonen vereinigen sich, um die Unsterblichkeitsspeise (amrita) zu bereiten. Zu diesem Zweck buttern sie nach Anweisung Vischnus das Milchmeer, indem sie den Berg Mandara mittelst der um ihn geschlungenen Unendlichkeitsschlange darin umdrehen. Vischnu stellt sich als Schildkröte unter den Berg und bietet so die nötige feste Unterlage. Auch sorgt er dafür, dass die Götter, nicht die Dämonen, die gewünschte Speise erhalten. Bei jenem Prozess gingen ausser der Amritaschale noch andere kostbare Dinge aus jenem gequirlten Meer hervor, z. B. die Kuh des Überflusses, die Weingöttin, der Baum mit allen Früchten, der Mond, die Glücksgöttin Shri usf. „Die Bedeutung dieser Inkarnation ist offenbar eine kosmogonische. Aus dem Urmeer soll nach indischer Anschauung die Welt nach jedem Weltuntergang wieder entstehen. Wie kann aus der Flüssigkeit etwas Festes hervorgehen? — Dafür hatte das Volk ein Bild in der Bereitung der Butter[1]).“ — 3. Ebenso hat der dritte Avatar kosmogonische Bedeutung, wo Vischnu als Eber mit seinen Hauern die durch Dämonen in den Abgrund des Urmeers versenkte Erde herausgräbt und heraufbringt, um sie wieder an ihren Ort zu setzen, nachdem er dem König der feindlichen Asuras, Hiranjâkscha, den Bauch aufgeschlitzt hat. — 4. Vischnu in Gestalt eines Mannlöwen, d. h. eines Mannes mit Löwenkopf, tötet den Bruder des ebengenannten Dämonenkönigs, Hiranjakashipu, welcher die Herrschaft der drei Welten an sich gebracht hatte und tyrannisch regierte, indem er dem Vischnu trotzte. Diese vier ersten Avataren werden dem ersten Zeitalter (s. oben S. 40 f.) zugeteilt. Es folgen dann mehr menschliche Inkarnationen:

5. Vischnu erscheint als Zwerg. Ein Dämonenfürst Bali hat durch seine Askese und seine Opfer so grosse Macht erlangt, dass er für die Götter unüberwindlich und gefährlich geworden und im Begriff ist, sie ganz aus ihrer Herrschaft zu verdrängen. Da wendet sich der besorgte Indra an Vischnu. Dieser erscheint vor dem trotzigen Herrscher als zwerghafter Brahmane und bittet sich von ihm so viel Land aus, als er mit drei Schritten abmessen könne. Der König sagt ihm die Bitte eidlich zu und giesst ihm zur Bekräftigung Wasser auf die Hände. Da schwillt der Zwerg riesenhaft an und durchschreitet mit drei Schritten Erde, Luftraum und Himmel, so dass dem Tyrannen nur die Unterwelt als Herrschaftsgebiet bleibt. Hier tritt der ursprünglich solare Charakter Vischnus noch deutlich hervor (S. 18). — 6. Vischnu erscheint als

1) Wurm, Gesch. der ind. Religion S. 230.

Parashu Rama (d. h. Rama mit dem Beil). Dieser Avatar hat den Kampf zwischen Brahmanen und Kschatrja um die Oberhoheit zum Gegenstand. Der Vater des Rama, ein Brahmane, war von den ungerecht und gewalttätig herrschenden Kschatrja erschlagen worden. Da führt der Sohn einen blutigen Vertilgungskrieg gegen diese, und dank der ihm geschenkten Streitaxt Vischnus und dessen ehernem Bogen besiegt er die Kschatrja in vielen Schlachten und vernichtet sie völlig. Darauf begründet Parashu Rama verfassungsmässig das Brahmanentum und verbreitet die Kultur in den Gangesländern. — In diesen mythischen Schilderungen hat sich eine Erinnerung an gewaltsame Kämpfe zwischen den beiden edelsten Kasten erhalten. Wenn auch die Brahmanen, sofern sie der ihnen vorgeschriebenen Lebensweise treu blieben, wenig zu Kriegen taugten, so handelt es sich schwerlich um bloss geistig geführte Kämpfe; es ist vielmehr ganz glaublich, dass sie ihren grossen Einfluss auf die untern Kasten gelegentlich dazu gebrauchten, um die Königsherrschaft gewaltsam zu brechen und dass sie auf diese Weise ihr Ansehen zu erhöhen wussten. — 7. Vischnu als Ramatschandra, auch einfach Rama genannt, ist der grosse Held des nach ihm benannten Epos Ramajana. Er ist von Geburt an Inkarnation Vischnus und deshalb dem Parashu Rama, der erst als Mensch lebte, an Kraft überlegen. Seine schöne Gattin Sîta wird ihm von dem riesenhaften und dämonischen König Râvana durch die Luft nach seinem Inselreich Lankâ (Ceylon) entführt. Um sie wiederzugewinnen, leistet ihm ein Affenkönig mit seinem Volke besonders wirksame Hilfe, namentlich durch seinen Feldherrn Hanumân, welcher mit einem Sprung auf die Insel übersetzt und die Herausgabe der Geraubten fordert. Da man ihm dort den Schwanz anzündet, rächt er sich so, dass er auf den Dächern umherhüpfend die Stadt in Brand steckt. Dann erfolgte der oft abgebildete Sturm auf Lanka, wobei die Affen Felsblöcke in die Meerenge warfen und so einen Damm nach der Insel hinüber bauten, auf welchem die Armee von Affen und Bären gegen die Rakschase von Ceylon vorrückte, welche nach hartem Kampfe besiegt wurden. Rama bekam seine Gattin wieder. Die Mitwirkung des Affenvolkes kann nicht befremden, da die Ureinwohner von den Ariern nicht anders als solche Tiere angesehen wurden. Wenn die Sage einen historischen Kern hat, was freilich sehr fraglich so erinnert sie an das Vordringen der Arier bis nach Ceylon, wobei ihnen einheimische Stämme Beihilfe geleistet haben können.

8. Vischnu als Krischna eröffnet das dritte Zeitalter. Dieser achte Avatar ist der wichtigste und berühmteste. Die in den drei letzten Avataren auftretenden Erscheinungen des Gottes sind für die Religion bedeutsame Figuren, so 8. und 9. geradezu Religionsstifter. Krischna ist für die Verehrer Vischnus, zumal für die Sekte der Bhagavata, ebenso wichtig und von ihnen ebenso hoch gehalten wie dieser Gott selbst. Von ihm wird schon im

Mahabharata[1]) erzählt, dann weitläufiger in den Purana: Da die Macht des Bösen auf Erden überhand genommen hatte, brachte die Erde in Gestalt einer Kuh ihre Klagen vor die versammelten Götter wegen der Tyrannei der Könige, besonders des Kansa und der bösen Asuras. Die Götter klagten durch den Mund des Brahma die Not dem Vischnu, der sich entschloss, als Mensch zu erscheinen, um Erlösung von diesen schlimmen Mächten zu schaffen. Er liess ein weisses und ein schwarzes Haar zur Erde fallen; jenes kam zur Welt in Bala Rama, dieses in seinem Bruder Krischna („der Schwarze"). Sie sind Söhne der Devaki, der Schwester jenes Kansa, welcher ihnen nachstellte, da er durch eine Prophezeiung misstrauisch gemacht war. Bei der Geburt des achten Kindes jener Mutter (Krischna), vor dem man ihn besonders gewarnt hatte, befahl er sogar, alle neugeborenen Knäblein zu töten; Krischna entging ihm doch, man hatte ihn zu Hirten geflüchtet, in der Hütte eines solchen wuchs er auf. Einem Herakles ähnlich tötete er schon als zarter Knabe die nach ihm ausgesandten Unholde aller Art. Und wie sich selbst, wusste er auch die Hirten in seiner Umgebung zu schützen und erlangte ihr höchstes Vertrauen. Auf seinen Rat opferten sie nicht mehr dem Indra, der kein Gott für Hirten sei, sondern verehrten nach seiner Weisung einen Berg, beziehungsweise den Krischna selbst, der sich auf den Gipfel stellte und ausrief: ich bin der Berg. Und als Indra sich durch furchtbares, alles überflutendes Unwetter rächen wollte, hob Krischna den Berg mit einem Finger in die Höhe, dass er das Land wie ein Regenschirm beschützte. Ebenso bezwang er in gewaltigem Ringkampfe die böse Schlange Kâlija, welche die Wasser vergiftete, drückte ihr den Kopf zusammen und tanzte auf ihr herum, so dass das ganze Schlangengeschlecht sich vor ihm demütigen musste. — Nach seiner liebenswürdigen Seite zeigte sich Krischna den Hirtenmädchen (Gopa) gegenüber, mit denen er tanzte und sinnliche Liebe pflog. Der König Kansa lud ihn mit seinem Bruder Bala Rama an den Hof zum Kampfspiel ein, um sie durch seine stärksten Kämpfer töten zu lassen, wurde aber selber bei diesem Anlass von Krischna umgebracht. Aber auch an den Kämpfen der Kuru und Pandu (Mahabharata) nimmt er eifrigen Anteil, weniger als Kriegsheld denn als Weiser, Ratgeber, freundlicher Berater der Kämpfenden. In der Wahl seiner Mittel ist er dabei nicht wählerisch, sondern nimmt auch zu betrüglicher List seine Zuflucht. Es ist aber überhaupt diese Gestalt des Heldenfreunds älter als ihre Kombination mit Vischnu. Während die einen (A. Barth, Senart) Krischna für ein rein mythisches Wesen halten sehen andere in ihm einen vergötterten Helden, R. Garbe einen Religionslehrer wie Buddha, nämlich den Stifter der Bhagavata-Sekte, aber wahrscheinlich schon am Pandukampfe beteiligt, also bedeutend

1) Besonders in einem Anhang desselben; siehe Winternitz, G. d. ind. Lit. I, 380 ff. Vgl. ebenda S. 462. 466.

älter als Buddha. Er habe eine monotheistische, ethische Khschatrja-Religion gegründet. Doch fehlen hier zuverlässige Zeugnisse.

Zum vierten Zeitalter rechnet man den neunten und zehnten Avatar. 9. Als neunte Inkarnation Vischnus erscheint merkwürdigerweise der Buddha, worin wir es offenbar mit einem Versuch zu tun haben, diesen Heiligen dem brahmanischen System einzuordnen. Doch ist dies nicht allgemein anerkannt und nur von einer Sekte mit besonderem Nachdruck gelehrt worden, von den Bauddha-Vaischnavas, in welcher beide Religionen sich verschmolzen. — 10. Als Kalki wird Vischnu in der Zukunft erscheinen. Wenn gegen Ende des gegenwärtigen Zeitalters (Kalijuga), das 1200 Götterjahre (= 360 000 Menschenjahre) dauert, die Macht des Bösen derart wird überhand genommen haben, dass ein völlig trostloser Zustand eingetreten ist, indem die Gebote des Veda ausser Übung geraten, die Menschen physisch und geistig verkommen sind und überall Ungerechtigkeit herrscht, da erscheint Vischnu als Kalki, ein unwiderstehlicher Krieger und besonders gerechter Richter, der die Bösen vertilgt und das heilige Recht auf Erden wieder einrichtet. Die noch lebenden Menschen werden verklärt und das erste, glücklichste Zeitalter (Krita-Juga) kehrt wieder. Erst spät (seit dem 13. Jahrh.) wird Kalki auf weissem Ross und mit zweischneidigem Schwert abgebildet.

Der Krischnaismus enthält manche auffällige Berührungen mit dem Christentum. Schon die Figur des Krischna, sein Name, die Umstände seiner Geburt erinnerten an Christus. Das Kind im Schoss seiner Mutter wird auffällig ähnlich dargestellt wie Maria mit dem Christuskinde. Auch wird er abgebildet, wie er der Schlange den Kopf zertritt. Christlicher Einfluss ist in solchen Einzelheiten nicht ausgeschlossen, wiewohl auch nicht sicher erwiesen. Jedenfalls ist das Wesen des Krischna, ob er nun als alter Gott oder als Held oder als Lehrer zu denken ist, von Haus aus total verschieden von dem Erlöser, den die christliche Kirche bekennt; in dem, was von seinem Leben verlautet, fehlt das tiefere religiöse Element, ebenso die wahre sittliche Grösse und Vollkommenheit. In anderer Weise erinnert die Bhagavad-Gîta, ein Denkmal der spekulativen Ausbildung des Krischnaismus, an die johanneische und paulinische Lehre. Allein auch hier ist der Einfluss sehr fraglich und bei näherem Zusehen der Unterschied viel grösser und wesentlicher, als es auf den ersten Blick erscheinen mag.

Diese Bhagavadgîta[1]) (Gesang des Bhagavad, des Erhabenen,

---

1) Die Bhagavadgîta ist öfter herausgegeben und übersetzt worden. Textausgaben von A. W. von Schlegel (Bonn 1823, 2. Aufl. 1846) und Thomson (Hertfort 1855). Vgl. W. von Humboldt, Über die unter dem Namen Bhagavadgîta bekannte Episode des Mahabharata (Berlin 1826, auch in Bd. I der gesammelten Werke). Deutsche Übersetzungen von Peiper (Leipzig 1834), Lorinser (Breslau 1869), Boxberger (Berlin 1870), Richard Garbe (Leipzig 1905), Paul Deussen, Der Gesang des Heiligen (Leipzig 1911). Englische Übersetzung von

Höchsten = Krischna) verdient nähere Berücksichtigung als eines der edelsten und einflussreichsten Erzeugnisse des Hinduismus. Sie ist das heilige Buch der Bhagavata (s. oben S. 117), zugleich aber das beliebteste Andachtsbuch aller Hindu. Ihr Alter wird noch sehr verschieden angesetzt. Während die meisten Neuern seit Lassen wenigstens darin übereinstimmen, dass das Gedicht nachbuddhistisch sei, hat K. T. Telang[1]) wieder die umgekehrte Meinung verfochten und seine Entstehung mit der der ältern Upanischads zusammengestellt (mindestens vor dem 3. Jahrhundert v. Chr.). Allein der vermittelnde Geist, welcher sich darin ausspricht, weist auf bedeutend spätere Zeit. Lassen und Weber denken ans 3. Jahrhundert n. Chr., Garbe für die heute überlieferte Bhagavadgita ans 2. Jahrh. n. Chr., für die ältere an die erste Hälfte des 2. Jahrh. v. Chr. Jetzt steht dieses Lehrstück als eine Episode im Heldengedicht Mahabharata und ist wohl für diese Stelle gedichtet. Allein ebenso einleuchtend ist, dass diese spekulierenden Paränesen, deren Ausdehnung die Handlung des Gedichtes so störend unterbricht, von keinem epischen Dichter herstammen. In dem Augenblicke nämlich, wo die entscheidende Schlacht zwischen den beiden königlichen Geschlechtern der Kuru und Pandu geschlagen werden soll, wird die Bhagavadgîta in ihrer beschaulichen Weitläufigkeit von Krischna dem Hauptheldeu der Pandu, Ardschuna, vorgetragen. In dem Moment, wo dieser Fürst den Bogen spannen will, wird er beim Anblick so vieler Verwandten und Freunde, denen er das Leben rauben soll, da sie im gegnerischen Lager stehen, von bitterm Unmut ergriffen und kann sich nicht entschliessen, ein grausames Tun zu beginnen, gegen welches sein Herz sich sträubt. Da ermutigt ihn Krischna, der die Stellung eines Wagenlenkers bei ihm angenommen hat, und zwar durch lange tiefsinnige Betrachtungen, in deren Verlauf er sich ihm auch einmal nach seiner wahren Gestalt zu schauen gibt. In diesen Reden führt der erhabene Krischna besonders folgende Gedanken aus:

Die Klage um Getötete bzw. Verstorbene ist gegenstandslos. Denn nicht habe Ich je nicht existiert, noch Du, noch werden wir alle je nicht mehr sein. Wie der Mensch im Leben verschiedene Phasen durchmacht (Kindheit, Jugend, Alter), so nach dem Tod, indem er einen neuen Leib annimmt. Der Weise wird nicht berührt von den Affekten der Materie (Frost, Hitze, Lust, Leid)[2]). Was real existiert, muss immer existieren; was nicht real ist, kann nie existieren. Also tötet niemand und niemand wird getötet. Der Geist kleidet sich ja in neue Körper, wie der Leib ein neues Gewand anzieht: Dem Geborenen ist der Tod sicher, dem Gestorbenen die Geburt. Es ist also kein Grund über den Tod zu klagen.

Kâschinâth Trimbak Telang SBE VIII, Oxf. 1882. Vgl. zur Bhagavadgita überhaupt Winternitz, G. d. ind. L. I, 365 ff.

1) SBE VIII, 27 ff.

2) Dies erinnert stark an die Sankhja-Philosophie.

Also kämpfe, gleich achtend Lust und Leid, Gewinn und Verlust, Sieg und Niederlage!

Soweit hast du die Lehre der Sankhja (wahre Erkenntnis) gehört; höre nun, was die Joga (Vertiefung) lehrt: Kennst du diese Lehre, so wirst du frei vom Band der Handlung (d. h. von der Verwicklung in die Folgen der Handlungen, auch der guten, falls sie aus eigennütziger Hoffnung auf Belohnung geschehen). Wer in dieser Verfassung ist, dem kann nichts misslingen; er überwindet alle Hindernisse, und ein wenig von dieser Frömmigkeit bewahrt vor grosser Gefahr. Da gibts nur Eine Gemütsverfassung, während die am Vedawort hangen Bleibenden unbeständig sind, indem sie es auf die Frucht der dort vorgeschriebenen Handlungen abgesehen haben. Der Veda hat es mit den Wirkungen der drei Eigenschaften (s. oben S. 40 ff.) zu tun — sei du über den Wirkungen der dreie erhaben, frei von Sorge um neuen Gewinn und Bewahrung des alten Besitzes und sei ganz bei dir selbst. Die Handlung allein, nicht ihre Frucht, liege dir am Herzen. Auch vom Hang zur Untätigkeit halte dich frei. Wichtiger aber als Handlung ist Gleichmut, Vertiefung des Gemüts: handle in Vertiefung!

Wenn ein Mann alle Wünsche seines Herzens von sich wirft und in und durch sich selbst zufrieden ist, dann ist er beständigen Gemüts. Wenn sein Herz mitten im Unglück nicht erschüttert wird, wenn er nach keinen Freuden verlangt, frei von Zuneigung, Furcht und Zorn ist, dann ist er ein Weiser von beständigem Gemüt. Eines Mannes Gemüt ist beständig, wenn er seine Sinne von allem abzieht, wie die Schildkröte ihre Glieder einzieht. Wer dagegen bei Sinnlichem verweilt, empfindet Zuneigung dazu; daraus geht Begierde hervor, daraus Ärger, daraus Mangel an Unterscheidungsgabe, daraus Verwirrung des Gedächtnisses, daraus Verlust der Vernunft, und daraus völlige Zerrüttung. Wer sich dagegen unter den sinnlichen Dingen frei von Zuneigung und Abneigung bewegt, erlangt Ruhe; er gelangt zum Brahma-Zustand, und, wenn er bis zu seinen letzten Augenblicken darin verharrt, zur Brahma-Seligkeit.

Auf die Einwendung Ardschunas, wie Krischna, wenn doch Vertiefung des Gemüts höher stehe als Handlung, ihn zu solch schrecklichem Werk antreiben könne, erwidert Krischna:

Es gibt in der Welt einen zweifachen Weg (der Vertiefung oder Andacht): den der Sankhja's: Andacht in Gestalt von Erkenntnis; und den der Jogin, nämlich Andacht in Gestalt von Handlung. Niemand kommt durch blosse Untätigkeit zur Vollkommenheit. Ohnehin kann niemand auch nur einen Augenblick ohne Handlung bleiben. Wer sich der Handlungen enthält, aber an die sinnlichen Dinge denkt, ist ein Heuchler. Viel höher steht, wer seine Sinne beherrschend, frei von Affekten in der Vertiefung handelt. Dieses Handeln ist besser als Untätigkeit. Ohne alle Handlung könntest du ja nicht einmal deinen Leib unterhalten.

Also handle, aber ohne Hang und Neigung! Verzicht auf Werke und Werke in Vertiefung getan — beides ist ein Weg zur Seligkeit, aber der letztere ist besser.

Auf Mich (Krischna) musst du dein Sinnen und Denken konzentrieren, in Mir bleiben und so handeln. Ich bin der Schöpfer und Zerstörer der Welt. Ich bin im Wasser der Geschmack, an Sonne und Mond das Licht, in allen Veden das Om, im Raume der Schall, im Menschen die Kraft, an der Erde der Wohlgeruch, am Feuer der Strahlenglanz. Ich bin in allen lebendigen Wesen das Leben, in den Asketen die Askese. Ich bin der ewige Same aller Wesen. Die Wesen, welche unter den Eigenschaften der Güte, Leidenschaft, Finsternis stehen, sind alle von Mir; sie sind in Mir, aber Ich nicht in ihnen. Sie sind von einer göttlichen Täuschung umgeben, welche aus den drei Eigenschaften hervorgeht. Nur diejenigen überwinden diesen Zauber, die sich allein zu Mir flüchten. Wenn ein solcher Mich über alles schätzt, schätze Ich ihn wie Mich. Bleibt er in Mir, so kennt er das Brahma. Wer im Tode Meiner gedenkt, geht in meine Natur über. Darum gedenke Meiner zu jeder Zeit! Die Andern kehren auf den Pfad der Sterblichkeit zurück. — Die andern Göttern opfern, opfern ebenfalls Mir, nur in ungehöriger Form. Die Mich aufsuchen, ob sie auch aus sündigem Mutterschoss geboren seien, — Weiber, Bauern (Vaishjas), Sklaven (Shudras) selbst, gehen in den höchsten Weg ein[1]) — Nicht durch Vedalesen, Busse, Gaben, Opfer gelangt man dazu, Mich zu erkennen und zu schauen, sondern allein durch ausschliessliche Verehrung Meiner. So nur kann man mit Mir Eins werden. Dabei hat man alle Pflichten zu erfüllen, auch die Opfer darzubringen, aber ohne Berechnung des Nutzens, ohne Hang und Neigung. Die vertrauensvolle Liebe zu Gott (bhakti) ist der sicherste Weg zum Heil.

Dieses Lehrgedicht stellt eine Art Versöhnung dar zwischen der rein meditierenden und der werktätigen Mystik, wobei die letztere, die karma-joga, bevorzugt wird. Auch sonst zeigt es stark vermittelnde Tendenz; es enthält aber gar zu starke Widersprüche, als dass man es für ganz einheitlich halten könnte. Deussen meint zwar, es gehöre einer Übergangszeit an, wo die herrschende Anschauung des Vedanta mehr von realistischen Strömungen verdrängt wurde, aus denen erst später das Sankhja-System hervorgegangen sei. Allein an gewissen Stellen des Gedichts ist von sankhja schon die Rede als von einer bestimmten Lehrweise oder Schule, nicht bloss im appellativen Sinn: „Reflexion“ u. dgl. So 2, 39; 3, 3; 5, 4 f.; 13, 24; 18, 13. Daher empfiehlt sich vielmehr die Ansicht R. Garbes, dass damals das Sankhja-System

1) Diese liberale Haltung den Kasten gegenüber mag auf Einfluss des Buddhismus zurückzuführen sein; sie kommt aber auch sonst im Vischnuismus vor.

längst bestand und hier die Grundlage bildete, während die Stellen, welche den Vedanta anpreisen, späterer Überarbeitung angehören. Dem Gedichte ursprünglich eigen sei die persönliche Gottesoffenbarung im Gegensatz zum unpersönlichen Brahma. Es liegt darin eine starke Konzession nicht nur an die menschliche Schwachheit (12, 5), sondern auch an das echte religiöse Empfinden. Ähnliches fanden wir schon Bd. I S. 117 f. in der Amidaverehrung auf buddhistischem Gebiet. Die pantheistischen Verse, welche alles ins Alleins auflösen, hält Garbe für Zusätze, ebenso diejenigen, welche das vedische Opfer empfehlen (3, 9—18; 4, 31) im Gegensatz zu andern, die es herabsetzen (2, 42—46 u. 18, 66). Diese in dem Buch enthaltenen Widersprüche bewirken übrigens gerade, dass der Hindu jeder Weltanschauung sich seiner gerne zur Erbauung bedient, da ihm nicht schwer fällt, über solche Anstösse hinwegzukommen und alles seinem eignen Standpunkt anzupassen.

In dieser Bhagavadgîta fehlt es nicht an zahlreichen Anklängen an das Neue Testament. Schon der Umstand, dass hier alle Gottheit und Offenbarung in dem menschlich auftretenden Krischna vereinigt ist, der seinen Verehrer auch für einen Augenblick seine ganze göttliche Herrlichkeit schauen lässt (im 11. Gesang), hat an die Christologie des Neuen Testaments erinnert, das auch eine Verklärung Christi vor den Augen seiner Jünger erzählt, freilich mit wunderbarer Zurückhaltung. Sodann haben manche Stellen Ähnlichkeit mit den johanneischen Aussprüchen von der Vereinigung Jesu mit seinen Gläubigen. Andere berühren sich mit der paulinischen Lehre von der Gerechtigkeit aus dem Glauben ohne die Werke, wodurch diese aber nicht ausgeschlossen sind, vielmehr ein neuer Lebensgrund für die Tätigkeit des Menschen geschaffen wird. Allein der Unterschied zwischen dieser indischen und der christlichen Gesamtanschauung ist weit grösser als die Übereinstimmung, da die erstere durchaus auf pantheistischer Grundlage ruht und aus dieser aufgebaut ist. Auch ist ein Einfluss der christlichen Lehrform auf die Bhagavadgîta trotz dem Versuch Lorinsers denselben aufzuzeigen weder im Ganzen noch im Einzelnen zur Evidenz nachgewiesen.

Selbst jene Forderung der Liebe zu Gott (bhakti) scheint (trotz A. Weber) echt indischen Ursprungs. Sie wird auch sonst unter den Verehrern Ramas und Krischnas als Heilsweg empfohlen. Während man im alten Brahmanismus nur den Weg des Werkes (Kultus und Sittlichkeit) und den der Erkenntnis schätzte, gibt man hier der an Gott sich hingebenden Gesinnung (bhakti) den Vorzug. Diese Gesinnung, welche Glauben und Liebe umfasst, steigt stufenweise empor. So unterscheidet man fünf Stufen: 1. die ruhige Kontemplation der Gottheit; 2. den knechtischen Gehorsam; 3. das freundschaftliche Verhältnis; 4. das kindliche Verhältnis; 5. das minnige Verhältnis zu ihr. Alle diese Verhältnisse gehen aber von der gütigen Gottheit (Vischnu oder Rama oder Krischna) aus, die dem Menschen liebevoll nahetritt, und es wird unter den

Schülern des grossen Meisters Ramanuja (12. Jahrh.) darüber gestritten, ob sich der Mensch dabei rein passiv verhalte wie das junge Kätzchen, das seine Mutter herumträgt, oder ob er die göttliche Gnade ergreifen müsse, wie das junge Äffchen, das sich an seiner Mutter festhalte. — Bemerkenswert ist, dass diese Volksreligionen im allgemeinen die Gottheit bestimmter, persönlicher und lebendiger auffassen als der emanatistische Brahmanismus und zum Theismus wenigstens Ansätze vorhanden sind, wodurch auch das Verhältnis des Menschen zum Gotte ein persönlicheres und lebendigeres wird.

γ) Shivą. Die dritte Gottheit, welche diesen Namen führt, hat im Hinduvolk bis auf den heutigen Tag mindestens so viel Ansehen und Bedeutung erlangt wie ihr Rivale Vischnu. Er heisst Shiva oder auch Rudra, und ist somit der alte Sturmgott des Waldgebirges. Damit stimmt überein, dass er im Himalaja haust, wo sich sein Palast Kailâsa befindet, und als wilder Jäger umherstürmt. Er ist dabei Asket und ein so gewaltiger Büsser, dass er allein von den Göttern nicht durch Askese kann bezwungen werden. Er wird als Zerstörer gefürchtet und hat mit seinem dritten Auge auf der Stirne ein grausiges Aussehen. Doch erschöpft sich seine Bedeutung in dieser verderblichen Seite bei weitem nicht. Er ist als oberste Gottheit (Mahadêva) vielseitig und namentlich auch Gott der schöpferischen Fruchtbarkeit, Zeugung, daher sein Symbol der Lingam (Phallus), welchen die Glieder der Lingaiten-Sekte stets in einem Büchschen mit sich führen. Manche Elemente seines Kultus deuten auf dravidischen Ursprung, und so ist wahrscheinlich, dass Rudra durch Verschmelzung mit einer dravidischen Gottheit zu dieser alles beherrschenden Stellung emporgestiegen ist. Damit stimmt auch überein, dass während der Vischnu-Kultus im allgemeinen milden Charakter hat und der blutigen Opfer sich fast ganz enthält, der Shivakultus wild, zügellos und grausam ist.

Auch die Gattin Shivas, Kâli[1]), auch Umâ, Durgâ, Pârvatî geheissen, verrät grossenteils einen nichtarischen Ursprung. Namentlich in Südindien, wo der Shiva- und Kalidienst besonders blüht, wird sie abschreckend grässlich dargestellt mit einem Halsband von Totenschädeln, heraushängender Zunge, hervorstehenden Zähnen, wildfliegenden Haaren, blutbefleckten Händen usw. Sie ist die Göttin der Kirchhöfe, die dort mit den Geistern tanzt, der Epidemien, besonders der Cholera. Man fleht sie an, um diesen Plagen zu entrinnen, und bringt ihr namentlich viele Opfer, und zwar blutige. Das Kalika Purana, welches genau die ihr darzubringenden Opfertiere aufzählt, gibt an, mit dem Blut eines Menschen oder eines Löwen könne man sie für tausend Jahre besänftigen, durch Abschlachten dreier Menschen sogar für hunderttausend Jahre. Ohne Zweifel sind früher in der Tat auch Menschen

1) Von ihr hat Kalkutta seinen Namen (Kali-gat).

ihrer Blutgier zum Opfer gefallen; jetzt muss sie sich mit Tieren begnügen, von welchen die mannigfaltigsten Arten ihr wohlgefällig sind, so Vögel, Schildkröten, Krokodile, Fische, Böcke von Ziegen und Schafen, vollends Bären, Tiger, Löwen u. a. Fleisch und Blut hält man ihren Bildern vor. Das Blut wird ihr in goldenen und silbernen, aber auch kupfernen oder ehernen, nicht in eisernen oder zinnernen Schalen dargebracht. Dabei ist sie anzurufen: „Hrang, Hring, Kali, Kali! O Göttin mit den schrecklichen Zähnen! Iss. schlage, vernichte alle Bösen! Schlage mit dieser Axt — binde, binde — fasse, fasse — trinke Blut — fahre los, fahre los — halte fest, halte fest — Huldigung der Kali!“ Bei diesem blutigen Kultus berauschen sich nicht selten auch die Menschen und geben sich wilder Unzucht hin. — Doch stellt diese vielnamige und äusserst mannigfach abgebildete Göttin wie Shiva auch andere Seiten der Naturgottheit dar, insonderheit die weibliche Fruchtbarkeit. Darin berührt sie sich mit den Shakti's, Müttern oder Ammen, welche im Volke als die alles gebärenden Mächte verehrt werden, zum Teil in unzüchtiger Weise. — Eine Sekte verehrt die drei grossen Götterfrauen, Sarasvati, Lakschmi und Kali gemeinsam; deren heilige Schriften sind die oben genannten Tantra, in welchen übrigens Kali ungleich mehr als die beiden andern hervortritt, wie sie überhaupt viel mehr Kultus hat als jene.

Eine besonders beliebte Gestalt ist der Sohn des Shiva und der Kali: Ganesha, welcher mit Elefantenkopf abgebildet wird. Er ist der Gott der Klugheit und Vorsicht, mit dessen Anrufung jedes Buch beginnt und jedes Geschäft angefangen wird, da er die Schwierigkeiten und Hindernisse zu überwinden und insonderheit übelwollende Geister unschädlich zu machen geschickt ist. Er ist auch, wie einst Agni, der gute Genius des Hauses und findet sich in Tempeln und Häusern überaus häufig abgebildet. Sein Bruder, der oft neben ihn gestellt wird, ist Kartikeja, oft mit 6 Köpfen abgebildet, sonst auch mit einem, auf einem Pfauen reitend. Er hat den bösen Tyrannen Taraka besiegt, und gilt als Kriegsgott, ist aber genauer der Führer der himmlischen Kriegsheere. — Noch eine Menge anderer Gottheiten hat die indische Phantasie geschaffen, welche die Tempelwände bevölkern und Gegenstand mythologischer Erzählungen sind.

Mit dem Shiva- und Kali-Dienst sowie der Verehrung der Shaktis ist im Dekhan auch der Bhutendienst verknüpft, welcher alte Volksreligion sein muss: ein Geisterdienst ähnlich dem Schamanismus. Sowohl Geister von abgeschiedenen Menschen als allgemeinere Naturgeister werden da verehrt, und zwar in Gestalt von Bildern, welche man mit Opfergaben bedenkt aus Furcht, sie könnten sonst Schaden zufügen. Die Bilder haben die Gestalt von Tieren (Hahn, Schwein, dann Eber, Büffel und sonstige gefährliche Tiere), auch von furchtbaren Menschen. Als Opfer für die Bhuten dienen besonders graue Schweine, schwarze Ziegenböcke und schwarze Hühner.

c) Religiöse Sitten und Gebräuche des Hinduismus.

Die Lebensform der dem Hinduismus huldigenden Völker wird bis heute durch das Kastenwesen bestimmt[1]). Die Zahl der Kasten ist heutzutage eine unzählbar grosse, während die Einteilung in vier Hauptkasten sich verloren hat. Die Brahmanenkaste hat freilich ihre Erhabenheit behauptet, wenn sie gleich ihr Blut nicht unvermischt erhalten konnte, sondern der provinzialen Bevölkerung überall physiologisch ähnlich wurde. Noch rechnet sichs auch eine zahlreiche Klasse — obwohl schwerlich mit Recht — zur hohen Ehre an, von den alten Kschatrja abzustammen. Allein die grosse Masse der Hindubevölkerung ist durch zahllose Kasten geschieden, welche zum Teil einen ethnischen Hintergrund haben, namentlich aber durch ihre Berufstätigkeit unterschieden sind. So gibts eine Kaste der Hirten, der Betelpflanzer, Sänger, Maler, Fischer, Wäscher, Gärtner, Weber usf. Jede dieser Kasten hat eine gewisse Organisation; ein Haupt und ein Kollegium stehen ihr vor. Ihre Mitglieder sind es durch die Geburt geworden, welche selbstverständlich über die Berufswahl entscheidet. Sie sind auch gehalten, ihre Gattinnen innerhalb der Kaste zu wählen. Die Kaste hat aber auch ihre besonderen Satzungen über Speise, Kleidung, Reinigkeitsbeobachtung u. dgl. Je nach der Schätzung des Berufs und der Höhe der Anforderungen, welche die Kaste stellt, auch etwa noch nach dem Mass, in welchem sie arisches Blut aufweist, gilt sie als höher oder niedriger stehend. Im übrigen ist die Kastenbildung eine unerschöpfliche. Aus Kindern von Mischehen kann eine neue Kaste hervorgehen, ebenso aus der Einführung neuer Gebräuche und Satzungen. Die Macht und der Einfluss der Kastenoberhäupter, welche Bussen und Pönitenzen auflegen können und das Ausschliessungsrecht handhaben, ist eine sehr grosse, die Scheidewand, welche die Kasten trennt, eine hohe. Wohl wurde auch von der einheimischen Religion aus, besonders im Vischnuismus, etwa ein Anlauf gemacht, um diese Schranke zu durchbrechen. Bei gewissen religiösen Festen wird die Kaste ignoriert. Aber im sozialen Leben drangen solche Regungen bis heute nicht durch. Die moderne Kultur, die europäische Regierung Indiens und nicht am wenigsten die christliche Mission sehen sich auf Schritt und Tritt durch die Kaste gehemmt und zu ernstlichem Kampf mit ihr genötigt.

Die Brahmanen bilden die geistliche, und darum angesehenste Kaste von alters her, doch leben nicht alle Nachkommen derselben dem Studium des Veda und priesterlichen Obliegenheiten oder klösterlicher Askese, sondern es widmen sich auch manche

1) Siehe oben S. 53 ff.. Eingehende Mitteilungen über den heutigen Stand der Kasten bietet der Census of India 1901 vol. I und auf Grund davon H. Risley, People of India 1908, S. 148 ff. Vgl. Jul. Richter, Die Entstehung der ind. Kaste AMZ 33 (1906) S. 509 ff.

dem Staatsdienst, dem Handel und Gewerbe, selbst dem Ackerbau. Bei letzterer Beschäftigung dürfen sie freilich nach alter Satzung den Pflug nicht selber halten, da das scharfe Eisen Pflanzen und Tieren Verletzung und Tod bringt Auch noch manche andere Hantierungen treiben sie „Es dienen sogar arme Brahmanen bei Shudras als Köche, wobei der unreine Herr seines heiligen Koches Küchengeschirr nicht berühren darf. Zu Spionen und Schmugglern eignen sich die Brahmanen besonders wegen ihrer Unantastbarkeit“ [1]).

Vor allem aber bilden die Abkömmlinge der alten Brahmanenkaste den Klerus, und zwar sowohl bei den verschiedenen Gruppen der Vischnuverehrer als bei den Shivaiten, deren Brahmanen im Norden Dandis, im Süden Smârtas genannt werden. Die höhere Geistlichkeit rekrutiert sich aus den Klöstern, wo die Brahmanen ehelos beisammen leben. Aus diesen gehen namentlich die Swâmi hervor, eine Art Bischöfe, welche das Land bereisen, über Aufnahme oder Ausschluss aus der Kaste entscheiden usf. Ausserdem befinden sich in den Klöstern die Guru (Meister, eig. gewichtig, ehrwürdig), welche in den Lehren und Satzungen der Religion unterrichten. Eine andere Klasse bilden die im Gegensatz zu den bisher genannten meist verheirateten Purohita, Hauspriester, welche um schweres Geld für die höheren Kasten Zeremonien verrichten. Für das geringere Volk bleiben die Astrologen oder Kalendermacher, welche in jedem Dorf den Kalender bekannt machen und Vorzeichen angeben, daher sie bei jedem Unternehmen beraten werden. Sie verrichten das Priesteramt bei dem gemeinen Volk. Das Ansehen der Priester ist ein ungemein hohes. Selbst die Lingaitensekte z. B., welche stets zum Brahmanismus in Opposition stand und ihren Lingam, den sie bei sich trägt, überall verehren kann, erweist ihren Priestern eine unsäglich devote Ehrerbietung. Siehe Wurm a. a. O. S. 283 ff. Der Tempeldienst wird von untergeordneten Tempeldienern versehen. Auch an Tempeldirnen fehlt es mancherorts nicht, die durch Gesang und Tanz die Menge zum Heiligtum locken sollen.

Die Tempel [2]) selbst, Pagoden genannt, sind in bezug auf Grösse und Reichtum der Ausstattung sehr verschieden, von den kleinen Gewölben, welche oft nur ein tönernes Bildnis oder Symbol eines Gottes enthalten, bis zu den reichgeschmückten Tempeln mit Vorhof und einem hohen pyramidalen Turm über dem Haupteingang oder gar den Gruppen in Felsen gehauener Grottentempel, wie sie in Ellora, Karli, auf der Insel Elephanta und anderwärts das Staunen des Betrachters hervorrufen. In dieser Baukunst ist übrigens der Buddhismus dem Brahmanismus vorangegangen, und dieser hat jenen nicht übertroffen. Auch der Dschainismus hat

1) P. Wurm, Gesch. der ind. Rel. S. 280.
2) Siehe über die indischen Tempelbauten Lassen, Ind. Altertumskunde IV, 853 ff.

Bedeutendes geleistet. Es ist weniger die Harmonie der Verhältnisse als der reiche dekorative Schmuck der Skulpturen und Malereien, was an dieser indischen Kunst Bewunderung verdient. Reichen Stoff lieferte dafür die Mythologie mit ihrer buntgestalteten Götterwelt und ihren Avataren.

Die zahlreichen Feste locken ungeheure Volksmengen zu den grösseren Heiligtümern; sie werden mit Pomp und Pracht, aber auch mit Ausgelassenheit und Ausschweifungen begangen. Besonders beliebt sind Prozessionen, wobei das Götterbild auf einem Wagen unter der bewundernden Menge umhergefahren wird. Am bekanntesten ist die Prozession des Dschagannâtha (Dschagernaut). Dies ist ein Beiname des Krischna („Herr der Welt") Ein hölzernes Bild desselben am gleichnamigen Ort (Dschaganñath) in Orissa soll Reliquien von seinen Gebeinen enthalten. Wie die neben ihm stehenden Bilder seines Bruders Bala Rama und seiner Schwester Subhadra hat er weder Arme noch Beine, da der Künstler an der Vollendung durch die Neugierde des Königs gestört worden sei. Diese Bilder werden alljährlich von ihrem Heiligtum auf Wagen nach einem etwa eine Meile entfernten Ort gebracht, wo ihr „Landhaus" sich befindet, wobei vor den Wagen des Dschagannatha (von 60 Fuss Höhe!) solche sich legten, die lebensmüde waren oder dem Gott zu Ehren sterben wollten, während die andern das verdienstliche Werk taten, das Gebäude, auf welchem er thronte, vor sich her zu stossen, bis die englische Regierung diese Greuel unterdrückte. Noch viel grösser war die Zahl derer, die sonst bei diesem Wallfahrtsfeste jährlich umkamen, so dass dieser Göttersitz eine wahre Stätte des Todes war. Die Prozessionen dauern in harmloserer Form fort. Ursprünglich war dieser Kultus buddhistisch, worauf die Verehrung der Reliquien deutet, er wurde aber dann von den Vischnuiten aufgenommen und dem Krischna zu Ehren umgestaltet, dessen Verehrung sonst keinen so fanatischen Charakter an sich trägt. Dagegen zeigt sich beim Shiva- und Kali- oder Shakti-Kultus auch in Indien, dass Grausamkeit und Wollust sich im Heidentum vereinigen, um die ungeheiligte Naturgottheit zu feiern. Das Schlimmste wird dabei geheim gehalten und ist nur den Eingeweihten bekannt. Nicht in diese Kategorie gehört übrigens der gewohnheitsmässige Mädchenmord, der bei den Radschputen („Fürstensöhnen") im nördlichen Indien die Regel ist. Diese Grausamkeit hat nicht einen religiösen, sondern eher einen sozialen Grund, indem dieser Kaste, die sich (mit anfechtbarem Recht) als die Nachfolger der alten Kschatrja betrachtet und ein sehr hohes Standesbewusstsein hat, die Heirat innerhalb desselben Stammes verboten ansieht, und ihre Töchter nicht an die geringern Kasten abgeben will, von welchen sie selber ihre Frauen bezieht. Doch zeigt diese Unsitte allerdings, dass der Hinduismus trotz seiner zarten Rücksichten auf das Leben des kleinsten Tierchens die wahre Achtung vor dem Menschenleben nicht zu wecken gewusst hat.

d) Die Sikhs[1]).

Der Islam, welcher im 11. Jahrhundert Indien eroberte, musste hier auch gegen eigentliches Heidentum rücksichtsvoller auftreten als anderswo und wurde selber von der indischen Gedankenwelt beeinflusst, wie er auf diese zurückwirkte[2]). Einen Ausläufer des Hinduismus mit muhammedanischer Färbung stellt die Religion der Sikhs dar. Um die Zeit, wo diese Sekte entstand, besass der Islam nicht nur politisch die Herrschaft über das nördliche Indien, sondern es bekannte sich wohl auch ein Drittel der dortigen Einwohner zur Lehre Muhammeds, und zwar fand die mystische Richtung des Islam, der Sufismus[3]), hier begreiflicherweise besonders Anklang. Diesem mystischen Theismus standen manche Systeme der Hindu mit ihrem Pantheismus nicht allzufern. Schon ehe Nanak, der Stifter der Sikhsreligion auftrat, hatten mehrere Hindu ähnliches gelehrt und dabei unter Hindus und Muhammedanern Schule gemacht. Der bedeutendste dieser Vorläufer war Kabîr (um 1450), der auch für die Sikhs als Autorität gilt, und von dem sie wie von andern Gesinnungsgenossen manche Verse in ihre heilige Sammlung aufgenommen haben.

Das Stammland und der gewöhnliche Schauplatz des Auftretens der Sikhs war das Pandschab. Der Stifter ihrer Sekte, Nânak, wurde 1469 n. Chr. geboren im Dorfe Talvandi am Flusse Ravi (griech. Hydraotes), etwas oberhalb Lahore gelegen. Er war ein Khatri (Kschatrja). Sein Leben ist zwar, wie das all dieser indischen Heiligen, mit bunten Mythen verziert worden. Doch lassen sich noch gewisse geschichtliche Grundzüge in diesen Biographien erkennen. Nanak war demnach eine mystisch in sich gekehrte Natur; schon als Knabe liebte er es, bei den Herden seines Vaters sich in religiöse Betrachtungen zu versenken. Seine Gedanken bewegten sich fast ausschliesslich um den höchsten Herrn (paramēsur) und er trieb sich am liebsten mit den Fakirs (Bettelmönchen) umher. Nicht leicht war es, ihn an das Leben eines Beamten zu gewöhnen; auch da verbrachte er die Nächte mit Psalmodieren; seine Loblieder, die er improvisierte, begleitete sein Freund Mardana mit der Laute. Während er einst im Kanal badete, wird erzählt, sei er von den Engeln entführt und vor Gottes Thron gebracht worden, wo er seine Prophetenweihe empfing. Unterdessen suchte man den ertrunken Geglaubten im Kanal. Nun war sein Entschluss gefasst. Er verteilte seine Habe, liess sein junges Weib mit zwei Knaben im Stich und zog als

1) Ernst Trumpp, The Adi Granth, or the holy scriptures of the Sikhs, translated from the original Gurmukhi, Lond. 1877. Derselbe, Die Religion der Sikhs nach den Quellen dargestellt, Leipzig 1871. Derselbe, Nanak, der Stifter der Sikh-Religion, München 1876. — M. A. Macauliffe, The Sikh Religion, its gurus, sacred writings and authors, 6 volls. Oxford 1909.

2) Vgl. J. Goldziher, Vorlesungen ü. d. Islam (1910) S. 305 ff.

3) Siehe Bd. I S. 404 ff.

Fakir in Begleitung Mardanas im Lande umher, indem er die Welt mit dem Schlagwort überraschte: „Es gibt keinen Hindu und keinen Muslim.“ Auf seinen Zügen, die er abwechselnd nach verschiedenen Landesteilen unternahm, hatte er mancherlei Abenteuer, wusste sich aber durch seinen überlegenen Geist und durch Wunder, die er getan haben soll, allenthalben zur Geltung zu bringen und gewann manche Schüler (Sikhs), die er zu strengstem Gehorsam gegen seine Person anhielt, während er ihnen nicht eben viel Wissen beigebracht zu haben scheint. Die Legende lässt ihn bis nach Ceylon, ja gar bis Mekka, wo er die Gelegenheit wahrnahm, die Muslims seine überlegene Hoheit fühlen zu lassen, seine Wanderungen ausdehnen. Er starb 1538 in Kartarpur bei seiner Familie, nachdem er zu seinem Nachfolger in der Guruwürde seinen Schüler Lahana oder Angad bezeichnet hatte dadurch, dass er fünf Kupfermünzen ihm zu Füssen legte und sich vor ihm niederwarf. Dieser Ritus wurde auch bei der Weihe der nachfolgenden Gurus befolgt. Bei der hohen Stellung des Guru, welchem alle Sikhs zu jeder Dienstleistung bereit sein sollten, war das Amt von hoher Wichtigkeit. Auch nahm man bald an, der Geist des Stifters lebe in den nachfolgenden Gurus fort.

Noch sicherer, als aus den legendarischen Erzählungen lernt man Nanak aus seinen eigenen Versen kennen, deren manche im Sikh Granth, dem hl. Buch der Sekte, aufbewahrt sind. „Er war nach allem, was wir von ihm lesen, mild, freundlich und mitleidig, und da er von einem heiligen Eifer beseelt war, das in die tiefste Unwissenheit und Aberglauben versunkene Volk zur Verehrung des Einen höchsten Wesens zurückzurufen, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn der einfache ungelehrte Fakir in seinem grotesken Aufzug, begleitet von seinem Spielmann Mardana, die Aufmerksamkeit des Volkes auf sich zog, der mit unerschütterlichem Selbstvertrauen sich für den wahren Guru erklärte, der die, die sich seiner Leitung anvertrauen wollten, über den Ozean der individuellen Existenz hinüberzuführen versprach“ [1]).

Bis dahin war an dieser Erscheinung nichts ausserordentliches; es gab eben viele solcher Sekten, die sich an einen berühmten Meister hingen. Aber schon der vierte Guru Ramdas (1574—1581), wie seine Vorgänger ein Khatri, führte eine festere Organisation herbei. In der Mitte eines Teiches, den er Amritsar (Nektar-Teich) hiess, richtete er ein Heiligtum ohne Götzenbild ein; um den Teich her bildete sich die Stadt gleichen Namens, welche das Zentrum der Sekte wurde. Jährlich einmal sollten deren Anhänger sich alle hier einfinden, um die vorgeschriebenen Waschungen zu vollziehen. Noch ungleich mehr trug sein Nachfolger Ardschun (1581—1616) zu Ausbildung und Befestigung der Genossenschaft bei. Er war der erste wohlgebildete Mann, der dieses Amt bekleidete, während seine Vorgänger, selbst Nanak,

1) Trumpp, Religion der Sikhs S. 13 f.

wenig geschulte Leute waren. Er hat nicht nur viel gedichtet — beinahe die Hälfte des Granth stammt von ihm —, sondern auch diesen Kodex zusammengestellt aus Gedichten und Sprüchen seiner Vorgänger sowie früherer Gesinnungsverwandter wie Kabir. Dieses Granth („Buch") verdrängte allmählich den Veda und die übrigen hl. Bücher, zumal es in der verständlichen Volkssprache (Hindi) geschrieben war. Auch führte er eine förmliche Besteuerung seiner Anhänger ein und wurde so eine Art Fürst. Er zog aber das Misstrauen der kaiserlichen Beamten auf sich und scheint im Gefängnis gestorben zu sein. Sein Sohn Hargovind, der 6. Guru (1616—1638), bewaffnete die Sikhs und bekriegte die Muhammedaner, um seines Vaters Tod zu rächen. Sein Krieg mit den kaiserlichen Truppen war von wechselndem Erfolg begleitet. Er hat den Grund gelegt zur kriegerischen Macht und Gewohnheit der Sikhs, während er sich um die Religion nicht viel bekümmerte. Diese Lebensweise war sonst den indischen Frommen ebenso ungewohnt wie muslimischen geläufig.

Auf dieser Bahn schritt namentlich der 10. (und letzte) Guru fort, Govind Singh (1675—1708), der aber auch auf die Disziplinierung seiner Scharen bedacht war. Er führte für die ihm ganz ergebenen Jünger eine besondere Weihe, den Pahul, ein; die so Geweihten bildeten die Khalsa, d. h. „die reine" (Gemeinde); er schaffte für sie die Kaste ganz ab und machte sie durch gewisse Satzungen kenntlich: Sie durften das Haar nie scheren, mussten immer einen Kamm, ein Messer und ein Schwert bei sich führen, kurze Hosen bis an die Kniee tragen und durften nicht Tabak rauchen. Auch führte er ein neues, im Unterschied vom alten sehr kriegerisches Granth (Buch) ein, das aber bald wieder hinter dem Adi Granth, d. h. dem ursprünglichen Buch zurücktrat. Durch diese Neuerungen, besonders die rücksichtslose Aufhebung der Kaste, veranlasste er eine Sezession; manche Sikhs blieben zurück; allein um so mehr Anhang strömte ihm aus den niedrigen Kasten zu. — Bald bekam Govind Singh Händel mit den unabhängigen Radscha in den Vorbergen des Himalaja; diese wussten auch den Kaiser zum Angriff auf ihn zu bewegen. Solcher Übermacht vermochte der verwegene Guru in seiner Feste Anandpur nicht zu trotzen. Es gelang ihm zu entfliehen. Auf der Flucht verlor er freilich noch seine beiden jüngern Söhne, welche verraten und lebendig eingemauert wurden, während die beiden älteren schon während der Belagerung gefallen waren. Günstiger gestaltete sich seine Lage nach dem Tode des Kaisers, dessen Nachfolger ihn als seinen Vasallen behandelte und nach dem Dekhan schickte, so dass seine Religion sich auch dorthin verbreitete, aber ohne rechten Boden zu gewinnen. Auch Govind Singh starb eines gewaltsamen Todes. Einen neuen Guru soll er absichtlich nicht mehr eingesetzt haben. Doch warf sich in den nun folgenden Wirren ein gewisser Banda zum Führer auf, ein gewesener Hindu-Asket, der mit kaltem, herzlosem Fanatismus den

Kampf gegen die Muhammedaner wieder aufnahm, aber schliesslich von den Kaiserlichen mit dem Rest seines Heeres durch Hunger zur Übergabe gezwungen und grausam getötet wurde.

Aber trotz dem Vernichtungskriege, welcher damals scheinbar mit Erfolg gegen die Sikhs geführt wurde, tauchten sie in den Stürmen, welche das Reich des Grossmogul erschütterten und schliesslich zu Fall brachten, immer wieder auf. Ihr bedeutendster Regent, Maharadscha Randschit Singh schuf ihnen eine ansehnliche politische Macht, indem es ihm gelang, eine Anzahl kleiner Sikhstaaten, die sich gebildet hatten, unter seinem Szepter zu vereinigen, sowie auch die Afghanen aus Kaschmir zu vertreiben. In dem ansehnlichen Reich, das er sich so gebildet hatte, herrschte die Sikhreligion, ohne mit Gewalt den Bewohnern aufgenötigt zu werden. Nach seinem Tode (1839) jedoch kam das Regiment in schwache Hände, und Zwietracht sowie der Mangel einer festen Autorität führten den Untergang des jungen Staates herbei. Die Engländer standen mit unzweideutigen Absichten am Grenzfluss Salutsch. Der Krieg wurde ihnen von den Sikhs 1845 erklärt, wobei die Häuptlinge der letzteren eine verräterische Rolle spielten, ihr Heer aber nach tapferster Gegenwehr in mehreren Schlachten geschlagen wurde. Das Land wurde nun England dienstbar und jene Raub- und Beutekriege, welche die Sikhs von jeher liebten, wurden von dem neuen Regiment nicht mehr geduldet. Es ist ihnen unter englischer Herrschaft unbenommen, ihrer Religion zu leben; ob aber diese sich unter solchen Umständen wird behaupten können, ist zweifelhaft. Dazu fehlt ihr doch wohl die innerliche geistige Kraft. In den Zeiten ihres Aufschwungs hat die Mehrzahl ihrer Bekenner sich wenig anders um die Religion bemüht, als dass sie ihr Leben zum Kampf wider die Andersgläubigen einsetzten. Man sagte, im Lager der Sikhs sei alles erlaubt, nur nicht das Essen von Kuhfleisch, in welchem Punkt sie allerdings noch ängstlicher waren als die Hindu.

Die Religion der Sikhs muss hauptsächlich aus dem Adi Granth geschöpft werden, in welches Äusserungen der grössten Lehrer und Guru aufgenommen sind. Als Hauptlehre, welche schon Nanak aufgestellt hatte, ist das Bekenntnis Eines höchsten Wesens zu nennen. Darin kam eine indische Strömung mit der muhammedanischen zusammen. Auf Grund dieses Bekenntnisses konnte Nanak Hindu's und Muslims zu seiner Nachfolge auffordern. Er sagt: „Wisse, dass es zwei Wege gibt (Hinduismus und Islam), aber nur Einen Herrn." Dieses höchste Wesen ist das allein real Existierende, unerschaffen, ewig, endlos, zeitlos, unsichtbar, unnahbar und unbeschreiblich. Es ist Urheber von Allem, Schöpfer aller Dinge — wobei aber nicht an Erschaffung der Welt aus dem Nichts zu denken, da das Eine Wesen mehr pantheistisch gefasst und der Akt der Schöpfung auch „Ausbreitung" genannt wird: die Gottheit breitet sich dabei aus, wie sie sich wieder zusammenziehen kann. Das Universum wird nicht selten

mit diesem Absoluten geradezu identifiziert. Die endlichen Wesen haben keine wahre Existenz, sie sind nur Erscheinungen oder „Belustigungen“ des Höchsten. Doch wird anderswo genauer Gott vom Universum unterschieden. So sagt Ardschun: „Mein Herr ist unerreichbar, unfassbar; in jedem Körper wohnt er immanent. [Aber] der Geber der lebenden Wesen ist immer von ihnen abgesondert“ [1]). Oder Gott wird als Licht und Lebenskraft bezeichnet: er durchdringt alles und ist doch davon geschieden. Dieses Absolute ist ohne Empfindung, „ohne Gefühl und doch weilend in Glückseligkeit“ Von den strengern Denkern ist dieses Absolute unpersönlich und unbewusst gedacht, was freilich vom rechtgläubigen Islam weit abliegt. Das hindert nicht, dass Gott oft als weise, gütig, gerecht, barmherzig gepriesen und ihm teilnehmende, liebevolle Fürsorge zugeschrieben wird. So spricht derselbe Ardschun zu diesem höchsten Wesen: „Du bist mein Vater, du bist meine Mutter, du bist mein Neffe, du bist mein Bruder, du bist mein Beschützer an allen Orten, was sollte ich mich fürchten und grämen, o Herr!“ [2]). Allein es fehlt diesen mystisch-pantheistischen Äusserungen doch die volle persönliche Bestimmtheit und Energie des biblischen Gottesbegriffs. Das Wesen, das so überschwenglich angeredet wird, behält etwas Fliessendes und Unsicheres. Es fliesst leicht mit der Welt oder mit des Menschen Geist zusammen. Derselbe Guru ruft auch aus: „Du bist der Ozean, du der Schaum, du die Blase, ausser dir gibt es keinen, o Herr! Du bist ohne Eigenschaften und begabt mit allen Eigenschaften, du Geber des Vergnügens, du bist vollkommen ruhig, [und doch] sinnlich und der Lust ergeben [3]).“

Ebensowenig wie die bewusste Setzung eines Anfangs der Welt ist ein göttliches Ziel ihres Daseins und Lebens zu erkennen. Das Ganze ist ein Spiel der Gottheit. Und zwar bestimmt diese so sehr alles Dasein und Sosein, dass von individueller Freiheit nicht die Rede sein kann. Nanak singt: „Durch den höchsten Lenker ist das Schicksal geschrieben. Wie er es macht, so ist das Gewand einer jeden Kreatur“ [4]).

Unbeschadet dieser Einheit Gottes, der mit den auch sonst üblichen Namen Hari, Brahm, paramesur u. dgl. benannt wird, werden die vielen Götter des Hinduismus nicht geleugnet, aber sie sind (wie im Buddhismus und in andern Systemen) zu untergeordneten Figuren degradiert. Eine sonderbare Ausnahme machte Govind Singh, der die Göttin Durga hoch in Ehren hielt. Der Bilderdienst wird getadelt und verspottet, so schon sehr scharf von Kabir: „Die Gärtnerin bricht Blätter ab, in den Blättern, in den Blättern ist Leben. Der Stein, für den sie die Blätter abbricht, ist dagegen leblos .... Ein Stein wird durch den Hammer

1) Trumpp a. a. O. 74 f.
2) Ebenda S. 77.
3) Ebenda S. 78.
4) Trumpp a. a. O. S. 79.

geformt und zu einem Bilde gemacht, indem man ihm Hände und Füsse gibt. Wenn dieses Bild wahr ist, dann wird es den Hämmerer fressen. Gekochter Reis, Gemüse und süsses Backwerk wird von dem geniessenden [Priester] genossen, im Munde dieses Bildes ist Asche“ [1]). In der Praxis haben mehr und mehr die Sikhs die Verehrung eines einzigen, persönlichen Gottes mit Ausschluss aller Hindugötter gepflogen.

In bezug auf den Menschen wird gelehrt, der Leib löse sich im Tode wieder auf, die Seele lebe fort in neuer Verkörperung (also auch hier die Seelenwanderung); und zwar sei die Zahl der Seelen stets dieselbe: 4 Lakh = 400 000. Mit letzterer populären Vorstellung stimmt nicht recht überein, dass den Seelen als Ziel gesetzt ist, zum reinen Lichte zurückzukehren, davon wieder „absorbiert zu werden“ Diese Rückkehr wird freilich erschwert durch die Werke des Menschen, die guten und die bösen, da beide eine Vergeltung (Genuss und Leiden) herbeirufen. Zu solchen Handlungen treiben die Seele der man (die Intelligenz, sanskr. manas) und die fünf Sinne. Gott hat nämlich über das Universum die Maja [2]) (Illusion) ausgebreitet, selbst über die Götter, so dass die Mensche in dieser Täuschung sich selbst suchen und sich zur Dualität (Differenz zwischen dem Einzelwesen und dem Absoluten) oder zur „zweiten Liebe“ verleiten lassen, indem sie die Welt für etwas reales halten. Es sind drei Eigenschaften am Menschen, die seine Handlungen näher bestimmen: die Güte (satto), die Leidenschaft (radscho) und die Finsternis (tamo) [3]). Je nachdem nun in einem Menschen die eine oder andere Eigenschaft überwiegt, werden seine Handlungen gut oder böse ausfallen. Sittliche Freiheit gibt es dabei nicht, sondern der Mensch ist eine Puppe, die Gott tanzen lässt. Die Sikhs sind denn auch in ihrer Auffassung des Lebens noch fatalistischer gesinnt als die Muslims. Dennoch wird dem Menschen sein Tun zugerechnet und vergolten: Wer gute Werke vollbracht hat, kommt nach dem Tode in den Himmel oder ins Paradies; dort darf er sein Verdienst so lang geniessen, bis es erschöpft ist; dann wird er wieder auf der Erde geboren, aber in hoher Kaste, und sein Lebensprozess beginnt aufs neue. Wer in der „Leidenschaft“ handelte, wird in einem weltlich gesinnten Hause wiedergeboren, wo er leicht in noch schlimmere Sünde fällt. Wer in der „Finsternis“ wandelte und handelte, kommt nach seinem Tod in die Unterwelt oder Hölle, wo er gepeinigt wird, bis er endlich als gemeines Tier wiedergeboren die Wanderung aufs neue antreten und zur niedrigsten menschlichen Stufe mit der Zeit aufsteigen kann. Aus dieser endlosen Reihe von Wiedergeburten erlöst zu werden ist auch der Sikhs höchste Hoffnung. Diese Erlösung vollzieht sich dadurch, dass das Indi-

1) Ebenda S. 80.
2) Vgl. oben S. 44.
3) Vgl. im Brahmanismus die drei Eigenschaften: sattva, radschas, tamas oben S. 40.

viduum vom Absoluten wieder absorbiert wird. Also nicht das Paradies (wie beim Muhammedaner) ist das Ziel der Wünsche, sondern das Nirban (= Nirvana), das Verwehen im All-Eins. Hier bekundet sich selbst im Wort buddhistische Nachwirkung! Um zu dieser ersehnten Befreiung von der Schwere des Daseins zu gelangen — dazu reicht aber nicht aus, der Askese, des Badens an hl. Plätzen, der Almosen und ähnlicher Frömmigkeitsübungen sich zu befleissigen; allein die Anrufung des Namens Hari's vermag das. Dies klingt sehr weitherzig. Allein so war es nicht gemeint. Damit nicht jeder den Eingang ins Nirban selber finden könne, wurde dem wahren Guru allein die Gewalt zugesprochen, den Namen Hari's in gültiger Weise anzurufen. Der Guru gewährt diese Kraft denen, die durch ewiges Dekret dazu bestimmt sind. Der Leitung des Guru hat sich der Sikh mit Leib und Seele zu überlassen. Die Kraft des Guru erlöst nicht nur den Schüler, sondern lässt ihn auch zum Werkzeug der Erlösung für seine Familie werden. Vier Stufen hat der Schüler bis zu seiner Vollendung durchzumachen: Auf der ersten muss er seinen Egoismus überwinden lernen, auf der zweiten sich vom Tun und Treiben der Leute losmachen, auf der dritten die drei Eigenschaften besiegen, so dass ihm Freund und Feind dasselbe ist; auf der vierten tritt die Vereinigung mit Hari ein, und er hört in sich nur noch den Laut Hari's. In diesem höchsten Zustand ist er ohne Begierde und Hoffnung; ja das höchste Brahm selbst[1]).

Die Knechtung der Anhänger unter den Willen des Guru war eine absolute, solange diese Würde lebendige Träger hatte. Dabei bediente man sich in der älteren Zeit immer noch der Brahmanen zu priesterlichen Funktionen, was aber der letzte Guru untersagte, so dass die Sikhs zunächst gar keine Priester hatten. Doch rückten an diese Stelle allmählich die Granthi's, d. h. Vorleser des Granth, welche bei feierlichen Anlässen Abschnitte aus dem hl. Buch vortrugen. Beachtenswert ist, dass keine Weltflucht gelehrt wird; der Stand des Haushalters sei Hari ebenso angenehm wie der des Anachoreten. Eine wichtige Zeremonie ist noch immer der Pahul, d. h. die Einweihung der jungen Adepten in die Khalsa, welche beim Eintritt der Reife vorgenommen wird, am liebsten am Teiche von Amritsar. Dort steht der einzige Tempel der Sikhs; sonst haben sie überall einfache Dharm-sâla's, „Religionshallen", wo ihnen der Granthi ihre hl. Schrift vorliest und auslegt. Mit besonderer Feierlichkeit wird eine gewisse kultische Mahlzeit, karah prasad genannt, zubereitet und genossen. Auch durch ihre Gebräuche unterscheiden sich die Sikhs von den Hindu und Muslim: Verboten ist ihnen der Rauchtabak, das Würfelspiel, der Besuch von liederlichen Häusern, der Genuss von Kuhfleisch und von allem Fleisch, das nicht von einem Sikh geschlachtet ist, der den Tieren dabei zuerst den Kopf abhaut.

1) Trumpp a. a. O. S. 103 f.

Die Tötung neugeborener Töchterlein ist ihnen ebenfalls streng verboten.

Es gibt unter den Sikhs noch verschiedene Sekten, wie z. B. die Udâsi's („von der Welt Abgewandte"), eine Art Mönchsorden, die Suthrê („die Reinen"!), eine sehr entartete Genossenschaft lasterhafter Müssiggänger, welche durch ihre Bettelei lästig fallen und selbst von den Sikhs verachtet werden; namentlich aber die Akâli, d. h. Verehrer des Akal, des unendlichen höchsten Wesens, welche seit dem Abtreten des letzten Guru als die fanatischsten unter allen Sikhs nicht selten eine Rolle spielten und die Gemeinde terrorisierten. Sie tragen blaugetupfte Kleider und in ihrem Turban einen scharfen stählernen Diskus; dies war früher ihre gefürchtete Waffe, mit der sie auf weite Entfernung ihrem Opfer den Hals abschnitten.

Trumpp (a. a. O. S. 123 f.) fasst sein Urteil über diese Religionsgenossenschaft in folgenden Worten zusammen: „Ich habe während meines Aufenthalts unter den Sikhs (1870—72) den festen Eindruck bekommen, dass ihre Religion im Sinken begriffen ist. Einen eigentlichen Priesterstand, der das Volk in der Religion unterwiese, gibt es nicht, und es ist mehr Zufall, wenn ein Sikh etwas tiefer in das Wesen seiner Religion eingedrungen ist; die Masse begnügt sich vollkommen mit den wenigen vorgeschriebenen Zeremonien und äusserlichen Abzeichen. Der Sikhismus wird sich zwar wohl noch längere Zeit als besondere Religion halten, aber seine Kraft ist allem Anschein nach dahin, indem immer mehr einzelne Teile sich von ihm loslösen und entweder in den Schoss des zähen Hinduismus zurückkehren, oder aber dem aufstrebenden Christentum sich zuwenden. Dass der Sikhismus ein grosser Fortschritt war gegenüber dem damals verrotteten Hinduismus, ist nicht zu leugnen; aber die falsche Bahn, auf die er übergeleitet wurde, brachte den Sikhs selbst keinen Segen, ihre Geschichte ist vielmehr mit blutigen Lettern in die Annalen des indischen Volkes eingeschrieben, das dadurch in seinem Fortschritt schliesslich mehr gehemmt als gefördert wurde, wenn er auch die kriegerische Tüchtigkeit der Jat-Bevölkerung des Pandschab ins glänzendste Licht stellte. Auch diese misslungene reformatorische Bewegung zeigt wieder aufs deutlichste, dass aus dem alten pantheistischen Hinduismus heraus kein Heil für die Auferstehung jenes wackeren und tapferen Volkes zu erwarten ist."

e) Der Brahma-Samadsch[1]).

Eine ganz andere Erscheinung bilden die in der Gegenwart nicht selten auftauchenden Gemeinschaften, in welchen der Hinduismus mit christlichen Ideen versetzt sich darstellt. Die bebekannteste ist der Brahma-Samadsch, d. h. die Brahmage-

1) Vgl. Germann in der AMZ II, 3 (1857) S. 97 ff. Ferner BMM XX (1876) S. 385 ff.

meinschaft. Gründer derselben war der fromme und geistvolle Ram Mohun Roj (korrekter: Rama Mohana Raja), ein in Bengalen 1772 geborener Brahmane, der 1833 bei einem Besuch in England zu Bristol gestorben ist. Er hatte in seiner Jugend Sanskrit, Arabisch, Persisch studiert und sogar eine Reise nach Tibet gemacht, wo er die Weisheit der Lama's kennen lernte. Schon als Jüngling trat er in einem Buche gegen die Vielgötterei als eine Verirrung auf und behauptete die Einheit Gottes. Deshalb verfolgt, musste er die Heimat meiden. Von 1816 an trat er reformatorisch auf, indem er überzeugt war, der polytheistische Volksaberglaube sei nur eine Verderbnis des ursprünglichen monotheistischen Hinduismus. Seine Schüler und Anhänger in und um Kalkutta waren in christlichen Erziehungsanstalten, nicht in religionslosen Regierungsschulen gebildet; der Einfluss der christlichen Mission auf die Entstehung der Sekte ist daher unleugbar. Dieselbe wollte aus den Religionsbüchern nur das Wahre und Edle behalten und richtete Gottesdienste ein, in welchen Stücke des (monotheistisch verstandenen) Veda und Hymnen gesungen wurden. Eine Art Konstituierung fand 1830 statt. Dabei wurde der Name Brahma-Samadsch adoptiert statt des bisher üblichen „Unitarische Kirche von Kalkutta. Mit dem Christentum setzte sich Ram Mohun Roj in dem Werke Precepts of Jesus auseinander. Er bewundert darin die praktischen Seiten des Christentums, macht aber vom Verhalten des Menschen, von seinem persönlichen Verdienst seine künftige Glückseligkeit abhängig.

Nach seinem Tode ging die Bewegung fort und machte sich bis nach Madras geltend. Aber in Kalkutta trat ein Stillstand ein, bis 1839 der Babu Debendra Nath Tagora auftrat und die Zeitschrift Sabha gründete. Inzwischen hatte sich die Gesellschaft mehr aus den religionslosen Regierungsschulen rekrutiert, wo der Glaube an das alte System erschüttert wurde, ohne dass ein anderer Glaube geboten worden wäre. Debendra Nath Tagora hing denn auch viel ausschliesslicher an den religiösen Büchern der Hindu als seine Vorgänger. Allein bald nach 1840 erwies sich der behauptete Monotheismus der Veden als eine Illusion; man erkannte darin Dienst der verschiedenen Naturgewalten. Deshalb begnügten sich nun die Brahmaisten, Aussprüche alter Weiser als Ausdruck ihres gemeinsamen Glaubens zusammenzustellen. Die geschriebene Offenbarung wurde verworfen und statt dessen das Buch der Natur als heilig proklamiert. Dann betonten sie unter dem Einfluss der Schriften Francis Newmans das innere Licht, die mystische Intuition.

Nach und nach traten frische Elemente aus den Missionsschulen herzu, und eine Schwenkung zum Christentum hin fand statt, namentlich durch Babu Keschub Chunder (Tschander) Sen, der entschiedenere Ablösung vom orthodoxen Brahmanismus verlangte, worin ihm die Jüngern beistimmten. Sie stellten 1865 drei Forderungen auf: 1. Abschaffung der äussern Kastenabzeichen

(Brahminenschnur). 2. Nur Brahmaisten von genügender Fähigkeit und dem Bekenntnis entsprechendem Charakter sollten die Gottesdienste des Samadsch leiten. 3. Darin dürfe nichts von Hass oder Verachtung gegen andere Religionen geäussert werden. (Schon 1861 war ein Buch mit Auszügen aus heiligen Schriften verschiedener Religionen zum Gebrauch in den Versammlungen zusammengestellt worden.) Die Konservativen konnten namentlich die erste Forderung nicht zugestehen. Es kam zur Trennung. Die Letztern mit Babu Debendra nannten sich fortan Adi Brahma Samadsch (ursprünglicher Br. S.), die fortschrittlichen: Br. S. von Indien. Jene schlossen sich bald wieder mehr dem Hinduismus an und verloren dadurch ihre Bedeutung.

Am 5. Mai 1866 hielt Keschub Chunder Sen einen berühmten, sehr christusfreundlichen Vortrag: Jesus Christus, Europa und Asien, nahm aber am 28. September desselben Jahres seine Zugeständnisse so ziemlich wieder zurück, wie überhaupt sein Schwanken eine unsichere Stellung verriet. 1870 kam er nach England und wurde dort nur zu sehr gefeiert. Aus dem Schoss der Brahmagemeinde wurden seitdem Klagen laut, dass er übermenschliche Verehrung von seinen Anhängern annehme. Mit grosser Wärme und idealer Begeisterung bekämpfte er die Religionslosigkeit mancher gebildeten Volksgenossen und gab die Losung aus: „Macht die Religion zur Basis alles Fortschritts! Legt die Axt an die schlimme Wurzel der Verderbnis, den Götzendienst! An Gottes Vaterschaft glauben heisst an die Brüderschaft der Menschheit glauben.“ Sei einmal diese Brüderschaft lebendig, so werde die Kaste von selbst dahinfallen. Ebenso werde dann die Witwenheirat kommen (viele kleine Mädchen sind ja in Indien durch den Tod ihres nominellen Gatten zu lebenslänglicher Trauer verurteilt!), ebenso die weibliche Erziehung sich verbessern usf. — Im Jahre 1880 stellte er für seine Gemeinde „Grundregeln“ auf, worin es u. a. heisst: „Gott wird niemals Mensch in menschlicher Gestalt. Mose, Jesu, Muhammed und den indischen Religionsstiftern dankt die Menschheit grosse Wohltaten; sie haben ein Anrecht auf allgemeine Dankbarkeit und Liebe; aber sie waren nicht unfehlbare Heilige, sondern nur gottbegnadete Menschen.“ Keschub starb am 8. Januar 1884, noch nicht alt, aber nicht mehr auf der Höhe seines Ruhmes. Er hatte sich in der letzten Zeit ziemlich extravagant verhalten, indem er sich besonders auf Ekstasen und Erweckungsübungen, daneben auf pomphafte Zeremonien verlegte. Auch hatte er gegen die von ihm selbst gegebene Regel seine Tochter schon als Kind einem reichen Hindufürsten vermählt und dies durch göttliche Eingebung zu rechtfertigen gesucht, was an Muhammed erinnert. Durch seinen Tod erlitt die Gemeinde einen starken Stoss. Sie zählt nur einige tausend eingeschriebene Mitglieder, hat aber immer noch grossen Einfluss, da manche geistig bedeutendere, zum Teil in Europa gebildete Hindu sich ihr anschliessen.

Viel breiteren Boden hat in neuester Zeit der Arja-Samadsch (gegründet vor etwa 40 Jahren von Dajanand Sarasvati), gewonnen, der viel mehr am Hinduismus festhält, aber auch an der Aufklarung des Volkes und Hebung der Sitten arbeitet[1]). Auch der Arja-Samadsch kennt nur Einen Gott, aber drei ewige Substanzen: Gott, Geist und Materie. Gott ist unkörperlich, unendlich, unwandelbar, heilig, allwissend, allmächtig und der Urheber des Weltalls. Die vier Veden sind die einzigen göttlich inspirierten Schriften, während den Brahmana und Upanischad diese kanonische Autorität nicht zukommt. Die Menschenseele ist von Gott wohl zu unterscheiden wie materielle Gegenstände von dem Raum, in dem sie sich befinden. Sie ist unkörperlich und unveränderlich, aber der Seelenwanderung unterworfen, d. h. sie geht nach dem Tod in die Gestalt eines andern Menschen oder eines Tieres oder einer Pflanze über, und zwar infolge ihrer Unwissenheit, die sich äussert in lasterhaften Handlungen, Abgötterei und unvernünftigem Wesen. Das Heil besteht in der Befreiung von Leiden, Geburt und Tod zu einem glücklichen freien Leben in der Unendlichkeit Gottes. Himmel und Höllen sind nicht lokal zu denken, sondern stehen sinnbildlich für Zustände des Glücks und der Pein. Die Ewigkeit ist in Perioden von je 400 Millionen Jahren geteilt, wobei Perioden der Existenz mit solchen der Nichtexistenz abwechseln. Gegenwärtig steht man etwa in der Mitte einer Periode der Existenz.

Als seinen praktischen Zweck gibt dieser Samadsch an, der Welt Gutes zu tun durch Verbesserung des Zustandes der Menschheit in physischer, intellektueller, moralischer und sozialer Hinsicht. Sie pflegen den Knaben- und Mädchenunterricht, suchen die Kinderheirat abzuschaffen, die Wiederverheiratung der Witwen zu befördern und den Gegensatz der Kasten in humaner Weise zu mildern.

Durch das Eindringen christlicher Ideen und europäischer Bildung entstehen überhaupt in manchen Kreisen des heutigen Indien mannigfache Spielarten und Mischungen religiöser Vorstellungen. Wenn aber auch die Überlegenheit des Christentums dabei zu Tage tritt, darf man sich nicht darüber täuschen, dass bei diesem Synkretismus der Boden in der Regel der alte bleibt, mag auch die Person Jesu dabei mit Auszeichnung neben andern Weisen genannt und eine allgemeine Bruderliebe im Blick auf den gemeinsamen göttlichen Vater gelehrt werden.

Auch fehlt es nicht an einer gewissen Renaissance des Heidentums. Wie mit europäisch-amerikanischer Hilfe eine Neubelebung des Buddhismus versucht worden ist, so hat man auch den Hinduismus, speziell die Vedantaphilosophie wieder getrachtet zum Leben aufzuwecken und dem Christentum gegenüberzustellen, seit der Swami Vivekananda im Anschluss an den Religionskongress von Chikago

---

1) Vgl. zur Kritik Joh. Frohnmeyer, Die neuern Reformbewegungen in Indien AMZ 36 (1909) S. 401 ff

1893 manchen Beifall im Westen gefunden hat. „Allerdings war das, was er bot, nicht der alte, echte Hinduismus, weder der konsequente philosophische des Vedanta, noch der polytheistische vulgäre der grossen Masse, sondern ein Zwitterbild, verbrämt mit vielen Flittern abendländischer Philosophie und christlichen Phrasen“ [1]). Er starb 1902.

Auch die „Theosophische Gesellschaft“ in Indien lehnte sich seit dem Schiffbruch der Madame Blavatski weniger an den Buddhismus als an den Hinduismus. So wusste namentlich dessen feurige Fürsprecherin Mrs. Annie Besant (geb. 1847) obwohl ohne eigentlich philosophische Begabung, durch ihre glänzende Beredsamkeit für einen phantastischen indischen Pantheismus mit christlichem Einschlag zu begeistern [2]). Sie ermunterte die Hindu zum Widerstand gegen die christliche Mission, indem sie sogar die soziale Seite des Heidentums, die Kaste u. dgl. ebenso verteidigte wie seinen Bilderdienst. Jüngst (1912) scheint jedoch ihr Ansehen bei den Hindu stark erschüttert worden zu sein, was sie veranlasste, nach England zurückzukehren.

Noch sei die statistische Notiz beigefügt, dass nach der letzten Volkszählung im Jahre 1911 man in Vorderindien und Britisch-Birma folgenden Status verzeichnete:

Einwohner: 313 523 981. Davon Hinduisten: 217 586 920. — Muhammedaner: 66 623 412. — Animisten: 10 295 168. — Buddhisten (hauptsächlich in Birma): 10 721 453. — Christen: 3 876 203 (davon evangelische: ca. 1 442 000; römisch-katholische: ca. 1 394 000; syrische: 738 000). — Sikhs: 3 014 466 (starke Zunahme). — Dschaina: 1 248 162 (Abnahme). — Parsi: 100 096. — Juden: 20 980. — Zum Brahma-Samadsch bekannten sich 5504, zum Arja-Samadsch 243 000.

II. Die Parsische Religion [3]).

Einleitung.

Nächstverwandt zeigen sich in Sprache und Religion den arischen Indiern die Iranier, welche ihnen nicht nach Indien gefolgt sind, sondern in Iran zurückblieben, und im Westen Medien und Persien in Besitz genommen haben. Schon der Name dieses

---

1) Richter, Indische Missionsgeschichte S. 413 f. Vgl. Frohnmeyer a. a. O. S. 407 ff.

2) Siehe Frohnmeyer a. a. O. S. 493 ff.

3) Vgl. Fr. Spiegel, Eranische Altertumskunde, 3 Bde., Leipzig 1871—78. — Th. Nöldeke, Aufsätze zur persischen Geschichte, Leipzig

Volkes drückt die nahe Verwandtschaft aus. Denn wie sich die herrschenden Kasten in Indien Arja (die Hohen, Edeln) nennen, so begegnet uns westlich vom Paropamisus der Name Arija als Stamm- und Volksname, der auf die ganze iranische Hochebene ausgedehnt wird. Iran ist nichts anderes als die neupersische Form für Arijana oder Airjana. Ja, auch diese Iranier sehen darin einen Ehrennamen und bezeichnen die nicht von ihnen bewohnten Strecken und die fremden Stämme verächtlich als anairjanische, d. h. nicht arische. Darius nennt sich mit Stolz „einen Arier arischen Stammes". Und seine Abbildung auf dem Denkmal von Behistan zeigt, wie überlegen diese Arier sich schon in ihrer äusseren Erscheinung dem nichtarischen Gesindel gegenüber vorkamen. Unverkennbare Berührungspunkte zwischen Iran und Indien liefert gerade der religiöse Sprachgebrauch und Vorstellungskreis: Jener Göttertrank Soma, den die Hindu brauten, wird auch bei den Iraniern unter dem Namen Haoma zum Opfer verwendet; beiden Völkern bedeutet das Wort zugleich die entsprechende Gottheit. Asura (Herr, Gebieter) ist in der altvedischen Religion Ehrenname der Götter, besonders des Himmelsgottes Varuna, während allerdings im spätern brahmanischen Sprachgebrauch die Asura die feindlichen Dämonen sind. Dem ältern Gebrauch entsprechend heisst das höchste Wesen im Avesta Ahura. Mit diesem obersten Gotte konkurriert aber im Parsismus noch Mithra, gerade wie Mitra ein Doppelgänger des vedischen Varuna ist. Die indische Benennung deva (leuchtend) für göttliches Wesen ist auch bei den Iraniern zu Hause; nur sind hier die daeva zu bösen Dämonen herabgedrückt worden. Auch Andra = Indra, ist bei ihnen ein unholder Geist. Dagegen ist der Donnergott selbst auch im Avesta zu finden unter dem Namen Verethraghna = Vritratöter (stetiger Beiname des Indra). Jama ist im Veda der erste Mensch, der in die Unterwelt hinabstieg. Im Avesta heisst Jima der König des ersten, goldenen Zeitalters, wo es weder Kälte noch Hitze, weder Alter noch Tod noch Neid gab. — Dem sanskrit. atharvan, Priester, entspricht das iranische athravan, die gewöhnliche Benennung der Feuerpriester. Solcher Parallelen liessen sich noch viele aufzählen.

Aus dem ansehnlichen gemeinsamen Besitz des Veda und Avesta lässt sich noch die Beschaffenheit der beiden Völkern früher gemeinsamen Religion erschliessen. In dieser altiranischen oder -arischen Religion wurde ein oberstes Wesen verehrt als Himmels-

---

1887. — Chantepie, Religionsgesch., 3. Aufl. von Ed. Lehmann, II, 162 ff. — C. P. Tiele, Gesch. d. Religion im Altertum, deutsch von G. Gehrich, Bd. II, Gotha 1898, 1903. — Duncker, Geschichte des Altertums. Bd. IV. — Ed. Meyer, Geschichte des Altertums, I, 497 ff. — Ferdinand Justi, Geschichte des alten Persiens, 1879 (in Onckens Allg. Geschichte). — Paul Horn, Geschichte der persischen Literatur, Leipzig 1901 (für die alt- u. mittelpers. Lit. dürftig). Etwas mehr bietet J. H. Moulton, Early religions poetry in Persia, Cambridge 1911. — Vgl. BRL S. 323 ff.; LTR S. 256 ff.

gott (Varuna, Ahura) oder Lichtgott (Mitra). Die Elemente, Feuer, Wasser u. a. verehrte man also göttlich. Überhaupt schaute man die Natur von göttlichem Wesen und Walten begeistet, nicht ohne auch scharfe Gegensätze in ihr wahrzunehmen, die besonders in Lichtwesen und Geistern der Finsternis personifiziert wurden, von deren Kämpfen die Mythen Meldung taten. Die Priester nahmen in dieser alten Religion schon eine hervorragende Stellung ein. Auch eine gewisse gesetzliche Ordnung in Natur und Kultus kannte man wohl bereits denn dieser Begriff spielt eine grosse Rolle bei den beidseitigen Religionen. Im Avesta wird er mit Aša (Reinheit) ausgedrückt.

Da die Übereinstimmung dieser Mythen, Namen und Begriffe bei Indiern und Iraniern eine so weitgehende ist, müssen sie noch Jahrhunderte lang (in Iran?) beisammengewohnt haben, als die Scheidung zwischen ihnen und den übrigen indogermanischen Völkern (Griechen, Römern, Germanen) längst vollzogen war. Der spätere Volkscharakter der Inder und Perser ist allerdings bei allen Spuren naher Verwandtschaft ein ausserordentlich verschiedener und auch ihre Religionen haben sich recht verschieden entfaltet. Allein an diesem Unterschied mag zu einem grossen Teil der so ganz anders geartete Boden Indiens mit seinem tropischen Klima und seinen eigentümlichen Verhältnissen schuld sein. Schwerlich war es eine zutreffende Vorstellung, wenn man meinte, die beiden Stämme seien sich schon, als sie noch beisammen wohnten, eines religiösen Gegensatzes bewusst gewesen, oder hätten sich gar um eines solchen willen getrennt. Die Unterschiede zwischen beiden Religionen sind vielmehr erst nach ihrer Trennung entstanden oder doch so gross geworden infolge des geschichtlichen Prozesses, in welchem sich die beweglichen Gebilde der mythenspinnenden Phantasie ohne Fessel weiter entwickelten, dann aber allerdings noch mehr infolge der systematisierenden priesterlichen Spekulation auf indischem Boden und des Einflusses einer, wie es scheint, mehr in der Weise eines Propheten auftretenden Persönlichkeit in Iran.

Schon früher nämlich, als in Indien die Brahmanen ihr einheitliches System ausdachten, hat in Iran eine Fixierung der Vorstellung von den göttlichen Mächten stattgefunden. Diese Festlegung der religiösen Ideen knüpft sich an den Namen Zarathuštra. Die geschichtliche Existenz eines solchen Trägers dieses Namens steht freilich bei weitem nicht so fest, wie die des Buddha. H. Kern glaubt in ihm den Abendstern zu entdecken, der sich siegreich des Dunkels erwehre. Darmesteter meinte, alle Züge Zarathuštras führten auf einen Gott[1]), gab aber zu, dass ein Mensch in dieser Weise könnte vergottet worden sein. Eduard Meyer[2])

1) SBE IV, S. LXXIX. Siehe Näheres Darmesteter, Ormazd et Ahriman p. 183 ff., wo Zarathustra als der erste, himmlische Mensch. Inkarnation des Blitzfeuers erklärt ist.

2) Geschichte des Altertums I, S. 537 f.

stimmt ihm bei: „Seine Gestalt trägt alle Züge eines Gewittergottes, der mit seiner Stimme die Dämonen zurückschreckt und gewaltige Felsblöcke auf sie schleudert." Doch bemerkt auch er [1]): „Wer die Männer gewesen sind, die aus dem alten arischen Götterglauben die reine Mazdareligion heraus entwickelt haben, wissen wir nicht. Unmöglich ist es keineswegs, dass einer von ihnen Zarathustra, der Sohn des Porusaspa gewesen ist, aber als historische Persönlichkeiten sind sie für uns verschollen. Vielleicht sind Überreste der Lieder, in denen sie ihre Lehre verkündeten und entwickelten, uns noch in dem ältesten und heiligsten Bestandteile des Avesta, den Gâthâs, erhalten." Allein es verdient Beachtung, dass gerade in den Gatha, dieser nach sprachlichen und andern Anzeichen ältesten Quelle Zarathuštra nicht als göttliches Wesen, sondern als eine Art von Prophet auftritt, der die Mission hat, die reine Lehre Ahuramazda's zu proklamieren. Wir entnehmen da seinen Worten, dass er auf vielen Widerstand stösst, aber von einem edeln Fürsten Vištaspa unterstützt wird. Diese Stücke bieten zwar die grössten sprachlichen Schwierigkeiten, wie ein Blick auf die weit auseinandergehenden neuern Übersetzungen zeigt. Allein soviel ist doch mit Sicherheit aus diesen Gatha zu entnehmen, dass Zarathuštra als das Haupt der Gläubigen galt und seinem Bekenntnis eine Gegenpartei schroff gegenüberstand, welche andern religiösen Vorstellungen huldigte, den Dämonen (daeva) diente, wie er die bisherigen, mehr naturhaften Gottheiten nennt, und dass innerhalb seines Volkes jeder Einzelne wie besonders ganze Stämme die Entscheidung zwischen der wahren Lehre und dem Irrtum zu treffen hatten. Damit ist erwiesen, dass der reine Mazdaismus nicht ohne ernstliche Krise und persönlichen Kampf zur Herrschaft im Volke gelangte. Aber auch die Persönlichkeit, die als gottgesandter Träger dieser Lehre auftritt, scheint hier historisch greifbar zu sein. Zarathuštra spricht in diesen Stücken sehr oft in erster Person von sich. Es stehen denn auch L. H. Mills [2]), Bartholomä („im wesentlichen") u. a. mit gutem Recht dafür ein, dass kein geringerer als Zarathuštra der Verfasser der Gatha sei, welche dann an Muhammeds Suren erinnern, in welchen ja auch lehrhafte Darstellungen und Auseinandersetzungen mit den ungläubigen Gegnern mit Gebeten und Zwiegesprächen mit Gott abwechseln. Leider ist aber, auch abgesehen von der unsichern Deutung dieses dunkeln Schrifttums, aus demselben über die Individualität und die konkreten Lebensverhältnisse dieses vielgefeierten und vielgehassten Propheten nur sehr wenig zu entnehmen. Ausser dem Namen seines Vaters ist der seines Schwiegervaters, Frašaoštra, erhalten. Jasna 53, 2 ist von einem Sohn die Rede, der ihn unterstütze; doch ist derselbe nicht genannt. Dagegen ist dieser Gesang für die Feier der Hochzeit seiner jüngsten Tochter, Po-

1) Ebenda S. 540.
2) SBE XXXI, Einleitung.

rutschista, gedichtet, deren Bräutigam Dschamaspa heisst, ein reicher Adliger nach J. 51, 18, ein Bruder des Frašaoštra. Sonst vernimmt man über sein persönliches Leben fast nichts. Auch die spätern Teile des Avesta füllen diese Lücke nicht aus. Nicht einmal Zeitalter und Vaterland des Zarathuštra sind sicher.

Zarathuštra (neupers. Zardutscht, griech. *Ζωρόαστρος*) heisst im Avesta häufig Sohn des Pourušaspa (Puruschasp). Er wird auf hohe Ahnen zurückgeführt. Bundehesch 32, 1—10 wird sein Stammbaum und seine Nachkommenschaft mitgeteilt. Als einer seiner Vorfahren erscheint Spitama, nach welchem er schon in den Gatha genannt ist. Der Bundehesch [1]) lässt, wie schon das Avesta [2]), sein väterliches Haus am Flusse Daradscha gestanden haben und weist diesen Fluss ins Land Airjana Vaedscha. Allein dieser Landstrich selber ist streitig. Keinesfalls war er ein Perser, da die Sprache des Avesta von der altpersischen, die wir aus den Denkmälern der Achämeniden kennen, verschieden ist. Dagegen nennen parsische Überlieferungen die medische Stadt Ragha als seinen Geburtsort, andere Gezn (arab. Schiz) in der Landschaft Atropatene. Daher der Nordwesten Irans, bzw. Medien, vielleicht speziell Ragha von neuern Fachmännern wie Spiegel, Darmesteter, Lehmann für die Heimat des Zoroastrismus gehalten wird. Andere [3]) betonen, dass im Avesta nur östliche Landschaften und Ortschaften genannt sind, mit Ausnahme etwa von Ragha der Stadt im östlichen Medien. Die Heimat des Zarathuštra und seiner Lehre, wie auch des Avesta sei also Ostiran, näher Baktrien, wohin der König Vištaspa gehöre. An sich ist ja wahrscheinlicher, dass die hoch geistige Bewegung des Mazdaismus aus dem Westen, als dass sie aus dem abgelegenen, wenig zivilisierten Baktrien kam. Allein auch wenn jene einheimischen Überlieferungen recht haben, die Zarathuštra in Nordmedien geboren sein lassen, könnte er mit seiner Lehre und seinen im Osten besonders gut angebrachten zivilisatorischen Bestrebungen nach Ostiran gekommen sein und hier gewirkt haben. In dieses Land passen Vištaspa und die andern Fürsten ganz wohl. Dann sind Zarathuštras Schriften, Lehre und Bräuche von dort über Medien nach Persien gewandert [4]). Aus Zarathuštras Leben wird auch in spätern Schriften äusserst

1) Bundehesch 24, 15; 20, 32.

2) Vendidad, Fargard 19.

3) So schon Burnouf, Lassen, Westergaard, Justi, Haug, Mills u. a.

4) Auf diese Weise erklärt sich das sprachliche Verhältnis am einfachsten. Denn schwerlich wich das Medische vom Persischen so weit ab wie die Avestasprache von den Königsinschriften. Ebenso versteht man dann, dass die Priester im Avesta nicht „Magier" heissen, welcher Name ja an der medischen Priesterschaft haftete, während jenes Buch ostiranisch geschrieben war. Auch ist man dann nicht zu der Annahme genötigt, die einseitige Berücksichtigung des östlichen Iran im Avesta, das fast keine Ortschaften und Gegenden Mediens nennt, sei bloss aus der späten Redaktion in der Sasanidenzeit zu erklären (Lehmann), da dieses Reich „in Baktrien seine Hauptstätte hatte".

wenig berichtet, und das wenige besteht aus mythischen Erzählungen oder Fabeln. Dahin gehört die Darstellung im 19. Fargard des Vendidad, wonach Angramainju den Zarathuštra zu töten trachtete, und als ihm dies misslang, ihn durch das Anerbieten von Glück und Weltherrschaft von 1000 Jahren von seiner Mission abzubringen und von dem guten Gott abwendig zu machen suchte, welche Versuchung Zarathuštra mit Entrüstung abwies. Vollends wertlos sind die Fabeln, die das späte „Buch Zartuscht" (13. Jahrh.) erzählt, das lauter Wunder berichtet, durch die er am Leben erhalten worden, oder die er verrichtet habe: Gleich bei seiner Geburt habe er gelacht. Ein böser König stiess mit dem Dolche nach dem Kinde; aber sein Arm wurde gelähmt. Die bösen Geister stahlen dasselbe und zündeten Feuer unter ihm an; es schlief ruhig weiter usf.[1]).

Auch in bezug auf die Zeit, wann Zarathuštra wirkte oder seine Lehre auftauchte, sind keine zuverlässigen, direkten Zeugnisse vorhanden. Die älteren Griechen setzten ihn ziemlich übereinstimmend ins 7. Jahrtausend vor Chr. hinauf. So sagt Eudoxos von Knidos (Zeitgenosse Platos), er habe 6000 Jahre vor Platos Tod gelebt. Hermodoros (Schüler Platos), Hermippos von Smyrna (2. Hälfte des 3. Jahrh. v. Chr.), Theopomp von Chios geben an, sein Leben falle 5000 Jahre vor den trojanischen Krieg. Spätere dagegen wie Trogus Pompejus, Kephalion u. a. machen ihn zum Zeitgenossen des Ninus und der Semiramis, was auf die Zeit der Kämpfe zwischen Assyrern und Baktriern sich deuten lässt (9. oder 8. Jahrh.). Die obigen vollen Zahlen stammen offenbar aus der nach 3000 Jahren rechnenden Äonenlehre der Perser, welche behaupten, Zarathuštra sei 8000 Jahre nach der Weltbildung aufgetreten (Bundehesch). Auch in der Sasanidenzeit konnte man übrigens nicht annehmen, dass schon 1000 Jahre seit dem Religionsstifter verflossen seien, da sonst nach jenem System schon ein neuer Prophet hätte müssen aufgetreten sein. Es fehlt auch bei den Persern selber nicht eine Meinung, die den Religionsstifter in die Zeit des Darius Hystaspis verweist (so auch Ammianus Marcellinus), mit dessen Vater man leicht den gleichnamigen Beschützer des Zarathuštra verwechseln konnte. Ist dies auch sicher nur eine Verwechslung, so sind doch heute manche der Ansicht, Zarathuštra habe nicht lang vor den Achämeniden gelebt, so F. Justi, Lehmann: im 7. Jahrhundert, wobei jener Vištaspa könnte ein älteres Glied des Achämenidengeschlechts gewesen sein. Andere gehen bedeutend höher hinauf, z. B. Tiele, der den jüngern Avesta ums 8. Jahrhundert ansetzt, die ursprüngliche Verkündigung erheblich früher.

Die Religion des Zarathuštra haben jedenfalls im wesentlichen schon die Perser der Achämenidenzeit gehabt, wie uns einerseits die Inschriften dieser Könige, voran des Darius Hystaspis, und anderseits die Berichte der Griechen über jene Zeit beweisen.

---

1) Siehe das nähere bei Spiegel, Eranische Altertumskunde, I, 690 ff.

Allerdings sind die Gesetze des Vendidad (s. unten) für diese Herrscher noch nicht verbindlich gewesen. Dies sieht man namentlich daraus, dass sie unbedenklich ihre Toten begraben und selber sich begraben lassen, während diese Bestattungsweise wie vollends das Verbrennen der Leichen im Vendidad aufs allerstrengste verboten ist. Aber der Gott Auramazda wird von Darius ganz so verherrlicht, wie man es von einem Jünger Zarathuštras erwartet, und dass der böse Geist Angramainju in diesen Inschriften nicht genannt ist, beweist natürlich nicht, dass der parsische Dualismus damals noch unbekannt war. Eher vermisst man die Amschaspands.

Auffällig aber kann es erscheinen, dass der Gründer des Reiches Kyros (pers. Kuruš), wie sein in Babylon gefundener Tonzylinder[1]) zeigt, nach der Einnahme dieser Stadt ihren Göttern hohe Ehren erwies, und auf diesem Denkmal seinen Sieg dem Marduk zuschrieb: „Marduk, der grosse Herr, der Wiederhersteller seines Volkes, sah mit Freuden an die Taten seines stellvertretenden Regenten, dessen Hand und Herz gerecht war. Zu seiner Stadt Babylon befahl er seinen Marsch; .... gleich einem Freund und Gefährten ging er an seiner Seite. . . . . Ich bin Kyros der König der Gesamtheit, der grosse König, der mächtige König, der König von Babylon, der König von Sumer und Akkad, der König der vier Weltgegenden, der Sohn des Kambyses, des grossen Königs, des Königs von Elam, der Enkel des Kyros, des grossen Königs, des Königs von Elam, der Urenkel des Teispes .... alten königlichen Stammes, dessen Regierung Bel und Nebo lieben, dessen Herrschaft sie in der Güte ihres Herzens gern haben .... Die Heiligtümer von Babylon und alle seine Burgen stellte ich her im Frieden. . . . . Und die Götter von Sumer und Akkad, welche Nabonid zum Kummer des Herrn der Götter (Marduk) nach Babylon gebracht hatte, setzte ich in Frieden in ihre Heiligtümer auf Befehl des Marduk, des grossen Herrn (wieder) ein. Mögen alle die Götter, die ich an ihre festen Plätze gebracht habe, täglich in der Güte ihrer Herzen vor Bel und Nebo vermitteln, dass sie mir Länge der Tage gewähren, mögen sie mein Vorhaben mit Erfolg segnen, und mögen sie sprechen zu Marduk, meinem Herrn: Kyros der König, dein Verehrer, und Kambyses, sein Sohn [verdienen deine Gunst]."

Daraus geht jedenfalls hervor, dass Kyros kein puritanischer Monotheist war, der für seinen Glauben mit dem Schwert Propaganda machte und die heidnischen Götzen vernichtete. Aber auch sein Sohn Kambyses hat in Ägypten den polytheistischen Kultus nicht so grundsätzlich bekämpft, wie man nach Herodot meinen könnte (s. Band I, S. 160). Dass des letztern Darstellung nicht blosser Klatsch ist, beweist allerdings das Zeugnis der Juden von

1) EB. Schrader, Keilinschriftl. Bibliothek Bd. III, Abt. 2, Berlin 1890. — A. H. Sayce, Alte Denkmäler S. 184 ff. Vgl. Jul. Ley, Histor. Erklärung des zweiten Teils des Jesaia, Marburg 1893, S. 4 ff.

Elefantine, welche schreiben, ihr Jahutempel sei damals nicht angetastet worden, während man alle (?) ägyptischen Heiligtümer niedergerissen habe [1]). Allein daneben gibts aus Memphis und Sais offizielle Texte, die Kambyses als Verehrer und Beschirmer der ägyptischen Götter darstellen, sogar eine Stele aus der Zeit seiner Regierung, wo er vor einem Apis kniet. Nur schliesst man aus solchen im Feindesland hinterlassenen Zeugnissen zu viel, wenn man daraus folgert, diese Herrscher seien noch keine Anbeter Ahuramazdas gewesen, dessen Dienst erst unter Darius Staatsreligion geworden sein könne. Abgesehen davon, dass auf die Form der Abfassung einer solchen Denkschrift natürlich die einheimischen, der Landessprache kundigen Priester den grössten Einfluss hatten, können wir in dem Verhalten des Kyros nichts anderes sehen als die Rücksicht, welche ein Eroberer den Göttern des eroberten Landes angedeihen liess, wenn er das Volk gewinnen und sich als rechtmässigen Nachfolger seiner früheren Herrscher legitimieren wollte. Wie Kyros die verbannten Juden heimziehen und ihren zerstörten Jahvehtempel aufbauen hiess, und zwar nicht ohne ihrem Gott zu huldigen [2]), wie er die von Nabonid nach Babylon geschleppten Lokalgötter an ihren Ort zurücksandte, so tat er den Babyloniern den Gefallen, die Gottheit, die ihm geholfen, Marduk zu nennen. Der Eroberer bequemt sich oft dem Glauben der Besiegten an, um durch deren oberste Autorität legitimiert dazustehen. Allein deswegen ist Kyros doch als Verehrer Ahuramazdas zu denken und nachdem die Darstellung der Schriften Esra und Nehemia sich durch die Papyri von Elefantine so glänzend bestätigt hat, darf man wohl in der deutlichen Bevorzugung, welche Kyros und Kambyses dem Kultus der Juden angedeihen liessen, einen Beleg dafür finden, dass sie als Zerathustrier eine nähere Verwandtschaft ihres Gottes mit dem Gott Israels empfanden, wie solche auf der andern Seite Deuterojesaja zu fühlen scheint.

Es verhält sich aber auch nicht so, dass mit Darius Hystaspis, der doch unverkennbarer Bekenner der Mazdalehre ist, das systematische Gesetz des Avesta zu offizieller Geltung gekommen wäre. Denn jene dem Vendidad so sehr widersprechende Bestattungsweise dauerte bei den Persern auch unter den spätern Achämeniden fort. Herodot [3]) sagt von den Persern, sie bergen die Leichen in der Erde, nachdem sie dieselben mit Wachs überzogen haben. Allein an derselben Stelle erwähnt er auch eines seltsamen Gebrauches, den Toten nicht zu begraben, ehe er von einem Hund oder Vogel umhergeschleift worden sei, und versichert, dass wenigstens die Magier dies streng beobachten. Hier stossen wir unverkennbar auf die Anschauungen und Gebräuche des Avesta, und es will beachtet sein, dass die Magier, die Priester der Perser, als die konsequenten Vertreter derselben erscheinen. Diese Magier

1) ATB 176.
2) Siehe Esra 1, 1 ff.
3) Herod. 1, 140.

haben im Perservolk, dessen hochgehaltene Priester sie sind, noch etwas fremdartiges in ihren Sitten und Gebräuchen; sie sind nach der Tradition (nach Xenophon, Cyrop. 8, 1, 23 sogar erst unter Kyros!) aus Medien gekommen, wo sie einen angesehenen Stamm bildeten [1]). Das alles deutet auf ein sukzessives Eindringen der zarathustrischen Religion von Medien her. Schon zur Zeit, wo man in Persien erst die Grundzüge derselben angenommen hatte, achtete man die eigentlich nicht aus persischem Blut stammenden Priester unentbehrlich, von deren Sitten sich aber die angestammten des Volks und seiner Könige noch merklich unterschieden. Die strengere Observanz war bei diesen noch nicht durchgedrungen.

Die heiligen Schriften [2]) der parsischen Religion, welchen wir nun näher zu treten haben, lassen in anderer Weise eine fortschreitende Entwicklung derselben durch verschiedene Phasen erkennen. Diese Schriften werden zusammengefasst unter dem Namen Avesta (altpers. âbastâ = Gesetz?). Unrichtig ist jedenfalls der Name Zend Avesta. Denn Zend bedeutet: Erklärung, Kommentar; auch die Übersetzungen werden so genannt. Es müsste also wenigstens heissen Avesta va Zend, „Gesetz und Kommentar", wie in spätern Schriften oft gesagt wird. Ebenso verkehrt wird die Sprache des Avesta gewöhnlich Zendsprache genannt, während die Kommentare und Übersetzungen ja nicht in dieser Sprache, sondern in Pehlewi geschrieben sind. Die Sprache nun des Avesta (das fälschlich sog. Zend), welche besonders in Folge der Entzifferung des Sanskrit der Wissenschaft wieder erschlossen worden ist, hat sich als eine Doppelgängerin der ältesten persischen Mundart, die man kennt, herausgestellt, nämlich der Sprache der Achämenidenkönige, die sich derselben als ihrer nationalen Sprache in den von ihnen hinterlassenen Keilinschriften bedienen. Diese altpersische Mundart unterscheidet sich aber deutlich von der unsers heiligen Kanons, und es geht nicht an, die eine von der andern als der ältern abzuleiten. Die Lösung liegt darin, dass es zwei verschiedene Dialekte sind, die neben einander Raum hatten: der persische und der ostiranische oder nach der andern Ansicht der nordmedische. Es war die heilige Sprache der Magier. Pausanias [3]) erzählt, die Magier sängen an den heiligen

1) Herod. 1, 101.

2) Kritische Textausgabe von Geldner, Avesta, Stuttg. 1886—95. Übersetzungen: Fr. Spiegel, Avesta, Die heil. Schriften der Parsen aus dem Grundtexte übersetzt, 3 Bde., Leipz. 1852—59. Vgl. Derselbe, Über das Vaterland und Zeitalter des Avesta ZDMG 1881, S. 629 ff. u. 1887, S. 280 ff. — Chr. Bartholomae, Die Gatha's des Avesta übersetzt, Strassburg 1905. — Fr. Wolff, Avesta übersetzt (mit Ausschluss der 5 Gatha) Strassburg 1910. Eine englische Übersetzung ist in den SBE erschienen, und zwar Bd. IV von Darmesteter, The Vendidad 1880 und Bd. XXIII, The Sîrôzahs, Yasts and Nyâyis 1883; und Bd. XXXI von L. H. Mills, The Yasna, Visparads etc. 1887. — Darmesteter hat eine französische herausgegeben in den Annales du Musée Guimet, T. XXI, XXII, XXIV, 1892/93.

3) 5, 27, 5. 6.

Stätten der Perser beim Anzünden des Opferfeuers in einer barbarischen und den Griechen ganz unverständlichen Sprache Anrufungen der Götter, die sie aus einem Buche ablesen.

Die Perser erzählen zwar, Alexander d. Gr. habe ihre hl. Schriften zu Persepolis verbrannt. Allein untergegangen ist ihr hl. Schrifttum dabei sicherlich nicht, dessen Vorhandensein in der Folgezeit auch Hermippos bezeugt, welcher angibt, Zoroaster, der Urheber der Lehre der Magier, habe 20 Bücher verfasst von je 100 000 Versen, und auch Angaben über den Inhalt der einzelnen Bücher sowie einzelne Vorschriften daraus mitzuteilen weiss. Die griechischen Herrscher vermochten das ehemalige Perserreich nicht lange zu behaupten. Im Jahre 256 gründete Arsakes I, der seine Herkunft von dem altpersischen Königshause ableitete, ein selbständiges Partherreich und wurde bei der Ausdehnung desselben durch die Partei der Magier unterstützt. Die Arsakiden, welche man oft als besonders griechenfreundlich angesehen hat, waren vielmehr nach ihrem religiösen Bekenntnis Anhänger Zarathuštras, und von einem dieser Könige berichtet die Tradition (im Dinkard erhalten), er habe die zerstreuten und zum Teil verlorenen hl. Schriften gesammelt und aus dem Gedächtnis der Priester ergänzt. Als der Name dieses Königs wird Valkhasch, Vologeses genannt. Da jedoch mehrere dieses Namens (der erste und bekannteste ca. 50—80 n. Chr.) [1]) regierten, ist die Angabe chronologisch unbestimmt. Als dann (226 n. Chr.) der Statthalter Persiens, welches mit der Zeit auch dem parthischen Reiche war einverleibt worden, Ardeschir (Artakschatr, Artaxerxes), sich wider die Oberhoheit des arsakidischen Herrschers Artabanos auflehnte und diesen überwand, kam die entschiedener iranische Dynastie der Sasaniden zur Herrschaft, welche noch bewusster die Tradition des alten Perserreichs aufnahm und der von ihr mit Eifer gepflegten Religion des Zarathuštra zu einem neuen Aufschwung verhalf. Schon von jenem ersten König Ardeschir wird erzählt, er habe die Feststellung eines Kanons der hl. Schriften veranstaltet. Unter seinen Nachfolgern habe man das Werk fortgesetzt, das erst durch Aderbat vollendet wurde (unter Schapur II 308—380), der die Kapitel (Nasks) zählte, aber von 815 Kapiteln, von denen die Überlieferung wusste, nur noch 348 fand. Da man die alte Avesta-Sprache nicht mehr verstand, wurden diese Schriften in das damals gangbare Mittelpersisch übersetzt, Pehlewi (= parthisch) genannt, welcher Name eigentlich auf die eigentümliche, mit aramäisch-semitischen Logogrammen (Huzvaresch) durchsetzte Schrift

1) Sein Bruder Tiridates war Magier. Dieser kam zu Land nach Rom, um die Krone von Armenien aus Neros Hand zu empfangen, da die Zarathustrier bei der Seefahrt das Wasser zu beschmutzen fürchten. Aus demselben Grund gab Vologeses selbst dem Nero, der ihn nach Rom entbot, zur Antwort: „Komm du zu mir. Es ist für dich leichter, über den weiten Ozean zu fahren.“ — Nach Tiele S. 250 mieden sie das salzige Meer vielmehr als ahrimanisch.

geht, in welcher jetzt noch die von den heutigen Parsi aufbewahrten Texte geschrieben sind, während nach der Invasion der Muhammedaner in Persien ein neues Alphabet aufkam und die neupersische mit vielen arabischen Wörtern bereicherte Sprache das jüngere Mittelpersisch (Farsi) ablöste. Die heil. Texte wurden übrigens im 15. Jahrhundert aus dem Pehlewi auch ins Sanskrit übertragen von Neriosengh und Ormuzdiar, und später auch ins Gudscharati. Doch hatten sie unterdessen von dem im 4. Jahrhundert noch vorhandenen Bestand noch den grössten Teil eingebüsst, welcher zur Zeit der Überschwemmung des Landes durch die Araber und der Auswanderung des Restes der Bekenner der alten Religion verloren gegangen ist.

Was die heutigen Parsi noch besitzen, beschränkt sich auf ein Stück der Gesetzgebung und eine Sammlung von Hymnen und Litaneien:

1. Das Gesetzbuch, Vendidad. Darin nehmen weitaus den grössten Raum die Reinigkeitsgesetze ein, und die Erhaltung dieses Teils rührt offenbar daher, dass man diese besonders wichtig nahm zum Schutz gegen die unsaubern Geister. Und zwar ist es vornehmlich die aus dem Tode sich ergebende Unreinigkeit, welche berücksichtigt wird. Genaue und strenge Vorschriften weisen an, wie die bei Todesfällen auftretenden unsauberen Dämonen müssen abgewehrt werden. Dazu kommen noch einige andere Zustände und Umstände, welche besondere Reinigungen nötig machen. Ausserdem sind einige Fargards (Kapitel) mythologischen Inhalts in dem Buche enthalten, über Erschaffung der Welt, das Reich des Jima u. a. m. Ein Fargard handelt wohl auch von Vertragsbruch und Verletzungen von Leib und Leben. Aber die ausführlichen Bestimmungen über einen bestimmten Pflichtenkreis (Reinigung) setzen offenbar eine eingehendere Ordnung auch für andere Lebensgebiete voraus, wie solche in der Tat nach der Tradition einst im Kanon enthalten war. Der Vendidad ist übrigens nach sprachlichen wie sachlichen Anzeichen zweifellos der jüngste Bestandteil des Avesta.

2. Jasna (Gottesdienst, Kultus mit Inbegriff von Opfer) heisst der umfängliche zweite Hauptteil des Avesta, welcher nach seinem Namen liturgische Stücke enthält, Hymnen, Formeln für die Anbetung, untermischt mit Ermahnungen usw aus verschiedenen Zeiten. Die ältesten sind die schon S. 143 erwähnten „fünf Gâtha“ (= Lieder), in älterer Mundart und besonderem Metrum abgefasst, und ausserordentlich schwer zu verstehen. Sie bilden in der jetzigen Sammlung Jasna 28—34. 43—51. 53 (bei Spiegel 52). Diese eigenartigen Stücke lassen, wie oben gesagt wurde, in die Anfänge der zarathustrischen Religion hineinblicken. Merkwürdig ist dabei, dass die andern altiranischen Götter ganz verschwunden sind hinter dem Einen Ahuramazda und seinen guten Geistern, während in den spätern Teilen des Avesta die älteren Gottheiten wieder auftauchen und eine nicht unbedeutende Rolle spielen.

Auch ist der Anhang Zarathuštras noch ein beschränkter und viel angefochtener. Zarathuštra selbst tritt als echt menschliche Persönlichkeit stark hervor, ohne dass über ihn orientiert würde. Dies spricht im allgemeinen für seine Autorschaft. Die übrigen Nummern des Jasna sind jünger. Ebenso

3. Jašt oder Ješt, eine Sammlung von Apostrophen an die einzelnen Götter und Geister mit Aufzählung ihrer Taten. Dieser Teil ist besonders wichtig für die Mythologie, da hier die im Volksbewusstsein vorhandenen Mythen wenigstens in Anspielungen zutage treten.

Alle diese Bücher finden sich in den S. 148 angegebenen Ausgaben des Avesta, ausserdem kleinere Sammlungen wie Vispered u. a. Während der Avesta besonders für die Priester bestimmt war, welche über den darin enthaltenen Satzungen wachen und die Liturgien rezitieren sollten, gab es in späterer Zeit auch für die Laien ein Gebetbuch, das zum Unterschied vom grossen, „das kleine Avesta" = Khorda Avesta genannt wurde. Diese für die Privatandacht bestimmten Gebete sind meist auch in der „Zendsprache", teilweise auch in jüngern Mundarten verfasst. Im Khorda Avesta findet sich immer auch eine Anzahl Jašts, in der alten Sprache geschrieben.

Über das absolute Alter des Avesta und seiner Bestandteile geht das Urteil der Fachkenner ebensoweit auseinander wie über das des Zarathuštra oder seiner Religion. Darmesteter hat sogar schliesslich[1]) im stärksten Widerspruch mit seinen frühern Schriften, wo er die nahe Verwandtschaft des Avesta mit dem Veda nachwies, den erstern als ein Erzeugnis neuzoroastrischen Glaubens verstehen wollen, das mit jüdischen (starker Einfluss des Alten Testaments) und neuplatonischen (Philo) Elementen versetzt und in den ersten Jahrhunderten nach Christus entstanden sei, die Gatha c. 120 n. Chr.! Allein hiegegen erhebt denn doch die altertümliche Sprache, welche zur Zeit der Abfassung eine tote Gelehrten- oder Priestersprache müsste gewesen sein, und ihre wie der religiösen Vorstellungen nahe Verwandtschaft mit dem Veda allzu gewichtige Einsprache. Auch Spiegel ist an der Geschichtlichkeit Zarathuštras irre geworden, ebenso an dem traditionellen hohen Alter des Avesta (etwa 8. Jahrh. v. Chr.), glaubt aber doch, dass man die Mehrzahl seiner Texte getrost in die letzte Zeit der Achämenidenherrschaft setzen dürfe[2]). Duncker dagegen kam zu dem Ergebnis, dass die Lehre Zarathuštras um 800 v. Chr. in Ostiran mächtig genug war, um ins Land der Meder und Perser vorzudringen und demnach um 1000 ihren Anfang müsse genommen haben und urteilte über die Entstehung der hl. Literatur ähnlich wie Tiele (siehe oben).

---

1) Origines de la littérature et de la religion Zoroastriennes 1893 (in den Annales du Musée Guimet T. XXIV).

2) ZDMG 1881 S. 632.

Soviel scheint mir nach dem Vorherigen festzustehen, dass die im folgenden beschriebene Religion wesentlich so schon in der Achämenidenzeit bestand, was auch die sekundären griechischen Quellen beweisen. Ferner: dass schon einige Zeit vorher ein religiös begeisterter Lehrer — Zarathuštra — mit bewusster Energie dem zerfahrenen arischen Götterglauben eine einheitliche Auffassung des Gottesbegriffs und der Weltvorstellung entgegensetzte und seine Anschauung in seinem Volke zur Geltung brachte; dass aber gerade die Perser, von denen allein wir zufällig nähere Kunde haben, zunächst nur die Grundzüge seines Systems angenommen hatten, als sie unter jenen Herrschern auf die Weltbühne traten, während ihre „Magier" dasselbe vollständig innehatten und in der Nation einzupflanzen bestrebt waren. Die Gatha dürften zu den ältesten Erzeugnissen iranischer Literatur gehören, die je existiert haben, und sind vielleicht noch eine Zeit lang mündlich fortgepflanzt worden. Später sind die liturgischen Teile des Avesta, Jasna und Jašt anzusetzen; auch haben sie noch nach ihrer Aufzeichnung bis in die nachchristliche Zeit mancherlei Wandelungen erfahren. Das gleiche gilt von den Gesetzen. Aber es ist nicht zweifelhaft und wird wiederum durch die Griechen bestätigt, dass es schon vor Alexander d. Gr. eine bedeutende heilige Literatur gab, welche in den Händen der Magier war.

Noch erübrigt ein Blick auf die spätere Literatur. An das Avesta schloss sich zuerst ein umfangreiches Schrifttum in Pehlewi und Farsi an; so in der erstern Sprache Dînkard, ein Buch, das sich noch bei den heutigen Parsi grosser Autorität erfreut und alten wie jungen Stoff enthält. Ferner Ardâ Virâf nâmeh, das Buch vom frommen Gesetzlehrer Arda Viraf. Derselbe ist, während er mit sieben Weisen über das Gesetz sich besprach, eingeschlafen und wird in den Himmel entrückt. In sieben Tagen durchwandert er Himmel und Hölle und kehrt darauf zur Erde zurück, wo er erzählt, was er gesehen hat. Die Ähnlichkeit mit der jüdischen Schrift Ascensio Jesajae ist so gross, dass die Verwandtschaft einleuchtet.

Am bekanntesten ist unter diesen Schriften der Bundehesch[1]), in Pehlewi geschrieben längere Zeit nach der Eroberung des Landes durch die Araber (d. h. nach 651 n. Chr.), in heutiger Gestalt vielleicht erst im 12. Jahrhundert. Genau lässt sich die Entstehungszeit nicht festsetzen. So jung aber auch die Schrift sein mag, so enthält sie doch sehr alten Stoff und gibt eigentlich allein einen etwas abgerundeten Überblick über das Weltsystem des Parsismus. Der Name bedeutet: „Schöpfung des Anfangs", was auf den ersten Teil passt, der die Anfänge der Welt erzählt. Dann folgt eine Art mythologischer Weltkunde, Beschreibung der Welt-

1) Bundehesch; deutsche Übersetzung von Fr. Windischmann, Zoroastrische Studien, Berlin 1863. Grundtext und Übersetzung enthält die Ausgabe von Ferd. Justi, Der Bundehesch, Leipzig 1868. Eine englische Übersetzung bietet E. W. West, SBE Bd. V (1880).

gegenden, Berge, Meere, der fünf Tierklassen, die Geschichte der ersten Menschen, der fünf Feuerarten und der drei heiligen Feuer, mythologischer Bäume und anderer mythischer Wesen und sonst mancherlei bis zur Auferstehung und dem Leben im Jenseits. — Noch viel jünger ist der Saddar Bundehesch, eine Zusammenstellung der Satzungen und Gebräuche der Parsi.

Wichtig ist auch Minokhired[1]), worin die himmlische Weisheit auf die Fragen eines Weisen über die Geheimnisse der Welt und des Gesetzes Aufschluss gibt, wie im Vendidad Ahuramazda den Zarathustra belehrt. Es ist zu beachten, dass an Stelle des Gottes hier die abstrakte Weisheit getreten ist. Auch das grosse 961 n. Chr. vollendete Epos des Muhammedaners Firdusi: Schah nameh („Königsbuch") ist religionsgeschichtlich von Wert, da er die iranischen Mythen über die Vorzeit aufgenommen hat[2]).

Die Entwicklung dieser Religion wäre also nach ihren Grundzügen folgende:

Erst hatten die Arja, die sich später in Iranier und Indier teilten, ihre gemeinsame Religion; eine Verehrung von Naturgottheiten, unter welchen der lichte Himmelsgott dominierte. Auch die Elemente Feuer, Wasser, Erde, Luft u. a. galten als göttlich. Besonders aber war die Vorstellung des Göttlichen mit dem Lichte verbunden, während man alles Böse und Schädliche mit den Dämonen der Finsternis in Verbindung brachte. Auch der Gegensatz von Rein und Unrein und der von Gut und Böse schloss sich an diese Antithese an. Vgl. oben S. 142.

Als die nach Indien strebenden Arier sich schon im Industal drüben angesiedelt hatten, trat bei den Iraniern jener Zarathuštra (ob von den systematisierenden Babyloniern angeregt?) auf und verkündete die Majestät des Mazda Ahura, des allwissenden Herrn. Dieses schulmässig erfasste, abstrakte Gotteswesen verdrängte den Himmels- und Lichtgott Varuna-Mithra. In den alten Gatha, die aus der Lehrtätigkeit dieses Mannes stammen, wird kein anderer Gott gelehrt. Die bisher verehrten Naturgottheiten galten ihm als unberechtigte Dämonen (daeva) 32, 3. Selbst Mithra ist beseitigt; ebenso fehlt der Soma oder Haomakult. Dagegen sind dem Ahura M. wohl als Ersatz für die bisherigen Göttergestalten sechs bis sieben abstrakte göttliche Wesen beigesellt, welche einzelne Seiten oder Eigenschaften des wahren Gottes darstellen. Sie werden auch neben und mit Mazda oder für sich allein angerufen. In scharfem Gegensatz zu diesem Ahura M. und seinen Lichtwesen stehen die Nacht- oder Lügengeister. Der Name Angra Mainju ist in den Gatha noch nicht genannt, doch erscheint schon der böse Geist als von Anfang vorhandener Zwillingsbruder zum guten (Jasna 30, 3). Als Name der bösen Geister kommt vor Drudsch „die Lüge". Mit dem abstrakten und ethischen Charakter des Systems kontrastiert der starke bu-

1) Text und engl. Übersetzung von E. W. West: The Book of the mainyo-i-khard, London 1871.

2) Vgl. Spiegel, Eran. Alt. I, 488 ff.

kolische Zug der Verkündigung Zarathuštras. Dieser muss zu einer Zeit gewirkt haben, wo diese Stämme gerade zum sesshaften, bäuerlichen Leben übergingen. Er befürwortet warm den Ackerbau und die damit verbundene humane Behandlung des Viehes, dessen Geist er sehr hoch stellt. Umsomehr eifert er gegen dessen Misshandlung, wie sie (beim Opfer) von seiten der roheren Nomadenstämme im Zustand des Rausches stattfinde (48, 7). Der Haomakult ist offenbar von diesem Propheten nicht gutgeheissen worden (Jasna 48, 10). Nicht selten klagt Zarathuštra über seine vereinsamte Stellung (46, 1 f.), rühmt aber doch gewisse Fürsten, die sich auf seine Seite gestellt haben und hofft durch Mazdas Hilfe auf Erfolg schon in diesem Leben und vollends bei der Feuerprobe am Ende der Tage (34, 11 ff.; 51, 9).

Ein späteres Stadium der Entwicklung tritt uns in den übrigen Teilen des Avesta entgegen. Zarathuštra ist hier mehr ins Heroische, Übermenschliche entrückt. Der Dualismus der zwei herrschenden Gottheiten Ahura M. und Angra M. ist weiter durchgeführt. Die schlimmen Kreaturen sind vom letztern erschaffen. Der Hauptunterschied aber gegenüber den Gatha ist, dass die alten Götter wieder zu Ehren gezogen sind wie auch in den spätern Inschriften der Achämeniden. Dieselben werden als Jazata angerufen, nicht gerade Götter, aber heilige göttliche Wesen. Es scheint, dass bei den Persern deren Ansehen so gross war, dass man sie wieder ins System aufnehmen musste. Besonders treten Mithra, Ardvi, Pura, Anahita, Tištrja u. a. hervor, sodann als besondere Kategorie die Fravaši. Der Kultus hat sich namentlich darin geändert, dass das Haomaopfer jetzt Hauptopfer ist. Dies ist wohl auch eine Konzession an den alten nationalen Brauch; Tiele denkt vielmehr an eine Rückwirkung aus dem Indusland.

In noch späterer, parthischer Zeit ist Mithra als Sonnengott sogar Hauptgott geworden, wie wir unter Nr. 5 sehen werden. Dagegen in der Sasanidenzeit wurde die Mazdalehre wieder reiner ausgebaut. Wir geben nun eine Übersicht dieser Lehre

1. Ahuramazda und Angramainju
mit ihren Scharen[1]).

In den Gatha ist Zarathuštra der Träger der Offenbarung Mazda Ahuras, den er stets um Erleuchtung und Beistand anruft. Am Anfang des Jasna heisst es: „Ich verkünde, ich feire den Schöpfer Ahuramazda, den glänzenden, majestätischen, grössten, besten, schönsten, den stärksten, verständigsten, mit dem besten Körper versehenen, durch Heiligkeit Höchsten, der sehr weise ist, der weithin erfreut, welcher uns schuf, welcher uns bildete, welcher uns erhielt, der heiligste unter den Himmlischen!“ In einer In-

1) James Darmesteter, Ormazd et Ahriman, Paris 1877, und Derselbe, Haurvatat und Ameretât, Paris 1875.

schrift des Darius[1]) heisst es: „Ein mächtiger Gott ist Auramazda: Er hat diese Erde hier unten gemacht, er hat diesen Himmel da oben gemacht. Er hat den Sterblichen gemacht.“ Und in den ersten Zeilen des Bundehesch lesen wir: „Auharmazd ist der oberste in Allwissenheit und Gütigkeit und ohne Gleichen an Glanz. Das Reich des Lichtes ist der Ort Auharmazd's, den man unendliches Licht heisst.“ Durch alle Phasen des Parsismus hindurch geht die Lehre von einem obersten Gott als dem Inbegriff alles Lichtes, alles Lebens, alles Guten. Dieser Gott heisst Mazda (Allwissender) Ahura (Herr). So meist in den Gatha, später gewöhnlich in umgekehrter Folge. In den Keilinschriften lautet der Name Auramazda, neupers. Ormazd, griech. *Ὡρομάσδης* (Plato, Aristoteles) oder *Ὡρομάζης* (Plutarch). In den Gatha wie in den Inschriften des Darius treten die andern Gottheiten ganz zurück und werden kaum genannt. Und zwar ist dieser Gott nicht etwa ein blosser abstrakter Begriff, wie Brahma bei den Indern, sondern wird als persönliches Wesen aufgefasst. Es fehlt wohl nicht an Attributen, in welchen eine naturhafte Basis des Gottes noch durchschimmert und welche ihn mit dem Himmel in nächste Verbindung bringen: Er hat den schönsten, vollkommensten Leib. Er ist hell und klar, leuchtend und glänzend, hat die Sonne zu seinem Auge, das Blitzfeuer zum Sohn, den sternbesäten Himmel zum Gewand. Er wohnt in unendlichem lichtem Raum, und dieser ist sein Leib. Seine Wohnung heisst Garo-nmana: „Haus der Gesänge“, was auf den Donnerhall geht. So liegt nahe, ihn mit dem vedischen Varuna zusammenzustellen, der ja auch besonders häufig den Ehrennamen Asura führt. Er ist in Zarathuštras Verkündigung an die Stelle des alten Himmelsgottes getreten. Ganz besonders häufig wird Ahuramazda der Schöpfer der ganzen sichtbaren Welt genannt und zwar in allen, den alten wie den jungen Quellen ist er der Schöpfer Himmels und der Erde und all ihrer Güter, der Flüsse, des Viehs und der Menschen. Auch die Götter und guten Geister sind von ihm erschaffen, wie die Gestirne des Himmels Es heisst am Ende des ersten Kapitels im Bundehesch: „Von Auharmazds Kreaturen in der Welt war die erste der Himmel, die zweite das Wasser, die dritte die Erde, die vierte die Pflanzen, die fünfte die Tiere, die sechste die Menschen.“

Ahuramazda ist aber auch der Urheber der vernünftigen und sittlichen Weltordnung, oder wie die Parsen sagen: er hat die Aša (Reinheit in spezif. Sinn) gegründet[2]), welche den Inbegriff der guten gesetzmässigen Ordnung im physischen, kultischen und moralischen Leben darstellt. Zu den Menschen tritt Ahura M. in nähere Beziehung, indem er dem Zarathuštra seine Weisheit für sie mitteilt, welche in der Erkenntnis des Wohlverhaltens und der Pflicht gipfelt. Frage mich, o Reiner, spricht er[3])

1) Spiegel, Die altpersischen Keilinschriften S. 44.
2) Jasna 31, 7.
3) Vendidad 18, 18 ff.

zu seinem Propheten, Mich, den Schöpfer, den heiligsten, weisesten, der Antwort gerne gibt, wenn er gefragt wird. So wird es dir gut sein, so wirst du zur Reinheit gelangen, wenn du mich fragst. Er ist aber auch der Hüter dieser Weltordnung, welcher der Menschen Tun überwacht und ihnen Gutes und Böses vergilt. Er ist der Regent aller Völker und zugleich der Schutzgott des persischen Reiches. Aber auch die Götter rufen seine Hilfe an.

Im zarathustrischen System ist nun dieser gute, allwissende Gott und Schöpfer von sechs [1]) guten, wohltätigen Geistern umgeben, deren erster und oberster Er ist, so dass auch von sieben solcher Amescha Spenta, Amschaspands geredet wird. Ihr Name bedeutet: die Unsterblichen (Ameša), Wohltuenden, Fördernden (Spenta). Das göttliche Wesen wird also in siebenfältiger Entfaltung gedacht. Aber auch die sechs Amschaspands sind geschaffen, wenn sie schon nach späten Darstellungen bei der Welterschaffung mitwirken. Sie sind unvergänglich, rein, wohltätig und dienen Ahura M., der durch sie regiert und segnet. Wahrscheinlich sind sie mit den vedischen Aditja verwandt[2]); doch sind sie in den Gatha recht abstrakt gefasst, mehr als Eigenschaften Gottes denn als selbständige Wesen. Sie gelten aber in der Regel als persönliche Geister und werden oft angerufen. Die Namen der Amschaspands sind: 1. Vohu Mano, „gute Gesinnung", bei Plutarch *θεὸς εὐνοίας*. Die Benennung wird auch von der Gesinnung von Menschen gebraucht. Zugleich aber ist es eine der obersten guten Gewalten. Vohu Mano ist weise und bringt Frieden. Er ist übrigens Schutzgeist des Viehs, zu dessen Bezeichnung sogar sein Name ohne weiteres gebraucht werden kann. 2. Aša Vahišta, die beste Gerechtigkeit, Reinheit, Heiligkeit im zarathustrischen Sinn [3]); Plutarch: *θεὸς ἀληθείας*. Dieser Geist beaufsichtigt das Feuer. 3. Kschathra Vairja, vollkommene Herrschaft; Spiegel: ausgezeichnetes Reich; Jackson: erwünschtes Königreich. Gemeint ist die Herrschaft Ahuramazdas, wobei alle Plagen aufhören. Plut.: *θεὸς εὐνομίας*. Doch hat auch dieses Wesen seine materielle Bedeutung: sein Gebiet sind die Metalle. Ja, der Name steht geradezu für Metall. Der so benannte Geist zeichnet sich durch Freigebigkeit aus. 4. Armaiti, von Plutarch *θεὸς σοφίας* genannt; es ist aber eine Göttin, und zwar die Erde personifizierend. Ihre Tugenden sind Weisheit, Gehorsam, Geduld. 5. u. 6. Haurvatât und Ameretât [4]) (von Plut. wiedergegeben mit *θεὸς πλούτου* und *ἐπὶ καλοῖς ἡδέων*) stehen sehr oft beisammen und drücken eigentlich Gesundheit und Unsterblichkeit aus. Die erstere hat ihr Gebiet naturgemäss an den Bäumen und Pflanzen, die letztere am Wasser. Bei allen diesen Wesen ist das Konkrete das Spätere, die geistig-ethische

1) So ist wenigstens im jüngern Avesta die Zahl fixiert.
2) Siehe oben S. 15.
3) Vgl. oben S. 155.
4) Siehe Darmesteter, Haurvatât usw.

Bedeutung das Primäre. Sie stammen daher wohl aus dem lehrhaften Stadium der Religionsbildung, welches mit dem Namen Zarathustra bezeichnet wird, wurden aber dann mit den früher schon heilig gehaltenen physischen Elementen kombiniert.

Unter diesen obersten Sieben steht eine unbegrenzte Zahl von Jazata's (Izeds), „Verehrungswürdigen". Sie sind zum Teil von Zarathuštra (in den Gatha) beseitigte, ältere arische Götter, die als untergeordnete Geschöpfe Ahuramazdas später wieder im System Eingang fanden, zum Teil auch jüngere abstrakte, ethische Gebilde.

Der bedeutendste unter ihnen ist Mithra (neupers. Mihr), ein altarischer Lichtgott, identisch mit dem im Veda wohlbekannten Mitra, dem Seitengänger des Himmelsgottes Varuna. Er heisst oft der Herr weiter Fluren, der tausend Ohren und tausend Augen hat[1]). Er ist jetzt dem Ahura M. bestimmt untergeordnet a.s sein Geschöpf; aber gewisse Anrufungen zeigen, dass man ihn in früherer Zeit dem Ahura ebenso als ebenbürtig beigesellte wie die Inder ihren Mitra dem Varuna. Vgl. z. B. Jašt 10, 113: „Mögen Mithra und Ahura, die hohen Götter, uns zu Hilfe kommen" usw. Ähnlich Jasna 1, 34[2]). Das Paar stellt ursprünglich an beiden Orten die Vereinigung von Himmel und Licht dar. Bedeutsam ist die Aussage, Ahura M. habe Mitra so würdig des Gebets und Opfers geschaffen wie sich selbst[3]). Auch im Avesta heisst er eben als Gott des Lichts „der Herr weiter Triften". Er steigt als solcher vor der Sonne über die Hara Berezaiti (Himmelsgewölbe) empor und durchschreitet die Erde nach Sonnenaufgang[4]). Auf diesem Berge hat er seine Wohnung, wo es keine Finsternis gibt, keine warmen und kalten Winde[5]). Er fährt als Krieger auf einem von vier weissen, leuchtenden Rossen gezogenen Wagen zum Kampfe, wo er die Gläubigen schützt. Er schläft nie, sieht und hört alles mit seinen tausend Augen und Ohren; er hat seine Späher überall. Eben deshalb ist er bei den Späteren Totenrichter. Er bringt das Verirrte und Verlorene zurück. Endlich hat ihn Ahura M. zum obersten Priester eingesetzt[6]). Von der Rolle, die Mithra als Sonnengott in einer jüngern Phase der Religionsentwicklung spielte, welche nicht als rein parsisch gelten kann, soll später die Rede sein.

Unzertrennlicher Begleiter des Mithra ist Vaju oder Râman. Auch er fährt auf goldenem Wagen in goldener Rüstung, mit Lanzen bewaffnet. Er ist identisch mit dem ähnlich beschriebenen indischen Vâju. Sein sinnliches Element ist die Luft, der Wind. Daher wird seine Schnelligkeit und Stärke gerühmt. Im Schlacht-

---

1) Vgl. z. B. Jašt 10, 1.
2) Vgl. Spiegel z. d. St. und Jasna 2, 44.
3) Jašt 10, 1.
4) Jašt 10, 13. 95.
5) Jašt 10, 50.
6) Jašt 10, 89.

gewühl ist seine Hilfe besonders willkommen, ebenso den Gefangenen und Gebundenen.

Tištrja, der mit einem Stern, und zwar dem Sirius kombinierte Jazata, kommt namentlich als Regenspender in Betracht. Menschen und Vieh blicken darum erwartungsvoll auf ihn. Er hat aber mit bösen Geistern zu kämpfen, welche ihn in seinem segensreichen Werke hindern wollen, besonders mit Apaoša, der in Gestalt eines hässlichen schwarzen Pferdes ihm den Weg zu dem See versperren will, wo er das Wasser holt. Da der Kampf oft ein schwerer ist, bleibt der Regen nicht selten lange aus. Auch hat Tištrja dabei Unterstützung und Kräftigung durch die Opfer der Menschen nötig. Wenn sie darin lässig sind, so muss zuletzt Ahuramazda ihm zu Hilfe kommen, indem er selbst ihm das erforderliche Opfer darbringt. Tištrja schlägt Apaoša mit der Waffe des Blitzes, dass er heulend (donnernd) davonläuft. Geopfert werden ihm hellfarbige Tiere und Baresma[1]). Die Analogie mit dem indischen Mythus ist hier mit Händen zu greifen.

Ardvî Sûra Anâhita[2]) (die Hohe, Mächtige, Unbefleckte) ist eine alte Wassergottheit, eine Quelle mit tausend Becken und tausend Abflüssen[3]), Göttin des Wassers als des fruchtbaren Elements, der Fruchtbarkeit, Zeugung, Geburt. Sie reinigt und segnet die geschlechtlichen Funktionen und wird deshalb von Schwangern und Gebärenden angerufen, aber auch Männer erhoffen von ihr stattliche Pferde und starke Genossen und bringen ihr deshalb Opfer. Sie wird[4]) beschrieben als „eine Maid von schönem Leibe, kraftvoll, hochragend, hochgegürtet, rein, edelgeboren von ruhmreichem Stamme, Schuhe bis an die Knöchel tragend, mit allerlei Zierat geschmückt“ Sie trägt[5]) das Baresma regelrecht in der Hand, goldene Ohrringe, goldenes Halsband um ihren schönen Nacken. eine goldene Krone mit hundert Sternen auf dem Haupte und ist in die Felle von dreissig Bibern gekleidet. Diese plastisch beschriebene Göttin wurde, obwohl diese Sitte sonst der zarathustrischen Religion fremd war, in Statuen verehrt. Und zwar ist es nach einer bei Clemens Al.[6]) erhaltenen Nachricht des Berosus Artaxerxes II. Mnemon gewesen, der zuerst Bilder der Anaitis oder Aphrodite in Susa, Ekbatana und anderswo aufstellte. An den genannten Orten besass sie kostbare Tempel. Derselbe König nennt sie auch zuerst in seinen Inschriften. Zu beachten ist auch, dass im Avesta[7]) sich zeigt, wie Anahita auch von den Anbetern der Daevas, also von Ungläubigen, Heiden verehrt wurde, und zwar

1) Siehe darüber unten S. 171.
2) Vgl. Windischmann, Die persische Anâhita oder Anaïtis, München 1856. — Dieser Göttin ist der fünfte Jašt gewidmet.
3) Jašt 5, 101 f.
4) Jašt 5, 64. 78.
5) Jašt 5, 127 f.
6) Protreptikos 5.
7) Jašt 5, 94.

gegen die Regel nach Sonnenuntergang. Daraus folgt, dass diese Göttin auch von Anhängern anderer Bekenntnisse anerkannt wurde, beziehungsweise, dass man sie in einer Göttin derselben wiederzuerkennen glaubte; an wesensverwandten Gottheiten war ja bei den umwohnenden Völkern kein Mangel (Ištar, Mylitta, Artemis, Aphrodite usw.). Dann war aber leicht möglich, dass von diesen Völkern her fremde Riten in ihren Kultus eindrangen. Und dies scheint schon unter den spätern Achämeniden geschehen zu sein, wo die Verehrung der Anahita einen neuen Aufschwung nahm. So erklärt sich wohl auch, dass wenigstens bei den Armeniern und Kappadoziern der Kultus der Anahita-Anaitis mit unzüchtigem Treiben verbunden war. Weibliche Hierodulen bedienten die Heiligtümer, unter welchen die Töchter der Vornehmsten des Landes sich eine Zeit lang aufhielten, was an den babylonischen Dienst der Mylitta erinnert. Diese Unsauberkeiten stehen mit dem Geiste des Mazdaismus im Widerspruch und stammen wohl anderswoher.

Verethraghna, der Siegesgott des Avesta, ist ebenfalls ein altarischer Gott, dessen Name an den Beinamen Indra's Vritrahan (Vritra-Töter) erinnert. Er erscheint dem Zarathuštra in mannigfacher Gestalt: als ein starker Wind (Jašt 14, 2), als junger Stier mit gelben Ohren und goldenen Hörnern (14, 7), als weisses Ross (14, 9), als Lastkamel (14, 11), als grimmiger Eber (14, 15), als schöner Jüngling (14, 17), als Rabe (14, 19), wilder Widder (14, 23), Bock (14, 25), siegreicher Mann (14, 27); wie übrigens auch Tištrja, mit welchem Verethraghna sich oft berührt, als junger Stier, Pferd und Jüngling erscheint. Auch Verethraghna war ursprünglich gewiss sinnlicher gefasst, ehe er der Siegesgenius wurde, welchen besonders die Könige und Feldherrn anrufen.

Haoma entspricht lautlich und sachlich ganz dem indischen Soma[1]). Es wird darunter auch im Avesta einerseits der aus dem Saft einer bestimmten, auf den Bergen wachsenden Pflanze gewonnene Trank, anderseits aber die in diesem waltende Gottheit verstanden. Der Gott Haoma erscheint dem Zarathuštra so schön von Leibe, wie er es nie gesehen hat. Was den Trank betrifft, so unterscheidet man den gelben, irdischen Haoma von dem weissen im Himmel wachsenden, der einst bei der Auferstehung der Leiber diesen neues Leben gibt. Der irdische Haoma ist nur ein unvollkommenes Abbild des himmlischen; er stammt aber von diesem und verleiht zwar nicht Unsterblichkeit, wohl aber Gesundheit und langes Leben, Kraft und List zum Kampf. Auch starke Rosse bringt er den Männern, Kinder den Frauen, Gatten den Jungfrauen. Er ist die vornehmste Opfergabe, die man den Göttern darzubringen hat. So wenigstens im jüngeren Avesta (Jasna 9—11), während Zarathuštra selbst in den Gatha den kultischen Rauschtrank abgewehrt hatte.

Im Gegensatz zu den bisher aufgeführten sind andere Jazata's

1) Vgl. über den indischen Soma oben S. 22.

von Haus aus abstrakte ethische Begriffe. So Sraoša (vom „Hören" so benannt), der Genius des Gehorsams. Er heisst heilig, wohlgewachsen, siegreich, Förderer der Welt und reiner Herr des Reinen. Sein Leib ist der Manthra, das göttliche Wort. Er ist darum der erste, der die Gatha und die heiligen Hymnen sang. Er lehrt das Gesetz. Nach ihm als dem Geiste der Disziplin ist die Sraoša-Peitsche genannt, mit welcher die Disziplinarstrafen vollzogen werden. Übrigens hat Sraoša auch manche Berührungspunkte mit Mithra: Wie dieser hat er seine Wohnung auf der Hara berezaiti, sein Wagen wird von vier leuchtend weissen Rossen windschnell gezogen. Er schläft nicht und beschirmt durch seine Wachsamkeit die Welt. Mit Mithra schützt er die Verträge. Rašnu (Gerechtigkeit) ist dabei sein Gefährte. Sraoša kämpft viel gegen die bösen Dämonen; er ist anzurufen gegen böse Geister, aber auch gegen Diebe und Räuber. In den spätern Büchern ist er auch Totenrichter. — Solcher Genien, in welchen sich Tugenden personifiziert darstellen, gibt es noch mehr. Die Zahl der Jazata ist nach Aussage der Iranier unbegrenzt[1]). Plutarch dagegen setzt sie auf 21 an, welche als die vornehmsten nach den sieben Amschaspands verehrt werden. Diese Zahl 7 + 21 führt auf die Tage des Monats, an welchen sie verehrt wurden. Denn in der Tat ist im parsischen Kalender jeder Tag einem dieser Wesen gewidmet; vier Tage sind dem Ahuramazda zugeteilt.

Eine dritte Kategorie neben den Amschaspand und Jazata bilden die Fravaši (Ferver)[2]), welche allerdings auch einen Tag des Monats beschützen, aber sonst von den übrigen Jazata wesentlich verschieden sind. Sie heissen häufig „die Fravaši der Reinen" oder „die guten, starken, heiligen Fravaši der Reinen". Sie sind Schutzgeister. Jeder Mensch, jedes gute Wesen, selbst die Izeds, ja Ahura M. nicht ausgenommen, haben jedes seinen Fravaši, gewissermassen sein ideales Gegenbild, sein besseres Selbst, oder richtiger: sein unauflösliches Wesen, das in seinem Dasein nicht aufgeht. Nur das Böse und Schlechte hat keinen Ferver; denn ihm fehlt das höhere Ideal und es kann keinen ewigen Bestand haben. Die in den Menschen hausenden Fravaši sind von Ewigkeit existierende himmlische Wesen, welche sich freiwillig dazu verstanden haben, in solche irdische Existenzen einzugehen, um den Kampf mit Ahriman und den bösen Geistern (Daeva's) zu führen. Nachdem sie den Menschen im Leben treulich beigestanden, kehren sie in den Himmel zurück und leben dort wieder unsterblich, ohne zu altern und zu leiden, weiter. So gibts im Himmel dergleichen Geister, die noch nicht herabgestiegen sind, andere, die ihre irdische Laufbahn schon vollendet haben. Besonders die Fervers der Frommen der Vorzeit werden angerufen, ausserdem die der nächsten Verwandten und der eigenen Seele. Gegen Jahres-

1) Jašt 6, 1: hunderte und tausende.
2) N. Söderblom, Les Fravashis, Paris 1899.

schluss steigen die Fravaši der alten Heiligen auf die Erde herab und rufen auf der Erde während der zehn letzten Nächte des Jahrs (10.—20. März): „Wer will uns preisen? Wer will uns Opfer darbringen? Wer will uns Hymnen singen? Wer will uns Andacht widmen? Wer will uns segnen? Wer will uns bewirten mit Fleisch und Kleidern in der Hand?“ Denen, von welchen sie so aufgenommen werden, versprechen sie Herden, rasche Pferde, feste Wagen, Nachkommenschaft usw. So brachte man die zehn letzten Nächte in Geselligkeit zu und lud dabei die Ahnen ein, was an den römischen Februar erinnert, der einst der letzte Monat war [1]) und ebenfalls die Huldigungen an die Toten enthielt. Die Fravaši im Himmel vertreten die Interessen ihres Stammes und Geschlechts auf Erden. Sie sorgen dafür, dass das aus dem himmlischen Meer abfliessende Wasser ihrer Sippe zugeleitet werde.

Aus dem allem schliesst Darmesteter wohl mit Recht, die Fravaši seien ursprünglich mit den indischen Pitri identisch gewesen und hätten einfach Ahnengeister bedeutet. In spätern Büchern werden sie mit den Sternen kombiniert. So heisst es im Minokhired: „Die unzählbaren Sterne sind die Fervers der irdischen Wesen.“ Im Bundehesch (K. 6) verteidigen sie die Himmelsfeste gegen Ahriman. Sie sind dabei mit Lanzen bewehrt und stehen so dicht wie die Haare des Hauptes. Vielleicht ist auch hierbei an die Sterne gedacht. Aber im Avesta findet sich keine Anspielung auf diese Bedeutung, und es dürfte diese astrale Beziehung, die ja nicht fern lag, später angeknüpft worden sein. Immerhin ist zu beachten, dass schon im Avesta der Glanz und die Majestät dieser Wesen gewöhnlich gerühmt wird. Auf jeden Fall beweisen diese Fravaši, die nach Tiele nicht den Manen, sondern den genii der Römer entsprechen, grosse Energie im Kampfe gegen die bösen Mächte. Sie helfen dem Tištrja gegen seinen Feind Apaoša; sie stehen dem Menschen bei gegen die böse Drudsch (weiblicher Dämon); sie zeigen dem Mond und den Sternen ihre Bahnen, wenn die bösen Daevas sie aufhalten wollen. Ja, Ahura M. selbst erklärt [2]): „Hätten nicht die furchtbaren Fravaši der Getreuen mir geholfen, so würden diese meine Tiere und Menschen, von denen es so vortreffliche Arten gibt, nicht vorhanden sein; die Macht und Herrschaft würden der Drudsch gehören, die Sinnenwelt würde der Drudsch gehören. Zwischen der Erde und dem Himmel würden die übersinnlichen Wesen von der Drudsch gequält und geschlagen werden, und niemals würde zuletzt Angramainju vor den Schlägen des Spenta Mainju [3]) fliehen müssen.“ — Es erhellt aus dieser Stelle, welche hohe Bedeutung diesen Geistern zukommt. Ist doch Ahura M.s Erschaffung der Welt und sein siegreicher Kampf gegen den bösen Feind durch ihre Mitwirkung bedingt!

1) Cicero, de legibus 2, 21.
2) Jašt 13, 12.
3) Spenta Mainju, d. h. der wohltuende Geist = Ahura Mazda.

Diesem grossen, guten, lichten Geisterheer, das von Ahura M. geschaffen ist, steht nun der böse Geist, Angra Mainju (Gegenteil von Spenta M., dem wohltätigen Geist), Ahriman, Ἀρειμάνιος (Plut.) gegenüber. Er ist zwar in den uns erhaltenen Achämeniden-Inschriften nicht genannt; doch beweist dies nicht, dass er damals noch nicht bekannt war. In den ältesten Teilen des Avesta, den Gatha, kommt er vor, wenn auch unter andern Namen. Auch Aristoteles weiss schon von ihm. Ausführlich schildert ihn Bundehesch. — Wie Ahuramazda im Lichte wohnt und auch auf Erden das Licht zu seinem Elemente hat, so ist Angramainju's Reich die Finsternis. Während jener Allwissenheit besitzt, so bewegt sich Angra M. in der Sphäre der Unwissenheit. Namentlich fehlt ihm das Vorauswissen der Dinge, er weiss sie erst hintennach. Während Ahura M. der Inbegriff alles Reinen, Guten und aller Wahrheit ist, kommt von Angra M. alles Schlechte, Böse, alle Unreinigkeit und Unwahrheit. Während Ahura M. alles Lebendige schafft und erhält, bemüht sich Angra M. stetsfort, es zu schädigen und zu töten. Wie Ahura M. an der Spitze zahlloser Lichtwesen steht, die er geschaffen hat, so hat auch Angra M. grosse Geisterheere unter sich, die seine Kreaturen sind. Von ihm stammen auch auf der Erde die gefährlichen und gemeinschädlichen Geschöpfe.

Im Heer der bösen Daeva's (Dämonen) tritt uns, den guten Amschaspands entsprechend, eine böse Sieben entgegen: Angra M. mit sechs urbösen Geistern, zu denen z. B. Akô Mano gehört, die böse Gesinnung, das Gegenstück zu Vohu Mano. Einer der Sechse ist auch Andra (indisch Indra), der Traurigkeit und Missmut verbreitet und auf der Brücke Tschinvat den Seelen den Weg verengert, um ihren Sturz herbeizuführen. Diesen sechs schlimmsten Geistern wird oft auch Aêšma zugesellt, der stetige Gegner des Sraoša, auch ein Ankläger beim Totengericht. Er ist der Geist des Zornes, der Rachsucht, Raubsucht und der damit verwandten Leidenschaften. „Alles Böse, was in der Welt geschieht, kommt mit der Hilfe des Aêšma zustande; er bestärkt die Menschen in der Sünde und sucht sie abzuhalten, dass sie nicht auf den rechten Weg zurückkehren“ [1]). Von Apaoša („Vertrockner“) war schon oben (S. 158) bei Tištrja die Rede. Unter dem Sammelnamen für weibliche Dämonen, Drudsch, sind besonders Lüge und Betrug personifiziert. Sehr gefürchtet ist auch Nasu, das Totengespenst, welches gleich nach dem Eintritt des Todes vom Leichnam Besitz nimmt; sie naht dabei in Gestalt einer Fliege von Norden her und muss durch umständliche Zeremonien ferngehalten oder vertrieben werden. Verführerische weibliche Gestalten sind die Pairika (neupers. Peri), welche durch ihre Schönheit die Männer verlocken. Ihnen entsprechen die Jatu, männliche Schönheiten, welche die Weiber verführen. Aber auch der Genius des Schlafes, Bušjansta, ist ein böser, weil er die Tätigkeit hindert

1) Spiegel, Eranische Altertumsk. II, 132.

und mit dem Tode Ähnlichkeit hat. Aber auch Krankheit, Elend aller Art und Untugenden sind in bösen Genien personifiziert.

Das Verhältnis, in welchem die gute und böse Macht zu einander und zur Welt stehen, wird erst deutlicher werden, wenn wir den Kampf zwischen beiden betrachten. Eine eigentümliche Stellung aber ausserhalb des Reiches der guten und bösen Geister und von ihren Kämpfen unberührt, nimmt ein Wesen ein, das freilich nicht in mythologischer Lebendigkeit, sondern als abstrakte, begriffliche Grösse erscheint: zervana akárana, d. h. die „grenzenlose Zeit", innerhalb welcher der begrenzte Zeitraum der 12 000 Weltjahre sich abspielt. Diese Vorstellung ist allgemeiner als die oberste Gottheit und bleibt gewissermassen neutraler Zuschauer in deren Kämpfen mit der bösen Gewalt. Es hat sogar nicht an solchen gefehlt, welche in dieser höchsten Potenz die oberste Gottheit des Parsismus sehen wollten, durch deren Erfassung der Dualismus des Systems überwunden wäre. Allein wenn auch gelegentlich schon etwa im Avesta von der endlosen Zeit die Rede ist[1]) und diese sogar angerufen wird[2]), so zeigt sich doch das religiöse Bewusstsein keineswegs von dieser Macht beherrscht, welcher das persönliche Leben und die göttliche Energie fehlt. Vielmehr ist sie als Erzeugnis der theosophischen Spekulation anzusehen, wie etwa das Brahma der Brahmanen; auch wurde sie im orthodoxen Parsismus nie wie dieses zum konsequent durchgeführten Prinzip. Der Bundehesch fasst den Begriff unpersönlich, so dass man diese Alles umschliessende (und Alles bestimmende?) Zeit höchstens etwa der griechischen Schicksalsmacht analog fassen könnte; doch sind die beiden Begriffe verschieden, und für Schicksal haben die Parsen andere Personifikationen. Ihr zervana akarana ist dafür zu unbestimmt[3]). Dass diese ursprünglich mit dem „alten Bel" der Babylonier identisch sei[4]), ist bei der unmythischen, begrifflichen Fassung des Namens nicht glaublich.

Nur die parsische Sekte der Zervaniten, welche Schahrastani anführt, hat aus zervana akarana eine über jenen beiden Geistern des Guten und Bösen stehende Gottheit gemacht. Dieser Zervan, das erste Wesen, das aus dem Licht hervorgegangen war, wünschte einen Sohn zu bekommen. Da dies nicht geschah, zweifelte er an der Realität der Welt. So erhielt er zwei Söhne zugleich. Ahura M. war die Frucht des Wunsches, Ahriman die Frucht des Zweifels. Diese beiden wären also nicht ewig. Ausserdem scheinen die Zervaniten die Gestirnlehre stark in ihr System hereingezogen zu haben. Die Bilder des Tierkreises galten dabei als wohltätige, die Planeten als feindliche Mächte. Andere Darstellungen unter-

1) Vendidad 19, 33.
2) Vendidad 19, 44. 55.
3) Die von Spiegel, Eran. Altertumsk. II, 8 angeführten Stellen aus Firdusi geben mehr die muhammedanische Auffassung des Verhängnisses wieder.
4) So Spiegel, Eran. Altertumsk. II, 9.

scheiden letztere nach babylonischem Vorbild: Saturn und Mars seien das grosse und das kleine Unglück, Jupiter und Venus das grosse und das kleine Glück.

2. Der Kampf zwischen Ahura Mazda und Angra Mainju.

Der Kampf zwischen dem guten, lichten Gott und dem Geiste der Finsternis ist das Thema der ganzen Weltgeschichte. Ja, er hat schon vor der Welterschaffung begonnen. Der Bundehesch gibt darüber die bestimmtesten Angaben. Ahura M. wohnte von Ewigkeit im reinen Lichte, Angra M. ebenfalls von Ewigkeit im anfangslosen Dunkel. Zwischen diesen beiden Reichen dehnt sich ein leerer Raum (Vaj, Luft), welcher der Kampfplatz zwischen beiden Reichen werden sollte. Ahura M. wusste nach seiner Allwissenheit um die Existenz seines Feindes und dessen Gesinnung und schuf, um ihn zu nichte zu machen, zuerst die Welt vollkommen im Himmel, wo die Geschöpfe 3000 Jahre in einem geistigen Zustand, ohne Bewegung und Körper blieben. Angra M. kam unterdessen aus dem Abgrund herauf und sah das Licht, beschloss auch sofort, es zu zerstören. So eilte er in den Abgrund zurück und schuf dort viele Dämonen. Er weigerte sich, dem Ahura M. zu huldigen und seinen Geschöpfen behülflich zu sein; er erklärte vielmehr dem grossen, gütigen Schöpfer den Krieg. Dieser aber in seinem Vorauswissen überlistete ihn, indem er ihm einen Waffenstillstand von 9000 Jahren beliebte. Er wusste, dass sein Gegner am Ende dieses Zeitraums machtlos sein werde. Auch machte er ihn durch das Rezitieren der magischen Gebetsformel jatha ahû vairjô (s. unten) so bestürzt, dass er vom Schrecken 3000 Jahre lang betäubt blieb, während welcher Zeit Ahura M. noch ungestört herrschte. Er bildete am Anfang dieser Periode die körperliche Welt[1]) in jenem vordem leeren Raum: erst den Himmel, dann das Wasser, dann die Erde, die Bäume, das Vieh, die Menschen. Der Himmel wurde in 45 Tagen erschaffen, das Wasser in 60, die Erde in 75, die Bäume in 30, das Vieh in 80, der Mensch in 75, also die ganze Schöpfung in 365 Tagen (entsprechend einem Sonnenjahr). Als diese sichtbare Schöpfung 3000 Jahre ihres Bestandes sich gefreut hatte, erholte sich Angra M. von seinem Schrecken und schuf alle die bösen Geister, wozu er wiederum 3000 Jahre brauchte, so dass ihm für den eigentlichen Kampf gegen das Licht innerhalb der Schöpfung nur noch 3000 Jahre blieben. Was er in der Welt geschaffen hat, das sind im Gegensatz zu den Kreaturen des Ahura M. tötliche, verderbliche, quälende Dinge, die mit dem Namen Khrafstra bezeichnet werden. Im ersten Fargard des Vendidad zählt Ahura M. dem Zara-

1) Auch die Amschaspands, die doch jedenfalls schon zur ersten Schöpfung gehören. Die Schöpfung ist eben eine doppelte, erst eine ideale, dann eine aktuelle.

thuštra vor, wie er 16 gute Länder geschaffen, aber Angra M. für jedes eine Plage bereitet habe: den Winter mit seiner Kälte, gefährliche Fliegen, böse Begierden, Ameisen, Muskitos, böse Schatten, Hochmut, unnatürliche Sünde, Begräbnis der Toten (!), Zauberer (jatu heisst der Dämon und der Zauberer, der sich desselben bedient), Unglaube, Leichenverbrennung, Frauenkrankheit und Fremdherrschaft.

Schon die Erstlinge der lebenden Wesen auf Erden wurden von dem bösen Geiste angefallen: der Urstier und der Urmensch. Auf jenen einzig geschaffenen Stier legte Angra M. das Bedürfnis, das Leiden, den Hunger, die Krankheit und den Schlafdämon, so dass er starb [1]). Als er verendete, gingen aus seinen Gliedern Getreidearten und Heilkräuter hervor. Aus seinem Samen, der erst im Monde gereinigt wurde, gingen 272 Tierarten hervor. Seine Seele schrie zu Ahura M. um Erlösung der Welt und wurde auf das Kommen Zarathuštras vertröstet [2]). Ebenso erlag der Urmensch Gajo Maratan (der Lebendige, Sterbliche), gewöhnlich Gajomart genannt, dem Angra M. und seinen Kreaturen, welche ihn mit denselben Leiden belegten. Nach seinem Tode wuchsen aus seinem Samen ein männliches und weibliches Menschenwesen baumartig von der Erde auf, Maschja und Maschjana, von welchen die Menschen abstammen [3]).

Unter den menschlichen Gestalten der Urzeit ist eine besonders wichtig. Die Zeit, wo die Erde noch nicht von Plagen heimgesucht war, ist die des alten Jima oder Dschemschid, den wir auch im Veda unter dem Namen Jama als Urmenschen fanden. Er war der erste Mensch [4]), ein grosser Schäfer, der mit Ahura M. verkehrte und von ihm belehrt wurde. Er lebte im Frieden. Die Herden vermehrten sich so, dass sie keinen Raum mehr auf Erden fanden und Jima die Erde selbst um ein Drittel, dann um zwei Drittel und zuletzt sogar um drei Drittel vergrössern durfte. An seine Person knüpft sich aber auch eine Sage, welche mit der Überlieferung von der Sintflut wohl verwandt ist: Ahura M. kündet dem Jima an [5]), es werde eine Zeit des Winters und der Überschwemmung kommen. Er soll daher einen grossen viereckigen Garten anlegen und dahin den Samen der Menschen und aller Pflanzen und Tiere bringen, ebenso Feuer. Dieser Garten soll nur eine Türe haben und durch ein Fenster sein Licht empfangen (vgl. Gen. 6, 16). Dort leben die Menschen so glücklich, dass ihnen ein Jahr wie ein Tag vergeht. — Hier scheint der Paradiesesgarten der Bibel mit der Arche Noahs vereinigt. Oder ist an den Ort der Seligen zu denken, wo der babylonische Hasisadra weilt?

---

1) Bundehesch K. 3.
2) Bundehesch K. 4.
3) Bundehesch K. 15.
4) Vendidad 2. Er ist insofern Doppelgänger des Gajomart.
5) Ebenda Vend. 2.

Aber auch vom Sündenfall, der sich Gen. 3 an das Paradies knüpft, finden wir bei Jima ein Seitenstück. Zwar, dass er sich nicht entschliessen will, auf Ahura M.s Anerbieten hin, das gute Gesetz in der Welt zu verkünden: „Ich bin nicht zum Prediger und Träger deines Gesetzes geboren und unterrichtet“ [1]) — das zieht ihm nicht die Ungnade Gottes zu, und ist offenbar nur zu Ehren Zarathuštras erzählt, der dieses Amt empfing und damit sich als gottgefälliger denn jener alte Heilige erwiesen hat. Allein im Avesta findet sich auch die Nachricht, dass dieser Heilige der Vorzeit in Sünde gefallen sei. Da wird erzählt[2]): Der glänzende Jima, der gute Hirte, herrschte lange Zeit (Bundehesch: 616 Jahre, 6 Monate) über die sieben Weltgegenden, auch über die Daeva wie über die Menschen, über die Jatu, Pairika, die Unterdrücker u. s. f. und holte sich von den Daeva Reichtümer und Wohlfahrt, Fettigkeit und Herden, Glück und Herrlichkeit. Unter seiner Herrschaft fehlte es nie an Nahrung, Menschen und Herden waren unsterblich, Wasser und Bäume vertrockneten nicht; in seinem Reiche gab es weder kalten noch heissen Wind, weder Alter noch Tod, noch von den Daeva geschaffenen Neid in der Zeit vor seiner Lüge, ehe er begann an falschen und unwahren Worten Gefallen zu haben. Aber als er an falschen und unwahren Worten anfing Gefallen zu haben, da sah man die Herrlichkeit in Gestalt eines Vogels von ihm wegfliegen. Dreimal flog sie von ihm weg, und er zitterte und war bekümmert und in Sorgen wegen der bösen Feinde[3]). Nach dem Minokhired war Dschem (Jima) ursprünglich unsterblich geschaffen, wurde aber um seiner Sünden willen sterblich. Als sein Feind, der ihn aus der Herrschaft verdrängte, wird Dahak genannt. Es ist ein alter Schlangendämon, daher Azhi Dahaka genannt; er wird aber mit Babylon kombiniert (Jašt 5, 29), später mit Arabien (Firdusi). Aus Babylon soll der König gekommen sein, der dem Dschem sein Reich geraubt hat. Dieser kommt schliesslich nach manchen Abenteuern, die er auf der Flucht erlebt, elend um im fernen China, wo er zersägt wird (Firdusi; vgl. aber schon Jašt 19, 46). Dahak regierte tausend Jahre.

Der segensreichste Zeitpunkt in der folgenden Entwicklung der Menschheit ist der des Auftretens Zarathustra's, durch welches der Kampf zwischen dem Licht- und dem Nachtreich sich zu gunsten des erstern wendet. Er ist der erste (vollkommen) Gerechte und Heilige, der das gute Gesetz Ahura M.s in der Welt verkündete. Es heisst von ihm[4]):

„Wir verehren die Heiligkeit und den Schutzgeist (Fravaši) des hl. Zaratuštra, welcher als der Erste das Gute gedacht, als der

1) Vendidad 2 am Anfang.
2) Jašt 19, 31 ff.
3) Vgl. auch die Ableitung der Affen und Bären von Jima (Dschim) im Bundehesch 23: Als das Glück von ihm wich, habe er aus Furcht eine Dev (Dämonin) zum Weib genommen und seine Schwester einem Dämon gegeben. So seien diese Tiere erzeugt worden.
4) Jašt 13, 87 ff.

Erste das Gute gesprochen, als der Erste das Gute getan hat, des ersten Priesters, des ersten Kriegers, des ersten Landmanns, der zuerst die neue Wahrheit erkannt und zuerst sie gelehrt hat .... der zuerst das Rad (der Herrschaft?) den Dämonen und kaltherzigen Menschen aus der Hand genommen hat; der zuerst den Preis der Aša ausgesprochen und so die Dämonen vernichtete und sich als Anbeter Ahura M.s bekannte" usw.

Natürlich wurde dieser siegreiche Träger des Lichts schon vor seiner Geburt und bis ans Ende besonders grimmig von Angra M. angefeindet, ohne dass er sich durch dessen Schrecknisse oder Lockungen vom rechten Wege abbringen liess. Seine Waffen gegen die bösen Dämonen sind kultische und magische. Er erklärt[1]) dem bösen Feind: „Der heilige Mörser[2]), die heil. Schale, der Haoma, das durch Mazda gesprochene Wort — das sind meine besten Waffen".

Freilich stirbt auch der siegreiche Zarathuštra, aber an einen künftig erst das Licht der Welt erblickenden Sohn desselben knüpft sich die Hoffnung der gänzlichen Überwindung aller bösen Macht in der irdischen wie der geistigen Welt. Der Name dieses Erlösers und Heilands ist Saošjant, modern Soschjoš, „der wachsen machen wird", der mit seinen Helfern die Welt herstellen wird, so dass sie nicht mehr alt wird und nicht mehr stirbt, so dass sie immer wächst und alles hat, was sie wünscht[3]). Geboren wird er am Ende des 12. Jahrtausends von einer Jungfrau, welche in einem See gebadet hat, wohin durch besondere Umstände der Same Zarathuštras geraten ist, den er sterbend zurückliess. Da werden die Toten aufstehen[4]). Schon vorher freilich sind die einzelnen Menschenseelen je nach ihrem Verhalten im Erdenleben dem Lichtreich oder der Finsternis zugewiesen worden. Die Seele verweilt nach dem Tode zunächst noch drei Tage in der Nähe des Leichnams. Am vierten Tage um die Morgenröte kommt sie an den Ort des Gerichts bei der Brücke Tschinvat. Vor dem Überschreiten derselben wird sie von den bösen Geistern angeklagt; Mithra, Sraoša und Rašnu sind ihre Richter. Der letztgenannte wägt ihre guten und bösen Werke auf untrüglicher Wage ab. Je nachdem die einen oder die andern überwiegen, gestaltet sich das

---

1) Vendidad 19, 9 (Spiegel 29).

2) Im Mörser wird der Haoma gestossen, nachher in der Schale dargebracht.

3) Jašt 19, 89. Vgl. 13, 129.

4) Dass die Perser an die Auferstehung der Toten glaubten, wussten schon die Griechen seit Herodot und Theopomp. Siehe Spiegel, Eran. Altertumsk. II, 159. Eine Zusammenstellung der parsischen Lehren vom Jenseits und vom jüngsten Gericht bei H. Hübschmann, Jahrbücher für protestant. Theol. V (1879) S. 203–245. — N. Söderblom, La vie future d'après le Mazdéisme, Angers 1901. — Vgl. E. Böklen, Die Verwandtschaft der jüdisch-christlichen mit der parsischen Eschatologie, Gött. 1902. — W. Bousset, Die Religion des Judentums im neutestamentl. Zeitalter², Berlin 1906.

Schicksal der Seele, welche darauf die Brücke Tschinvat überschreiten muss. Die gerechte Seele schreitet fröhlich hinüber, geführt von einer schönen Maid, der Verkörperung ihrer guten Werke und Leistungen, und von guten Hunden geleitet, welche die Brücke bewachen. Diese scheint der guten Seele eine Parasange breit. Sie führt zum Garonmana[1]), dem Sitz der guten Götter. Vohu Mano, der Hüter des Paradieses, erhebt sich von seinem goldenen Sitz und fragt sie teilnehmend: „Wie bist du zu uns gekommen, du Heilige, aus der vergänglichen Welt in die unvergängliche?" Glücklich zieht die Seele weiter und tritt vor Ahura M.s und der Amschaspands goldenen Thron; sie darf fortan in seliger Gemeinschaft mit den Frommen und den himmlischen Jazata leben. In bezug auf diese Wanderung der Seele nach dem Tode heisst es[2]): „Ist ein Mensch fromm und hat sich gereinigt, so zittern die bösen, schlimmen Daeva beim Wohlgeruch seiner Seele nach dem Tode, wie ein Schaf, das vom Wolf überfallen wird." Die bösen Seelen dagegen finden keine Helfer; sie erschrecken auf der haardünnen Brücke und stürzen in den Abgrund. Ein böser Dämon schleppt sie an den Ort der Finsternis und alles Bösen hinab.

Diese Vorstellungen bleiben sich nicht in allen Quellen gleich; aber die Ideen sind überall dieselben. Die gefährliche Brücke drückt eigentlich dieselbe Idee aus, wie die Wage des Rašnu oder die Seelenwägung im ägyptischen Totengericht[3]): es ist die göttliche, unfehlbare Probe. Wir fanden dieselbe Vorstellung einer Entscheidungsbrücke auch bei den Muhammedanern[4]), sie begegnet auch anderswo[5]).

Damit ist jedoch nicht das letzte Wort gesprochen. Es folgt ein allgemeines Weltgericht, welchem die Auferstehung vorausgeht[6]). Unterdessen werden sich die Zustände und die Menschen auf Erden verändert haben. Schon ehe Soschioš erscheint, werden auf Erden die Übel abnehmen und die Menschen besser werden. Dies äussert sich darin, dass sie der Fleischspeisen sich entwöhnen, dann der Milch und des Gemüses, und nur noch von Wasser leben. Zehn Jahre aber, ehe Soschioš kommt, werden sie überhaupt nichts geniessen und doch nicht sterben. Damit sind sie wieder in den

1) Siehe oben S. 155.
2) Vendidad 19, 33 (Sp. 108).
3) Siehe Bd. I, S. 175.
4) Siehe Bd. I, S. 384.
5) SBE IV, S. 213 sind folgende Beispiele aus dem Volksmund angegeben: In Yorkshire sang man von „the Brig o' Dread, na brader than a thread". Und in einem Lied der Bauern von Nièvre ist die Rede von einem schmalen, kleinen Brett, das von der Erde zum Paradiese führe:

Pas pu longue, pas pu large
Qu'un ch'veu de la Sainte Viarge.
Ceux qu'saront la raison (= l'oraison?) d'Dieu
Par dessus passeront.
Ceux qu'la sauront pas
Au bout mourront.

6) Auch hierüber berichtet am vollständigsten Bundehesch K. 30.

paradiesischen Urzustand eingetreten. Nachdem Soschioš (Saošjant) gekommen, wird die Auferstehung der Toten vorbereitet, welche für Ahura M. ein leichteres Werk sei als die Erschaffung der Welt aus nichts, da ja die Menschen schon dagewesen sind und nur neu belebt werden müssen. Dies geschieht durch den weissen Haoma. Zuerst stehen die Gebeine des Gajomart auf, des Urmenschen, dann Maschja und Maschjana, das erste Menschenpaar, dann das ganze Menschengeschlecht (wohl der Reihe nach wie sie gelebt haben). Gute und Böse, Gerechte und Ungerechte stehen von dem Orte auf, wo sie gestorben sind. Nachdem sie ihre Leiber wieder an sich genommen, kennen sie sich wieder. Dann werden alle zum Gericht versammelt. Dabei sind an jedem seine guten und schlechten Taten zu sehen: Ein schlechter Mensch wird in dieser Versammlung so auffällig sein wie ein weisses (sic) Schaf unter schwarzen. War aber der Schlechte im Leben mit einem Guten befreundet, so wird er sich über diesen beklagen: „Warum lehrte er mich nicht in der Welt die guten Taten, die er selber tat!“ — so dass sein Freund sich in der Versammlung wird schämen müssen. Dann werden die Guten und Bösen geschieden, jene kommen in den Himmel, diese in die Hölle. Wenn dabei der Vater von seinem Kinde, der Bruder von seinem Bruder getrennt wird, werden heisse Tränen fliessen. Die Guten werden bekümmert sein um der Taten der Schlechten willen, die Schlechten um der eigenen Taten willen. Aber nur von einer Dauer von drei Tagen und drei Nächten ist die Rede, welche die Verdammten zunächst in der Hölle auszuhalten haben, und zwar unter furchtbaren Qualen, welche alles übersteigen, was sie dort vorher 9000 Jahre lang erduldet haben. Nachher müssen die Menschen alle einen auf der Erde entstandenen Strom von geschmolzenem Metall durchwaten, welcher den Gerechten aber nur wie laue Milch vorkommt, während die Ungerechten seine ganze Pein empfinden. Durch dieses Feuerbad werden die Menschen ganz rein. Zärtlich begrüssen sich dann die Angehörigen und Befreundeten und erkundigen sich bei den Ihrigen nach dem, was jede Seele erfahren und ausgestanden hat. Die Erde ist dann von ihren Bergen und Hügeln befreit (welche durch Ahrimans Einfall in die Welt entstanden und in jenen Metallstrom zerflossen sind) und eben geworden und kann so die grosse Zahl von Menschen fassen. Auch wird sie in die Nähe des Paradieses emporgerückt. Dann wird das Werk Ahura M.s vollendet. Soschioš wird für die Wiedererweckung der Toten ein feierliches Opfer veranstalten. Von dem Fett des dabei geschlachteten (mythischen) Stiers und dem weissen Haoma wird der Unsterblichkeitstrank bereitet und allen Menschen gereicht. Sie leben fortar alle glücklich, doch so, dass die Tugendhaften für ihre einst voll brachten Werke besondere Auszeichnungen und Belohnungen empfangen.

Dann bricht der letzte Entscheidungskampf zwischen Ahura M. und Angra M. aus, die sich während der 9000 Jahre nur in-

direkt durch ihre Kreaturen befehdet haben. Ahura M. fasst den Angra M. an, Vohumano den Akomano, Aša Vahišta den Andra usw. Alle feindlichen Wesen ausser dem Angra M. und der bösen Schlange Azhi Dahaka werden vernichtet. Dann kommt Ahura M. selbst als Oberpriester (Zaotar) in die Welt mit Sraoša, der ihm zudient. Durch ihre hl. Opferhandlungen nehmen sie dem Angra M. und Azhi Dahaka die Macht. Die Schlange kommt in dem glühenden Metall um und Angra M. stürzt sich in die Hölle hinab, wird aber samt den Unreinigkeiten dieses Ortes vernichtet. Auch die Hölle wird gereinigt. Dann ist Alles rein und Alles glücklich.

3. Kultus und Frömmigkeit.

Nach dieser Anschauung ist der Mensch in den Kampf zwischen dem guten und bösen Geist mitten hineingestellt. Die Bestimmung seines Daseins ist. nach Kräften sich daran zu beteiligen und für das Reich des Lichtes zu streiten. Auch in Kultus betätigt sich der Mensch an diesem Kampfe der Götter und Geister. Er bezeugt mit seinen Opfergaben nicht bloss seine Ehrfurcht und Dankbarkeit. sondern er stärkt dadurch die Götter selbst und erleichtert ihnen die Überwindung der feindlichen Macht. Denn sie bedürfen bei ihrem Ringen der Stärkung und Ermunterung gleich wie die Menschen[1]). Sonst sind sie ihren Gegnern gegenüber schwach und mutlos. So klagt z. B. Tištrja in seinem Kampf mit Apaoša dem Ahura[2]): „O Ahura M., die Menschen verehren mich nicht mit Opfer und Lobpreisung; würden sie mich verehren mit Opfer und Lobpreisung, so würden sie mir die Stärke von zehn Pferden, zehn Stieren, zehn Bergen, zehn Strömen verleihen.“ Darauf bringt ihm Ahura M. selbst ein solches Opfer, welches die genannte Wirkung hat, und Apaoša muss fliehen. Die Opfer bestehen in Gaben und Gebetsformeln, die Gaben aus hl. Wasser, hl. Fleisch und Haoma[3]). Der letztere Trank, der ja auch in Indien so viel über die Götter vermag, übrigens auch bei den Skythen gebraucht wurde[4]), galt als besonders mächtig. Da der Mensch durch den Hunger, den der böse Dämon ihm auferlegt hat, gezwungen ist, reine Tiere zu töten und zu essen, so hat er beim Schlachten eines solchen dem Gott Haoma dessen Kinnbacken, Zunge und linkes Auge zu weihen, wodurch die Lebenskraft des Tieres der guten Schöpfung erhalten bleibt. Der Trank Haoma wurde ursprünglich auch von den Menschen genossen, bei der kultischen Darbringung von den Priestern, sonst besonders auch medizinisch verwertet. Aber nicht minder stark ist der Zauber der Gebetsformeln. Besonders mächtig ist das Gebet Ahuna Vairja (Honover), welches

1) Dies erinnert stark an Indien, besonders den Indradienst!
2) Jašt 8, 23 f.
3) Vgl. oben S. 159.
4) Justi. Gesch. des alten Persien S. 81.

Ahura M. am Anfang der Weltschöpfung rezitierte und wodurch er Angra M. ganz aus der Fassung brachte. Dieses Gebet wird von den Parsen überaus häufig gesprochen, vor Beginn aller wichtigeren Geschäfte, beim Abreisen usw. Auch wird es oftmals wiederholt. Es ist wie meistens die magisch gebrauchten Formeln schwer verständlich, und wird daher sehr verschieden übersetzt. Nach Lehmann[1]) lautet es:

„Wie der werteste Herr, so steht der Prophet im Einklang mit Aša. Er übergibt Mazda die Werke, die in guter Gesinnung in diesem Leben geübt worden sind; und dem Ahura das Reich; der setzte ihn zum Schützer der Armen." (Jasna 27, 13.)

Ein anderes viel gebrauchtes Gebet ist das Ašem Vohu[2]), das besonders beim Schlafengehen und beim Erwachen zu sprechen empfohlen wird:

„Reinheit ist das höchste Gut; erwünscht ist sie, erwünscht für mich. Für die Reinheit das Paradies!" (Jasna 27, 14.)

Auch für die Heilkunde werden Besprechungsformeln am meisten empfohlen, indem sie wohltätig seien und jedenfalls weniger schaden als andere Mittel.

Bei Darbringung der Gebete hatte der Priester ein Bündel von Zweigen in der Hand zu halten, welches baresma (modern Barsom)[3]) genannt wird. Die Zweige dazu waren von Granatapfel- oder Dattelbäumen zu nehmen, jedenfalls von einem Baum ohne Dornen, und mussten unter besonderen Zeremonien gepflückt werden. Die heutigen Parsi haben dieselben durch Messingdrähte ersetzt, die, einmal geweiht, fortwährend gebraucht werden können.

Herodot (1, 131) sagt von den Persern: „Bildsäulen und Tempel und Altäre zu errichten ist bei ihnen nicht Brauch; ja sie legen es denen als Torheit aus, die das tun, und das meines Bedünkens darum, weil sie nicht wie die Hellenen glauben, dass ihre Götter von Menschenart sind. Dem Zeus schlachten sie das Opfer auf dem höchsten Berggipfel." Die Verehrung der Gottheit ohne Bild war gewiss hier wie bei den arischen Indiern das älteste; wir sahen aber, dass durch den Kultus der Anahita (S. 158 f.) Bilder eindrangen. Übrigens verbot keine Satzung auch den Ahura M. abzubilden, den wir denn auch auf assyrische Weise und später in der Sasanidenzeit auf griechische dargestellt finden. Ebenso wurden mit der Zeit kostbare Tempel errichtet.

Eine besonders wichtige Rolle spielt im parsischen Kultus das Feuer, welches schon vor Zarathuštra göttlich verehrt wurde (vgl. Agni bei den Indern), aber besonders geeignet war, die Herrlichkeit des lichten Gottes darzustellen. Es verscheucht die bösen Geister und erfreut die guten Götter. Daher war man beflissen, von dem Feuer des häuslichen Herdes als dem guten Genius des

1) LTR S. 266. Anders Spiegel, Avesta III, 3 f. — Tiele S. 186 u. a.
2) LTR S. 266.
3) Davon wird gewöhnlich das Reis verstanden, welches die Priester zu Jerusalem sich Ezech. 8, 17 an die Nase halten.

Hauses alle Unreinigkeit fernzuhalten. Man durfte es nicht mit dem Munde anblasen, da der Atem es verunreinigt hätte, noch weniger darein spucken oder sonst unreine Stoffe, z. B. gar Abfall von toten Körpern ins Feuer werfen. Vielmehr galt es als eine Pflicht der Frömmigkeit, das Feuer mit gutem, trockenem Holz, vielleicht gar mit wohlriechendem, zu speisen. Da aber beim profanen Gebrauch nicht jede Verunreinigung des Feuers zu vermeiden war, so legte man an manchen Stätten heilige Feuer an; dort holte man sich das Feuer und es galt für ein besonders gutes Werk, das Feuer wieder dorthin zurückzutragen, da es dadurch wieder gereinigt wurde. An den heiligen Stätten brannte das heilige Feuer in einem völlig finstern Raum, wo sein Glanz durch kein Sonnenlicht gedämpft war, in einem metallenen Gefäss, das auf steinerner Unterlage ruhte. Die Priester mussten es (und müssen es noch heute) mit verhängtem Munde bedienen. Auch im Freien standen jedoch Feueraltäre. Justi nimmt an, dieselben hätten nur bei Nacht gedient und das Feuer sei mit Tagesanbruch in das Innere der Tempel übergeführt worden. Auch tragbare Feueraltäre wurden gebraucht und von den Perserkönigen bei Feldzügen mitgenommen. Die heiligen Feuer sollen von einem einzigen stammen, das durch einen Blitz entzündet worden. Die Stadt Gezn (Schiz) in Atropatene und Ragha, welche sich um die Ehre des Geburtsorts Zarathuštras streiten, beanspruchen auch, die erste Bergungsstätte des hl. Feuers gewesen zu sein.

Opfer bringen und das hl. Feuer pflegen durften nur die Priester. Schon Herodot (1, 132) sagt, ohne die Magier hätten die Perser keine wichtige religiöse Handlung vornehmen dürfen. Im Avesta heissen jedoch die Priester Athravan (Feuerpriester); sonst werden sie auch Maubad, Môbed aus Maghupati d. h. „Magiervater“ oder Destûr genannt. Der ehrwürdigste Name aber ist Zaota, welches den eigentlich fungierenden Opferpriester bezeichnet, der die hl. Texte rezitiert und die heiligsten Handlungen vornimmt. Dass der Name Magier im Avesta nicht vorkommt, wird so erklärt, dass die Priester sich nicht selbst so hiessen, sondern vom Volke so benannt wurden als die einem fremden Stamm angehörigen. Am leichtesten erklärt sichs, wenn die Avesta-Sprache gar nicht die medische war (s. oben S. 145). Während man aber gewöhnlich annimmt, die Magier, die medischen Priester, seien die eigentlichen Träger des Zoroastrismus gewesen, was nach Herodot durchaus wahrscheinlich ist, denkt sich Justi die Sache so, dass die Magier die alten medisch-skythischen Priester des früheren Volkskultus wären, welcher den Elementen Feuer, Wasser, Luft usw. gegolten habe[1]). Völlig aufgeklärt ist die Sache nicht. Dagegen ist die Annahme, dass die Magier ebenso früh auch in Babylonien zu Hause waren und vielleicht dorther stammten, dahin-

1) Justi, Gesch. d. a. Persien S. 68. So erklärt er, dass Darius in seiner grossen Behistan-Inschrift berichtet, er habe die von dem Magier Gaumata zerstörten Tempel wiederhergestellt.

gefallen. Der rab mag Jerem. 39, 3, auf welchen man diese Meinung gebaut hat, wäre nach Pinches vielmehr der rab-mugi, d. h. oberste Arzt und Leibarzt des Königs[1]).

Die Priester hatten den Laien in den verschiedenen Lagen des Lebens, wo sie der Reinigung und Weihe bedurften, beizustehen. Schon die Geburt eines Kindes brachte Reinigungspflichten für dieses und seine Mutter mit sich. Das Kind galt übrigens bis zum siebenten Jahre als rein und schuldlos; vom fünften Jahre an belehrte man es über gut und böse. Aber wenn es in diesen jungen Jahren sündigte, traf die Schuld die Eltern. Mitglied der mazdajanischen Gemeinde wird es erst, nachdem es in den heiligen Wahrheiten unterrichtet worden, und zwar fand die Aufnahme im 15. Jahr statt, wo der Parse mit dem hl. Gürtel umgürtet wurde (vgl. die Schnur der Brahmanen). Der Gürtel hatte symbolische Bedeutung und musste bei Tage stets getragen werden. Heutzutage findet die Umgürtung schon mit dem siebenten Jahre statt. Von der Mündigkeitserklärung an muss das Kind einen Schutzpatron unter den Jazata und einen Destur (Beichtvater) sich aussuchen, dem es, wie den Eltern, unbedingten Gehorsam schuldig ist. Bei der Eheschliessung hat der Priester wiederum seinen Segen zu spenden. Die Ehe stand, als ein heiliger Vertrag, unter Mithras Schutz. Die Frau musste zwar dem Manne unterwürfig sein, aber sie war nicht rechtlos. Wenn er, was bei Kinderlosigkeit gestattet war, sich noch ein Weib nahm, durfte er die erste nicht verstossen. Auch waren die Fälle gesetzlich festgestellt, wo er sich scheiden lassen konnte. Unzucht galt als Dämonenwerk und war streng verboten.

Die Hauptpflicht des Menschen im Leben ist, sich rein zu erhalten. „Reinheit ist für den Menschen nächst dem Leben das höchste Gut, die Reinigkeit, welche durch Mazdas Gesetz dem beschieden ist, der sein eigenes Selbst reinigt mit guten Gedanken, Worten und Taten“[2]) Denn Unreinheit ist Besessenheit; durch Reinigung wird der Dämon ausgetrieben. Diese Reinigkeit wird überwiegend physisch gefasst und die physischen Unreinigkeiten nehmen weitaus am meisten Mühe und Sorgfalt in Anspruch. Die grösste Unreinigkeit ist die des Todes. Sowie jemand stirbt, fällt die Drudsch Nasu, ein böses Gespenst, über den Leichnam her, und muss durch umständliche Zeremonien unter priesterlichem Beistand vertrieben werden: durch den Blick eines Hundes, der zur Leiche geführt wird; durch Waschungen mit Wasser und mit Nirang (Urin von Kühen), einem sehr wirksamen und oft angewandten (in gewissen Fällen von Unreinigkeit sogar zu trinkenden!) Reinigungsmittel u. s. f. Auch darf der Tote weder begraben noch verbrannt werden, sondern derselbe ist auf einer Anhöhe in einem Dakhma, einem runden, turmartigen Gebäude ohne Dach[3]) auszu-

1) Vgl. meinen Kommentar zu Jer.[3] an der genannten Stelle.
2) Vendidad 5, 21 (Sp. 63 ff.).
3) Beschreibung des Dakhma bei Spiegel, Avesta II, S. XXXV ff.

setzen, damit die Vögel ihn verzehren. Ähnlich hielten es die Magier schon in der Achämenidenzeit, wie wir oben (S. 146 ff.) sahen, während diese Könige selbst sich begraben liessen. Im Vendidad werden Satzungen darüber in kasuistischer Ausführlichkeit gegeben und schwere Strafen auf deren Übertretung gesetzt. Das Verbot, die Toten zu beerdigen oder zu verbrennen oder ins Wasser zu werfen, beruht auf der Heilighaltung dieser Elemente, die durch den toten Körper verunreinigt würden. Insbesondere das Feuer würde durch solche Berührung unverantwortlich entheiligt; aber auch Erde und Wasser verlangen ähnliche Rücksicht. Doch nicht bloss Leichen, auch abgeschnittene Nägel und Haare sind als tote Körperbestandteile unrein und dürfen nicht etwa ins Feuer geworfen werden[1]). Ähnlich wie im mosaischen Gesetz ist die Todesunreinigkeit die grösste, aber auch die geschlechtlichen Funktionen führen zum Teil zu unreinem Zustand, wie die Geburt, die Menstruation u. dgl., in welchen Fällen die Unreine sich an einem sorgfältig abgesonderten Ort, von Feuer und Wasser entfernt aufhalten und gewissen Lustrationen sich unterziehen muss. Ebenso ist das unfruchtbare Entweichen des männlichen Samens eine schwer zu sühnende Befleckung.

Dagegen ists ein gutes Werk, ein Weib zu nehmen, und ein Lob, möglichst viele Kinder zu haben[2]). Denn dadurch wird das Reich des Lebens gemehrt. Ebenso ist die Bewässerung und Bebauung des Landes verdienstlich. Dadurch erweitert man die Herrschaft des guten Geistes. Umgekehrt ist Trägheit ein arges Laster. Es ist löblich, die Nacht zu durchwachen oder doch früh aufzustehen, um dem bösen Schlafdämon Abbruch zu tun. Der Hahn welcher früh weckt, ist ein gesegnetes Tier. Nach dem Erwachen soll man seine Gebetssprüche sagen und gutes Holz dem Feuer bringen. Auch vor dem Essen und sonst mehrmals am Tage sind Gebete zu sprechen. Das Fasten hingegen ist, abgesehen von den Reinigungen, wo es vorkommen kann, nicht vorgeschrieben, da die Schwächung des Leibes der parsischen Anschauung nicht gemäss ist. Die Busse spricht sich vielmehr aus in reuevollem Bekenntnis, gewöhnlich vor dem Destur. Die Macht solchen Sündenbekenntnisses, das paitita (später patet) heisst, ist so gross, dass die böse Tat dadurch aufgewogen, ja in eine gute verwandelt werden kann. Die Beichte wurde freilich mit der Zeit ein mechanisches Hersagen von Formeln. Eine andere wirksame Busse ist die Tötung ahrimanischer Tiere, z. B einer bestimmten grossen Zahl von Ameisen und anderem Geschmeiss, wie auch von Wölfen und sonstigen Raubtieren. Das Aas solcher Tiere verunreinigt den Tötenden nicht. Besonders aber wird die Disziplin

1) Diese Scheu, das Wasser oder Feuer zu verunreinigen, haben wir auch im Brahmanismus gefunden; sie ist also altarisch.

2) Vgl. Herodot 1, 136: „Nächst dem Mut im Streit gilt für ungemein wacker, wenn einer recht viel Kinder erzielt, und wer die meisten erzielt, dem sendet der König alljährlich sein Geschenk."

aufrecht gehalten mit der Peitsche, mit deren Hieben das Gesetzbuch ausserordentlich freigebig ist.

Von den ethischen Eigenschaften wird namentlich die Wahrhaftigkeit gerühmt. Die Hauptsünde ist Lüge und Falschheit. Wahrheit ist ja mit dem lichten Gott unzertrennlich verbunden, Unwahrheit und Betrug mit der Finsternis. Lügenhaftigkeit war übrigens zu allen Zeiten ein Hauptfehler der Perser; um so anerkennenswerter ist, dass die Religion sich zu diesem Nationalfehler in schärfsten Gegensatz stellte. Aber auch Geiz, Grausamkeit, Habsucht und andere Untugenden werden gerügt. Doch fällt sehr auf, wie viel strenger die Übertretungen der Zeremonialgesetze geahndet werden sollten, als die Verletzungen von menschlichem Leib und Leben. Wer z. B. einen Mann totschlägt, erhält nach dem Vendidad nur 90 Hiebe mit der Pferdepeitsche. Wer dagegen einen Flecken Land, auf dem vor weniger als einem Jahr ein Hund oder Mensch gestorben ist, bewässert oder besät, erhält 200 Streiche mit der Pferdepeitsche, 200 mit der Sraoscha-Peitsche[1]). 90 solche Hiebe erhält auch schon, wer den Knochen eines toten Hundes oder eines toten Menschen von der Länge eines Fingers, von der Grösse einer Rippe hinwirft, so dass sich Fettigkeit oder Mark davon ablöst![2]). Und so geht es mit drakonischer Strenge fort (für Tötung eines „Wasserhundes" oder Bibers sind gar 10000 Streiche angesetzt!), so dass man sich fragen muss, ob jemals diese Gesetze in Kraft gestanden haben und für ein ganzes Reich massgebend gewesen sind, oder ob es ein asketisches Handbuch der Priesterschaft war, das nur zum Teil in Wirklichkeit praktiziert wurde. Jedenfalls wird — ähnlich wie in Indien — das Erleiden der Strafe als im Interesse des Menschen liegend angesehen, da das Vergehen durch dieselbe gesühnt und in jenem Leben nicht mehr angerechnet wird. Wie Gutes und Böses nach dem Tode vergolten wird, haben wir im vorhergehenden Kapitel gesehen.

4. Theologische Kritik des Parsismus.

Blicken wir auf diese Religion des Avesta zurück, so muss zugegeben werden, dass die Iranier ihren indischen Brüdern an poetischer Auffassung der Naturgottheit und an philosophischer Tiefe der Spekulation nicht gleichkommen. In ersterer Hinsicht ist freilich nicht zu vergessen, dass wir, abgesehen etwa von den Gatha, kaum so unmittelbare Kundgebungen des religiösen Gemüts von ihnen besitzen, wie die Lieder des Rig Veda sie teilweise darstellen, sondern meist nur priesterliche Erzeugnisse liturgischen, lehrhaften und gesetzlichen Inhalts. Aber schon in bezug auf die

1) Vendidad 6, 3 (5). Die zweitgenannte ist durch ihren Namen als das religiöse Disziplinarmittel bezeichnet. Nicht klar ist, ob beide Instrumente identisch sind, oder eine doppelte Tracht gemeint ist.

2) Vendidad 6, 16 (30 ff.).

Auffassung der Gottheit ist die Religion Zarathuštras den indischen an religiöser Wahrheit und Reinheit weit überlegen.

Alle gute Gabe und alles vollkommene Geschenk, ja alles wahre Leben wird auf den Einen, guten, in ewigem Lichte wohnenden Gott zurückgeführt, der die Welt aus Nichtsein erschaffen und den Menschen sein gutes Gesetz gegeben hat. Wenigstens bei Zarathuštra selbst ist eine entschieden monotheistische Tendenz nicht zu leugnen. In den Gatha sind ja die Amschaspands, die so oft neben Mazda A. erscheinen, so abstrakt gefasst, dass sie blosse Eigenschaften und Attribute des Gottes, der sie geschaffen hat, darstellen. Auffällig und von grundsätzlichem Monotheismus abweichend ist jedoch schon hier die äusserliche Nebenordnung sogar bei der Anrufung. Siehe z. B. Jasna 28, 3: „Das ich Euch, o Aša, besingen will wie nie zuvor und den Vohu Mano und den Mazda A. und (all) die, denen Armaiti das nie sich mindernde Reich mehrt: kommt her zu meiner Unterstützung, wenn ich rufe!“ (nach Barthol.)

Der Dualismus stört den Monotheismus in den Gatha noch weniger. Zwar stehen sich schon hier zwei Zwillingsgeister von Anfang an gegenüber (Jasna 30, 3). A ein ein positives Schaffen wird dem bösen Geist noch nicht beigelegt. Vielmehr erscheint (44, 5) Ahura M. als Schöpfer von Licht und Finsternis. Später dagegen wird ihm nur die Erschaffung des Lichts zugeteilt, dem Angra M. aber die der Nacht und des Dunkels, wogegen schon der israelitische Prophet (Jes. 45, 7) zu polemisieren scheint. Immerhin ist auch im jüngern Avesta und den späteren Schriften dieser Dualismus kein absoluter, da der allwissende, alles vorauswissende Ahura M. dem bloss hinterher wissenden Angra M. von vornherein überlegen ist und denn auch schliesslich als unbestrittener Sieger aus dem Kampfe hervorgeht. Auch wird das Schaffen des bösen Geistes mit einem andern Worte bezeichnet als das des guten, und was jener hervorbringt, ist mehr nur das Negative, dem Lebenszweck Entgegengesetzte und ihn störende oder hemmende, hat daher kein ewiges Leben. Eine besondere Schule der Magier, die Gajomartier (nach Gajomart S. 165) hätten nach Schahrastani auch nicht gelehrt, dass Ahriman von Anfang an war. Sie sagen: Jazdan (=Ahura M.), der von Anfang war, habe gedacht: Wenn ich einen Gegner hätte, wie würde der beschaffen sein? Dieser Gedanke sei ein schlechter, mit der Natur des Lichts nicht harmonisierender gewesen; so sei daraus Ahriman samt der Finsternis entstanden. Vgl. auch die Zervaniten oben S. 163.

Schon Plutarch unterscheidet den Parsismus ausdrücklich von streng dualistischen Systemen. Denn er sagt[1]): „Einige meinen, es gebe zwei entgegenarbeitende Götter, einen Bildner des Guten, und einen des Bösen. Einige hingegen nennen den besseren: Gott, den andern: Dämon, wie Zoroaster, der Magier, der 5000 Jahre

1) Plutarch, Isis und Osiris, K. 46.

älter sein soll, als der trojanische Krieg. Er nennt den einen Horomazes, den andern Areimanios, und fügt die Erklärung hinzu, jener gleiche unter den wahrnehmbaren Dingen zumeist dem Lichte, dieser hingegen der Finsternis und Unwissenheit; zwischen beiden stehe der Mithres, daher nennen die Perser den Mithres Mittler. Er lehrte auch, jenem (Horomazes) Opfer des Gebetes und Dankes bringen, diesem aber abwehrende und düstere"[1]).

Zu dieser relativen Einheitlichkeit und Erhabenheit des Gottesbegriffs kommt der sittliche Charakter dieser Religion, welche den Menschen zum Kampf gegen das Böse, besonders allen Trug und falschen Schein aufbietet und entflammt. Eben dieser ethischen Auffassung ihres Gottes danken es auch die Parsen, dass sie ein positives Ziel der Geschichte kennen, indem dieser Gott schliesslich den vollen Sieg über die Anfechtungen des Feindes erlangen muss. So weist diese Religion mit der biblischen gewisse, nicht bloss äusserliche Ähnlichkeiten auf in ihrer Theologie, Kosmogonie (Weltschöpfung), Dämonologie, Eschatologie (messianische Erwartung, Auferstehung, Weltgericht), wobei man aber in der Annahme von Abhängigkeit und Entlehnung sehr vorsichtig sein muss. Darmesteter und Spiegel wollten die parsische Schöpfungslehre, letzterer auch den Auferstehungsglauben aus dem Judentum ableiten, im Zusammenhang mit einer gar zu niedrigen Ansetzung der Quellen. Gewöhnlich stellt man heutzutage das umgekehrte Abhängigkeitsverhältnis auf. So z. B. Bousset (s. S. 167), während Böklen sich begnügt, die analogen Züge zusammenzustellen und Söderblom die tiefergehenden Differenzen und die Selbständigkeit beider Entwicklungen stark betont. Vgl. auch Band I S. 293.

Zweifellos ist ja, dass das talmudische und überhaupt das ausserbiblische Judentum aus der parsischen Quelle geschöpft hat, so in der Dämonologie. Der Dämon Asmodi des Buches Tobit ist der von dort entlehnte aešma daeva; auch in eschatologischen Vorstellungen des späten Judentums hängen einzelne Züge unverkennbar mit der persischen Religion zusammen, welche die Juden mehr oder weniger rein in Babylonien kennen lernten. Allein anderseits haben die jüdischen Ideen von Weltschöpfung, Engel und Satan, Reich Gottes, Auferstehung der Toten, Messias u. s. f. ihre Wurzeln alle schon in der vorexilischen Zeit. Auch ist das Wesen beider Religionen so verschieden, dass sie auch in diesen Vorstellungen grundverschieden bleiben. Der Gott Ahura M. ist keineswegs über dem All so souverän gedacht, wie der Schöpfer Gen. 1 und 2. Ganz abgesehen davon, dass die alten Götter leicht wieder auftauchen und seine Alleinherrschaft und Allgenugsamkeit

1) Unter die letztern rechnet er fälschlich den Haoma (Omomi). Aus Theopomp führt er an, nach der Lehre der Magier herrsche abwechselnd der eine Gott über den andern 3000 Jahre, dann streiten sie wieder 3000 Jahre. Zuletzt unterliege Hades und die Menschen werden glücklich, indem sie weder der Nahrung bedürfen, noch Schatten werfen. Dann ruhe und feiere der siegreiche Gott eine Zeit lang.

beeinträchtigen, ist er darauf angewiesen, seinen grossen Feind durch List zu überwinden. Auch sahen wir, dass er erklärt, nicht ohne die Fravaši mit jenem fertig werden zu können[1]). Ebenso opfert er selber seltsamerweise andern Göttern und Genien, so der Ardvi Sura, die er dabei anfleht, sie möge ihm zur Sendung des Zarathuštra Erfolg schenken[2]). Ebenso opfert Ahura M. selber dem Tištrja, da die Menschen ihm nicht genug Opfer bringen[3]). Zuletzt kommt Ahura M. selbst als Priester auf die Erde hernieder, um zu opfern[4]). Das Opfern ist eben eine magische Tätigkeit ausserhalb des eigenen Machtbereichs der Gottheit und gewährt auch eine von sittlichen Werten unabhängige Macht. Deshalb sind die Götter von den Opferspenden der Menschen abhängig und auf diese angewiesen[5]). Ebenso ist auch das Gebet, die Anrufung der Gottes- und Götternamen etwas magisch wirkendes. Das Ethische tritt dabei sehr zurück.

Liesse sich nun auch von diesen Schattenseiten der parsischen Religion einiges ihrer Entartung auf die Rechnung setzen, so steht sie doch schon an ihrer reinsten Quelle, in den echten Gatha, weit hinter der biblischen zurück. Der finnische Theologe Pietilae[6]) hat Recht, der an diesem Gott und seinem Verhältnis zu den Menschen jene persönliche Lebendigkeit vermisst, die schon dem Gott Abrams eigen war. Er schreibt (S. 15):

„Ahura Mazda ist gross und herrlich, aber in aller seiner Herrlichkeit ist er doch arm. Er schreibt Gesetze vor, er gibt seine Offenbarung den Menschenkindern zum Wegweiser, er wacht über ihr Tun und Lassen mit unerbittlicher Strenge und Gerechtigkeit; aber dem schuldbeladenen, beängstigten, von der eisernen Notwendigkeit des Weltgeschehens niedergedrückten Menschenherzen hat er nichts zu geben; denn Liebe und Barmherzigkeit [NB. gegen die Sünder] kennt er nicht. Sein Charakter ist zu schematisch und abstrakt, zu wenig persönlich, als dass er Personen verstehen und individuell behandeln könnte. Er ist kein wirklicher Vater, und darum kann das Gemütsleben bei ihm keine Nahrung finden. Und dazu kommt eine andere Schwäche. Er beteiligt sich von Anfang an zu wenig persönlich an dem Weltgeschehen, überlässt die Regierung seinen Erzengeln, und so ist die Tür dem Polytheismus geöffnet."

Was die Wirkung dieser Religion auf ihre Bekenner anbetrifft, so ist nicht zu leugnen, dass dieselbe ganz anders zu männlichem, energischem Tun begeistern konnte als der Brahmanismus und Buddhismus Wenn diese Religionen Heroen nur im Dulden

---

1) Siehe oben S. 161.
2) Jašt 5, 17 ff.
3) Jašt 8, 25. Vgl. oben S. 170.
4) Siehe oben S. 170.
5) Siehe oben S. 170 f.
6) A. J. Pietilae, Drei Versuchungsgeschichten: Zarathuštra, Buddha, Christus. Helsinki 1910.

und in der Ergebung erzeugten, so ist dagegen für die Iranier der Kampf wider alles Widerwärtige das Element ihres Lebens wie ihrer Religion. Das Schlechte wie das Böse und insonderheit das unwahre Scheinwesen zu bekämpfen ist des Menschen Bestimmung auf Erden. Dieser Kampf ist der um die äussere Weltherrschaft und zugleich um den Sieg des Guten. Das Leben soll ein ethisch-religiöser Kampf sein, seine äusserliche Entwicklung aber dadurch nicht gehindert, sondern vielmehr gefördert werden. Dem krankhaften indischen Pessimismus steht hier ein gesunder Lebensmut gegenüber. Und nicht bloss Gerechtigkeit und Treue, sondern auch Wohltätigkeit, Liebe zu den Armen, Schwachen werden dem Menschen kategorisch eingeschärft. Nur geht diese Menschenliebe nicht über die Schranke des eigenen Volkstums hinaus. Der Hass gegen die Feinde ist eine Tugend, denn sie gehören zum widergöttlichen Reich.

Auch zeigt sich die Ethik hier sehr abhängig vom Physischen, über das sie sich nicht wahrhaft erhoben hat.

Die Kardinaltugend der Reinheit (Aša) ist ein überwiegend physischer Zustand, wenngleich auch Geistiges sich daran knüpft: das geistig Ethische wird materialisiert, zum Teil geschmacklos genug, wie in den Nirang-Zeremonien! Das Gewissen erschöpft sich in der Warnung vor jeder Berührung mit unreinen physischen Stoffen, besonders mit allem Toten; aber was innerlich die Seele verunreinigt, kommt selten zur Sprache. Daher denn auch die ebenso unvernünftigen wie unbilligen Gesetze, welche schwere Verbrechen nicht schwerer, sondern leichter bestrafen, als blosse Verstösse gegen die Reinigkeitsregeln. Dass der wahre Adel des nach Gottes Bild geschaffenen Menschen nicht erkannt wurde, zeigt sich darin, dass zwischen dem Menschen- und Tierreich kein tieferer Unterschied erkannt wird. Nicht nur mythische Stiere und Hunde erfahren mindestens so hohe Ehre wie der Mensch, sondern auch die irdischen Hunde stehen in den religiösen Texten in der Regel vor den Menschen, und werden besser geschützt als diese [1]). Kurz, auch diese Religion verleugnet bei allen Lichtblicken, die wir in ihr antreffen, nicht die Naturbefangenheit des Heidentums. Sie zeichnet sich aber vor den andern aus durch erhabenere Auffassung der Gottheit und ernstere, zutreffendere Ansicht vom Weltleben, als einem Kampf zwischen dem Göttlichen und Widergöttlichen, wobei jenes zuletzt triumphiert. Deshalb fehlt es auch nicht an merkwürdigen formellen Berührungen mit den rein monotheistischen Religionen des Judentums und Christentums und auch des Islam, welche Ähnlichkeiten teils durch Verwandtschaft der Ideen, teils durch Entlehnung entstanden sind. Entlehnung ist ja nur da möglich, wo eine gewisse Verwandtschaft vorausgesetzt wird.

1) Es gilt als schweres Verbrechen, dieses wachsame Tier Ahura M.'s nicht gut zu füttern oder zu schlagen oder gar zu töten. Vendidad 13 stellt eine lange Reihe strenger Strafbestimmungen dafür auf.

5. Der spätere Mithradienst im Morgen- und Abendland[1]).

Der Parsismus hat späterhin unter dem Einfluss des Morgen- und des Abendlandes gewisse Wandlungen durchgemacht. Bemerkenswert ist besonders die Erhebung des Mithra zum Hauptgott um die letzte vorchristliche Zeit. In dieser Gestalt des Mithrakultus, mit dem auch viel Abendländisches verschmolzen wurde, hat sich persische Religion in den folgenden Jahrhunderten mit grosser Expansivkraft über das römische Reich ausgebreitet und ist im Abendland nur durch das siegreich aufstrebende Christentum überwunden worden.

Der altiranische Lichtgott Mithra hatte sich im System Zarathuštras mit einer untergeordneten Stellung begnügen müssen (s. oben S. 157), um dem Ahura Mazda seine unbestrittene Herrschaft über das Lichtreich zu lassen. Er rangierte im System nicht einmal mit den sechs zu diesem gesellten Amschaspand, sondern musste, gleich andern alten Göttern, mit der Würde eines der vielen von Ahura M. geschaffenen Jazatas vorlieb nehmen. Allein seine alte Erhabenheit, welche der des Ahura M. kaum etwas nachgibt, tritt, wie wir schon oben (S. 157 f.) sahen, auch in den Hymnen des Avesta deutlich hervor und entschwand nie ganz dem Bewusstsein. In der Volksreligion war wohl Mithra die lebensvollste Göttergestalt, Herrscher und Krieger mochten eine besondere Vorliebe für den streitbaren Lichtgott haben. Schon die Inschriften der Achämeniden bestätigen das. Zwar erscheint Mithra noch nicht in denen des Darius und Xerxes, wohl aber in denen des Artaxerxes II. neben Ahura M. und Anahita, und in denen des Artaxerxes III. allein neben Ahura M. Diese Könige ehrten ihn als Siegverleiher. Dass die Perser häufig beim Mithra schwuren, bezeugen die Klassiker[2]). Dies erklärt sich aus seiner oben beschriebenen Bedeutung als Wahrheits- und Rechtsgott, zeigt aber zugleich, wie hoch der Gott vom Volksbewusstsein geschätzt wurde. Nicht minder bedeutsam ist, wenn Plutarch[3]) Mithra den Mittler zwischen Ahura M. und Angra M. nennt. Eigentlich ist der Mittelraum zwischen diesen beiden Vaju, der leere Raum, Luftraum, Luft. Aber da eben diese vom Licht ganz durchdrungen wird, konnte Mithra als Mittler angesehen werden. Jedenfalls beweisen die griechischen Berichte, dass ihm weitgehende Ehre erwiesen wurde. Auch im Kultus war er sichtlich bevorzugt. Der siebente Monat war ihm geheiligt, wahrscheinlich auch der 16. Tag jedes Monats. Von dem Historiker Duris (340—276) z. B. hat Athenäus die Notiz, dass dem Perserkönig an einem Tag des Jahres, wo man dem Mithra opferte, gestattet war, sich zu berauschen und zu tanzen.

---

1) Franz Cumont, Textes et Monuments relatifs aux mystères de Mithra, 2 voll., Bruxelles 1896. Derselbe, Die Mysterien des Mithra (Auszug aus dem Vorherigen), deutsch von Georg Gehrich, Leipzig 1903.
2) Xenophon, Plutarch. Siehe Windischmann. Mithra S. 55 f.
3) Siehe die Stelle oben S. 176.

Dieses Fest, Mithrakana, später Mithragân geheissen wurde besonders hoch gehalten.

Nach allem dem lag es nicht so fern, den Gott Mithra in den Mittelpunkt der Religion zu stellen und als den Höhepunkt der Götterwelt zu feiern. Zugleich nahm er bestimmter die Züge des Sonnengotts statt eines allgemeinen Lichtgottes an. Hier scheint babylonischer Einfluss massgebend gewesen zu sein. Bei den vielen Beziehungen der Perserkönige zu Babylonien kann es nicht b fremden, dass ihre Religion auch unter den zaubermächtigen Bann des alten Babel und seines Astralsystems geriet. Wie Ahura M. mit Bel, Anahita mit Istar, so wurde Mithra mit dem Sonnengott Šamaš identifiziert, zumal auch dieser Gott des Rechts und der Gerechtigkeit war (Bd. I, 200 f.).

In der Eigenschaft des siegreichen Sonnengottes[1]) war Mithra unter den Arsakiden die herrschende Götterfigur der parsischen Mythologie und behauptete dieses Ansehen dank den Magiern, die sich in Kappadozien, Galatien usw. niedergelassen hatten, bis weit nach Kleinasien hinüber. Hier in Kleinasien näherte sich der Mithradienst den Mysterien der „grossen Mutter“ Die Verbindung Mithra und Anahita (griech. Anaitis)[2]), die wir schon bei den Achämeniden fanden, schien dem Paar Attis und Kybéle zu entsprechen. Daher mag es kommen, dass man Mithra-Mysterien einrichtete, welche sich leicht an die der grossen Mutter anschliessen und von deren Duldung im römischen Reich Gewinn ziehen konnten, so verschieden der Inhalt der beidseitigen Mysterien muss gewesen sein. Sie ergänzten sich wenigstens insofern, als die des Mithra nur für Männer. die der weiblichen Gottheit nur für Weiber zugänglich waren. Dank diesen Mysterien drang der Mithrakultus auch in den Westen des römischen Reiches ein, in die Donauländer, Italien, die Rheinlande u. s. f, und behauptete sich hier auch noch zu der Zeit, wo im Stammland des Parsismus durch die Sasaniden wieder ein reinerer Mazdaismus hergestellt worden war.

Vom 2.—4. Jahrhundert war die Blütezeit der Mithrageheimlehre im Abendland. Sie kannte übrigens nicht bloss diesen einen Gott. In den Mithraheiligtümern findet man auch den alten „Kronos“ dargestellt (=zervana akarana S. 163), als löwenköpfigen Gott des Alls, den Leib bis zu den Füssen von einer Schlange umwunden, mit zwei Schlüsseln in der Hand. Diesem Urgott sei das erste Paar, der Himmel (Ahura=Zeus) und die Erde (Spenta Armaiti=Juno) entsprungen. Von diesen beiden stammen der Ozean (Apâm Napât= Neptun), ferner Arbagnes (Veretragna=Hercules), Bacchus=Haoma

1) Im Neupersischen bezeichnet mihr (aus mithra) geradezu die Sonne.

2) Für diese Paarung spricht auch der Umstand, dass Herodot (1, 131), Berosus und Plutarch von einer weiblichen Gottheit der Perser namens Mithra wissen wollen. Da die persischen Quellen davon keine Spur zeigen, wird es sich bei dieser Göttin, die Herodot Urania nennt und mit der assyr. Mylitta, der arabischen Alilat gleichsetzt, um die dem Mithra beigesellte Anahita handeln.

u. a. m. Man sieht hier das Bestreben, sich den in der griechisch-römischen Welt geläufigen Namen und Vorstellungen anzuschliessen und so eine Weltreligion zu bieten. Ebenso wird der Herrscher der Finsternis, Ahriman mit Pluto identifiziert. Aber auch eine komplizierte Astrologie hatten die Magier von den Babyloniern übernommen und vermittelten sie dem Abendland, wo sie auch unter der Herrschaft des Christentums noch Jahrhunderte lang fortwucherte.

Aber der eigentliche Held der Mythologie und Mittelpunkt der Religion ist hier Mithra. Zahllose Weiheinschriften feiern ihn: Mithrae deo invicto oder soli (der Sonne) invicto. Er wird also mit der Sonne identifiziert, daneben aber auch von ihr unterschieden, wie wir gleich sehen werden. Er gilt recht eigentlich als die Versichtbarung des unsichtbaren Gottes. Nach beliebter Darstellung wird er als Knabe aus einem Felsen geboren, in der Rechten ein Messer, in der Linken die Fackel haltend. Hirten kommen ihn anzubeten und ihm ihre Erstlinge darzubringen. Als nackt geboren, fertigt er sich ein Kleid aus Feigenblättern an. Er besiegt den Sonnengott und befreundet sich dann mit ihm; er setzt dem Sonnengott die Strahlenkrone aufs Haupt (wird also hier im Mythus von jenem unterschieden). Das Hauptabenteuer des jungen Mithra aber war die Tötung eines mächtigen Stiers, der an jenen Urstier (S. 165) erinnert. Mithra bändigte ihn zuerst, dann gab er ihm auf Geheiss des Himmelsgottes nicht ohne Bedauern den Todesstoss. Da gingen aus dem Stier alle heilsamen Kräuter und Pflanzen hervor, aus seinem Rückenmark sprosste das Getreide, aus seinem Blute der Weinstock, während der böse Geist umsonst versuchte, das Leben durch sein Ungeziefer zu vergiften. Dieser Stierkampf findet sich nach dem edeln Vorbild eines griechischen Bildhauers in mehr oder weniger vollkommener Nachahmung regelmässig in den Mithragrotten abgebildet: Der jugendliche Held Mithra hat sich über den Rücken des gewaltigen Stiers auf ein Knie niedergelassen, mit der Linken die Nüstern des Stiers gefasst und stösst ihm mit der Rechten das Schwert vorn in die Seite. Ein Hund scheint ihm beizustehen, der von vorne das Tier anfällt, während unter dem Stier eine Schlange sich an diesen heranmacht und ein Skorpion es auf seine Hoden abgesehen hat.

Sollte schon nach der altpersischen Religion das Leben des Menschen den stetigen Kampf des Guten gegen das Böse zum Inhalt haben, so tritt dieser Zug in den Mysterien noch stärker hervor. Der Adept soll durch sie eben zum siegreichen Kampf gegen die Macht der Finsternis geschickt werden. Wie die Moralgebote, die dem Mysten eingeschärft wurden, sich zu denen des Avesta verhielten, ist nicht näher bekannt; jedenfalls spielten Reinigkeitssatzungen dabei wieder eine Hauptrolle. Doch war die Tendenz der Mysterien eine schärfer asketische. Als löblich gilt die Enthaltung von gewissen Nahrungsmitteln, sogar völlige Enthaltung vom Geschlechtsgenuss, was zum alten Parsismus ganz und gar nicht stimmt. Der

heldenhafte, unbesiegte Mithra ist bei diesem Kampfe Vorbild und Helfer. Die Seelen kommen nach wohl bestandenem Kampf in den Himmel, aus dem sie ursprünglich auf die Erde herabgestiegen sind; die der Mysten dringen weiter als die andern in die obern Himmelsgemächer hinauf, wo Mithra sie willkommen heisst. Auch eine allgemeine Auferstehung der Toten wurde beibehalten. Sie ist verbunden mit einem letzten Gericht, wobei die Gerechten den Unsterblichkeitstrank kosten dürfen, während die Bösen und Unreinen vom Feuer vernichtet werden. Auch Ahriman und sein Gefolge geht in diesem Weltbrand zugrund.

Die Eingeweihten nannten sich Brüder. Es gab unter ihnen nach Hieronymus[1]) Angabe, welche die Inschriften bestätigen, sieben Weihegrade: Der μύστης oder sacratus hiess erst corax (Rabe), dann κρύφιος, kryphius, Verborgener; dann miles (Soldat), darauf leo (Löwe), dann Perses (Perser), ἡλιοδρόμος, Sonnenläufer, endlich pater. Das Oberhaupt der Gemeinde wurde pater patrum genannt. Teilnehmer an den geheimen Riten wurde man erst mit Grad 4 (Löwe). Die Einweihungszeremonien stellten hohe Anforderungen an den Mut und die Leidensfreudigkeit des Adepten. Mag auch das Gerücht oft übertrieben haben, so gingen doch jedenfalls strenge asketische Übungen der Weihe voraus. Hunger, Durst, Geisselung, und wie verlautet, auch Feuersqual und Kälte sollte der Mann ertragen, um würdig zu sein, in die Streiterschar Mithras eingereiht zu werden. Nach mehrfachen Angaben wurden bei diesem unheimlichen Kultus auch Menschen getötet. Die Mysterien fanden in lichtlosen Höhlen oder Grotten statt, was an die dunkeln Feuertempel des Parsismus erinnert. Dem Adepten wurden besondere Schrecknisse bereitet, indem er durch die grause, dunkle Totenwelt zu wandern hatte, ehe das helle Licht des Lebens ihm aufging. Dann wurde ihm auch ein hl. Mahl gereicht: Brot und Wasser, letzteres (mit Wein vermischt?) zum Ersatz für den berauschenden Saft haoma, den Unsterblichkeitstrank. Durch diesen Trunk sollte der Genosse Mithras ausserordentliche Kraft zum Kampfe bekommen.

Nicht eigentlich zum Mithradienst gehören die Taurobolien; doch wurden sie nicht selten in der Nachbarschaft der Mithragrotten des römischen Reiches vollzogen. Diese Art des Stieropfers war besonders in Kappadozien im Kultus der dort einheimischen Göttin Ma zu Hause, und der mit dieser kombinierten Anahita. Die erstere nannten die Griechen Artemis Tauropolos. Die Übung bestand darin, dass der Einzuweihende in eine Grube hinabsteigen musste, in welche das Blut des in einem obern Raum geschlachteten Opferstiers durch einen durchlöcherten Bretterboden herabfloss, so dass er davon über und über begossen wurde. Die reinigende und stärkende Kraft sollte auf diese Weise auf ihn übergehen. Den Ritus nannte man Tauropolion oder nach Volksetymologie

1) Hieron. epist. 107 ad Laetam.

Taurobolion. So roh die Zeremonie war, wurde sie doch auch im römischen Reiche sehr geschätzt. Im Zusammenhang mit dem Mithrakult mag sich die Deutung vergeistigt haben. Man brachte dort den Stier ohne Zweifel mit dem Urstier in Verbindung, aus dem alles neue und gute Leben stammt.

Der kampfbeseelte Mithradienst zog namentlich die Krieger an, und hauptsächlich durch die Legionen, die vom Osten ins westliche Reich versetzt wurden, fand er seinen Weg dorthin. Denn die eifrigen Anhänger des Lichtgottes wollten überall, wo sie länger sich aufhielten, ein Mithraheiligtum haben und statteten ein solches aus, so gut sie konnten. Ausser den Soldaten waren es namentlich Angehörige der untern Klassen, fremdländische Sklaven und Freigelassene, die sich diesen Bruderschaften anschlossen. Aber auch die Cäsaren selbst stellten sich zu diesem Kultus freundlich und begünstigten ihn sogar auffällig seit Commodus, der sich förmlich in denselben einweihen liess. Noch der letzte heidnische Kaiser Julian war ihm fanatisch ergeben. Der Sonnengott gab eben der Person des Kaisers selbst einen göttlichen Nimbus. Dass dagegen die Frauen, deren Aufnahme in diese rauhen Mysterien nicht angezeigt schien, ausgeschlossen waren, beraubte diese Gemeinschaft eines Elements, das z. B. den Isismysterien sehr zustatten kam, und dessen Fehlen vollends dem Christentum gegenüber als schwerer Mangel empfunden werden musste. Sonst ist schon den Kirchenvätern manche Ähnlichkeit zwischen beiden Kulten aufgefallen. Taufe, Konfirmation, Abendmahl wiesen so ähnliche Züge auf, dass man sich gegenseitig Nachahmung vorwarf. In einzelnen Zügen mag ja Beeinflussung stattgefunden haben, z. B. bei Verlegung des Weihnachtsfestes auf den 25. Dezember. Im allgemeinen aber handelt sichs nirgends um direkte Entlehnung auf der einen oder andern Seite. Der Unterschied ist bei näherer Prüfung überall grösser als die Analogie.

6. Die heutigen Parsi.

Zur Zeit des Kyrus und Darius hat es scheinen können, als sollte der Parsismus Weltreligion werden. Dies ist kein unvollziehbarer Gedanke, da diese Religion kein ausschliesslich nationales Gepräge hatte, sondern ganz wohl auf andere Völker sich übertragen liess, wie die Erfahrung gezeigt hat. Allein die Niederlagen des Xerxes im Kampfe mit Griechenland und der Sieg Alexanders des Grossen über das Perserreich entschieden anders und gaben der politischen Bedeutung der Gemeinde Zarathuštras einen schweren Stoss, von dem sie sich nie mehr ganz erholen konnte. Wohl haben die Magier auch seitdem ihr Erbe treulich gehütet und ein Absenker ihrer Religion, der Mithrakult, hat sogar, wie wir eben sahen, nicht nur das römische Reich überwuchert, sondern auch den mächtigsten Thron der Welt einmal für sich gewonnen. Allein es war die letzte Stunde des Heidentums. Vor Christus musste

Mithra bald erbleichen. Seit im Jahre 377 n. Chr. seine Grotte in Rom zerstört war, erhielt sich sein Dienst nur noch kümmerlich in den Provinzen. Die Kirchenväter haben immerhin noch öfter Anlass ihn zu bekämpfen, noch mehr freilich den Manichäismus[1]), der verwandte Ideen zeigt und manche frühere Verehrer Mithras in seinen Orden aufnehmen mochte, aber noch weniger beanlagt war, eine Volksreligion zu werden. Im Osten haben freilich unterdessen die Sasaniden, für welche Thron und Feueraltar solidarisch verbunden waren, das reine Bekenntnis des Zarathuštra noch einmal zu Ehren gebracht. König Schapur II. wollte sogar das Christentum ausrotten, und verfolgte die Christen aufs grausamste. Allein das Schicksal des Perserreichs wie seiner Religion war besiegelt, als die eroberungslustigen Bekenner des Islam in erster Begeisterung diese ihnen an Bildung und Kriegskunst weit überlegene Grossmacht niederwarfen und die Fahne des Propheten überall im Lande aufpflanzten[2]). Zwar gab es noch im 10. Jahrhundert an jedem grösseren Ort auch Feuertempel und Magier; und im 12. hat sie Schahrastani auch noch gut gekannt. Aber mehr und mehr verschwand der Glaube Zarathuštras und machte dem lebenskräftigeren Glauben an Allah Platz, der trotz seiner verschiedenen Herkunft doch auch manche Berührungspunkte mit dem bisherigen bot. Nur kümmerliche Reste der alten Religion haben sich in Jezd und Kerman erhalten; man zählt dort noch etwa 5000 Seelen, die sich dazu bekennen.

Andere wanderten aus und eine nicht zu verachtende Kolonie von Parsi[3]) hat sich bis heute an der Westküste Indiens erhalten, wohin sie vor dem Druck der fremden Religion geflohen sind. Sie wohnen in Gudscharat, die meisten aber in Bombay. Sie haben das Verdienst, die alten heiligen Bücher des Avesta wenigstens teilweise erhalten zu haben, und zwar in der alten „Zend"-Sprache, deren sich die Priester noch beim Gottesdienst bedienen, ohne sie freilich zu verstehen. Sie haben aber auch die Traditionen bewahrt und lesen die hl. Bücher in einer nach dem Pehlewi-Text angefertigten Übersetzung ins Gudscharati. Bei ihnen findet man noch die alten Feuertempel, welche von vermummten Priestern in weissem Gewande bedient werden, wie die alten, von Aasvögeln umkreisten Dakhmas oder „Türme des Stillschweigens", wie sie genannt werden. Hier leben noch die alten Riten und Bräuche. Der Knabe wird noch immer mit dem hl. Gürtel und Hemd angetan und man hütet sich wie einst, das Wasser oder das Feuer, die Luft oder die Erde zu verunreinigen. Die Priester waren bis auf neuere Zeit unwissende Leute und die Gemeinde

1) Siehe Bd. I, S. 299 ff.
2) Band I, S 395 f.
3) Über die heutigen Parsi gibt Auskunft Dosabhai Framji Karaka, History of the Parsis including their manners etc. (2 voll. 1884). Vgl. über sie auch Max Müller, Essays Bd. I, wo noch andere Schriften moderner Parsi genannt sind, und WPR II, S. 898–920.

beobachtete zwar sorgfältig die alten Gebräuche, wusste aber über die Lehre wenig Bescheid. Dies ist jedoch anders geworden. Besonders der Hohepriester Peshotanji Behramji Sanjana (starb 1898) war ein vorzüglicher Kenner der alten Literatur und machte sich um die Hebung der Kenntnisse seines Klerus sehr verdient. Auch die Laien sind heute besser unterrichtet. Als das missionierende Christentum in gefährliche Nähe kam, hat man ihnen einen Katechismus in Gudscharati in die Hand gegeben, welcher die Hauptlehren in moderner Fassung enthält. Unterdessen hat sich diese durch den Handel wohlhabend gewordene Kolonie auch auf eine achtbare Stufe der Bildung erhoben. Die Folge davon war, dass bei einer Partei derselben auch eine liberalere Anschauung in bezug auf die alten Gebräuche sich Bahn brach. Namentlich nahm diese Anstoss an den Nirang-Zeremonien, während die konservativere bei den Satzungen und Lebensgewohnheiten der Väter verharrt. In bezug auf die Lehre sind jetzt die geistigen Führer der Gemeinde erklärte Monotheisten. Sie legen auch den Avesta rein monotheistisch aus. So z. B. der Destur Rastamji Edulji[1]), der auch keine Art von Dualismus in seinem heiligen Buche zugibt. Dass er dasselbe idealisiert, kann man ihm nicht verargen, ebensowenig, dass er mit Befriedigung Äusserungen europäischer Gelehrten abdruckt, welche meinen, das Judentum wäre ohne den Parsismus nicht über den Sadduzäismus hinaus zu einer transzendenten Eschatologie gekommen!

Jener eben erwähnte Katechismus gibt eine höchst einfache Glaubens- und Sittenlehre: Ein Gott, Schöpfer Himmels und der Erde, von dem die hl. Bücher des Zarathuštra unfehlbare Kunde geben; Beobachtung der mazdajanischen Riten und Sittengebote; Auferstehung und gerechtes Gericht am letzten Tage. Chantepie hebt hervor, dass sie sich mit dieser einfachen Dogmatik eigentlich stark dem Islam genähert haben. Doch ist der Geist ihres Glaubens und Lebens ein anderer, wie auch die Formen des Kultus ihre Eigenart bewahrt haben. Sie werden gelehrt, beim Gebet den Blick auf etwa glänzendes, Feuer, Sonne, Licht zu richten, verwahren sich aber dagegen, dass sie das Feuer anbeten; vielmehr sei dasselbe nur ein Abglanz der Gottheit, an dem sich ihre religiösen Gefühle entzünden. Gegen das Christentum verhalten sie sich ganz ablehnend und polemisieren gegen die christliche Lehre einer Versöhnung durch Stellvertretung. In jenem Katechismus heisst es u. a: „Wenn jemand sündigt in dem Glauben, dass ein anderer ihn erlösen kann, so werden der Betrogene und der Betrüger am Tage Rastâ Khez verdammt werden . . . Es gibt keinen Erlöser. In jener andern Welt wird euch vergolten werden nach euern Handlungen . . . Eure Handlungen und Gott selbst sind eure Erlöser.

1) Rastamji Edulji Dastoor Peshotan Sanjana, Zarathushtra and Zarathushtrianism in the Avesta, Leipzig 1906.

Er gibt und er vergibt. Wenn ihr eure Sünden bereut und euch bessert, und der grosse Richter euch seiner Vergebung wert findet, oder euch gnädig sein will, so kann und will er allein euch erlösen." — Diese „Feueranbeter", wie man sie trotz ihres Protestes nennt, sind eine friedliche, fleissige und häuslich solide Gesellschaft, welche sich allgemeinen Ansehens erfreut. Wenn sie trotz ihrer Vereinsamung so lange bei ihrem Glauben geblieben ist, so lässt sich das ähnlich erklären wie bei den Juden in der Zerstreuung, nämlich daraus, dass die nationale Sonderexistenz dieser Flüchtlinge auf ihrem besondern Glauben beruht und dass dieser Glaube in einem System von heiligen Gebräuchen und Satzungen verkörpert ist, welche auch in der Zerstreuung ein festes, einigendes Band bilden.

III. Die Hellenische Religion[1]).

Einleitung.

Der indogermanische Stamm, von welchem die arischen Bewohner Indiens und die Iranier sich abgezweigt haben, weist noch weit reichlichere Ausladungen im Westen auf. Zu ihm gehören im Süden Europas die Griechen und Italiker, im Norden die Letto-Slaven und Germanen, in Mitteleuropa (von der obern Donau und dem Rhein bis nach Britannien) die Kelten und andere für die Kultur minder bedeutende Völker wie die Thraker, Illyrier u. a. Vom Ursitz dieser Völkersippe und ihren religiösen Stammbegriffen war schon oben Bd. I S. 2 f. die Rede.

Mit den Italikern weisen die Griechen noch nähere Verwandtschaft auf als mit den übrigen Indogermanen, haben also wohl mit ihnen länger zusammen gelebt. Von der Zeit ihrer Einwanderung in Griechenland wissen die Griechen selbst nichts mehr, während ihnen bewusst ist, dass in diesem Lande bedeutende Wanderungen ihrer Stämme stattgefunden haben, wobei diese im allgemeinen vom Norden (Epirus, Thessalien) nach Süden vordrangen. Aus diesen Verschiebungen erklärt sich das Vorkommen derselben Ortsnamen in verschiedenen Landesteilen. Von einem fremden

---

1) Vgl. E. Curtius, Griechische Geschichte, 6. Aufl., 3 Bde., Berl. 1887—89. — Max Duncker, Geschichte des Altertums Bd. V—IX (1888). — Eduard Meyer, Gesch. des Altert. Bd. II, Stuttgart 1893—1902 u. I, 2 (2. A.) 1909 S. 677 ff. — G. F. Hertzberg, Geschichte von Hellas und Rom. Bd. I, Berlin 1879 (bei W. Oncken). — Derselbe, Griechische Geschichte, Halle 1884. — Roth Westermayer, Griechische Geschichte, 4. Aufl., München 1891. — Jakob Burckhardt, Griechische Kulturgeschichte, Bd. I u. II, Basel 1898. — Erwin Rohde, Die Religion der Griechen. Tübingen, Leipzig 1902.

Volke, welches die Griechen auf diese Weise unterjocht oder vertrieben hätten, wissen sie nichts mehr. Wohl brauchen sie von den frühesten Bewohnern des Landes den dunkeln und verschieden gedeuteten Namen Pelasger. Aber derselbe Herodot, der diese Barbaren nennt und ihnen vermutungsweise eine nichtgriechische Sprache zuschreibt, nennt doch an derselben Stelle[1]) diejenigen Hellenen, welche bei jenen Wanderungen ihre Wohnsitze nicht wechselten, pelasgische, was darauf führt, dass die ersten griechischen Stämme, die sich im Lande festsetzten, so genannt wurden und der Name weiterhin von dem vor den berühmten Wanderungen liegenden Stadium der nationalen Entwicklung gebraucht wurde, so dass z. B. die Städte, die schon früher blühten, als „pelasgische" galten. Im übrigen trug wohl ursprünglich ein einzelner griechischer Stamm den Namen Pelasger, der dann auf das Gesamtvolk übertragen wurde, wie es in etwas spätern Perioden mit den Stammnamen „Achäer" und „Hellenen" geschehen ist.

Nach Mittelgriechenland und in den Peloponnes sind also die einzelnen Stämme nach allen Anzeichen von Norden aus Mazedonien, Epirus und Thessalien eingewandert. Allein auf welchem Wege sie in diese Länder gelangt sind, ist dunkel. In einer Zeit sodann, die noch jenseits der vom Licht der Geschichte beleuchteten Periode liegt, erfolgte von den Seehäfen Griechenlands aus eine umfassende Ansiedelung der hellenischen Stämme (Äoler, Jonier, Dorier) auf den Inseln (Lesbos, Kykladen, Sporaden, Kreta) und an der kleinasiatischen Küste. Hier fanden die Griechen überall schon besiedeltes und wohlbevölkertes Land, und der Austausch, den sie hier mit östlichen Völkern wie den Karern, Phöniziern u. a. pflogen, wurde auch für die griechische Religion bedeutsam, welche übrigens schon früher durch die zu Handelszwecken an den griechischen Küsten niedergelassenen Phönizier mit orientalischen Elementen bereichert worden war.

So finden wir denn an der Schwelle der historischen Zeit das Volk der Hellenen rings um das ägäische Meer gelagert, über welches die politisch zersplitterten, in eine Menge kleiner Staaten und Gemeinwesen zerfallenen Bruderstämme regen Verkehr mit einander unterhalten. Das griechische Mutterland selbst, diese vom Meer beinahe zerrissene, von hohen Gebirgen durchzogene und von tiefen Buchten zerklüftete Halbinsel, war für die Entfaltung des individuellen Stammlebens ebenso günstig wie für politische Zentralisation und Machtentfaltung ungeeignet. So führen denn die einzelnen Stämme und Städte ihr Sonderleben, sie sprechen ihre eigenartigen, gegenseitig oft schwer verständlichen Dialekte und hegen ihre eigentümlichen Kulte und mythologischen Vorstellungen. Aber gerade das trennende Meer wird für sie eher ein verbindendes Element, welches sie auch mit den fernen Kolonien zusammenbringt, und ohne staatlichen Verband sind sie sich

1) Herodot 1, 56—58.

doch trotz aller Unterschiede bewusst, Brüder zu sein, welche dieselbe Sprache sprechen und denselben Göttern dienen.

Das schöne, doch nicht üppige Stammland und das zu Unternehmungen stets einladende Meer, welches so reiche Anregungen zu bieten hatte, haben denn auch viel dazu beigetragen, die herrlichen Anlagen zu entwickeln, mit welchen das Volk der Griechen von Natur ausgerüstet war. Wohl sind Temperament, Begabung und Charakter bei den einzelnen Stämmen verschieden gewesen; allein gewisse Züge finden sich bei allen, und die hohe Bedeutung, welche dieses Volk zwar nicht in der Sphäre der Religion, wohl aber in derjenigen der Kultur erlangt hat, dankt es seiner glücklichen Beanlagung. Leiblich und geistig allseitig gut, massvoll und harmonisch ausgestattet, ist es vor allem ein äusserst gewecktes, für alle Eindrücke der Aussenwelt empfängliches und dabei seine geistige Individualität behauptendes Volk. Leicht erregbar in seinen Empfindungen und leidenschaftlich in deren Äusserung, durchdringt es zugleich die Welt mit allen seinen Geistes- und Seelenkräften und macht sie sich so zu eigen. Die nach dem Meere hin offenen Städte Griechenlands sind nicht nur Ausgangspunkte der folgenreichsten Ausdehnung des Stammes gewesen, sondern auch Mittelpunkte eigentümlichen geistigen Lebens geworden, welches nicht minder auch an manchen von den Hellenen besetzten Punkten der asiatischen Küste und auf den Inseln aufblühte. Hier waltet nicht asiatisches Streben nach Gewaltherrschaft über die Welt; hier wird nicht nach phönizischer Weise der Weltverkehr nur zur Steigerung des materiellen Wohlstandes und Genusses ausgebeutet; wohl aber wird das ideale Gebiet mit epochemachendem Erfolg angebaut. Auch die fremden Einflüsse, denen dieses Volk sich gerne hingibt, vermögen seine ideale Eigenart nicht zu stören. Ausländische Bildungs- und Religionselemente nimmt es nicht auf, ohne sie umzugestalten und seiner eigenen Vorstellungs- und Gedankenwelt harmonisch einzugliedern. Mit scharfem Verstand denkt der Hellene die Dinge durch und lernt es bald, von aller fremden Autorität befreit, den Gedanken auf sich selbst zu stellen. Seine Phantasie belebt das All, verliert sich aber nicht ins Ungeheuerliche, sondern führt alles auf das Ebenmass der eigenen Empfindung zurück. Diese seine ideale Harmonie weiss er seinem Heldengesang wie seinen Bauten und Marmorgebilden aufzuprägen. Als der Herr der Schöpfung macht er alles seinem Geiste untertan. Mit andern Worten, er vollbringt in unerreichter Weise jene Kulturaufgabe, welche nach dem in der Einleitung Bd. I, S. 7 ff. Gesagten dem Menschen von seinem Schöpfer gestellt ist.

Die menschliche Selbst- und Welterkenntnis, aber auch die geistige Weltherrschaft des Menschen ist damit in hohem Masse gefördert worden. Doch hängt mit diesen ungemeinen Leistungen auch der Mangel zusammen, von welchem das Griechentum nicht freizusprechen ist. Über seinem frohen Schaffen und Geniessen

der Welt vergisst der Hellene leichter als der Hindu oder Parse, dass dieses menschliche Leben nicht Selbstzweck ist. Vom Kulturdrang absorbiert, entschwindet ihm nicht selten das lebendige Bewusstsein jener völligen Abhängigkeit von einer Macht, welche verlangt, dass der Mensch ihr all sein Werk unterordne. Bald zufrieden mit einer seinem menschlichen Fühlen zusagenden Harmonie, möchte er jenen tiefen Zwiespalt vergessen, welcher das sündige Menschenkind von der heiligen Gottheit trennt und welchen zu überwinden andere Völker mit tragischem Ernst und heroischem Kraftaufwand gerungen haben.

Zwar ist auch das hellenische Volksleben mit all seinen schönen Künsten und muntern Spielen mehr von der Religion beeinflusst, als es oberflächlichem Blicke scheinen mag. Wir haben schon in der Einleitung darauf hingewiesen, dass die Kunst der Griechen des übermenschlichen Ideals nicht entraten konnte, dass ihre Architektur wie ihre Poesie (man denke an das Drama) von religiösen Motiven durchzogen, ja grossenteils durch solche hervorgebracht sind. Dasselbe liesse sich vom Volksleben und Staatswesen nachweisen. Ohne die mannigfachen heiligen Stätten und Kulte, ohne Orakel und gottgeweihte Spiele hätten sich die einzelnen Freistaaten nicht bilden und entfalten und das nationale Leben nicht einheitlich erhalten bleiben können. Ohne den panhellenischen Zeus, den Vater der Götter und Menschen, dem sie alle seit Menschengedenken dienten, hätten sich die Hellenen nicht trotz aller Zersplitterung als Ein Volk gefühlt.

Aber diese Religion selbst hat sich ganz dem natürlich menschlichen Gefühl angepasst und geht zuletzt fast ohne Rest in den Interessen des irdischen Lebens auf, welches sie durch ideale Motive verschönert. Dass schon in der früheren Zeit die Nation bei weitem nicht so stark vom Verhältnis zum Unsichtbaren beherrscht und erfüllt war, wie die Semiten oder die Indier oder Parsen, davon ist schon die bescheidene Stellung der Priester ein Anzeichen und ebenso, was damit zusammenhängt, das Fehlen heiliger Bücher.

Die Quellen, aus welchen die Kenntnis der althellenischen Religion zu schöpfen ist, fliessen deshalb spärlich, und es muss dieselbe meist auf indirektem Wege gewonnen werden. Die Hauptquelle für die früheste Zeit ist das alte Epos, Homer, wo freilich der mythologische Stoff von den Dichtern mit andern als religiösen Absichten ist verwendet und gestaltet worden, so dass nur mit Vorsicht aus dem Erzählten auf die ernsthaften religiösen Vorstellungen von den Göttern und das Verhältnis der Menschen zu ihnen geschlossen werden darf. Die ältesten Hymnen, welche denen des Rigveda entsprochen hätten, und auch in Hellas nicht fehlten, sind verloren. Die sog. „homerischen Hymnen“ sind jünger als das homerische Epos und teilweise weniger unmittelbare Anrufungen an die Götter, an die sie gerichtet sind, als Erzählungen von Mythen, die mit epischer Breite ausgeführt wer-

den. Ebenso sind die dem Orpheus zugeschriebenen Lieder spätern Ursprungs. Bauliche Monumente, Grabmäler, Tempel und plastische Gebilde, Götterstatuen, Vasen mit mythologischen Abbildungen, welche zum Teil aus sehr früher Zeit vorhanden sind, geben allerdings manchen Wink; desgleichen Inschriften, welche priesterliche Ordnungen oder mantische Regeln oder Orakelsprüche oder sonstige religiöse Kundgebungen enthalten. Aber eine eigentlich heilige Literatur ist weder in der frühern noch in der spätern Zeit gesammelt und aufbewahrt worden. Hesiods Werke sind gelehrte Arbeit ohne alle kanonische Autorität. Indirekt lässt sich für die geschichtliche Zeit manches den weltlichen Autoren entnehmen, den Historikern (Herodot, Thukydides usw.), den Philosophen (bes. Plato, auch Aristoteles) und den Dichtern namentlich Pindar und den Tragikern. Eine eigene Schriftengattung bildet die Mythographie, welche seit Hesiod in verschiedenem Geist betrieben wurde. Die Mythen wurden nämlich bald nicht nur gesammelt, sondern auch kritisch erörtert. Ein solcher Mythograph war jener Euemeros, von dem in der Einleitung Bd. I S. 22 die Rede war; sein Buch ist aber nur in Fragmenten erhalten. Von Apollodor (Mitte des 2. Jahrh. v. Chr.) stammt eine noch vorhandene Darstellung der griechischen Mythologie. Unter den Jüngern haben namentlich Plutarch und Strabo schätzbares Material hinterlassen. Aber auch dem Spötter Lucian (2. Jahrh. n. Chr.) verdankt man eine Menge mythologischer Einzelheiten.

Was den Mythus[1]) selbst betrifft, so hat er sich bei den Hellenen besonders reich entwickelt. Zwar fanden wir ihn schon bei den Ägyptern, Babyloniern, Phöniziern und fast überall anderswo auch — man denke an das indische Epos und die Purana —; ebenso wird er uns bei den Italikern und namentlich bei den nordischen Germanen begegnen. Allein die reichste Fülle dieser poetischen Einkleidung des Göttlichen in menschliche Gestalt bietet Hellas, und zwar nicht zufällig. Denn wir werden sehen, dass die menschliche Gestaltung der Gottheit zum Charakteristischen dieser Religion gehört.

„Mythos" bezeichnet eigentlich einfach ein „Wort", daher auch Kunde, Erzählung, Sag , geheimnisvolle Legende. Den Inhalt bildet besonders häufig eine Naturerscheinung oder ein Naturvorgang, wobei aber die erscheinenden und treibenden Mächte als göttliche empfunden sind. Eine regelmässige Naturerscheinung, welche täglich oder jährlich wiederkehrt (Aufgang und Untergang der Sonne oder ihr Jahreslauf, jährliches Steigen und Fallen des Nils) oder ein unregelmässig eintretender Naturvorgang (Ungewitter, Erdbeben) werden dabei in eine Geschichte umgesetzt, d. h. in ein einmaliges Erlebnis nach Art der Menschen handelnder und

1) Siehe bes. Petersen bei Ersch und Gruber und Max Müller, Essays, Bd. II.

leidender göttlicher Wesen. So lesen wir z. B., dass der buhlerische Pan um die Liebe der Pitys warb, dass aber sein eifersüchtiger Nebenbuhler Boreas die Pitys von einem Felsen stürzte, wobei sie sich in eine Fichte verwandelte. Hier ist offenbar Boreas der ungestüme Nordwind, Pan dagegen (nach Max Müller) ein liebenswürdiger, gelinde buhlender Wind, weshalb Pan auch der Geliebte der Nymphe Echo und der Syrinx (Schilfrohr, vom Wind zum Tönen gebracht) genannt wird. Die Pitys dagegen ist die von beiden umworbene Fichte. Wenn es von ihr heisst, sie sei zuletzt zur wirklichen Fichte verwandelt worden, so wird damit die ursprüngliche Identität des Phantasiegebildes mit der Erscheinung, von welcher es entnommen worden, wiederhergestellt, gleichwie von der Syrinx erzählt wird, sie sei, vor Pan fliehend, in den Fluss Ladon gestürzt, wo sie in ein Schilfrohr verwandelt wurde. Die Phantasie ist damit am Ausgangspunkt ihres Fluges wieder angelangt.

Solche Naturmythen sind gerade bei den Griechen die häufigsten. Doch kann auch ein kulturgeschichtlicher oder historischer Prozess zu einer solchen „Erzählung“ werden oder eine ethische Wahrheit oder ein kultischer Vorgang (so die Konkurrenz des Athene- und Poseidonkultus in Attika in dem Mythus vom Wettstreit dieser beiden Götter) darin verkörpert sein. Endlich sind Mischungen dieser Gebiete nicht selten. Auf einen Naturmythus können historische Erinnerungen wie ethische Lehren sich aufgepfropft finden. Überhaupt werden die ursprünglich meist sehr einfachen Mythen mit der Zeit zu einem ganzen Gewebe erweitert, indem der Erzähler Züge aus verschiedenen Dichtungen kombiniert und mythische Gebilde, deren Entstehung und Bedeutung ihm meist schon nicht mehr durchsichtig ist, mit einander verbindet. Auch liebt es der Volkssinn, dem Mythus lokale Stützpunkte zu geben.

Die rätselhafte Mythologie hat schon den Scharfsinn der alten Weisen auf die Probe gestellt. Diese phantastischen Gebilde waren für nüchterne Denker unverständlich. Man trachtete daher schon im Altertum darnach, ihnen einen vernünftigen Sinn abzugewinnen. Dabei verfuhr man auf verschiedene Weise. Vielfach, und nicht ohne Grund, wurden die Mythen aus der Natur erklärt. So von Anaxagoras aus Klazomenae und Metrodorus aus Lampsakus, welcher selbst die Heroen auf Elemente und Naturkräfte deutete, z. B. Agamemnon auf den Äther. Daran anknüpfend haben Pherekydes aus Syros, die Eleaten, Heraklit, Empedokles ihre Philosophie mit der mythischen Theogonie in Zusammenhang gebracht und Naturpotenzen mit Götternamen belegt.

Eine andere, oft naheliegende, anderwärts aber um so weniger tunliche Erklärung war die ethisch-allegorische. Z. B. Theagenes aus Rhegium, der älteste Erklärer Homers (2. Hälfte des 6. Jahrh. v. Chr.), fasste die Götter als ethische Allegorien: Athene ist nach ihm die Klugheit, Ares der Unverstand, Aphrodite

die Begierde, Hermes die Rede. Und der Kyniker Diogenes meinte, Medea habe nicht durch Zaubermittel, sondern durch Gymnastik den Patienten oder alten Leuten ihre Säfte erneuert. Ähnlich Xenophon (Mem. 1, 3, 7): Die Verwandlung der Gefährten des Odysseus in Schweine sei auf das Übermass von Speise und Trank zurückzuführen, das sie genossen haben. Das Kraut, das Hermes dem Odysseus zur Bewahrung vor diesem Schicksal bringe, sei die Warnung des Verstandes. Ähnlich erklärt Theophrast (Schüler des Aristoteles): der Feuerraub des Prometheus habe darin bestanden, dass dieser, ein Weiser, den Menschen die Philosophie brachte.

Dies führt zur euemeristischen Methode über, welche schon vor Euemeros von Herodorus von Heraklea gehandhabt wurde, nach dessen Erklärung z. B. Prometheus ein skythischer König gewesen sein soll, den seine Untertanen gefesselt hätten, weil er den verheerenden Fluss Aëtos nicht abzuleiten vermochte. Herakles leitete ihn ab und befreite den König. — Euemeros selbst (um 300 v. Chr.), aus Messana (Sizilien) gebürtig, macht eine Entdeckungsreise nach dem indischen Ozean und behauptete nachher, er habe dort auf einer Insel, die er Panchäa nannte, in einem Tempel des Zeus Triphylios auf einer goldenen Säule hieroglyphische Inschriften gefunden, deren Erklärung er in einer ἱερὰ ἀναγραφή betitelten Schrift zum besten gab. Da die Priester ihm den Inhalt erklärten, stellte sich heraus, dass diese Inschriften von den ältesten Königen der Insel handelten. Mit nicht geringem Staunen aber nahm er wahr, dass dies die allenthalben verehrten Götter waren. So war Uranos der erste König, der ein mildes, gütiges Regiment führte und sich dabei mit Sternkunde abgab, weshalb er schliesslich mit dem Himmel verwechselt wurde. Er war verheiratet mit einem Weibe Hestia, von welchem er Kinder bekam: Pan, Kronos, Rhea, Demeter. Sein Nachfolger in der Herrschaft war Kronos, vermählt mit Rhea, welche ihm Zeus, Hera und Poseidon gebar. Zeus folgte seinem Vater auf dem Thron und nahm sich drei Frauen: Hera, Demeter, Themis. Hera gebar ihm die Kureten, Demeter die Persephone und Themis die Athene. Vater Zeus durchzog fünfmal erobernd die Welt mit seinen Begleitern, den übrigen (menschlichen) Olympiern, und liess sich mit ihnen göttliche Ehre erweisen, um seine Herrschaft über die unterjochten Völker desto besser behaupten zu können. Zuletzt sei er nach der Insel Panchäa gekommen und habe dort seinem Grossvater Uranos einen Altar und sich selbst einen Tempel errichtet, in welchem eben Euemeros jene Inschrift gefunden haben wollte. Endlich kehrte Zeus nach Kreta zurück, wo er zu Knossos starb und begraben wurde. Überhaupt macht Euemeros für die Menschlichkeit der Götter geltend, dass an manchen Orten ihre Gräber gezeigt würden.

Viel tiefer haben die Mystiker die Mythen aufgefasst, so die Orphiker und später die Neuplatoniker, welche ihre Lehre

als den tiefern Sinn des Platonismus ausgaben, aber morgenländische Spekulation zu Hilfe nahmen. Zu diesen gehört Plutarch (Ende des 1., Anfang des 2. Jahrh. n. Chr.), ein Freund der Kaiser Trajan und Hadrian, später Archon und Priester des Apollo in seiner Vaterstadt Chäronea. Seiner Auffassung der Mythen liegt die Voraussetzung zu Grund dass wie allen Menschen dieselbe Sonne scheine, so Ein höchstes Wesen Alles geordnet habe und regiere, das nur unter verschiedenen Namen von den Völkern verehrt werde. Diesem wahren Gotte seien ebenfalls reale, lebendige, göttliche Mächte untergeordnet, darunter auch böse Dämonen, welche neben den guten in die Menschenwelt eingreifen. Diese untergeordneten, doch göttlichen Wesen seien es, die im Polytheismus als Götter verehrt werden. Zeus, wie er vom Volke verehrt wird, ist nach Plutarch jener wahre Gott; wie er dagegen in der Mythologie erscheint, ist er die feurige warme Kraft, Hera die feuchte, aber auch die Erde, Phöbus Apollo die Reinigkeit und Heiligkeit des göttlichen Wesens. Ähnliche Tendenz, zum Teil mit mehr systematischer Ausführung, zeigen Plotin, Porphyrius, Jamblichus, Proklus u. a.

Nachdem in der Renaissance das griechische Altertum den Abendländern wieder vertraut geworden, erneuerten sich unter ihnen die verschiedenen Auffassungen des Mythus, mit welchen schon die Alten vorangegangen waren. So blühte jetzt erst recht der Euemerismus, und zwar leitete man mit Vorliebe die heidnischen Götter von Persönlichkeiten der ältesten biblischen Geschichte ab[1]). Auch der sonst so sachkundige, um die Archäologie hochverdiente Theologe Samuel Bochart bezahlte hierin dem Geiste seiner Zeit Tribut, besonders in seinem Werk Phaleg et Canaan[2]). Hier erkennt er in Saturn keinen andern als Noah, im Gott Ammon = Jupiter den Cham, Sohn Noahs, in Poseidon = Neptun den Japhet, in Bacchus den Bar Chus, Sohn des Kusch, also Nimrod. Put ist gleich Apollo Pythius, Kanaan = Merkurius usf. Besonders einflussreich waren auch die Schriften des Abbé Banier[3]), welcher ganz in der Weise des alten Euemeros in Zeus einen alten König von Kreta sah, in Bacchus einen erobernden König usf. Am weitesten ging in der bei Bochart gekennzeichneten Richtung der Franzose Peter Daniel Huet (später Bischof in Avranches) in seiner demonstratio evangelica (Paris 1679), wo er nachweist, dass so ziemlich die ganze heidnische Mythologie aus

1) Vorangegangen waren hierin schon die alexandrinischen Juden (Aristobul), welche die edlern Auffassungen der Gottheit, die ihnen etwa bei griechischen Philosophen begegneten, von Mose ableiteten; durch Orpheus und Musäos seien sie den Griechen von dort übermittelt. Ähnlich dann Clemens Al., Eusebius und andere Kirchenväter.

2) Samuel Bocharti Geographia Sacra seu Phaleg et Canaan. Editio quarta proc. Petrus de Villemandi. Lugd. Bat. 1707.

3) Explication Historique des Fables par Mr. l'abbé B***, Paris 1711 und à la Haye 1715, 3 Bde. Dann besonders Mythologie ou les Fables expliquees, Paris 1738; auch ins Deutsche übersetzt.

Mose und seinen Schriften geflossen sei. Den Mose selbst findet er überall wieder, so im Adonis der Phönizier, im Marnas der Philister, im Osiris der Ägypter, aber auch in Apis, Horos, Ptah, im Zoroaster der Perser, im Proteus, Perseus und vielen andern griechischen Figuren, während die Göttinnen meist Zerrbilder der Gattin oder der Schwester Moses sind. Weniger einseitig ist G. J. Vossius[1]), der zwar auch manches euemeristisch ableitet, so den Hephästos aus dem Schmied Tubal Kain, Aphrodite aus Naama, der Tochter Lamechs usw., zugleich aber manche heidnische Gottheiten aus der Verehrung der Natur erklärt, indem die Menschen den Geschöpfen statt dem Schöpfer ihre Verehrung zugewandt haben.

Im 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts haben namentlich die deutschen Gelehrten Chr. G. Heyne († 1812), Joh. Gottfr. Jak. Hermann[2]) († 1848) und Joh. Heinr. Voss († 1826) diesen Fragen Aufmerksamkeit geschenkt. Sie sahen freilich in den Mythen nichts Religiöses, sondern älteste Geschichte und Philosophie mit didaktischer oder ethischer Tendenz oder ein rein poetisches Spiel. Dass man mit der didaktischen, sei es philosophischen und naturwissenschaftlichen oder ethischen Deutung nicht weit kam, lässt sich denken. Mehr Schein hatte die rein poetische Auffassung für sich. Es wäre dann der Mythus eine ausgeführte Metapher, wobei menschliches Leben und Empfinden beständig in die Natur hineingetragen würde, aber auf dem Wege bewusster Fiktion. Damit ist aber der religiöse Charakter des echten Mythus verkannt, welcher aus der unwillkürlichen Wahrnehmung der Gottheit in der Natur hervorgeht und mit dem Kultus in lebendigem Zusammenhange steht. Dass dann freilich die Dichtung sich der mythischen Gebilde auch bemächtigt und die Kunde von ihnen aus blosser Lust zum Fabulieren weiter ausgesponnen hat, soll damit nicht geleugnet werden. Hatte Schelling[3]) jener Verkennung des wahren Mythus gegenüber nachzuweisen geglaubt, derselbe sei ein notwendiges Produkt der von der Gottheit beeinflussten menschlichen Gemüter, so trat auch der von Schelling angeregte Fr. Creuzer[4]) von 1806 an eifrig für eine symbolisch-religiöse Bedeutung des Mythus ein, welche von einer reineren, monotheistischen Urreligion Zeugnis ablege, zu welcher sich die spätern Religionen wie gebrochene Lichtstrahlen zu dem

1) Siehe Einleitung Bd. I, S. 24.

2) G. Hermann, De mythologia Graecorum antiquissima 1817 und De historiae Graecae primordiis, Lips. 1818. Seine Ansicht: Der Mythus ist bildliche Darstellung einer Idee oder auch physischen Erkenntnis. Das Volk hat diese ihm von den Priestern bildlich gebotene Belehrung eigentlich genommen. So entstand der Mythus. Die theogonischen Mythen aber sind das Werk der Dichtung zur Ausfüllung der Lücken, welche die Geschichte offen lässt.

3) Siehe Bd. I, S. 25.

4) Friedrich Creuzer, Symbolik und Mythologie der alten Völker, bes. der Griechen, Leipz. u. Darmstadt 1810—12, 3. Aufl. 1837—43, 4 Bde.

vollen Lichtquell der Sonne verhalten. Zugleich setzte Creuzer die griechisch-römische Mythologie mit der morgenländischen in Verbindung. Dabei berief er sich namentlich auf die Orphiker, welche ihre Weisheit von Asien, besonders Indien und Ägypten her erhalten hätten. Diese Aufstellungen weckten heftigen, sogar leidenschaftlichen Widerspruch (besonders von J. H. Voss), und Creuzer selbst hat in der letzten Ausgabe seiner Symbolik seine Darstellung modifiziert, ohne seine Grundanschauungen aufzugeben. Seine Meinung ging zuletzt dahin, die älteste griechische Religion sei elementare Naturverehrung gewesen; zu diesen rohen Anfängen seien aber morgenländische Elemente aus Ägypten, Libyen, Phönizien usw. gekommen, welche die materielle Substanz der griechischen Religion abgaben, während der hellenische Geist sie durchdrang.

Auch Philipp Buttmann[1]) war, ohne Creuzers Annahme einer reineren Urreligion zu teilen, darauf bedacht, den griechischen Mythus nicht in seiner Vereinzelung, sondern in Zusammenhang mit Asien (Indien) zu verstehen. Er leitete ihn übrigens von der kindlich naiven Betrachtung der Sonne, des Mondes, Feuers und anderer wirksamen Wesen ab. Dass diese Wesen wie in menschlicher Geschichte handelnd erscheinen, rührt von der Naivität der Auffassung und der Beschränktheit der Sprache her.

Eine einschneidende Reaktion gegen das Bestreben alle bekannten Religionen zu kombinieren ging von K. Ottfried Müller[2]) aus, welcher gegen die Ableitung der griechischen Mythen von auswärts Stellung nahm. Diese sind nach ihm niemals fremden Ursprungs, sondern aus dem nationalen Boden mit innerer Notwendigkeit hervorgewachsen. Einzig bei den orphischen Gedichten und Weihen konnte auch er nicht umhin, ausländische (phrygische) Einflüsse anzuerkennen. Um die Aufhellung lokaler Zusammenhänge hat sich K. O. Müller in hohem Grade verdient gemacht. In anderer Hinsicht ist die Wissenschaft durch die neue Entdeckung der frühen Beziehungen der griechischen Religion zum Osten auf entgegengesetzte Bahn gewiesen worden. Noch sei hier F. Max Müller erwähnt, der namentlich den Einfluss der Sprache auf die Mythenbildung betont und dabei ein nicht unwichtiges Moment, freilich mit starker Übertreibung, hervorhebt. Gewiss sind manche mythische Züge aus Volksetymologie oder Kombination von homorymen Gegenständen u. dgl. entstanden; aber viel zu weit geht er, wenn er die Auffassung des Feuers und anderer Phänomene als belebter Wesen daraus ableiten will, dass der kindliche Mensch bei der Armut der Sprache diesen Dingen Handlung, Empfindung usw. habe zusprechen müssen, woraus das Missverständnis erwachsen wäre, dass man sie für beseelt hielt![3]).

1) Ph. Buttmann, Mythologus, Berlin 1828, 2 Bde.

2) K. O. Müller, Prolegomena zu einer wissenschaftlichen Mythologie, Gött. 1825.

3) F. M. Mueller, Physical Religion, London 1891.

Im allgemeinen dagegen hat sich neuestens die Erkenntnis Bahn gebrochen, dass der echte Mythus religiösen Ursprung habe und ein unwillkürlicher Ausfluss der naturbefangenen Auffassung der Gottheit sei, im übrigen eine sekundäre Bildung oder Wucherung der Religion darstelle. So sagt Eduard Meyer (Gesch. des Alt. 2 I, 2 S. 780): „Der Hauptfehler der vergleichenden Mythologie war, dass bei ihr die Religion und ihr wichtigstes Element, der Kultus, durchaus zu kurz kam. Die Mythologie ist ein Appendix der Religion so gut wie die Theologie, nicht die Hauptsache."

1. Die historische Entwicklung der griechischen Religion.

a) Vorhomerische Zeit.

Indem wir die Entwicklung der hellenischen Religion nach ihren Hauptphasen skizzieren, beginnen wir mit der vorhomerischen Periode. Wir verstehen darunter die Zeit vor der Enstehung der nach Homer benannten Dichtungen, welche letztere etwa vom Jahr 1000 v. Chr. an zu setzen sein wird. Konnte man sich früher kaum getrauen, diese Zeit als eine geschichtliche zu behandeln, so haben die Ausgrabungen der letzten Jahrzente, welche zuerst von Heinrich Schliemann unternommen wurden und zu Hissarlik (Troja), Mykenä, Tiryns, Orchomenos und besonders auf Kreta bedeutende bauliche Überreste zu Tage förderten, dieser Vorzeit wieder eine greifbare Gestaltung verliehen. Auch die Religionsvergleichung hat unterdessen manches gelernt, was zur Bestimmung der frühesten hellenischen Religion mit Nutzen verwendet werden kann.

Schon bei genauerer Prüfung der homerischen Gedichte musste man zu dem Schlusse kommen, dass die dort ganz anthropomorphisch dargestellten, mit ihrem Naturelement nur noch lose zusammenhängenden Götter auf eine Zeit zurückweisen, wo diese in innigerer Verbindung mit der Natur geschaut wurden und denen der bisher behandelten Arier gleichartiger waren. Kein Zweifel kann in der Tat darüber bestehen, dass die Griechen schon aus der Zeit ihres Zusammenlebens mit den übrigen indogermanischen Stämmen gewisse religiöse Grundanschauungen mitgebracht haben, die ihnen nie verloren gegangen sind. Da ist vor allem die sämtlichen griechischen Stämmen eigene Verehrung des Zeus (= sanskr. djaus!) zu nennen, welchen sie als ihren obersten Gott nach Griechenland gebracht und stets festgehalten haben. Schon als sie noch wandernde Jäger- nnd Hirtenvölker waren, verehrten sie diesen Gott des Himmels, der Regen spendet und Blitze sendet, als das höchste Wesen, dem auch sittliche Hoheit nicht abging. Die Identität des Namens mit dem indischen Wort für „Himmel", welches sonst den Griechen verloren gegangen ist, verbürgt den uralten Besitz dieser Gottheit. Natürlich war auch

ihnen Zeus nie identisch mit dem sichtbaren Himmel; aber wie andere alte und älteste Völker schauten sie des höchsten Gottes erhabene, ruhige Majestät wie sein Zürnen am lichten oder wolkigen Himmel. Sie verehrten ihn in vorhomerischer Zeit ohne Tempel und ohne Bild auf den hohen Berggipfeln. Äusserst lehrreich ist aber, dass dieser allbeherrschende Gott von den einzelnen Stämmen zugleich als ihr besonderer Schutzgott verehrt wurde und so trotz seiner Allgemeinheit sich mannigfaltig besonderte. Die einzelnen Königsgeschlechter betrachten ihn als ihren Ahnherrn, die verschiedenen Landschaften, auf deren höchstem Berge er thront, als ihren Schutzgott, der ihre besondern Interessen vertritt.

Wie aber in Indien und Iran es nicht bei Einem Gotte blieb, sondern die naturalistische Fassung der Gottheit unerschöpflich neue Götter erzeugte, so verehrten auch die ältesten Hellenen schon eine Fülle von göttlichen Wesen, die immerhin dem erhabenen Vater der Götter und Menschen nicht gleichkamen. Den Ashvin des Rig Veda entsprechen die Dioskuren, eine Lichtgottheit wie diese ist auch Helena. Helios (Sonne) und Selene (Mond) wurden als Götter angesehn, aber auch schon Apollon (Lichtgott) und Hermes (Luft-, Wind-Gott), Hestia (Feuer) als Göttin. Dem Himmelsgott entspricht eine Göttin der Erde (Gäa, Demeter, Hera) und ein Gott der Tiefe (Pluton). Die Elemente galten als göttlich, besonders auch das Wasser; einzelne Flüsse genossen eigentliche Verehrung. Die Genien der Bäche wurden als Nymphen hochgehalten. Auch die Musen gehören von Haus aus zu diesem Geschlecht der Wassernymphen. Die Göttin des Waldes und der Jagd ist Artemis. Im Meer waltet Poseidon, ursprünglich eine Abzweigung des Himmelsgottes (vgl. Varuna als Meergott). Vielleicht gab es auch schon ehe die Einwirkungen aus dem Morgenlande begannen, eine Göttin der Liebe (Aphrodite) und einen Gott des berauschenden Feuertrankes (Dionysos; vgl. Soma?). Überhaupt aber wurde alles Naturleben als Äusserung göttlicher Kraft angesehen.

Wie nahe auch die eigentliche Götterwelt sich mit der Natur berührte und mit ihr zusammengeschaut wurde, zeigt die in alter Zeit häufige Kombination der Götter mit Tiergestalten. So stellte man sich Apollo (auch Zeus) in Wolfsgestalt vor[1]), Artemis als Bärin oder Hindin, Hera als Kuh, während Zeus gelegentlich Stiergestalt annimmt; Pan dachte man sich bocksgestaltig, Athene als Eule. Verschiedene Gottheiten, namentlich Athene auf der Akropolis zu Athen, wurden in Gestalt einer lebendigen Schlange verehrt, welche daselbst hauste. Apollo verwandelte sich in einen Delphin, Zeus gelegentlich in einen Schwan usf. Das es verkehrt wäre, hieraus zu schliessen, man habe ursprünglich das Göttliche bloss in der niedrigen Sphäre der Tierwelt gesucht, leuchtet ein,

1) Über den Namen *Λύκειος* s. unten S. 219.

da ja die Licht- und Himmelsgottheiten schon zum Urbesitz des Volkes gehörten. Möglich wäre, dass die späteren Griechen den Zoomorphismus bei ihrer Einwanderung vorgefunden und dort auf ihre Götter übertragen hätten. Mit der Zeit hat auch die Berührung mit dem Orient zu dieser Annäherung der Tiere an die Götter beigetragen. Jedenfalls aber beweist die frühe Annahme einer besonderen Verwandtschaft zwischen beiden Sphären, dass man die Gottheit ungeschieden von der Natur als das diese beseelende Wesen und Leben auffasste. Auch als der Anthropomorphismus siegreich durchgedrungen war, wirkte jene Ideenassoziation immer noch nach und äusserte sich wenigstens so, dass die ihr verwandten Tiere als einer Gottheit heilig, zugehörig galten und auch als Symbol für sie verwendet wurden. So blieb das Pferd dem Poseidon, die minnige Taube der Aphrodite heilig usf. — Aber auch zu gewissen Pflanzen, besonders Baumarten, stehen die Gottheiten in naher Beziehung. So wohnt Zeus in einer Eiche zu Dodona (vgl. die germanische Eiche des Donnergottes), Athene in einem Ölbaum auf der Akropolis, Apollo im Lorbeer, auch in einer Palme auf Delos usf. — Auch Natursteine waren heilige Symbole und Denkzeichen der Gegenwart eines Gottes, lange ehe man Kunstbilder von einem solchen anfertigte. Höchstens bezeichnete man eine solche Denksäule mit groben Andeutungen von menschlichem Gesicht und Gliedmassen.

Schon in dieser „vorhomerischen" oder mykenischen Periode jedoch sind starke Einwirkungen des Orients auf hellenische Lebensweise und Gedankenwelt nachgewiesen worden, welche nicht erst durch die nach den Inseln und asiatischen Gestaden vorgedrungenen griechischen Kolonisten vermittelt sein können, sondern auf Niederlassungen der Phönizier in Hellas zurückzuführen sein werden. Die Griechen mögen eben erst die östlichen Küsten dieses Landes eingenommen haben, als jenes regsame Handelsvolk an geeigneten Plätzen daselbst sich festsetzte, um seine Jagd auf Purpurschnecken auch an diesen ausgiebigen Gestaden zu betreiben. Sie können denn auch den Hellenen die babylonischen, hethitischen, ägyptischen und besonders kretischen Kulturelemente vermittelt haben, welche in jenen Bauten von Mykenä und anderswo uns entgegentreten; doch werden die Kreter meist direkt mit der griechischen Küste verkehrt haben. Aus diesen Berührungen erklären sich aber auch unverkennbar morgenländische Mythen und Lokalkulte, die sich noch in spätere Zeit erhalten haben.

Dahin gehört vor allem die thebanische Sage von Kadmos. Selbst wenn die Gleichsetzung des Kadmos mit Baal Melkart unrichtig und Kadmos bloss aus der Burg Kadmeia abstrahiert sein sollte, so ist doch der semitische Ursprung dieses uralten Namens ausser Zweifel und es würde gerade diese Annahme zu der weitern führen, dass jene Burg ursprünglich nicht eine hellenische, sondern phönizische Niederlassung war. Ebenso sind in Attika unleugbare Spuren von einstiger Besiedelung durch die Phönizier in Sage und

Mythus anzutreffen. Zwar lässt sich bezweifeln, dass die Amazonen, welche Theseus überwand, eigentlich die männlich gekleideten und bewaffneten Jungfrauen im Dienste der kriegerischen Astarte (Duncker) oder „die Priesterinnen der hethitischen Gottheit“ (Sayce) seien. da die berittenen, streitbaren Amazonen eher bei nordischen Barbaren ihr reales Gegenbild finden. Aber eine andere Partie der Theseussage gehört hierher. Dieser Heros erlegt jenes Ungetüm auf Kreta, dem die Athener in jedem achten Jahr 7 Knaben und 7 Mädchen opfern mussten. Der Minotaurus (Minos-Stier) ist der stierförmige Baal Minos, dem von Karern und Phöniziern zu Knossos auf Kreta Menschen geopfert wurden. Auf denselben Gott geht der flammenspeiende Stier von Marathon, den Theseus ebenfalls erlegte. Auch die attischen Thargelien mit sühnenden Menschenopfern (ein Mann und eine Frau) gehen wohl auf den Dienst des Sonnenbaal zurück, welcher auf Apollo übertragen war. Ebenso erinnern alte Kulte Lakoniens an Asien. In Amyklä wurde der vor der Zeit durch einen Diskuswurf des Apollo hingeraffte schöne Jüngling Hyakinthus jährlich durch ein Totenopfer gefeiert. Es ist der von der Glut der Sonne getötete Adonis[1]). In Korinth dienten Dirnen auf syrische Weise der Aphrodite, und zugleich haben sich Spuren davon erhalten, dass Kinder und Jungfrauen einer gestrengen Göttin zu Ehren verbrannt wurden. So mussten 7 Knaben und 7 Mädchen in schwarzem Gewand der Hera Akräa auf Akrokorinth Bussriten vollziehen, worin ein Ersatz für früher übliche Opferung derselben leicht zu erkennen. Auf dem Isthmus wurde als Gott der Seefahrt Melikertes (gräzisiert aus Melkart) verehrt, den ein Delphin hierher getragen und dessen Grab hier gezeigt wurde. Es ist der phönizische Gott, der übers Meer gekommen. Auch Euböa weist viele Anklänge an phönizische Namen auf.

Gerade die Stätten, wo später in besonderem Masse die Kultur geflegt wurde, waren durch Befruchtung aus Asien dazu vorbereitet. Die Griechen haben solche Elemente von dem ihnen an Kultur noch überlegenen Volke angenommen, doch nicht ohne sie ihrem Geiste anzupassen. Und so blühte zum ersten Mal ein reiches hellenisches Kulturleben zu der Zeit, wo mächtige Königsgeschlechter zu Mykenä, Argos, Theben, Orchomenos und in andern Gaustädten herrschten. Es waren die Wanderungen der Dorier und anderer Stämme, welche diesem Aufschwung ein Ende machten. Zugleich hatten diese Verschiebungen zur Folge, dass manche Verdrängte nach den Inseln des ägäischen Meeres und Kleinasien übersiedelten, welche Bewegung übrigens schon vor jener Wanderzeit ihren Anfang scheint genommen zu haben. Die „Äoler“ gründeten neue Heimstätten auf Lesbos, Tenedos und in der Troas, die Jonier auf den Kykladen und an der asiatischen Küste von

1) Anders Rhode, Psyche² I, S. 137 ff., welcher in Hyakinthos einen unterirdischen Dämon zu erkennen glaubt, der vor Apollo hier verehrt worden sei.

Smyrna bis Milet, die Dorier auf Kreta, Rhodus und um Halikarnassus.

Die Religion dieser ersten Blütezeit war eine Mischbildung, deren Hauptbestand aus den angestammten Begriffen erwachsen war, während den Einschlag die neuen, vom Orient herübergedrungenen Ideen ausmachten, welche immerhin das Wesen der alten Anschauungen nicht zu zerstören vermochten. Tempel sind in jenen Ruinen der vorhomerischen Zeit nicht nachgewiesen; hingegen Vorkehrungen, um den Toten, die in dieser Periode begraben wurden, Opfer darzubringen. Kultusbilder zur Anbetung hatte man nicht, wenn auch die Künstler auf Ringen, Gefässen usf. mythologische Figuren anbrachten. Dagegen stellte man an geweihten Stätten leere Thronsessel für die unsichtbaren Götter hin[1]).

b) Homerische Zeit[2]).

Die Hellenen hatten bereits auf manchen Inseln und an der kleinasiatischen Küste, besonders im Nordwesten derselben, festen Fuss gefasst, als der Heldengesang zu hoher Blüte gelangte, dessen vornehmste Erzeugnisse unter dem Namen Homers auf die Nachwelt gekommen sind. Dass diese Epen nicht für Dichtungen eines einzelnen Sängers zu halten seien, sondern einer ganzen Zunft oder Schule von Rhapsoden, die an den Höfen der Könige und Fürsten umherzogen, ihr Dasein verdanken, hat die Analyse der Ilias und der Odyssee längst klargemacht. Das schliesst nicht aus, dass ein Haupt der Schule, vielleicht gar der schöpferische Genius, der diesen Heldengesang erzeugte, kann Homer geheissen haben. Die Odyssee, welche von den Schicksalen des heimkehrenden Helden erzählt, ist im allgemeinen jünger als die Iliade, die den Kampf um Troja berichtet; beide Gedichte aber enthalten ältere und jüngere Bestandteile, deren Entstehung etwa in die Zeit von 1000—700 v. Chr. fallen mag. Ihren Ursprung hat die homerische Dichtung bei den nördlichen Stämmen (Äolern) genommen und ist dann besonders von den Joniern weitergebildet worden.

Ob etwas und wie viel von geschichtlichem Inhalt der Sage von der Belagerung und Zerstörung Trojas durch die verbündeten Fürsten der Achäer (= Hellenen) zu Grunde liegt, wie vieles Reflex von Ereignissen der spätern Zeit ist, wo die Nachkommen der von Homer besungenen Helden an der Küste von Troas sich Heimatrecht erkämpften das lässt sich noch nicht entscheiden. Jedenfalls spielen im Epos stark mythische Motive herein, wie schon der Raub der Helena zeigt, welcher der Anlass zur ganzen Unter-

1) Vgl. Wolfgang Reichel, Über vorhellenische Götterkulte, Wien 1897.

2) Karl Friedr. Nägelsbach, Homerische Theologie, 3. Aufl. herausg. von Autenrieth, Nürnb. 1884. — E. Buchholz, Die homerischen Realien, Bd. III, 1884. — U. von Milamowitz, Homerische Untersuchungen 1884.

nehmung wird. Denn Helena ist, wie schon bemerkt wurde, eine der ältesten Lichtgottheiten. Auch die Helden sind zum Teil halb oder ganz mythische Wesen. So ist Achilleus der Sohn der Meernymphe Thetis[1]), Sarpedon ein Sohn des Zeus[2]) usf. Damit ist nicht gesagt, dass Homer Götter von beschränkter lokaler Sphäre als Heroen auftreten liess. Vielmehr wurden lokale Helden mit den Göttern ihrer Heimat in Beziehung gesetzt, wobei nicht verwunderlich ist, dass die olympischen Götter menschlichen Helden gar so ähnlich sehen.

Was die Epen von religiösen Vorstellungen und Gebräuchen erkennen lassen, ist weniger für die Vorzeit wichtig, in welcher die Handlung spielend gedacht ist, als eben für die, in welcher diese Gedichte entstanden. Und auch da darf nicht vergessen werden, was schon oben erinnert wurde, dass hier nicht religiöse, sondern weltliche Literatur vorliegt, in welcher der Sänger nach freier Einbildung den Stoff zur Unterhaltung und zum Ergötzen der Hörer gestaltet. Dennoch ist dieser Cyklus von Dichtungen für die Religionsgeschichte von hohem Wert und macht es möglich, vom gesamten religiösen Leben sich wenigstens eine weit deutlichere Vorstellung zu bilden, als dies für den vorhergehenden Zeitraum der Fall ist.

Die homerische Götterwelt zeigt vor allem eine vollkommene Durchführung des Anthropomorphismus. Die einzelnen Gottheiten erscheinen als wohl unterschiedene, nach menschlicher Weise vorgestellte Wesen von plastischer Bestimmtheit, während ihre Beziehung auf die Natur zurückgetreten und der daherige Zusammenhang der Mythen zum Teil undurchsichtig geworden ist, wenn auch jede der Gottheiten noch ihren bestimmten Wirkungskreis und an ihre Herkunft erinnernde Attribute aufweist. Diese Götter treten im Epos als leibliche, menschliche Gestalten auf, ätherischer zwar und grösser als die Menschen, doch so, dass das ästhetische Ebenmass nicht gestört wird. Sie thronen auf dem Berg Olymp, wo Zeus mit ihnen Ratsversammlung hält wie ein menschlicher König mit seinen Grossen. In dieser lokalen Beziehung deutet sich der nordgriechische Ursprung der Dichtung an. Es sind auch namentlich die von den nördlichen Stämmen verehrten Götter, welche den Kreis der Olympier bilden. Sie sind aber der lokalen Beschränkung enthoben und als allgemeinhellenische Götter dargestellt. An der Spitze steht natürlich der panhellenische Zeus, der Wolkenspender und Blitzesender, aber von der Erscheinung des Himmels abgelöst in persönlicher, väterlicher Gestalt, neben ihm Hera, seine eifersüchtige Gemahlin, die Schirmerin der Ehe, nach ihrer natürlichen Bedeutung kaum mehr zu erkennen. Apollo und Artemis, ein anmutiges Geschwisterpaar entsenden den schnellen Todespfeil, — weshalb? ist

1) Iliade 1, 351 ff.
2) Iliade 6, 198 ff.

dem Dichter und Hörer nicht mehr bewusst, zumal Apollo auch ganz andere Bedeutung in sich vereinigt, z. B. als der Gott der Musen und der Musik. Ebenso ist der bewegliche Hermes, der Götterbote, nach seinem Naturelement nicht mehr durchsichtig, sowenig als Athene, die Göttin edler Besonnenheit und Tapferkeit, welche sich schön abhebt von dem ungeschlachten Kriegsgotte Ares und der höheren Adels der Gesinnung entbehrenden Liebesgöttin Aphrodite. Poseidon, der Gott des Meeres, spielt bei diesen Begebenheiten natürlich keine unbedeutende Rolle, auch der Waffenschmied Hephästos, ist nicht zu entbehren, während die mehr bäuerlichen Gottheiten wie Demeter, die Göttin der fruchtbaren Erde, und Dionysos zwar etwa genannt sind, aber in diesen ritterlichen Gesängen sehr zurücktreten und der Hirtengott Pan erst in den spätern „homerischen Hymnen" vorkommt. Abgesehen vom Olymp, wo sie zusammenkommen, hat bei Homer der einzelne Gott seinen Wohnsitz in dem Element, das ihm gehört, Zeus im Himmel, Poseidon im Meer, oder da, wo der Hauptsitz seiner Verehrung ist und sein Hauptheiligtum steht, so Aphrodite zu Paphos auf Cypern, Athene im Hause des Erechtheus zu Athen[1]), Poseidon zu Ägä oder Helike[2]). Die Götter sind immer an einem bestimmten Ort; sie bewegen sich von Ort zu Ort[3]), doch mit göttlicher Raschheit; sie können mit einem Schritt ungeheure Räume durchmessen; ein Sprung der göttlichen Rosse reicht so weit als der ausgedehnteste menschliche Fernblick. Zwar „wissen die Götter alles" nach sprichwörtlicher Redensart; das hebt aber nicht auf, dass ihr Wissen im konkreten Falle wie ihre Machtvollkommenheit begrenzt und bedingt ist. Erst in nachhomerischer Zeit wurde mit dem Begriff der Allwissenheit Ernst gemacht, wenigstens von den Gebildeten[4]). Am Ergehen der Menschen, wenigstens ihrer Lieblinge, nehmen die Götter lebhaften Anteil und ergreifen bei den Heldenkämpfen für die einen oder die andern Partei. Zwar treten sie einander nicht unmittelbar im Kampfe gegenüber; aber sie hadern mit einander, überlisten sich und arbeiten einander entgegen. In den Waffenkampf der Menschen mischen sie sich in eigener Person und können dabei sogar von Sterblichen verwundet werden wie Aphrodite (Il. 5, 330 ff.) und Ares (Il. 5, 855 ff.), der dabei brüllt, wie wenn Zehntausende zugleich schreien[5]). Überhaupt sind ihnen Angst und Schmerz nicht

1) Odyss. 7, 81.

2) Iliade 8, 203.

3) Selbst Zeus ist mehrere Tage vom Olymp abwesend, da er einem Festmahl der Äthiopen beiwohnt, Iliade 1, 423 ff.

4) Nach Xenophon (Memor. 1, 1, 19) war es etwas, was Sokrates von dem grossen Haufen unterschied, dass er den Göttern ein Wissen von allem beilegte, was die Menschen taten, redeten und planten, während die vulgäre Vorstellung dahin ging, dass sie das eine wüssten, das andere nicht.

5) Vgl. auch, was Götter von Menschen erduldet haben, Iliade 5, 383 ff.

fern, noch weniger freilich die Lust. Sie schmausen, zechen und schlafen [1]), sie haben ihre Liebschaften und stehlen Knaben und Mädchen. Sie vertreten zwar die sittliche Weltordnung als deren Hüter und Rächer und bestrafen deren Verletzung von seiten der Menschen; aber sie selbst sind an dieselbe nicht gebunden und setzen sich in der Verfolgung ihrer Sonderinteressen über dieselbe hinweg. Sie verführen die Menschen zum Bösen, belügen und betrügen sie zu ihrem Schaden. Helena wird von Aphrodite zum Ehebruch verführt, welche Göttin also den unethischen Liebreiz darstellt. Und wie es gilt die Troer zu verderben, sind die Götter darauf bedacht, sie zu einer besonders schweren Schuld zu verleiten, welche unsühnbar wäre. Hera entwirft diesen Plan, auch Zeus billigt ihn und Athene wird demgemäss unter die Troer geschickt, um einen derselben während des beschworenen Waffenstillstandes zum Pfeilschuss auf Menelaos zu überreden [2]). Was die Götter vor den Menschen voraushaben, ist nicht die hohe, heilige Gesinnung, sondern die Macht, und dieser Vorzug wird namentlich in ihrer Unsterblichkeit bemerkt. Auch diese Unsterblichkeit freilich eignet ihnen nicht deshalb, weil sie wahrhaft über der Natur und ihrem Wechsel erhaben wären; sondern sie wurden einmal in die Welt hineingeboren und danken ihre Unsterblichkeit (wie die Asen der Skandinavier) der Nahrung, die sie zu sich nehmen, dem Genuss der Ambrosia, durch welchen auch Menschen unsterblich werden können.

Bei diesen Darstellungen darf man freilich nicht vergessen, dass es sich um epische Kunstdichtung, nicht um religiöse Lieder handelt. Die Beschränktheit der Götter ist dem Dichter unentbehrlich, da sie an der Handlung teilnehmen und dieselbe durch ihren Widerstreit beleben und erklären sollen. Allein diese Schranken sind doch nicht von ihm geschaffen, sondern liegen schon in der Natur dieser Gottheiten, wenn sie gleich beim Kultus viel mehr zurücktreten mussten. Ebenso haben diese unterhaltenden Sänger nicht ohne Laune und Behagen die Schwächen der Götter recht menschlich ausgemalt, die häuslichen Zwistigkeiten zwischen Hera und Zeus, die Liebeshändel des Ares mit Aphrodite, der Gattin des gutmütigen, und dabei doch verschmitzten Hephästos u. dgl. Allein der Vorwurf, der schon im Altertum gegen Homer ist erhoben worden, er habe die Götter unwürdig dargestellt und so dem Volke die Ehrfurcht vor ihnen geraubt, fällt doch nicht ausschliesslich dem Dichter zur Last. Menschliche Schwächen und Fehler waren diesen Göttern angeboren, in deren Wesen, wie Nägelsbach mit Recht sagt, die Heiligkeit kein konstitutives Element bildete. Schon die Naturmythen enthielten solche Themata wie den Hader zwischen Hera und ihrem Gemahl oder

1) Selbst Zeus macht keine Ausnahme Iliade 1, 610; 14, 252 ff. 352 ff.
2) Iliade 4, 64 ff.

die Liebschaften des Zeus; Homer hat dieselben nur mit breitem Pinsel ausgemalt. Im Kultus trat dergleichen Ungöttliches selbstverständlich zurück. Aber zwischen der kultischen und der künstlerischen Auffassung der Gottheit lässt sich eine absolute Scheidewand nicht aufrichten. Denn wie die Dichtung aus den Vorstellungen des Volkes von seinen Göttern geflossen ist, so wirkte sie auch mächtig auf dieselben zurück.

Was das Verhältnis der homerischen Götter zu der sichtbaren Welt und den Menschen anlangt, so sind sie Herrscher darüber. Schöpfer der Welt heisst weder Zeus noch ein anderer Gott. Um deren Entstenung kümmert sich der Dichter nicht. Aber die Götter verfügen mit souveräner Gewalt über die Elemente. Sie setzen Himmel und Erde, die Gipfel der Berge wie die Wogen des Meeres in Bewegung; sie verfügen über Winde und Wolken, Blitz und Donner und können auch den gewohnten Naturlauf unterbrechen, z. B. Nacht über eine Szene werfen u. dgl. Und wie die Natur, so beherrschen sie das Leben der Menschen, in welches sie auf mancherlei Weise eingreifen. Ihnen verdankt der Mensch seine Vorzüge, Klugheit, Tapferkeit, Schönheit. Sie geben ihm Worte ein und treiben ihn zu Taten, guten und bosen, die er, oft ohne es zu wissen, in ihrem Dienste vollbringt. Von ihrer Geneigtheit hängt das Vollbringen und Gelingen ab. Sie verhängen in ihrem Rate Unglück über Völker, Städte, Häuser und einzelne Personen, welche durch Verletzung ihrer Rechte oder Vernachlässigung ihres Kultus sowie durch Übertretungen der heiligen Sittengebote ihren Zorn auf sich geladen haben. Darum ist von hohem Wert ihren Willen zu kennen, z. B. den Grund ihres Zürnens, bzw. die Mittel, um ihren Zorn abzuwenden. Sie belehren den Menschen darüber oft in Träumen, ihren Lieblingen erscheinen sie auch leibhaftig, einem solchen dagegen, den sie täuschen wollen, etwa in der Gestalt eines ihm bekannten Menschen. Namentlich aber geschehen günstige und ungünstige Vorzeichen, über welche zu belehren die Gabe der Seher ist, die hier in der Regel im Anschluss an solche Vorzeichen Zukunftssprüche tun. Erzählte man schon in dieser Zeit von solchen Sehern als von etwas der Vergangenheit angehörigem, so erfreute man sich dagegen in der Gegenwart der Offenbarungen, welche an Orakelstätten erteilt wurden. Hochgeschätzt ist das Orakel zu Dodona[1]). Hier wie zu Olympia in Elis erteilt Zeus seine Weisungen. Besonderer Orakelgott ist aber Apollo, der auf Delos und Kreta Orakel hat, später besonders im altberühmten Delphi, wo ursprünglich eine andere, chthonische Gottheit sich vernehmen liess. Das delphische Orakel des Apollo überstrahlte jedenfalls schon im 7. Jahrhundert alle andern und war von ganz Griechenland besucht.

Der Kultus hat sich in dieser Periode sichtlich entwickelt. Oft sind im Epos Tempel der Götter namhaft gemacht, während

1) Iliade 16, 234; Od. 19, 296 f.

man in der mykenischen Periode solche noch vermisst. Diese Behausungen der Götter sollten in der Regel einem Bilde Obdach und Schutz gewähren. Die Anfertigung künstlicher Götterbilder[1]) hatte eben überhand genommen. Der Übergang von den alten symbolischen Pfählen und Steinkegeln zu solchen Kunstgebilden war ein allmählicher und hing mit der anthropomorphischen Auffassung der Götter zusammen. Die Kultushandlungen sind im homerischen Leben zahlreich. Bei wichtigen Unternehmungen wird nie unterlassen, der Gottheit, deren Beistand man erhofft, ein Opfer zu bringen, und in der Not gelobt man reiche Spenden für den Fall der Rettung[2]). Bei jeder Mahlzeit weihte man eine Spende den Göttern[3]). Bei Verfehlungen gegen die Götter waren Sühnopfer erforderlich[4]). Vor solchen heil. Handlungen wusch man die Hände und weihte sich mit Gerste. Dargebracht wurden besonders Tiere, z. B. dem Zeus ein 5jähriger Stier (Iliade 2, 403), dem Apollo Erstlingslämmer (Iliade 4, 102), der Athene zu Troja wird ein kostbares Gewand auf die Kniee gelegt unter Darbringung von Weihrauch und mit Gelobung von 12 einjährigen Kühen (Iliade 6, 269 ff.). Dem Helios wird ein weisses und der Erde ein schwarzes Lamm geopfert (Iliade 3, 103). Bei den Tieropfern wurden in der Regel nur die Knochen, mit Fett umwickelt, den Göttern geweiht und verbrannt, während man das Fleisch in fröhlicher Mahlzeit verzehrte. Auch Weinspenden wurden bei festlichem Mahl den Göttern regelmässig hingegossen. Die Götter sind sehr empfänglich für solche Ehrungen und rächen sich, wenn man die Opfer versäumt oder nur kärglich entrichtet.

Wettspiele, wie sie schon in dieser Periode den Göttern zu Ehren gefeiert wurden, werden bei Homer selbst nur den Toten zu Ehren bei der Bestattung abgehalten. Namentlich lässt Achill zu Ehren des gefallenen Patroklus solche in grossem Massstab aufführen: Wagenrennen, Faustkampf, Ringkampf, Wettlauf, Speerkampf[5]). Aber auch zu Ehren der Götter waren solche Spiele schon üblich. So veranstalteten die Elier zu Olympia alle 4 Jahre einen Wettlauf zu Ehren des Zeus, dessen Sieger seit dem Jahr 776 aufgezeichnet sind. Das Fest ist wahrscheinlich noch viel älter.

Die Anschauung vom Zustand nach dem Tode[6]) ist bei Homer folgende: Beim Sterben enteilt die Seele in das Reich des Aides (Unsichtbaren) und seiner Gattin Persephone. Die Psyche trägt noch die Ähnlichkeit des betreffenden Menschen an sich. Aber es fehlt ihr der Geist, wie Nägelsbach und Rohde treffend bemerken. Von der Welt der Lebenden sind die abge-

1) W. Reichel a. a. O. bestreitet die Verehrung von Götterbildern noch für die homerische Zeit. Auch Iliade 6, 269 ff. sei an einen leeren Thron zu denken, auf den der Peplos gelegt werden soll (?).
2) Iliade 2, 402 ff.; 4, 103; 6, 86 ff.; 269 ff.; 7, 450 usf.
3) Vgl. z. B. Iliade 10, 579.
4) Vgl. z. B. Iliade 1, 449 ff.
5) Iliade 23, 257 ff.
6) Vgl. bes. Erwin Rohde, Psyche[2] (2 Bde., Freiburg 1898). I, S. 1 ff.

schiedenen Seelen durch einen breiten Strom, den Okeanos oder den Acheron, getrennt. Erst der letzte Dichter der Odyssee nennt Hermes als den, der die Seelen in jenes Land geleitet. Dort existieren die Seelen zwar fort, aber höchstens halbbewusst, traumhaft, schattenhaft. Nur von einzelnen dieser Schatten wird berichtet, dass sie in der Unterwelt — denn die Toten sind unterirdisch gedacht — noch dasselbe tun wie auf Erden. So verkündet Tiresias dort noch Gesichte, und der gerechte Minos richtet die Seelen. Durch Blut eines Widders und Schafes kann Odysseus die Seelen wieder zum Bewusstsein bringen. Die Idee der Vergeltung nach dem Tode tritt viel weniger hervor als später. Vereinzelt stehen bei Homer jene drei Exempel von in der Unterwelt ohne Aufhören leidenden Frevlern, Tityos, Tantalos, Sisyphos, von welchen später zu reden sein wird. Ebenso findet sich die Anschauung, dass auserwählte Lieblinge oder Wesensverwandte der Götter unter den Menschen nach dem Tod in ein elysisches Gefilde auf Inseln des Ozeans entrückt werden. Die Menschen können ja überhaupt von den Göttern unsterblich gemacht werden. Doch sinds nicht ethische Vorzüge, welche diese Unsterblichkeit eintragen. Ein Ganymed und Orion werden um ihrer Schönheit willen von den Göttern entrückt, Menelaos als Gatte der Helena, der Tochter des Zeus usf. Allein dies ist nur das Los auserwählter Lieblinge der Götter, während gemein menschliches Schicksal die Toten in eine Unterwelt führt, wo sie leblos vegetieren, nicht ohne durch ausserordentliche Mittel (Tierblut) wieder aufgeweckt werden zu können. Im ganzen tritt die Totenwelt bei Homer mehr zurück, als dies später und wohl auch früher der Fall war; doch mag dies mit dem weltlichen und lebenslustigen Geist dieser Dichtungsart zusammenhangen. An die Stelle des früheren Begräbnisses ist bei Homer die Verbrennung der Toten getreten. Dabei werden zu besonderer Auszeichnung des Toten Menschen und Tiere geschlachtet und Wettkämpfe aufgeführt; dagegen ist von fortgesetzten Totenopfern, wie sie früher schon üblich waren, nicht die Rede. So lang der Leib nicht bestattet, bzw. verbrannt ist, irrt die Seele unstät umher; nachher aber belästigt sie niemanden mehr. Für solche, deren Leib man nicht bestatten konnte, errichtete man wohl ein Kenotaphium als eine Art Wohnort für die Seele. Beachtenswert ist, wie Odysseus Od. 9, 64 f. die erschlagenen Gefährten dreimal mit Namen ruft, wohl damit sie ihm zur Heimat folgen und dort ihre Ruhestätte erhalten.

c) Die Hesiodische Dichtung[1]).

Eine neue Phase bezeichnet die unter dem Namen Hesiod stehende Dichtung. Der epische Hexameter ist von ihr beibehalten, und der Dichter ruft noch die Musen an, die ihn inspirieren sollen,

1) G. F. Schömann, Die Hesiodische Theogonie, Berlin 1868.

obwohl er kein eigentlicher Sänger mehr ist, sondern höchstens noch rezitierend gedacht werden kann. Der ganze Zweck und infolge dessen auch der Ton ist ein anderer geworden. Das Gedicht soll nicht ergötzen, sondern belehren, und zwar über göttliche und menschliche Dinge. Hesiod selbst, an dessen geschichtlicher Existenz zu zweifeln kein Grund ist, nennt als seinen Vater einen Dios von Kyme, der sich in Askra am Helikon niedergelassen habe. Seine Lebenszeit ist zwischen 900 und 700 v. Chr. anzusetzen, wohl in der ersten Hälfte des 8. Jahrh., also noch in der „homerischen" Zeit. Jedenfalls haben das epische Heldengedicht und diese didaktische Poesie sich nebeneinander in Schulen fortgebildet, welche ein Vorbild nachahmten. Auch die dem Hesiod zugeschriebenen Werke sind nicht alle von ihm. Am sichersten gehört ihm an die Schrift über „Werke und Tage" (*ἔργα καὶ ἡμέραι*), genauer die Schrift: „Werke", zu welcher jener Traktat über die Wahl günstiger Tage nur ein Anhang ist. Die Erga sind zum Preise redlicher Arbeit gedichtet. Sie sind mit den Hemerai das einzige Werk, das Pausanias dem Hesiod zuschreibt und können am sichersten seiner Feder zugeteilt werden. Für die Authentie (abgesehen von Einschaltungen) spricht auch der ungesuchte persönliche Rahmen des Ganzen: Hesiod mahnt darin seinen Bruder Perses von seinem unlautern Treiben ab, der nach dem Tode des Vaters ihm einen Teil des Erbes abprozessiert hat und sich anschickt, ihm auch noch den Rest auf dieselbe Weise zu rauben. Er warnt ihn und auch seine Richter, die „Könige", vor solcher Ungerechtigkeit und stellt dem Bruder vor, er könne durch derartigen Erwerb nie glücklich werden. Er soll vielmehr durch redlichen Fleiss seinen Unterhalt gewinnen, bei welchem Anlass ausführliche Lehren über den Landbau erteilt werden. Für die Religionsgeschichte ist, abgesehen von gewissen Reinigkeitsvorschriften, von Wert die Lehre von den fünf Weltaltern, Vers 108—201, wovon nachher.

Weniger gut ist die Hesiodische Autorschaft für die hier wichtigere „Theogonie" bezeugt, welche vielleicht erst in der pisistratidischen Zeit aus ältern Bestandteilen zusammengesetzt worden ist und eine systematische Darstellung der Götter- und Heroenwelt bietet, wobei die Genealogie das Schema liefert, in welches der ganze verschiedenartige Stoff gefasst wird. Dieses Kompendium bildet zwar eine schätzbare Fundgrube der Mythologie; allein die einzelnen Mythen wie die Heroen und die mit ihnen untermischten Götter sind ihrem Boden entfremdet durch die harmonistische Absicht, alle zu Einem System zusammenzufügen.

d) Blütezeit des hellenischen Volkstums.

Die Übergänge vollziehen sich in der Geschichte der griechischen Religion fast unmerklich. Es fehlen hier die genialen Persönlichkeiten auf religiösem Gebiet, welche Epoche machen und eine neue Periode eröffnen. So bietet die Blütezeit des griechischen

Volkslebens, vom 7. Jahrhundert an, wesentlich nur die Entwicklung der Elemente, welche schon in der „homerischen" Religion lagen. Doch konnten die neuen politischen Verhältnisse und Erlebnisse so wenig als das rege Geistesleben der Griechen, das auf dem Gebiete des Gedankens und der Kunst erwachte, ohne tieferen Einfluss auf die Religion bleiben.

Das homerische Epos selbst hat auf die späteren Vorstellungen von der Götterwelt stark eingewirkt. Selbstverständlich war die Auffassung der Gottheit im Kultus stets eine ernstere gewesen und blieb es auch weiterhin. Aber die Vorstellung des Göttlichen nach menschlichem Ebenmass hat sich im Volke eingebürgert und selbst die ländlichen Gottheiten, die Homer wenig oder gar nicht in den Bereich seiner Dichtung gezogen, vermochten sich dieser ästhetischen Ausgestaltung, die so sehr dem griechischen Geiste entsprach, nicht ganz zu entziehen. Zugleich waren die von Homer besungenen Götter dem ganzen Volke vertraut geworden, und zwar in der ursprünglich mehr partikularen Gestalt, wie Homer sie dargestellt hatte. Zeus z. B. war zwar von jeher die allen Stämmen wohlbekannte oberste Gottheit gewesen, welche jeder Gau auf seinem höchsten Gipfel thronend dachte. Jetzt aber wurde er für alle der auf dem Olymp Ratsversammlung haltende Gott.

Die Naivität dieses Polytheismus musste freilich in dem Masse schwinden, als die intellektuelle Bildung Fortschritte machte. Erleuchtete Geister konnten sich die Götter bald nicht mehr anders denn als geistig und sittlich vollkommene, allwissende und allgegenwärtige Wesen denken. Und da das von Homer übernommene Pantheon zu tief im Naturalismus wurzelte, als dass es sich davon hätte befreien lassen, konnte nicht ausbleiben, dass tiefere Geister sich davon abgestossen fühlten und sogar mit vollem Bewusstsein des Gegensatzes Homer und Hesiod verurteilten, welche den Griechen solche Götter geschaffen hätten. Allein dieser Zwiespalt tritt doch in dieser Periode erst vereinzelt so stark zu Tage. Im allgemeinen war man sich des Widerspruchs zwischen dem eigenen sittlich-religiösen Ideal und diesen Göttergestalten noch nicht klar bewusst, sondern sah eben in ihnen sein ideales Gegenbild.

Nicht wenig trug dazu die bezaubernde bildende Kunst bei, welche diese Götter verherrlichte. Statt der symbolischen Pfähle und roh gestalteten Hermen wagte man es jetzt, den Göttern, welche die Dichter so menschlich empfindend und handelnd geschildert hatten, auch eine entsprechende idealmenschliche Gestalt zu geben. Hierbei hat der griechische Genius seine künstlerische Begabung am glänzendsten entfaltet. Auch diese Kunstwerke von Bildern wollten natürlich nicht mit der Gottheit identisch sein. Aber während bei den missgestaltigen Figuren der ältern Zeit der Wahn ausgeschlossen war, als böten sie eine getreue Abbildung der Gottheit, deren Gegenwart sie in Erinnerung riefen, mussten die bezaubernden Bilder von Zeus, Athene, Artemis u. a. zu dieser Vorstellung verleiten, nicht zu reden vom gemeinen Volksaberglauben,

der überhaupt ein heiliges Bild an heiliger Stätte mit dem Gotte selbst in Eins zu setzen pflegt.

Die heiligen Stätten wurden desgleichen durch die schöne Kunst zu Prachtbauten umgestaltet. In ihren entzückenden Tempeln bewies die griechische Baukunst ihre Überlegenheit über die orientalische. Nicht kolossale Dimensionen, nicht phantastische Ausschmückung, sondern einfache Harmonie der Verhältnisse und edle Anmut bildeten ihren Vorzug. Während in der mykenischen Periode die Gottheit in der Regel keinen selbständigen Tempel, sondern eine Halle der königlichen Burg bewohnte, gibt es später besondere Heiligtümer, erst noch primitiv, vielleicht von Holz gebaut mit einer kleinen Cella für das Gottesbild, später Prachttempel in jonischem und dorischem Stil, welche den Stolz und die Zierde des Göttersitzes ausmachten.

Die Seele aber der griechischen Religion in dieser Periode war das Orakel zu Delphi, welches wie keine der verwandten Anstalten eine zentrale Bedeutung für ganz Griechenland erlangt hatte. In allen Angelegenheiten der Staaten und Regenten, sowie anderer angesehener Persönlichkeiten sandte man nach Pytho (Delphi) und erwartete namentlich in den Fragen des Kultus von dort die Entscheidung. Die wichtigeren Staaten Griechenlands hatten zu Delphi besondere Schatzhäuser, wo sie ihre kunstvollen Weihgeschenke niederlegten. Mit diesem hohen Ansehen seines Orakels hängt zusammen, dass Apollo, der Verkündiger des Willens der Götter und namentlich des Zeus, dem hellenischen Volksgemüt die liebste Gestalt unter den Olympiern wurde.

Ein anderes Band, welches die griechischen Stämme umschlang, waren die öffentlichen Spiele zu Ehren der Götter. Dieselben mögen ursprünglich gefeierten Toten oder Heroen zu Ehren regelmässig aufgeführt worden sein[1]). Sie waren aber jetzt einem der grossen hellenischen Götter geweiht. So die zu Olympia dem Zeus, die auf dem Isthmos dem Poseidon usw. Nichts hat ja in der klassischen Zeit die Seele und das Leben der Griechen so erfüllt, wie das Agonentum, das Streben, sich auf jedem Gebiet leiblicher und geistiger Tätigkeit mit den andern zu messen und im Ringen um die Vollkommenheit zu wetteifern[2]). Götter und Heroen, die es ja an Schönheit und Kraft allen zuvortaten, mussten an der Schönheit, Kraft und Gelenkigkeit ihres Volkes Freude haben, das hier sein bestes Können sehen liess.

Doch fehlt es auch nicht an einer tieferen religiösen Strömung in dieser politischen und ästhetischen Glanzperiode. Eine mystische Auffassung der Religion und ihrer Mythen knüpft sich an den Namen des Orpheus, jenes thrakischen Sängers, der am Argonautenzug teilnimmt und mit seinem Gesange Menschen und Tiere bezaubert. Die unter seinem Namen befasste Dichtung macht also

1) Einmalige Feier bei der Bestattung im homerischen Epos siehe oben S. 206.

2) Siehe Jak. Burckhardt, IV, S. 124 u. sonst.

den Anspruch, älter als Homer und Hesiod zu sein, was aber schon Herodot (2, 53) ablehnt. Aristoteles hielt für ihren Verfasser den Onomakritos von Athen, der am Hof des Pisistratus Orakel verkündigte. Vor der 2. Hälfte des 6. Jahrhunderts ist die Orphik nicht nachgewiesen.

Die Anhänger dieser Richtung haben eine bestimmte Lehre von den Göttern und der Religion, was bei der griechischen Volksreligion eigentlich nicht der Fall war[1]) Sie stellten eine Theogonie auf, von der es freilich verschiedene Versionen gab. Das Charakteristische ist überall die pantheistische Systematisierung der griechischen Religion, wozu unverkennbar morgenländische Einflüsse angetrieben haben. Dass die mystisch Angelegten sich solchen Inspirationen hingaben, beweist, wie wenig ihnen die klassische Götterverehrung, ja die heimische Götterwelt überhaupt genügte. Zwar heisst der Allgott bei ihnen Zeus; aber als den eigentlich Alles belebenden Gott feiern sie den fremdartigen Dionysos, mit dem Beinamen Zagreus. Die orphischen Kulte und Orgien tragen einen wilden, enthusiastischen Charakter. Die im Lande zerstreuten Gemeinschaften der Geweihten lagen ihnen unter der Leitung männlicher und weiblicher Priester ob. Der höhere Zweck bei diesen Weihen und Verrichtungen war aber, die Seelen aus den Qualen des Daseins zu befreien. Einzelne dieser Priester zogen im Land umher, um von Leid und Schuld geplagte Menschen von ihrer Qual, namentlich von bösen Geistern, zu befreien. Zwar nahm das Volk in Fällen der Not und Angst deren Hilfe in Anspruch. Aber diese dem Griechentum im Grund fremde Anschauung ist nie zu nationaler Anerkennung gelangt. Die orphischen Gemeinden mit ihren eigentümlichen Satzungen und Lebensregeln blieben als eine Art Sekte oder Orden von der Staatsreligion abseits. Doch haben gewisse Mysterien, die sich mit den orphischen berühren, schon frühe allgemeine Anerkennung erlangt, besonders die von Eleusis, mit denen auch gewisse Weihen verbunden waren. Der dort Geweihte sicherte sich damit ein glückliches Dasein in der Totenwelt. Auch stehen Männer wie der fromme Sänger Pindar (gest. um d. Mitte des 5. Jahrh. v. Chr.) unter orphischem Einfluss. Seine Ansicht in bezug auf die Mythen ist übrigens, die Götter können nichts anderes als Schönes und Gutes tun. Was gegenteiliges von ihnen berichtet werde, sei Erfindung der Dichter. Das schliesst nicht aus, dass er z. B. an den Umgang von Göttern mit sterblichen Weibern glaubt und diejenigen beglückwünscht, die solcher Verbindung entsprossen sind. Auch bei Äschylos und Sophokles tritt im ganzen nur die edlere Seite des Mythus hervor, während Euripides unverhohlen den Widerspruch gegen die Überlieferungen und die Kritik der Götter zum Ausdruck kommen lässt[2]). Ein weitgehendes Recht, die Götter in mensch-

1) Vgl. dazu auch H. Oldenberg, Buddha, IV. Aufl. S. 5.
2) Vgl. Jak. Burckhardt II, 110 ff.

licher Unvollkommenheit darzustellen, war den komischen Dichtern (Aristophanes) zugestanden. Die griechische Philosophie aber, die sich beim Denken (im Unterschied von der indischen) vom religiösen Gesichtspunkt und von aller Autorität emanzipierte, trug das Ihrige dazu bei, um den Gebildeten den Glauben an den überkommenen Mythus unmöglich zu machen. Nicht als ob die grossen Heroen der griechischen Philosophie eine der Volksreligion geradezu feindliche Stellung eingenommen hätten. Zwar tadeln mehrere von ihnen ausdrücklich die homerischen Phantasien über die Götter; aber dem Volke wollte man im allgemeinen seinen Glauben und Aberglauben lassen. Allein der von den Philosophen aufgestellte Gottesbegriff war ein völlig neuer, rein spekulativer, neben welchem die hergebrachte Mythologie nicht zurecht bestehen konnte. Die Grosszahl der Gebildeten begnügte sich denn auch gegen Ende dieser Periode mit einem solchen abstrakten Begriff eines höchsten Wesens, gegen die Volksreligion verhielten sie sich gleichgiltig, wo nicht geradezu ablehnend.

e) Hellenistische Zeit.

Die hellenistische Periode kann man von der Thronbesteigung Alexanders (336 v. Chr.) an rechnen bis zum Untergang des griechischen Heidentums. Die politische Selbständigkeit Griechenlands ist zu Anfang dieser Periode dahingefallen, und damit hat auch die nationale Religion einen starken Stoss erlitten. Dennoch behaupteten sich die gewohnten Götter, die Orakel und Feste auch weiterhin, und der religionsgeschichtliche Übergang ist auch hier keineswegs als ein schroffer zu denken. Allein infolge der Eroberungen Alexanders breitete sich die griechische Kultur über die ganze Welt aus. Griechische Sprache, griechisches Denken und griechische Kunst wurden bis nach Indien bekannt. Auch die griechischen Göttergestalten und religiösen Vorstellungen fanden bis in weite Ferne Eingang. Ebenso aber trat in der griechischen Heimat Religionsmengerei in bisher ungekanntem Masse ein.

Alexander selbst hat in Griechenland den dortigen Göttern nach lokalem Ritus gehuldigt. Aber auch den Göttern der barbarischen Länder, die er eroberte, bewies er Ehre als den Landesgöttern, ähnlich wie es Kyrus in Babylon getan hatte. In Ägypten liess er sich durch das Orakel des Zeus Amon in der libyschen Wüste als Sohn dieses Gottes erklären, weshalb er auch mit Amonshörnern abgebildet und bei den Arabern „der Zwiegehörnte“ genannt wird. In dem eroberten Tyrus feierte er ein Fest zu Ehren des tyrischen Herakles u.s.f. Immerhin sandte er bedeutsamer Weise die erste Kriegsbeute seines Zuges der Pallas Athene nach Athen und am äussersten Ziel, am Hyphasis angelangt, opferte er den zwölf olympischen Göttern unter Kampfspielen nach hellenischer Weise. So ist deutlich, dass er ein hellenisches Weltreich aufzurichten gedachte; aber es lag ihm fern, die Religionen anderer

Völker gewaltsam zu unterdrücken; viel lieber sah er die friedliche Verschmelzung der verschiedenen Bekenntnisse und Gebräuche. Auch seine Nachfolger waren im allgemeinen duldsam. Eine Ausnahme machte jener Antiochius Epiphanes, welcher alles aufbot, um die Besonderheit der jüdischen Religion zu vernichten und durch seine Verfolgungen die Juden zum makkabäischen Heldenkampf entflammte.

Von oben herab wie durch den gesteigerten Verkehr ist also dieser Zeit Theokrasie nahegelegt, und diese findet denn auch in starkem Masse statt. Z. B. wird der ägyptische Serapis gräzisiert, der griechische Dionysos aber, für den Alexander d. Gr. eine besondere Vorliebe hatte, mit orientalischen Elementen neu bereichert („indischer Dionysos"). Gegen die Zeit der Geburt Christi und noch in den folgenden Jahrhunderten wurde in Griechenland namentlich Isis („und Osiris") verehrt, erst mit Demeter verschmolzen, dann aber unabhängig von dieser mit ihrem Gemahl Osiris. Diodor 1, 27 teilt eine griechische Inschrift mit, welche in Arabien zu lesen war und für die Auffassung der Göttin in dieser Zeit lehrreich ist: „Ich bin Isis, die Königin jedes Landes, gebildet von Hermes, und die Gesetze, welche ich gegeben habe, kann niemand aufheben; ich bin die älteste Tochter des Kronos, des jüngsten Gottes. Ich bin Weib und Schwester des Königs Osiris. Ich bin es, die zuerst den Menschen die Frucht fand. Ich bin die Mutter des Königs Horos Ich bin es, die im Hundssterne aufgeht. Mir ist die Stadt Bubastis erbaut. Gegrüsst sei Ägypten, das mich erzog!" Isis hatte in Griechenland ihre besonderen Gemeinden und wurde in geräuschvollen Mysterien unter nzen mit Begleitung der klingenden Isisklappern (Seistra) gefeiert. Ebenso fanden der Dienst der „syrischen Mutter" und der des Mithra im Lande Eingang und Pflege.

Aber auch mit der eigenartigen Religion des Judentums kamen die Griechen schon in nahe Berührung, ehe das Christentum aus dieser hervorgegangen war. Insbesondere Alexandrien, die Gründung des grossen Eroberers, der diese Stadt zu einem Emporium machen wollte, wo Orient und Occident sich begegnen sollten, wurde in der Tat der Platz, wo Judentum und Griechentum sich gegenseitig befruchteten. Das hellenistische Gewand, welches die alttestamentliche Religion dort anzog, erleichterte dem aus ihr hervorgegangenen Christentum den Einzug in die gesamte gebildete Welt und unter den ersten Ländern, die von den Aposteln Christi mit Erfolg bereist wurden, war das klassisch gebildete Hellas, dem seine schönen Göttergestalten schon lange nicht mehr genügten und die fremden Mysterien, welchen sich viele in dunkler Sehnsucht zuwandten, keine dauernde Befriedigung gewähren konnten.

2. Die hellenische Götterwelt[1]).

In dem erhabenen Zeus fasst sich die Fülle der Gottheit, soweit sie diesem Volke sich erschloss, zusammen. Er ist Gott, der Gott schlechthin, und zwar von uralters her, der Vater der Götter und Menschen das Haupt der Götterfamilie, der Schutzgott der Hellenen, und wiederum der einzelnen Stämme. Er ist Himmelsgott, aber ursprünglich auch der Gott der Tiefe als Zeus Chthonios. Unter allen Göttern ist er weitaus der mächtigste, mächtiger als sie alle zusammengenommen[2]), der alles sieht und hört, alles bedenkt und lenkt[3]). Als Himmelsgott thront er auf den höchsten Bergen, vor allem auf dem Olymp, der in den Himmel ragend gedacht ist. Seine Beziehung zum Himmel tritt auch darin hervor, dass er am häufigsten als Wolkensammler (*νεφεληγερέτα*), Regenspender und Blitzesender zubenannt und charakterisiert wird. Er wird mit dem Blitz in der Hand abgebildet, und die Theogonie erzählt, die Kyklopen hätten Blitz und Donnerkeil geschmiedet und ihm übergeben. Auch die Ägis, welche er führt, scheint eigentlich die Sturm- und Wetterwolke zu sein, die bald glänzend, bald finster und von Schlangen (Blitzen) umsäumt ist. Als der Licht- und Regenspender ist er der Befruchter der Erde, der Gemahl der Erdgöttin (Hera); aber auch was von seinen anderen Liebschaften erzählt wird, geht auf das Buhlen des himmlischen Lichtes und die Befruchtung durch himmlisches Nass zurück. Seine ebenbürtigste Tochter ist die aus seinem Haupte geborene Athene, wie der lichte Äther, der dem Himmel entstrahlt. Aber auch der Menschen Vater heisst Zeus im eigentlichen Sinn, indem die berühmtesten Heroen und Geschlechter von Ihm und einer sterblichen Mutter abzustammen sich rühmen.

Es verdient Beachtung, dass der mächtigste und ursprünglichste der griechischen Götter auch den ausgesprochensten ethischen Charakter hat: Zeus ist der Träger und der Hort der heiligen Gesetze, die dem Menschen vom Himmel gegeben sind. Er rächt den Mord, den Treubruch, Eidbruch (als Z. Horkios;

---

1) Vgl. F. G. Welcker, Griechische Götterlehre, 3 Bde. 1857—63. — J. A. Hartung, Die Religion und Mythologie der Griechen, 4 Teile, Leipzig 1865—73. — L. Preller, Griechische Mythologie. Erster Band: Theogonie und Götter. 4. Aufl. bearb. von Carl Robert, Berlin 1894. W. H. Roscher, Ausführl. Lexikon der griechischen und römischen Mythologie (im Erscheinen begriffen seit 1884).

2) Anschaulich stellt das Epos diese Überlegenheit dar, z. B. Iliade 8, 13 ff., wo Zeus jeden Gott, der seinem Befehl trotze, vom Olymp herab in den Tartaros hinabzuschleudern droht und die Götter seine Übermacht fühlen lässt, indem er sie auffordert, sie sollten nur samt allen Göttinnen an eine goldene Kette sich hängen, um ihn auf die Erde herabzuziehen, sie würden mit aller Anstrengung dies nicht vermögen; dagegen würde Er sie mitsamt der Erde und dem Meer leicht heraufziehen.

3) Im Epos versammelt er zwar die Götter zum Rate. Allein er ist nicht an ihren Rat gebunden, sondern kann auch gegen sie alle entscheiden.

deshalb ist der oberste Schwur der beim Zeus), die Verletzung des Gastrechtes (Z. Xenios) und jeder heiligen Ordnung. Er schirmt das Hausrecht und Staatsrecht, das Stammes- und Völkerrecht. Dabei ist er den Menschen väterlich wohlgesinnt, freundlich, milde, wohltätig.

Auch die Zeus umgebenden Genien lassen ihn als den Vater der guten Gesittung und wohltätigen Rechtsordnung erscheinen: Er steht mit Themis in naher Verbindung. Nach Äschylos (Prom. 209) wäre dies eigentlich nur ein anderer Name für die Erde als die an feste Regeln bindende; daher ist sie Göttin der festen Sitte und Ordnung (bei Homer beim Mahl und auf dem Markt, bei Göttern und Menschen). Bei Hesiod (Theog. 901 ff.) ist Themis die zweite Gattin des Zeus (nach Metis), von welchem sie die Horen und Moiren gebiert. Die Horen sind die Jahreszeiten in ihrer natürlichen Folge und mit ihren Gaben und Früchten. Sie sind mit Blumen und Früchten bekränzt, gegen die Menschen freundlich und hold, wenn auch den Ungeduldigen oft zu langsam. Ihre Namen sind nach Hesiod: Eunomia, Dike, Eirene. Dike ist die jungfräuliche Tochter des Zeus, die ihm das Unrecht hinterbringt, das auf Erden geschieht, die heilige Urheberin der gesetzlichen Ordnung. Eirene ist die heiterste unter den Dreien, Mutter des Reichtums und der Lust. Später wurden gewöhnlich vier Horen nach den vier Jahreszeiten angenommen.

So stellt sich in Zeus die Gottheit am reichsten und erhabensten dar. Seine Naturbefangenheit tritt freilich in der Mythologie zu Tage, und zwar nicht etwa bloss im Epos, wo der Dichter auch des höchsten Gottes menschliche Schwächen zu zeichnen sich nicht scheut. Dahin gehören seine auch von der darstellenden Kunst mit Vorliebe verwerteten Liebeshändel, die dem Gott des unbeugsamen Rechts und der unverletzlichen Treue übel anstehen und deshalb mit der Zeit Widerspruch wachrufen mussten. Der theogonische Mythus, der von seinem Kampf um die Herrschaft erzählt, tut seinem ewigen, allgenugsamen Wesen ebenso Eintrag, wie die Heroensage, wo er nicht ohne Selbstsucht die Vorteile seines Geschlechtes wahrt. In ersterer Hinsicht tritt die Verendlichung des Gottes schon darin hervor, dass ihm ein Vater, Kronos und ein Grossvater, Uranos vorgeordnet ist. Allein dies ist sicher eine sekundäre Ordnung des Mythus, die wahrscheinlich aus dem Bestreben stammt, ihn mit fremden höchsten Göttern in Beziehung zu setzen. Bei Uranos liegt nahe an den Bel Samin (Himmelsbaal) der Phönizier zu denken, während der seine Kinder verschlingende Kronos an den verzehrenden Glutbaal erinnert. Dass die Mythen, welche von der Geburt und gar dem Sterben des Zeus erzählen, nicht original griechisch sind, wird auch dadurch bestätigt, dass diese Vorstellungen besonders auf Kreta daheim waren. Dort feierte man den von Rhea, der Göttin des Berges Ida, als Kind geborenen Zeus, der mit Milch und Honig genährt und durch die

bewaffneten Kureten vor den Nachstellungen des Kronos bewacht wird. In Kreta zeigte man auch das Grab des Zeus. Das sind orientalische Züge, und der Dichter Kallimachos[1]) ereifert sich dagegen, indem er die Kreter beständige Lügner schilt, da sie behaupten, der ewig lebende Gott sei gestorben.

Im allgemeinen wurde im hellenischen Kultus und religiösen Leben die ursprüngliche Erhabenheit des Zeus besser gewahrt als in der Mythologie und Poesie. Dabei blieb der oberste Gott nicht in unfruchtbarer Höhe, sondern empfing von allen Göttern am meisten Kultus, sowohl lokalen als allgemeinen. Auf hohen Bergen verehrte man ihn ursprünglich ohne Bild und Tempel. Im alten Hellenenland Thessalien waren ausser dem (an der Grenze von Mazedonien liegenden) Olymp, an dessen Fuss sein Kultus blühte, auch der Öta und der Pelion ihm heilig; in Attika dachte man ihn auf dem Parnes und dem Hymettus thronend, in Phokis auf dem Parnass, in der Troas auf dem dortigen Ida u.s.f. Eine seiner vornehmsten Kultusstätten war auch Olympia (in Elis), wo ihm die heiligen Wettspiele abgehalten wurden. Zeus galt nämlich insbesondere auch als streitbarer Heldengott und Verleiher der Manneskraft und Tapferkeit, was bei dem Gewittergott, der die unholden Mächte besiegt (Titanen- und Gigantenkampf) nicht überraschen kann. Als der alles wissende und alles bestimmende ist er aber auch Orakelgott. Seine uralte, berühmte Orakelstätte war Dodona (in Epirus), wo man seinen Willen aus dem Rauschen des Eichenlaubs erlauschte.

Während ursprünglich der Himmelsgott nicht bildlich dargestellt wurde, und man höchstens durch einen Stein oder Pfahl seine Gegenwart andeutete, kamen mit der Zeit Bildsäulen von ihm auf, welche sich mit der Erhebung der Kunst zum herrlichsten gestalteten, was Hellas an schönen Gebilden aufzuweisen hat. Massgebend wurde das kolossale sitzende Zeusbild, das Phidias für den Tempel in Olympia mit reichem Schmuck von Gold und Edelsteinen verfertigte. Die Haltung wie besonders das Haupt des Gottes drückten ruhige Majestät und zugleich väterliches Wohlwollen aus und wurden fortan typisch.

Die so vielen Völkern geläufige Weise, den Gott in einem weiblichen Seitenstück sich reflektieren zu lassen, war auch den Hellenen eigen. Nichts weiter als ein solches Widerspiel ist Dione (*Διώνη* = Juno, d. i. Jovino), die im Kultus etwa als Beisitzerin des Zeus erscheint. Seine eigentliche Gemahlin ist in der Mythologie Hera, mit welcher Dione kombiniert wurde. Sie wird von manchen ebenfalls auf ein der himmlischen Region entnommenes Phänomen zurückgeführt[2]), richtiger aber als Personi-

---

1) Kallimachos, Hymn. Jov. 8. Derselbe blühte zu Alexandrien um 250 v. Chr.

2) So Preller: Hera eigentlich die Luft, Atmosphäre. Roscher: Hera eigentlich der Mond wie Juno.

fikation der Erde gefasst[1]), was ihren Mythus am besten erklärt. Sie war bei den Doriern besonders verehrt, ursprünglich wohl in der Gegend um Delphi, dann besonders in Argos, Mykenä, Sparta, Korinth, in Böotien und auf Euböa, auch auf Samos und Kreta. In Attika vermochte sie nicht einzudringen, vermutlich weil dort eine andere Erdgöttin (Demeter) herrschte.

Ist Hera eigentlich die vergötterte Erde, so versteht sich leicht ihr eheliches Verhältnis zu Zeus, dem personifizierten Himmel, der sich mit jener, besonders wenn sie im Schmucke des Frühlings prangt, vermählt[2]). Aus ihrer Umarmung geht alles pflanzliche Leben hervor. Aber auch der häufige Zwist zwischen Zeus und Hera ist daraus verständlich. In der Iliade ist derselbe zwar episch motiviert durch den glühenden, parteiischen Hass der Hera[3]) gegen die Trojaner, die Feinde ihrer geliebten Argiver, welche diese Göttin besonders verehren; allein zugrunde liegt das Zürnen oder Trauern der Erde um die ihr entzogene Gunst des Himmels, welches die winterliche Jahreszeit aufweist, wo die Erde verlassen und verwitwet, im Traueranzug klagt. Die Aussöhnung folgt im Frühling. Dieses Schmollen der Hera wie ihre häuslichen Streitszenen hat die Göttersage und noch mehr das Epos ausgemalt. Bei einem solchen Auftritt hat Zeus den Sohn der Hera, Hephästos, vom Himmel auf die Erde hinabgeschleudert. Nach einer Vorstellung zieht sich Hera in ihrem Unmut vom Olymp in ein irdisches Heiligtum, einen Tempel oder eine Berggrotte, zurück. Da fingiert Zeus die Hochzeit mit einer andern. Alsbald stellt seine Gattin sich ein und will ihrer Nebenbuhlerin den Schleier abreissen; da eine hölzerne Puppe zum Vorschein kommt, lacht sie und verbrennt dieselbe. Dies geht auf Frühlingsfeuer. Ursprünglich stieg übrigens Hera nicht bloss auf die Erde, sondern in den Tartarus hinab, was an die Höllenfahrt der Istar erinnert.

Jedenfalls ist Hera die edle, gestrenge, eifersüchtige Göttin der Ehe und verlangt von den Frauen dieselbe strenge Keuschheit, die sie selber übt. Weniger tritt in ihr die Mutter hervor. Doch hat sie zwei Töchter, Hebe und Eileithyia, von denen namentlich die zweite Geburtsgöttin ist. Auch sie selbst wird als Geburtsgöttin in Argos verehrt. Sonst ist es die weibliche Hoheit, Würde und Eifersucht in der Ehe, was sie darstellt, und was auch in ihren künstlerischen Abbildungen ausgedrückt ist. Auch zürnend und trauernd wird sie abgebildet als „Witwe“, die doch zugleich Braut ist, da die Trennung von ihrem Gemahl auf Wiedervereinigung zielt.

---

1) So schon Empedokles, Euripides, Plutarch. Vgl. das analoge Par Uranos und Gäa.

2) Beschrieben wird diese Vermählung in epischer Gestalt Iliade 14, 153—351.

3) Sie möchte die Troer am liebsten allesamt roh verschlingen, sagt Zeus Iliade 4, 35.

Das geistig göttliche Wesen des Zeus reflektiert sich in eigenartiger Besonderung in Athene, der Lieblingsgöttin Attikas, speziell der nach ihr benannten[1]) Stadt Athen, die aber auch in Theben, in Arkadien und anderwärts seit Menschengedenken verehrt wurde. Die Beziehung auf die Natur ist bei ihr ganz zurückgetreten; doch lässt sich noch eine solche auf den lichten Äther erkennen, gewissermassen das reinste, was aus dem Himmel hervorgeht; nur darf man sich schon diese Grundanschauung nicht isoliert materiell denken. Nicht aus dem physischen Äther haben die Griechen das geistige Machtwesen gewonnen, welches sie mit dem Namen der Göttin bezeichnen, sondern das Phänomen diente nur als Reizmittel für die Ausgestaltung der geistigen Idee. Bezeichnend ist, dass Athene nach gewöhnlicher Annahme nicht von einem Weibe geboren wird, sondern unmittelbar aus dem Haupte des Zeus hervorspringt[2]).

So ist Athene die vertraute Tochter des Zeus, mit der er wie mit seinem eigenen Selbst verkehrt, gewissermassen nur eine Hypostasierung seiner Metis. Sie ist mächtig, gewaltig, kriegerisch; sie gebietet über die Himmelskörper und schwingt die Lanze (Blitz), sowie die Ägis (wie Zeus), mit dem Haupte der Gorgo, das sie von Perseus erhalten hat. Der Anblick dieses Gorgonenhauptes (Mond oder Wetterwolke?) ist erschreckend und versteinernd. Ist nach dieser Seite als Tochter des Gewittergottes Athene die mannhafte Göttin des Krieges und Beschirmerin ihrer Burg (*πρόμαχος*), speziell Besiegerin der Perser, so ist sie anderseits die Trägerin der Vernunft, des besonnenen Geistes, daher auch nicht die wilde Kriegswut nach ihrem Sinn ist, sondern wohlüberlegte Kriegskunst. Überhaupt aber ist sie die Spenderin edler Besonnenheit, geistiger Klarheit und Tatkraft. Die ihr heiligen Tiere, Schlange und Eule[3]), deuten ebenfalls auf besondere Klugheit. Sie ist die Göttin des Kunstfleisses, namentlich der weiblichen Kunstfertigkeit (als *ἐργάνη*), daher auch mit dem Spinnrocken dargestellt, nebenbei Erfinderin der Flöte und Trompete.

In Athen wurde sie besonders verehrt. Hier auf der Akro-

---

1) Das Umgekehrte behauptet Ed. Meyer, Gesch. des Altertums II, S. 115.

2) Sekundäre Ausführung ist es, wenn Hesiod Theog. 886 ff. erzählt, Zeus habe sich zuerst mit der Metis vermählt, dann aber, als diese die Athene gebären sollte, sie verschlungen aus Furcht, ihr Sohn möchte stärker werden als er selbst. Verschiedene Versionen bestehen über die Art, wie das Haupt des Gottes sich öffnete. Es soll Hephästos oder Prometheus oder Hermes mit dem Beil das Haupt des Zeus gespalten haben. — Wenn Athene daneben auch Tritogeneia heisst, wodurch das Wasser — vielleicht ein an verschiedenen Orten gezeigtes, bestimmtes Wasser — als der mütterliche Schoss bezeichnet ist, dem sie entsprungen, so deutet dieser abweichende Mythus darauf, dass auch aus dem Wasser jener lichte Glanz aufleuchtet.

3) Der Glanz der Augen dieses Vogels kommt in Betracht (*γλαυκῶπις* von *γλαύξ*, Eule), wie auch beim Ölbaum der silberne Glanz seiner Blätter. Auch mit dem Monde hat Athene Beziehungen.

polis standen ihre Heiligtümer, das Erechtheion und der Parthenon, letzterer mit ihrem Standbild. Nach einem Mythus hat Poseidon sich mit Athene um die Herrschaft über Attika gestritten, musste sich aber mit einem zweiten Platze begnügen. Sie hat den ersten Ölbaum auf der athenischen Burg gepflanzt und damit dem Lande das kostbarste Geschenk gegeben. Zum Dank für alle Wohltaten, die sie ihrer Stadt bewiesen, wurden ihr alljährlich die Panathenäen gefeiert, in besonders reicher Weise je im 5. Jahr. Dabei überreichte man ihr ein neues, mit kunstvoll eingestickten Bildern geziertes Obergewand (*πέπλος*). Auf der Akropolis standen verschiedene Statuen der Athene von Phidias, welche den Typus für spätere hergaben. Die Göttin wurde kriegerisch mit Helm, Lanze und Ägis, und friedlich abgebildet.

Sohn des Zeus und der Leto[1]) ist Apollo. Er ist, wie schon aus seinem Namen Phoibos[2]) Apollon erhellt und schon die Orphiker und Stoiker gelehrt haben, eigentlich Licht- und Sonnengott. Doch war er früher mehr Licht- als Sonnengott, als solcher neben Zeus etwa wie Mitra neben Varuna stehend, immerhin ihm untergeordnet. Mit der Zeit wurde er mehr mit Helios identifiziert. Doch stellt Apollo eine mehr geistige Fassung und Verselbständigung der göttlichen Macht dar, während Helios, trotz der ethischen Beziehungen, die sich an ihn knüpfen, mehr an das Phänomen des Sonnenballs gekettet blieb. Der Name Apollon bedeutet jedenfalls nicht den „Verderber“ (= *ἀπολλύων*), wie die Alten meinten, schwerlich aber auch den „Abwender“, nämlich des Schadens (= *ἀπέλλων*), wie Neuere wollten. Neuestens wird er mit *ἀπέλλα* = „Hürde“ in Verbindung gebracht: der Hürden- oder Herdengott[3]), womit andere Prädikate, die er trägt, übereinstimmen. Wird er doch bei den Doriern als Ap. Karneios (von karnos = Widder) verehrt und heisst auch Ap. Nomios, Gott der Weiden. Allein wenn wir auch dies zugeben, so halten wir doch für einen Fehlgriff, dass neuerdings aus diesem Gott ein ursprünglicher Genius der Viehzucht ohne Beziehung auf das himmlische Licht gemacht wird. Vielmehr gerade als Lichtgott haben ihn schon die Hirten verehrt, und nur aus dieser seiner angestammten Natur erklären sich seine mannigfachen idealen Beziehungen und seine nahe Verwandtschaft mit dem Sonnengott. Zweifelhaft ist der Sinn seines Beinamens *Λύκειος*. Man kann ihn von *λύκος*, Wolf, ableiten, wie die Alten taten, da Ap. in der Tat in Wolfsgestalt geschaut wurde, oder nach späterer Vorstellung der Wolf sein heiliges Tier war. Gerade als Beschützer der Herde konnte er Wolfsgestalt annehmen, um die

---

1) Leto, alte Göttin in Böotien, wo sie ursprünglich die Stelle der Hera vertrat als Gemahlin des Zeus. Sie ist mütterliche Gottheit, ihr Bild wird in der Regel mit denen ihrer Kinder Apollo und Artemis verehrt.

2) Das Prädikat *φοῖβος* bedeutet: strahlend, licht, glänzend.

3) So Ed. Meyer, Gesch. des Alt. II, 97 f. nach Robert. Vgl. auch Chantepie[2] S. 274 f.

Wölfe zu verscheuchen, wie er als Ap. Smintheus das Land vor den verderblichen Feldmäusen schützt, welches Tier ihm geweiht ist. Allein der Beiname Lykeios kann auch (vom selben Stamm wie lux: leuchten) ihn als den Strahlenden bezeichnen. Endlich lässt sich auch die Ableitung von der Landschaft Lykien verfechten. Die Griechen haben ihren Apoll im asiatischen Sonnengott wiedererkannt und aus dessen Kultus bereichert[1]).

Sicherer weist auf die Lichtnatur des Gottes der Mythus von Apollos Wanderung zu den Hyperboreern, aus deren Land im fernen Norden er eigentlich stammen soll. Da Boreas den rauhen, winterlichen Wind bezeichnet, so sind die Hyperboreer ein Volk, das jenseits der nordischen Berge im hellen, ewigen Lichte wohnt. Dorther kommen Leto, Apollo, Artemis, dorther auch die Schwäne als lichte Vögel. Dorthin zieht sich Apollo über die winterliche Jahreszeit zurück. Man feierte in Delphi, Delos, Milet seine Abreise und seine Rückkehr mit besonderen Gesängen. Doch dachte man sich in Delos, er reise über den Winter nach dem wärmeren Lykien, und zwar nach Patara. — In der alten lakedämonischen Stadt Amyklä feierte man Apollo zu Ehren die Hyakinthien. Derselbe habe im Spiel seinen Liebling Hyakinthos mit einem Diskuswurfe getötet[2]). Aus dessen Blut wuchs jene Blume auf. Ob man nun darin einen gräzisierten phönizischen Adoniskult sehe oder die Verdrängung eines chthonischen Gottes durch Apollo, — jedenfalls weist der Diskus auf die verderbliche Glut des Sonnenballs hin.

Mit Hermes hat Apollo besondere Berührungen. Jener treibt diesem die Herden weg, die Apollo aber wieder findet. Dies führt auf die richtige Spur. Denn diese entführten und versteckten Herden sind aus der indogermanischen Mythologie genugsam bekannt: es sind nicht irdische Schafe, sondern Wolken am Himmel. Schliesslich vertragen sich die beiden göttlichen Nebenbuhler brüderlich. Der eine gibt dem andern die Phorminx, dieser jenem den Zauberstab. Als der Hirte himmlischer Rinder wird aber Apollo auch auf Erden hütend gedacht im Dienste des Laomedon und des Admet. Dabei spielt er so schön, dass die wilden Tiere ganz zahm zuhören und die gefleckte Hirschkuh, das Lieblingstier des Apollo, tanzt. Er ist dabei heiter und liebenswürdig, spielt mit Nymphen (Daphne) und schönen Knaben (Hyakinth, Linos).

Er ist ewig jung, ein edles Vorbild der männlichen Jugend. Als solches steht er in den Gymnasien und Palästren neben Hermes und Herakles. Er zeichnet sich im Schnellauf aus wie im Faustkampf. Gefürchtet ist er aber wegen der schnell und sicher treffenden Pfeile seines Bogens. Auch dies ist ein Zug, der sich nur aus seiner Beziehung zur Sonne ungezwungen erklärt; deren versengende Strahlen sind seine Pfeile. Diese treffen die blühende Jugend wie das Alter. In der Iliade bekämpft er mit seinen

1) Vgl. Bd. I S. 252 f.
2) Vgl. oben S. 200.

Todespfeilen die Griechen als Feinde seines Volkes, da er als Sonnengott in Asien verehrt wird. Ebenso tötet er mit Artemis die Kinder der Niobe, die sich in ihrem mütterlichen Glück mehr als Leto zu sein vermass. Namentlich unerklärlich rascher Tod wird auf ihn zurückgeführt.

Mehr als tötender ist aber Apollo heilender Gott, weil wesentlich wohltätiger Natur. Da er das Unheil sendet, steht auch in seiner Gewalt es abzuwenden. Darum heisst er Alexikakos und Apotropaios, Abwehrer des Schadens, Gott des Heils. Als Heilgott ist er Vater des Aristäos und Asklepios. Auch er selbst ist Heilkünstler. Ebenso pflegt er die edle Tonkunst. An allen Festen des Apollo fanden musikalische und lyrische Aufführungen statt. Delos und Delphi waren lyrische Kunstschulen. Nach seinem Vorbild traten die Sänger in lange wallendem Gewand auf. Er führt die Musen[1]) an, die zu seinem Saitenspiele singen.

Zugleich aber ist Apollo der Gott der Mantik; er gilt als Verkündiger des Willens des Zeus. Seher und Seherinnen (Sibyllen) sind von ihm begeistert. Kassandra, die Apollos Liebe verschmäht hat, findet deshalb nie Gehör mit ihren Weissagungen. Manche Orakel standen in seinem Dienste; das berühmteste ist das von Delphi. Hier hat Apollo den Drachen Python mit seinen Pfeilen erlegt, der aus der Erde geboren, von den Bergen ins Tal herabstieg und die Felder verheerte. Nach diesem Siege stiftete er das Heiligtum Pytho (*Πυθώ*) und heisst fortan Pythios. Der Triumphgesang, den er dabei anstimmte (*ἰὴ ἰὴ παιῆον*), wurde fortan viel gebraucht. Überhaupt wurde jener Sieg in der Er-

1) Die Musen (*Μοῦσαι*), d. h. die Sinnenden, Ersinnenden, weilen an lauschigen Quellen als Nymphen in der Landschaft Pierien am Olymp; auch am böotischen Helikon, in der Heimat Hesiods, den sie inspirierten, wurden sie in einem heiligen Hain verehrt; unweit davon befand sich die Musenquelle Aganippe und weiterhin, nahe dem Gipfel des Berges, die durch einen Hufschlag des Pegasus geöffnete Quelle Hippukrene. Dort war auch das Vorbild der schöner Kunst und Wissenschaft gewidmeten *Μουσεῖα*, die sich über alle Welt verbreiteten. Die Musen galten als Töchter des Zeus und der Mnemosyne. Ihr Tal lag ja am Olymp, dem Berge jenes Gottes. Doch wurde namentlich Apollo der Führer dieser Genien der schönen Künste. Auch Dionysos hat Beziehungen zu ihnen. Gesang und Tonkunst der Musen sind in der ältern Zeit überwiegend kultisch. Aber auch bei der Göttermahlzeit und den Festen der Menschen singen und spielen sie zur Erheiterung. Seltener klagen sie, wie beim Tod des Achill (Odyss. 24, 60 ff.). Sie sind überhaupt Göttinnen des Gesangs, der Musik und Poesie. Ihre Neunzahl ist bei Homer nur an der obigen, jungen Stelle erwähnt. Sie wurde wohl erst mit der Zeit angenommen und ebenso jeder Muse ihr Bereich angewiesen, wie wir es in der hellenistischen Periode finden: Klio gibt das Heldenlied ein, Urania das astronomische, dann überhaupt das lehrhafte Gedicht, Melpomene die Tragödie, Thalia die Komödie, Terpsichore den lyrischen Chorgesang, Erato das Liebeslied, Kalliope die Elegie, Euterpe die Aulodie, Polymnia ist die Muse des Tanzes. Von den Wissenschaften teilte man der Urania die Astronomie zu, der Klio die Geschichtsschreibung, der Thalia die Landwirtschaft.

innerung des Volkes erhalten durch die „Pythien", ein Hauptfest der Griechen mit Opfern, Prozessionen, musikalischen und gymnastischen Spielen. Jener überwundene Drache scheint eine chthonische Gottheit, welcher das Orakel zuerst gehörte, ehe es dem Lichtgott Apollo zu eigen wurde, unter welchem es ein für ganz Griechenland massgebendes Institut geworden ist.

Besonders beliebt ist Apollo aber auch deshalb, weil er der Versöhner und Erlöser ist von allen den Leib verzehrenden und den Geist umnebelnden Sünden und Schäden. Manche seiner Feste sind mit ernsten Sühngebräuchen verbunden, z. B. die Thargelien, Delphinien, Karneen. Sogar Menschenopfer kamen dabei vor. An den Thargelien wurden zu Athen zwei Verbrecher, ein Mann und eine Frau, als *φάρμακοι*, d. h. „Heilende" (nämlich durch ihren Tod) in feierlicher Prozession unter Flötenspiel vor die Stadt geführt und geopfert. Man kann sich fragen, ob nicht diese blutigen Kulte von einem asiatischen Sonnengott entlehnt worden sind, den man mit Apollo identifiziert hatte. Von diesem selbst wird erzählt, er habe sich durch dass vergossene Blut jenes Drachen verunreinigt und deshalb zur Busse fliehen müssen, bis er in den Lorbeerhainen von Tempe Reinigung fand. Seitdem fand der von den Furien verfolgte Mörder Schutz, Reinigung und Sühnung bei Apollo, der mit dem Lorbeerzweig seine Unreinigkeit abwischt und dem Schuldigen Werke der Busse für eine bestimmte Zeit auflegt. Der diesem Gotte heilige Lorbeer bedeutet Weihe, Sühnung, aber auch Sieg, da an den Pythien die Siegeskränze aus Lorbeerzweigen geflochten waren. Apollo selbst hatte sich zuerst damit bekränzt.

Als Geburtsstätte des Apoll gilt die Insel Delos, wo er seiner Mutter Leto, die vorher lange Zeit, von Heras Eifersucht verfolgt, umhergeirrt war, als lichter Gott mit wallenden Locken entstieg, alles mit seinem Glanze verfolgend und gleich nach Bogen und Cither verlangend. Auch das Tempetal am Olymp mit seinen Lorbeerhainen war eine alte Stätte seiner Verehrung. Aber durch ganz Griechenland findet man seinen Kultus. Zu Delphi feierte man ausser seinen Theophanien (Wiederkehr des Gottes von den Hyperboreern) auch Theoxenien, wo er bewirtet wurde, aber auch selber die übrigen Götter als Gäste aufnahm und auch einzelnen um seinen Kultus verdienten Personen diese Ehre widerfahren liess. Die Jonier beflissen sich eifrig des Apollodienstes, z. B. in Milet. Auf Kreta diente man dem *Δελφίνιος*, d. h. dem über Meer und Sturm gebietenden Apoll, dessen heiliges Tier der Delphin war, der im griechischen Meere häufig ist, sich gerne den Schiffen zugesellt und die Musik liebt.

Der siebente Tag aller Monate war dem Apollo geheiligt, weil dieser am 7. Tag geboren sei; ebenso die ersten Monatstage (Neumonde) als die des hervorbrechenden Lichtes, wie dies auch beim römischen Sonnengott Janus der Fall war.

Als schirmenden Gott der Strassen und Wege bezeichnete man seine Gegenwart durch eine kegelartige Säule, neben welcher ein einfacher Altar stand. Dies war die älteste Weise seiner Versinnbildung. Nach Durchführung des Anthropomorphismus wurde der jugendliche Apoll, die Blüte männlicher Schönheit, ein Lieblingsgegenstand für plastische Darstellungen.

Artemis, Apollos Schwester, gilt den Stoikern wohl mit Recht als Mondgöttin. Sie führt wie ihr Bruder Pfeil und Bogen und entsendet den Menschen raschen Tod wie er, und zwar wird auf sie das plötzliche Sterben von Jungfrauen und Frauen zurückgeführt. Ihr heimisches Revier aber ist Wald und Flur, welche sie als Jägerin durchstreift. Sie jagt aber das Wild nicht bloss, sondern beschirmt es auch und gewährt ihm Fruchtbarkeit. Die wilden Tiere sind ihr daher geweiht, besonders die Hirschkuh, aber auch die wilde Bärin, in deren Gestalt sie zürnend erscheinen kann. Da sie das Tierleben fördert, nimmt sie sich auch der Rinder und Pferde an. Ihren Lieblingsaufenthalt bilden feuchte Gründe mit Quellen; dort badet sie sich, menschlichem Blick entzogen und tanzt mit den Nymphen, als die schönste und stattlichste unter ihnen, daher sie auch Kallisto (*καλλίστη*) heisst.

Sie behielt stets einen urwüchsigen Charakter als ländliche Gottheit, die früher auch mit Menschenopfern geehrt wurde. Ihr eigentliches Gebiet war Arkadien, dessen Bewohner sie sogar als Stammutter betrachteten. Auch in Ätolien, besonders in der Gegend von Kalydon, war sie viel geehrt. Dort, aber auch anderwärts, lag ein Ort namens Ortygia (Wachtelheim), wie auch ihre Geburtsstätte auf Delos genannt wird; aber auch sonst ist in Griechenland überall Kultus der Göttin zu treffen. Eine ganz andere Göttin ist freilich jene Artemis von Ephesus, welche als Allmutter mit vielen Brüsten abgebildet wurde. Die hellenische Artemis ist streng jungfräulich. Immerhin fehlen die Beziehungen zu jener nicht ganz, da auch diese den Menschen Fruchtbarkeit und leichte Geburt gewährt. Daher ist Iphigenia (die kräftig oder leicht gebärende) ihr Beiname, nach anderer Vorstellung ihre Priesterin.

Eine charakteristische aber vielseitige Figur im hellenischen Pantheon ist Hermes, über dessen Namen und Wesen die Meinungen weit auseinandergehen. Nach allem Anschein ist er eigentlich der Gott des Windes. Von dieser Voraussetzung aus erklären sich leicht seine verschiedenen eigenartigen Funktionen[1]). Jedenfalls ist er ein altarkadischer Hirtengott, welcher für Befruchtung der Herden sorgt, stellt also eine männlich befruchtende Naturkraft dar, wie denn Herodot (2, 51) von ithyphallischen Bildern

1) So A. Kuhn, Roscher u. a. Der Name kann dann von *ὁρμᾶν* kommen. Preller-Robert, Ed. Meyer u. a. wollen ihn dagegen von *ἕρμα*, dem ihm zu Ehren an den Strassen aufgeschütteten Steinhaufen, ableiten. O. Müller und H. D. Müller halten Hermes für einen chthonischen Gott. M. Müller sieht in ihm den Gott des Zwielichts.

des Gottes redet, welche einheimischen (pelasgischen) Ursprungs seien. Er hat seine Liebschaften mit den Nymphen und gleicht in seinen sinnlichen Begierden dem Pan, der sein Sohn genannt wird. Pan ist aber ebenfalls ein Windgott. Unverkennbar weist auf diese Natur des Hermes, was von seinem Raub der Herde des Apollo erzählt wird.

Als Geburtsstätte des Hermes gilt das Gebirge Kyllene im Norden von Arkadien. Seine Mutter ist Maia, d. h. dass Mütterchen (die Erde?). Am selben Tage, wo er geboren wurde, erfand er die aus Schildkrötenschalen gebildete Leier (in welcher der Wind spielt) und stahl dem Apollo 50 Kühe, die er wegtrieb und versteckte. Als Apollo sie trotzdem entdeckte, traten die beiden vor Zeus, befreundeten sich aber dabei, so dass er dem Apollo die Leier schenkte, während dieser ihm den Zauberstab gab und ihm die Weiden samt dem Vieh überliess. Beide sind seitdem brüderlich verbunden und stehen im Dienste des Zeus, Apollo als dessen Mund, der die Ratschlüsse des höchsten Gottes kundtut, Hermes als dessen rechte Hand, welche die Aufträge ausrichtet, der windschnell dahineilende Bote des Zeus. Der Herdenraub erinnert unabweislich an die im indischen und parsischen Mythus geraubten Wolkenkühe.

Ähnlich wird es sich mit einem andern alten Mythus verhalten, der von Hermes, dem Töter des Argus (Argeiphontes) erzählt. Zeus liebt die Io (Doppelgängerin der Hera) und verwandelt sie, damit sie der Eifersucht Heras entgehe, in eine Kuh. Diese lässt Hera durch einen ganz mit Augen bedeckten Riesen, den Argus, bewachen. Hermes tötet denselben und befreit die Io. Dass darin lediglich die Verdrängung eines ältern Hirtengottes zu Argos durch den jüngern (Hermes) dargestellt sei, ist unglaubhaft.

Hermes wird auch keineswegs bloss als Weiden- und Herdengott verehrt, etwa als Gott der animalen Fruchtbarkeit, sondern er ist namentlich auch der Gott der Strassen (ἐνόδιος), weil er der Bewegliche, den Verkehr vermittelt und beschützt. So traf man seine Symbole, die „Hermen", überall am Wege an: zu Pyramiden aufgetürmte Steine, auch aufgerichtete Säulen oder Pfeiler, mit männlichen Geschlechtszeichen, dann auch mit Kopf versehen. Hermes ist der gewinnbringende (κερδῶος) Gott des Handels.

Aber auch mit der Unterwelt vermittelt dieser durch alle Sphären schweifende Gott. Er beschirmt den Bergbau, der die Schätze der Tiefe heraufholt. Namentlich aber ist er der Begleiter der Seelen nach dem Hades (ψυχοπομπός), zugleich der Gott des Schlafes, der mit seinem Stabe selbst den Argus eingeschläfert hat. So ist er in allen Sphären heimisch als das verbindende Glied der Götterwelt. Er erweist sich überall erfinderisch, gewandt und listig; ja auch mit Verschlagenheit und Diebstahl weiss er alles zu erreichen. — Die Kunst hat ihn be-

sonders als Götterboten mit breitem Hut und Flügelschuhen, sowie dem Zauberstab dargestellt.

Poseidon (dessen Name undurchsichtig) ist der Gott des Meeres. Er hat unter den drei Kroniden das Meer erlost wie Zeus den Himmel und Aides die Unterwelt. Doch wird er von alters her auch im Binnenland (Arkadien) mit Demeter verehrt und dürfte daher eigentlich Doppelgänger des Himmelsgottes Zeus sein, der dann wie Varuna zum Meergott herabgesunken ist. Als solcher hat er besonders in Küstenstädten seine Heiligtümer wie zu Ägä und Helike (Achaja). Sein eigentlicher Palast liegt in der Meerestiefe; er fährt daher mit Rossen, deren Hufe ehern und deren Mähnen goldig sind[1]). Diese Rosse sind die Wogen des Meeres mit ihren lichten Mähnen und ihrer gallopierenden Bewegung. Die Pferde sind ebendeshalb dem Poseidon heilig. Aber auch der Stier ist Symbol der brüllend dahertobenden Flut (*ταύρεος*), ferner der auch Apollo geweihte Delphin. Dass die Schiffe seinem besondern Schutz unterstehen, versteht sich von selbst. Seine Gemahlin ist die wogenumrauschte Amphitrite, eine der Nereiden. Poseidon selbst führt, wie übrigens auch andere Meergötter, den Dreizack, worin schon die Alten eine Fischergabel sehen[2]). Poseidon wühlt damit das Meer auf und erschüttert die Erde, gebraucht ihn aber auch als Waffe gegen Giganten. — Als Meergott ist Poseidon Erschütterer und doch zugleich Befestiger und Baumeister der Erde, Träger, Stützer derselben (*γαιήοχος*). Von ihm stammen Ungeheuer und Riesen wie Polyphem. — Sein Kult ist von alters her sehr verbreitet, z. B. in Thessalien. Pelias, der dortige König, stammt von ihm, der die Argonauten anführte, ebenso aber auch Neleus, der Vater des Nestor zu Pylos. Aber auch im ganzen Peloponnes verehrt man ihn, namentlich am Isthmus, zu Korinth, Nauplia, Trözen und an fast allen Vorgebirgen, aber auch in Arkadien, wo die Pferdezucht blühte und unterirdische Wasserbecken an die Nähe des Gottes erinnerten, in Attika (Athen) und durch ganz Jonien, endlich auf Euböa und nicht minder auf den dorischen Inseln, wo der Poseidondienst (wie z. B. auf Rhodos) auch mit phönizischen Kulten zusammenschmolz. Geopfert wurden ihm Pferde und Stiere; ihm zu Ehren führte man ritterliche Kampfspiele auf; sein Hauptfest waren die isthmischen. Der Siegespreis bestand dabei ursprünglich aus Eppich (Selinon), später aus einem Fichtenkranz.

Hephästos, ein alter Feuergott, stellt das leuchtende und wärmende Feuer vergöttlicht dar und zwar namentlich nach seiner Bedeutung für das Kunstgewerbe. Auf jenes Element, näher auf das Blitzfeuer, deutet es, dass Zeus einst im Zorn über Hera diesen

1) Iliade 13, 20 ff.

2) Welcker wollte im Dreizack das Symbol des dritten Reiches sehen, das Poseidon zugefallen, da Aides den Zweizack führt. Andere fassen ihn als Symbol des Blitzes. Dagegen nach Preller ist es „nichts weiter als die Harpune des Thunfisch- oder Delphinenjägers“.

ihren Sohn vom Olymp herabgeschleudert habe. Bei diesem Anlass wird Iliade 1, 571 ff. erzählt, sei Hephästos einen ganzen Tag lang gefallen, bis er mit Sonnenuntergang, kaum noch lebend, auf Lemnos zur Erde stürzte, wo er liebevolle Pflege fand. Nach anderer Tradition hat Hera selbst, da sie des lahm zur Welt gekommenen Sohnes sich schämte, ihn in den Okeanos hinabgeworfen, wo Eurynome und Thetis sich seiner annahmen[1]). Dort blieb er neun Jahre und schmiedete in einer Grotte kunstreiche Werke. Dies wird auf die vulkanischen Kräfte im Meer gehen. Die Lahmheit des Gottes, der auf beiden Seiten hinkend, unsicher einhergeht, scheint auf die flackernde Bewegung des Feuers, die Zickzackbewegung des Blitzes zu deuten.

In der Iliade (18, 382 f.) ist Charis des Hephästos Gattin, sonst Aphrodite, was auf die Verhältnisse von Lemnos zurückgehen mag, wo diese beiden Gottheiten beisammen waren. Dort gab es auch vorzüglichen Wein, woher sich die Freundschaft des Hephästos mit Dionysos erklären lässt Übrigens sind diese beiden Götter auch sonst verwandt, da Hephästos in der Iliade gelegentlich den Nektar (Feuertrank, Soma?) ausschenkt[2]). Von Dionysos wird Hephästos auch trunken gemacht, damit er nach dem Olymp zurückkehre und dort seine Mutter Hera von Fesseln befreie, welche sie festhielten, als sie sich auf einem goldenen Thronsessel niederliess, den er ihr geschickt hatte, um sich an ihr zu rächen. Überhaupt erfindet dieser geschickte Schmiedekünstler auch verfängliche Dinge. Im übrigen ist er ein humorvoller, gutmütiger Geselle, der gerne zum Frieden redet und den Göttern durch sein schwerfälliges Gebaren Spass bereitet; aber ein kunstfertiger Meister, der bei seiner Esse gediegene Werke, Schmucksachen, Waffen, Geräte aller Art schmiedet. So stellt sich in ihm die Bedeutung des Feuers für die Kultur dar. Die Vulkane sind Schmiedestätten des Hephästos. Ein solcher befand sich namentlich auf Lemnos, wo auch eine Stadt den Namen Hephästias führte. Diese Insel ist auch durch einen an den Parsismus erinnernden Feuerkultus interessant. Jährlich einmal nämlich musste auf ihr alles Feuer gelöscht werden, zur Busse wegen einer auf ihr lastenden Schuld; 9 Tage lang durfte man kein neues anzünden, bis das hl. Schiff von Delos wieder neues Feuer brachte. Hier stösst man auf die Vorstellung, dass das Feuer durch den profanen Gebrauch verunreinigt werde (vgl. den Prometheus-Mythus) und wieder an seiner heiligen Quelle zu holen sei. — Auch der Ätna galt als Feuerstätte des Hephästos. Dessen Zunftgenossen sind die Kyklopen, ebenfalls alte Feuergötter.

Ares, gleichfalls Sohn des Zeus und der Hera, ist im Gegen-

1) Iliade 18, 395 ff.

2) Gewöhnlich jedoch besorgt dies Hebe, die Göttin der unverwüstlichen Jugendblüte, der nordischen Idun entsprechend. Iliade 4, 2. Sie badet auch den verwundeten Ares, Iliade 5, 905. Sie ist Tochter des Zeus und der Hera, und Braut und Gattin des Herakles.

satz zu Hephästos ein wilder, streitlustiger Geselle, der Gott des Krieges, der am blutigen Gemenge seine Freude hat. Er wird als kühner, furchtbarer Held geschildert; doch verkörpert sich in ihm, im Unterschied von der klugen Kriegsgöttin Athene, mehr die rohe Lust und Gewalt des Kampfes. Er stammt nach der Aussage der Hellenen aus dem Land der barbarischen Thraker. — In der Odyssee pflegt Ares mit Aphrodite verstohlene Liebe und wird dabei von deren Gemahl Hephästos ertappt, der dieses Paar in einem feinen Netz gefangen hat[1]). Im Kultus dagegen sind Ares und Aphrodite rechtmässiges Ehepaar, so in Theben, Argos, Athen. In letzterer Stadt war dem Ares das Blutgericht geweiht, der Areopag. Der Gott soll dort durch einen von zwölf Göttern gebildeten Gerichtshof freigesprochen worden sein, da er durch eine Bluttat die Ehre seiner Tochter Alkippe gerächt hatte. Von Ares stammen manche kriegerische Heroen ab, auch die Amazonen sind seine Töchter.

Aphrodite wird von manchen Neuern als eine von Haus aus orientalische Göttin angesehen, in welchem Fall sich ihr Kultus schon in vorhomerischer Zeit von Cypern aus durch Vermittelung der Phönizier über Griechenland ausgebreitet haben müsste. Doch ist auch denkbar, dass eine griechische Liebesgöttin auf den Inseln und in Kleinasien mit der dortigen sich verschmolz und dass von dort aus orientalische Züge in ihr Bild kamen. Jedenfalls sehen die Griechen Cypern als ihre Heimat und Geburtsstätte an. Besonders die dortigen Städte Paphos und Amathus waren ihre Sitze, daher sie *Παφία* und *Ἀμαθουσία* heisst; ebenso gehörte ihr die Insel Kythera südlich vom Peloponnes. Herodot (1, 105) bezeichnet den Tempel der Aphrodite Urania (Astarte) zu Askalon als den Ausgangspunkt ihres Kultus. Die Heiligtümer auf Cypern und auf Kythera seien von den Phöniziern nach jenem Vorbild gebaut worden. In Griechenland findet sich der Aphroditedienst sowohl auf dem Peloponnes als in Mittelgriechenland, besonders zu Korinth. Auch in Sizilien hatte sie ein wichtiges Heiligtum auf dem Berge Eryx, daher ihr Name Erycina.

Aphrodite heisst bei Homer Tochter des Zeus und der Dione und gehört zum olympischen Götterkreis. Hesiod[2]) dagegen lässt sie aus dem Schaume des Meeres geboren erst auf Kythera, dann auf Cypern[3]) ans Land steigen. Sie sei aus dem Gliede des Uranos entstanden, das bei dessen Entmannung ins Meer fiel. Als Anadyomene (aus dem Meer auftauchende) wird sie in üppiger weiblicher Schönheit von der Kunst oft dargestellt. Sie ist die Göttin der Liebe, der weiblichen Anmut und Fruchtbarkeit. Sie macht in der Götterwelt den Reiz der Liebe geltend und fesselt damit die Unsterblichen. Auf Erden bringt sie im Frühling Blumen

1) Odyssee 8, 266 ff.
2) Theogonie Vers 188—206.
3) Historisch richtiger wäre die umgekehrte Reihenfolge.

hervor; besonders Myrte und Rose sind ihr lieb. Die Menschen entflammt sie ebenfalls zur Minne. Sie verleiht den Männern (Paris) den Zauber die Weiber zu fesseln und erfüllt die Weiber (Helena) mit Liebesglut, schenkt auch Kindersegen. Zu ihrer Umgebung gehören die Chariten, Genien der Anmut, Töchter der Nymphe Eurynome.

Ganz phönizisch-orientalisch wird beim Absterben der Natur im Herbst um Adonis, ihren schönen Geliebten geklagt, mit dem sie sich des Lebens gefreut hat. Ein Eber hat ihn getötet, den der eifersüchtige Ares (nach anderer Version Artemis) gesandt hat. Aphrodite trauert im Winter, bis Adonis im Frühjahr wiederkehrt. Auf orientalischen Einfluss ist grossenteils auch die Versinnlichung und Entsittlichung zurückzuführen, welche den Aphroditedienst in zunehmendem Masse kennzeichneten. Doch entbehrte diese Göttin von Anfang an der ethischen Würde, wie aus Homer erhellt. Sie ist die Personifikation der sinnlichen Liebe und wurde mit der Zeit geradezu die Göttin der unmoralischen Liebeslust, die Herrin der Hetären und Dirnen. In Korinth waren mehr als 1000 Jungfrauen dem Dienst ihres Heiligtums geweiht, welche sich der Lust der Besucher preisgaben. Dies erinnert an babylonische und sonst asiatische Unsitten. Die Ethiker unterschieden dann zwischen einer Aphrodite **Urania**, d. h. einer himmlisch erhabenen Liebesgöttin, und der **Aphrodite Pandemos**, d. h. vulgären, gemeinen Göttin der Wollust[1]).

Noch weniger als Aphrodite ist Dionysos rein hellenischen Ursprungs, der Gott des Lebensdranges in der Natur, des Frühlings, des Weinstocks, welcher den feurigen Trank liefert, der die Menschen über sich selbst hinaushebt. Die Griechen selbst weisen auf Thrakien als die Heimat des Gottes hin, und von diesem weit nach Griechenland vorgedrungenen Volke der Thraker mag das Orgiastische seines Kultus stammen, der sich auch in Lydien und Phrygien findet und schon von Homer bezeugt ist, welcher dagegen auffälliger, aber vielleicht zufälliger Weise nichts von der Beziehung des Dionysos zum Weine merken lässt. Preller hält die ländliche Verehrung, welche Dionysos als Gott des Frühlings und der Weinlese in Attika genoss, für altgriechisch, während die winterliche Feier des leidenden Gottes aus Thrakien, Lydien usw. herstamme.

Als Stammsitz des Gottes gilt in Griechenland Theben. Hier soll er von Semele geboren sein, welche von Zeus geliebt, aber da sie, durch die eifersüchtige Hera verleitet, Blitz und Donner zu schauen begehrte, vernichtet wurde. Sterbend gebar sie den Dionysos, der mit Not dem Feuer entrann, indem ihn Epheublätter umgaben. Zeus gab ihn den Nymphen von Nysa[2]) zur Pflege.

1) Ursprünglich hatten diese Namen eine andere Bedeutung: Urania war Name der Astarte und *πάνδημος* bezeichnete die von allen Demen verehrte Göttin.

2) Der Ort ist um der Namensähnlichkeit willen gewählt!

Gross geworden erfindet er die Pflanze des Weinstocks und berauscht sich und seine Umgebung daran; er zieht mit seinem Gefolge trunken umher, in weibischer Kleidung, mit Epheu und Lorbeer umkränzt, weichlich und doch voller Kraft. Von seinem lärmenden Auftreten heisst er Bacchus, *Βάκχος*, *Ἰοβάκχος*, *Βρόμιος* u.s.f. Dieses Verhältnis zum Feuertrank erinnert an den arischen Soma; an die Stelle eines andern berauschenden Getränkes kann in Griechenland der Wein getreten sein.

Dionysos dehnte seine Züge über die Welt aus. Er schenkte seinen Freunden den edlen Wein und machte die Feinde rasend. Sein Gefolge bilden die Wald- und Feldgottheiten, unter denen er aufgewachsen ist: Satyrn, Silene, Pane, Nymphen, — Hirten und Bauern schliessen sich an. — In Attika war Ikaria der Ort, welcher sich rühmte, den Wein zuerst erlangt zu haben[1]); auch Eleutherä war eine Hauptstätte des Dionysosdienstes. Die attischen Feste der Dionysien waren eigentlich ländliche Freudenfeste zur Weinlese, wurden dann aber in der Stadt feiner und feierlicher gestaltet[2]). In der Gegend von Argos galt Melampos als erster Dionysospriester und Stifter eigentümlicher Fest- und Sühngebräuche, woraus die lernäischen Mysterien entstanden, welche den eleusinischen nachgebildet waren, aber obszönen Charakter annahmen.

Die durch Weinbau ausgezeichneten Inseln feierten neben Zeus und Apollo am meisten den Dionysos, so besonders Euböa und Nax s. Auf diesen beiden Inseln feierte man die Hochzeit dieses Gottes mit Ariadne. Diese Tochter des grimmen Minos wurde von Theseus entführt, aber von Artemis im Einverständnis mit diesem, welchem sie untreu geworden, getötet. Sie ist mit Aphrodite verwandt. Ihr Schlafen, welches oft dargestellt wird, geht aber wohl auf den Schlummer der Erde im Winter: Sie wird von Dionysos zu Freude und Liebe geweckt wie die schlummernde Erde vom Lenze.

Viele Abenteuer des Dionysos werden erzählt. Als schöner, dunkel gelockter Jüngling wird er auf einer Fahrt von Ikaros nach Naxos von tyrrhenischen Seeräubern gefangen. Aber seine Bande fallen ab; um die Segel rankt sich die Weinrebe, um den Mastbaum Eppich. Dionysos selbst verwandelt sich in einen Löwen, die Schiffer verlieren die Besinnung und stürzen sich ins Meer, wo sie zu Delphinen werden. Dies erzählt zuerst ein homerischer Hymnus. So triumphiert Dionysos überall, oft in Löwengestalt. Auch Lykurgos, der König von Thrakien, musste es büssen, dass er mit dem Ochsenstachel in der Hand den Zug des Gottes hemmte.

1) Ikaros, der erste Pflanzer der Weinrebe daselbst, erhielt dieselbe von Dionysos, den er freundlich aufgenommen hatte; er fuhr dann mit gefüllten Schläuchen umher und gab Hirten und Bauern Wein zu trinken. Allein diese hielten die Berauschung für Vergiftung und töteten ihn. Seine Tochter Erigone erhängte sich an seinem Grabe. Dionysos schickte über die Mörder Pest und Jungfrauenraserei, so dass die Jungfrauen sich auch erhängten.

2) Siehe unten S. 248 f.

Dieser sprang ins Meer, wo Thetis ihn aufnahm. Lykurg wurde von Zeus geblendet und nahm ein schlimmes Ende[1]). Nach Preller wäre dieser Lykurg ein Bild des Winters. Ebenso schlimm ergeht es dem böotischen Pentheus, welcher die geheime Feier der Mänaden, d. h. der von Dionysos begeisterten Weiber belauscht: er wird von den Rasenden zerrissen. Dem Kultus dieses Gottes eigen ist das ekstatische Schwärmen nach dem Vorbild seines wilden Thiasos. So gab es wie in Böotien auch auf dem schneebedeckten Gipfel des Parnass eine winterliche Feier dieser Art, wozu die Frauen von weit her sich einfanden. Ebensolche Orgien wurden nächtlicher Weile auf dem Taygetus veranstaltet, wozu nur Frauen und Mädchen Zutritt hatten. Die teilnehmenden „Mänaden" schwangen Thyrsosstäbe, Dolche und Fackeln, tanzten mit aufgelöstem Haar, in welches sie Schlangen bargen und mit Handpauken und Flöten. Sie liebkosten allerlei Tiere des Waldes, Hirschkälber, junge Wölfe, Böcke, zerrissen sie dann und assen von dem rohen Fleisch. Auch kleine Kinder wurden oft von den Rasenden ebenso zerrissen! Bei diesen orgiastischen Kulten wird Dionysos oft als Stier oder mit Emblemen dieses Tieres dargestellt.

In Kleinasien floss der Dionysosdienst mit dem des ähnlichen Gottes Sabazios und auch mit dem Kultus seiner „grossen Mutter" zusammen. Der bacchische Thiasos schwärmte ja nicht viel anders als die Korybanten und Kybeben dieser Göttin. In Lydien war der Tmolus ein kultischer Mittelpunkt des Dionysosdienstes, von dem man auch in Griechenland beeinflusst war. Man feierte dort die Rückkehr des Gottes aus Indien[2]). Zu seiner dortigen Umgebung gehören die „Kabiren" (S. 236). Die Stimmung beim dortigen Kultus war weichlich und orgiastisch.

Dionysos ist nach dem Bisherigen der Gott des feuchten, fruchtbaren Elementes, besonders des Feuertrankes, aber auch des fruchtbaren Elementes überhaupt. Speziell als Gott des Weines ist er der Entfesselnde, der Brecher der Sorgen, der alle Wildheit Bezwingende: Panther und Löwen ziehen willig seinen Wagen. Er bändigt leicht die trotzigen Riesen und Dämonen. Er bringt, wohin er kommt Wohlsein und Jubel: Die kalten Herzen werden durch ihn warm, die kranken Glieder gesund. Als Gott des Enthusiasmus berührt er sich mit Apollo. Wie dieser ist er musikalisch, liebt aber heftigere Musik als dieser, bald ausgelassen, bald klagend, bald ernst, bald possenhaft: der zügellose Dithyrambus, die Komödie und Tragödie sind aus seinem Dienste hervorgegangen. Auch Weissagung vermittelt er ähnlich wie Apollo, nur gewaltsamer, ebenso Reinigung und Sühnung. In seiner alles niederwerfenden Macht ist er zugleich kriegerisch.

Aber zu tief ist Dionysos in dem Naturleben verfangen, als dass er nicht trotz seiner vielen Siege und leicht errungenen Triumphe

1) Iliade 6, 130 ff.

2) Seit dem Zug Alexanders d. Gr. nach diesem Lande erzählte man in Griechenland auch von einem Zug des Dionysos nach Indien.

vielfach als leidender erschiene, wovon schon im Bisherigen Spuren uns entgegentraten. Er ist nicht selten aufgefasst als ein leidender, gequälter, getöteter Gott, ähnlich wie der kretische Zeus — eine Allegorie des wandelbaren, erliegenden und absterbenden Naturlebens. In dieser Eigenschaft gehört er der Unterwelt an unter dem Namen Zagreus. Er heisst dann im Unterschied von Dionysos, dem Sohne des Zeus und der Semele: Sohn des Zeus und der Demeter oder Persephone. In Delphi zeigte man im Allerheiligsten des Tempels neben dem Dreifuss und dem goldenen Bild des Apoll das Grab des Dionysos, dem die Priester um die Zeit des kürzesten Tages geheime Opfer brachten. Auch identifizierte man den Gott in späterer Zeit mit Osiris.

Es leuchtet ein, dass Dionysos nach seiner ganzen Beschaffenheit mehr als irgend ein anderer griechischer Gott zu mystischer Behandlung einlud. Im tieferem Sinn haben, wie schon oben[1]) bemerkt worden, die Orphiker ihre Spekulationen und ihren Kultus an ihn angeschlossen. Ihr Hauptgott war Dionysos Zagreus als der wandelbare, leidende, zeitliche und ewige, geborene, gestorbene und wiederlebende Allgott, in welchen auch Zeus verschmolzen war.

Die Symbole des Dionysos sind Phallus (wie bei Hermes), Rebe, Trinkhorn, Thyrsosstab, d. h. ein Rohrstab mit Epheu, Weinlaub und heiligen Binden umschlungen, später mit aufgesetzten Pinienzapfen. Auch wand man sich bei der orgiastischen Feier Schlangen um und handhabte Fackeln, Glocken, Handpauken. Bildlich oder symbolisch wurde der Gott zuerst durch ein Stück Holz mit Maske oder mit eingeschnittenen Gesichtszügen dargestellt. Später behandelten ihn die Künstler mannigfaltig. Die Statuen des Praxiteles wurden für ihn ebenso massgebend, wie die des Phidias für Zeus, Athene, Hera. Man machte von ihm teils jugendliche, teils männlich bärtige Bilder, zuweilen mit Ansätzen zu Stierhörnern. In seinem Gefolge brachte die Kunst die üppige Naturkraft und das dämonische Treiben des Waldes und Gebirges zum Ausdruck, sowohl die gebändigte Wildheit als die wilde Begeisterung der entfesselten Natur.

Rein griechischer Abkunft ist dagegen der Gott Pan[2]) und in den griechischen Alpen, namentlich in Arkadien zu Hause. Er ist Weiden- und Herdengott. Besonders die Ziegen hütet er, indem er wie diese an den Bergen herumklettert. Auch in schattigen Tälern treibt er sein Wesen und weilt gern in einer Grotte, die Flöte spielend. Um die heisse Mittagsstunde schläft er Es wird erzählt, der kyllenische (d. h. bockmässige) Hermes habe ihn mit

---

1) Seite 211.

2) Der Name wird erklärt *ὁ Πάων*, der Weidende, von *πάω*, während Max Müller ihn mit sanskr. pavana, Wind, zusammenstellt. Dass er eigentlich ein Windgott ist, bestätigen verschiedene Mythen. S. oben Bd. II S. 191 f., und S. 224 f.

einer Tochter des Dryops (Eichengenius) gezeugt[1]). Ziegenfüssig, mit zwei Hörnern und langem Ziegenbart, ein zottiges Luchsfell auf dem Rücken tanzt er zu Aller Freude. Er scherzt mit den Nymphen, die ihn rufen, und tanzt mit ihnen Hirtentänze. Sein eigener Ruf erschallt in abgelegenen Gegenden oft geheimnisvoll und kann auch einen „panischen" Schrecken erzeugen. Er liebt besonders die Nymphe Echo, die Syrinx (Personifikation der Hirtenflöte), die Pitys (Fichte), mit deren Zweigen er sein Haupt schmückt, die Selene u.s.f. Er schirmt die Hirten, Jäger und Wanderer. Da er fortwährend singt und spielt, ist er der Gott der volkstümlichen Poesie, wie Apollo der der gebildeten. Als Gott der geheimnisvollen Naturlaute wahrsagt auch Pan und hat seine Orakel. — Der Bote, welcher beim Herannahen der Perser nach Sparta eilte, glaubte unterwegs den Ruf des Pan zu hören, welcher versicherte, er sei der Stadt günstig, obgleich sie sich bisher nicht um ihn gekümmert habe. Ihm schrieb man daher den Panischen Schrecken zu, der die Feinde bei Marathon und Salamis erfasste und stiftete zum Dank die Pangrotte an der Burg von Athen, wo er jährlich mit Fackellauf und Opfer verehrt wurde[2]). Pan gehört später zum Gefolge des Bacchus und vertritt darin ein derb sinnliches Element mit seinen ungeschlachten Manieren und seinen lüsternen Begierden. Aber auch die Mystik hat sich dieses Gottes bemächtigt, welche seinen Namen auf das All deutend, ihn zu einem geheimnisvollen Allgott erhob.

Wie Pan der eigentliche Hirtengott ist, so haben die Bauern ihre besondere Göttin in Demeter. Der Name schon (=*γὴ μήτηρ*) weist auf die Mutter Erde. Aber im Unterschied von Gäa und Rhea ist sie speziell die Gönnerin der Kultur des Bodens, des Ackerbaus und infolge dessen die Gründerin geordneter Rechtsverhältnisse. Ihre Tochter Persephone[3]), einst die unzertrennliche Begleiterin der Mutter, wird von Aides[4]) oder Pluton geraubt, der sie zu seiner Gattin und Herrin der Unterwelt macht. In letzterer Eigenschaft hat sie finstern, schauerlichen Charakter, wie ihr Gemahl. Beide sind finster, schweigsam und allem frischen, blühenden Leben feindlich. Übrigens hat auch Aïdoneus eine freundliche Seite als Gott der fruchtbaren Tiefe, zu dem der Landmann bei der Aussaat betet und der Reichtum (vgl. *Πλούτων* und *πλοῦτος*) spendet. Im Kultus herrscht diese Seite vor. Seit dem Raube zieht Demeter suchend und klagend umher. Sie hat sich zuerst ganz vom Olymp entfernt und in eine Höhle zurückgezogen. Da jedoch durch ihr Grollen die Fruchtbarkeit der Erde aufgehört hätte (vgl.

---

1) Doch wird er auch andern Eltern zugeschrieben: dem Zeus oder Apollo und der Nymphe Oenoë oder der Kallisto oder der Penelope.

2) Herodot 6, 105.

3) Persephone ist Tochter des Zeus und der Demeter; nach anderer Version wäre ihr Vater Poseidon, nach einer dritten der Styx.

4) Aïdes (der Unsichtbare) oder Aïdoneus, der Gott des unsichtbaren Totenreiches.

die Höllenfahrt der Istar), so versöhnt sie Zeus durch einen Vergleich, der ihr das jährliche Wiedersehen ihrer Tochter zusicherte; nur ein Drittel des Jahres soll diese in der Unterwelt zubringen. Dass sie wieder in die Unterwelt zurück muss, wird auch damit motiviert, dass sie von einem Granatapfel gegessen, den ihr Aïdoneus gereicht. Der Mythus ist selbstredend auf das Absterben der Vegetation im Herbst und ihre jugendliche Wiederkehr im Frühling zu beziehen.

Demeter selbst sorgt als Ackergöttin für günstige Witterung und fördert das Wachstum der Saat. Die Ernte ist ihr Freudenfest. Sie heisst die blonde als Göttin der reifen Ernte; sie hilft beim Mähen und Garbenbinden, aber auch noch beim Dreschen, Aufspeichern, Mahlen und Brotbacken. Da jedoch durch den Ackerbau die Lebens- und Rechtsverhältnisse festere Gestalt angenommen haben, so ist Demeter die Urheberin der Satzungen (θεσμοφόρος), welche das menschliche Leben, besonders das eheliche regeln. Letzteres Gebiet liegt ihr ohnehin nicht fern, da die weibliche Fruchtbarkeit mit dem Geheimnis der Saat zusammenhängt. Demeter ist aber in streng sittlichem Sinn die Göttin der ehelichen Fruchtbarkeit. An ihrem Feste der Thesmophorieen durften nur verheiratete Frauen teilnehmen. Ebenso ist sie die Stifterin staatlicher Ordnung, sofern diese durch den Ackerbau gefördert wurde. Daher wurde sie in Attika neben Zeus und Apollo bei politischen Verträgen und beim Beamteneid angerufen.

Der Kultus der Demeter und ihrer Tochter (der „Kore") ist altgriechisch, nach Herodot pelasgisch (2, 171) und war seit Menschengedenken mit Mysterien verbunden, in welchen vor den Augen der Eingeweihten die Schicksale der Göttinnen dargestellt wurden, die in bezug auf das jenseits des Todes Liegende etwas tröstliches hatten, worüber unten zu reden sein wird. Unter den Stätten, wo die beiden besonders verehrt wurden, sind z. B. Theben und Megara zu nennen, namentlich aber Eleusis in Attika an der Bucht von Salamis, wo jene Mysterien alljährlich unter starkem Zulauf begangen wurden. Von der gütigen Mutter wird erzählt, sie habe auf ihren Wanderungen allenthalben, wo man sie aufnahm, den Ackerbau gelehrt, Kindersegen gespendet und in die Kraft ihrer Mysterien eingeweiht. Einer ihrer Günstlinge war der mythisch vielbehandelte Triptolemos, ein eleusinischer König, dem sie jene Gaben verlieh. Auf einem von der Göttin ihm geschenkten Wagen fährt er die Landbaugeräte tragend durch die Luft und verbreitet, wohin er kommt, Ackerbau und mildere Sitten. Sein oft auf Vasen abgebildeter Wagen ist beflügelt oder wird von einem Schlangenpaar gezogen. — Attribute der Demeter selbst sind Ähren und Mohn, während der Granatapfel der Persephone zugehört. Ersterer Göttin wurden Kuh und Sau geopfert.

Auch die alten Naturgottheiten aller indogermanischen Völker, Sonne, Mond, Morgenröte usf. wurden bei den Griechen noch in historischer Zeit als göttliche Wesen genannt. Aber das

kultische Interesse konzentrierte sich, abgesehen von den Lokalgöttern, um die anthropomorphischen Götter und Göttinnen des Olymp. Einigermassen freilich wurde auch Helios, Selene, Eos u. a. menschliche Gestalt verliehen; doch sind sie nicht so in den epischen Prozess eingegangen wie die Olympier.

Am meisten göttliche Verehrung genoss Helios, in der Theogonie des Hesiod[1]) Sohn des Hyperion (Gott der Höhe), welchen Namen er bei Homer auch selbst führt. Als eigentliche Gottheit wurde die Sonne in gewissen Gegenden des Peloponnes, in Korinth und besonders auf Rhodos verehrt und in mächtiger Mannesgestalt abgebildet (Koloss von Rhodos). Auf letzterer Insel wurde ihr jährlich als Opfer ein Viergespann von Rossen ins Meer gestürzt. Man stellte sich ja allgemein den Sonnenwagen mit vier weissen, feuersprühenden Rossen bespannt vor. Bei Homer ist von seinen Rindern die Rede, welche in Herden weiden. Dort führt er auch den Namen Phaëthon. Doch erzählen Spätere wie Hesiod, Äschylos, Euripides von einem Sohne des Helios namens Phaethon, er habe den Warnungen seines Vaters zum Trotz den Sonnenwagen bestiegen. Die Pferde gingen durch — der Wagen kam der Erde zu nahe und versengte ganze Strecken, wie Libyen, machte auch die Äthiopen zu Mohren — bis Zeus einen Blitz auf den unberufenen Wagenlenker schleuderte, dass er in den Eridanusstrom stürzte, wo ihn die Nymphen begruben. Ihn beklagten seine drei Schwestern, die Sonnentöchter Ägle, Lampetia und Phaëthusa und weinten, bis sie in Pappeln verwandelt wurden, von denen ihre goldenen Tränen herabrinnen, welche die Sonne in Elektron (Bernstein) verwandelt. Helios selbst heisst das Auge des Himmels oder des Zeus; er ist allsehend. Ihm kommt die ethisch wichtige Bedeutung zu, dass er alles an den Tag bringt. Deshalb ist er auch Schwurgott und bei Philosophen (Parmenides) Gott der Weisheit.

Eine Schwester des Helios ist Eos (der vedischen Uschas entsprechend), die Morgenröte, eine liebliche, allezeit muntere Göttin, welche zu rüstigem Tun begeistert, aber auch an frühen Tod erinnert. Sie raubt schöne Sterbliche wie den Orion und den Tithonos, für den sie von Zeus Unsterblichkeit erbat. Da sie aber vergass, um ewige Jugend zu bitten, wird er alt und ihr mit der Zeit widerlich. Seine Haare werden weiss, seine Stimme die einer Cikade Söhne der beiden sind Memnon (berühmter Fürst im Morgenland) und Emathjon (Personifikation des Tages).

Auch der Mond erscheint personifiziert in Selene, der Tochter des Hyperion oder des Helios. Sie fährt auf einem Zweigespann. Ihr Liebling ist Endymion, der Genius des Schlafes, auch des Todesschlafs, ein schöner Jüngling, ewig jugendlich in seinem Schlafe. Auch das Sternbild des Orion spielt seine Rolle, als Riese mit geschwungener Keule oder mit gezücktem Schwert ein-

1) Theogonie, Vers 371 ff.; vgl. 134.

herschreitend. Er ist der Geliebte der Göttin Eos, die ihn raubt, wenn beim Beginn des Sommers seine Sterne in der Morgenröte erbleichen. Auch sonst laufen poetische Mythen über ihn um, ebenso über Hesperos (Abendstern), Eosphoros (Morgenstern), Sirius u. a.

Eine altgriechische Göttin des Feuers ist Hestia, entsprechend der römischen Vesta. Näher aber ist ihr Element (anders als bei Hephästos und Prometheus) das häusliche Herdfeuer. Sie belebt und heiligt die häusliche Wohnung. Bei Homer kommt Hestia nicht vor, doch ist auch dort der häusliche Herd heilig. Bei Hesiod und in den homerischen Hymnen heisst sie erstgeborene Tochter des Kronos und der Rhea, also Schwester des Zeus. Dies bestätigt das hohe Alter ihres häuslichen Kultus. Es wurde ihr als der Göttin der Altarflamme (vgl. Agni) denn auch bei allen Brandopfern zuerst Ehre erwiesen. Man begann und schloss die Handlung mit einer Spende an Hestia und nannte ihren Namen zuerst bei Gebeten. Ihrem eingezogenen Wesen entspricht ihre strenge Jungfräulichkeit, welche sie die Liebe des Poseidon und Apollo verschmähen und auf dem Olymp stets zu Hause bleiben lässt. Wie sie aber der gute, gemütliche Schutzgeist des Privathauses ist, so hatte man bald auch einen ihr geweihten Gemeinde- und Staatsherd. Im Prytaneion (Stadthaus) unterhielt man ein „heiliges Feuer", so in Athen, Olympia, Delphi. Die Kolonisten pflegten davon mitzunehmen. Schliesslich dachte man sich auch einen Zentralfeuerherd im Innern der Erde; daher galt den Philosophen Hestia als Erdgöttin. Im Hause besorgte den Kultus der Hestia der Hausvater oder die Hausmutter, in den Prytaneen die Archonten oder Könige, neben welchen auch eine Priesterin damit beschäftigt war.

Asklepios, ein Sohn des Apollo, stellt die Heilkraft dar; seine Wohnstätten, wo man Heilung suchte, waren solche Plätze, wo die Natur ihre Heilkräfte in Wasser, Luft und Kräutern darbot. Als die älteste dieser Stätten galt Trikka im thessalischen Oberland; das berühmteste Asklepieion war das bei Epidaurus im Gebiete von Argos. Auch Athen hatte ein solches, das mancher Heilungen sich rühmte, und der Gott war an den eleusinischen Mysterien beteiligt. Sophokles dichtete einen viel gesungenen Päan auf Asklepios. Auch auf den Inseln und in der hellenistischen Zeit namentlich zu Pergamon (Kleinasien) gab es solche Heilstätten. Man liess an denselben nicht bloss die Natur heilend walten, sondern pflegte auch die menschliche Heilkunst, so dass medizinische Schulen daraus hervorgehen konnten. Auf die Träume der Kranken achtete man besonders, da sie oft darin das Heilmittel für ihre Übel erfuhren. — Symbole des Asklepios waren die Schlange (wie in Ägypten und Phönizien), der Stab (da der Gott von Ort zu Ort wanderte) und die Schale mit heilkräftigem Trank. Man opferte ihm gewöhnlich Hähne.

Helferin bei der Geburt und Kinderzucht ist Hekate. Zu-

gleich aber ist sie Beschirmerin der Strassen, des Ein- und Ausgangs; sie hat daher ihre Kapellen und Bilder vor den Häusern. Nächtlicher Weile geht sie beim Mondschein mit einem Gefolge von Gespenstern auf den Wegen um, wobei die Hunde heulen. Sie ist im Zauber- und Beschwörungswesen wohlbewandert und wird vom Aberglauben stark in Anspruch genommen. Da man ihr an Neumond opfert, könnte man sie für eine Mondgöttin halten. Wahrscheinlicher ist sie chthonischen Ursprungs, eine Seelengottheit der Unterwelt, welche beim Eintritt der Seelen in die sichtbare Welt und bei ihrem Abschied von dieser, d. h. bei Leichenbegängnissen sowie auf den Gräbern zu tun hat[1]). Junge Hunde werden ihr geschlachtet.

Es sei auch noch jener Kabiren gedacht, welche ein unabweisliches Beispiel der Einwirkung phönizischer Religion auf die hellenische darbieten, da diese Götter schon durch ihren Namen semitischen Ursprung verraten. Aus diesem Zusammenhang erklärt sich leicht, dass sie namentlich Hilfsgötter der Schiffahrt sind, gelegentlich mit den Dioskuren identifiziert. Aber auch in Theben ist ein Kabirentempel ausgegraben worden: Die Statue des Kabiren trägt die Züge des Dionysos; ihm ist ein Knabe als Mundschenk beigegeben. Mit dem Dionysos wie auch mit dem Demeterkultus traten die Kabiren in Beziehung. Auf Samothrake wurden ebenfalls zwei Kabiren verehrt, von denen der erste, ältere Hephästos darstellt, der andere, des erstern Sohn oder Bruder Kasmilos genannt wird und nach nachhomerischer Sage Ahnherr des trojanischen Königshauses sein soll. Auch auf Lemnos waren die Kabiren zu Hause, und in hellenistischer Zeit wurden sie besonders zu Pergamon und Milet gefeiert.

Aber nicht nur dank der Aufnahme fremder Gottheiten wuchs das griechische Pantheon beständig; schon die einheimische Auffassung der Natur liess ihre Zahl so gut wie bei andern Indogermanen ins Unendliche sich mehren, wobei freilich das Bewusstsein der Unterordnung unter Einen höchsten Gott nie ganz verloren ging und auch stets das Bestreben sich geltend machte, Einheit in diese Götterwelt zu bringen. Dies wird aus dem folgenden Kapitel erhellen.

3. Heroen, Theogonie, Schicksal, Unterwelt[2]).

Vor allem fällt auf, dass nicht allein die Götter Kultus empfingen, sondern auch die Heroen, eine Art Mittelwesen zwischen Göttern und Menschen, was bei manchen so angedeutet ist, dass

1) Vgl. Rohde, Psyche² II, 80 ff. Viel allgemeiner fasst Hekate der in Hesiods Theogonie eingeschaltete Lobpreis auf diese Göttin, Vers 411—452.

2) Vgl. hiezu besonders G. F. Schömann, die Hesiodische Theogonie, Berl. 1868 und die oben angeführten Werke von Nägelsbach (bes auch Nachhomerische Theologie), Rohde usw.

sie Söhne eines Gottes und einer menschlichen Mutter heissen Der Unterschied zwischen Göttern und Menschen ist eben kein absoluter. Doch verhält sichs nicht so, dass dabei immer sterbliche Menschen zu Halbgöttern erhoben worden wären, in welchem Fall ihre Verehrung sich zur Genüge aus Ahnenkultus[1]) erklären liesse. Denn näher besehen, lassen sich manche dieser Heroen unschwer als eigentliche Götter erkennen, die aus irgendwelchen Gründen, vielleicht weil ihr Kultus lokal zu beschränkt war, zu Halbgöttern oder Heroen herabgesetzt worden sind. Auch der Fall kommt vor, dass ein Beiname eines Gottes selbständige Gestalt annahm, aber eben weil er nur der Schatten des Gottes, eine untergeordnete Stellung erhalten hat und im Epos als menschlicher Held auftritt. Nachdem sich dann das Volk an seine menschliche Gestalt gewöhnt hatte, erschien ihm sein Kultus als eine Art Ahnenkultus. Wir erwähnen nur zwei für die Religionsgeschichte besonders wichtige Heroen, von welchen wahrscheinlich ist, dass sie ursprünglich ebenbürtige Götter gewesen sind:

Herakles erscheint geradezu in doppelter Gestalt, als eigentlicher Gott und als sterblicher Held, wie Herodot[2]) selbst hervorhebt: „Es scheinen mir diejenigen unter den Hellenen am richtigsten zu verfahren, welche zweierlei Tempel des Herakles erbauen und dem einen als einem Unsterblichen opfern, welchen sie den Olympier heissen, dem andern aber als einem Heros Totenopfer bringen.“ Als eigentlicher Gott ist er in Böotien (Theben) und im Osten von Mittelgriechenland heimisch. Sein Mythus erinnert an den Sonnengott, und Herodot dürfte nicht ganz Unrecht haben, wenn er ihn mit Bel Melkart identisch ansieht. Der nemeische Löwe, den er bezwingt, ist die Gluthitze des Sommers, oder hängt doch mit dem Sternbild des Löwen zusammen, in welchem die heisseste Sonne steht. Die brennenden Pfeile, die Herakles schiesst (ähnlich wie Apollo), sind Sonnenstrahlen; damit tötet er die lernäische Schlange (trocknet den Sumpf aus), er dringt bis zu den „Säulen des Herakles“ vor, fährt im Becher oder Nachen des Helios über den Ozean, taucht in den Hades hinab usf. Seine zwölf Werke sind durch die Zeichen des Tierkreises bestimmt. Dass er der Hindin der Artemis mit den goldenen Hörnern ein ganzes Jahr nachläuft, bis er sie erreicht, scheint auf den Mond zu gehen, der erst nach diesem Zeitraum wieder dieselbe Stellung zur Sonne einnimmt. Auch Knechtschaft und Leiden des Herakles, welcher dienstbar und krank wird und zuletzt auf dem Öta sich selber verbrennt, weisen auf die Schicksale dieses Gestirns. Dabei fallen die Berührungen mit dem babylonischen Gilgames und dem phönizischen

1) Deutlich weist das Ritual des Heroenkultus auf ursprünglichen Gräberdienst. Während den Göttern das Brandopfer eigen war, goss man den Heroen in der Abenddämmerung oder bei Nacht Spenden von Wein, Milch, Tierblut in eine Grube, die neben dem Grabmal sich befand.

2) Herodot 2, 44.

Baal Melkart in die Augen. Ersterer verrichtet ähnliche Heldentaten[1]) an Ungeheuern und wandert ebenfalls übers Meer nach dem Eiland der Seligen wie Herakles nach den Gärten der Hesperiden; jener hat zur Feindin die Göttin Istar wie Herakles die Hera, die diesen Sohn des Zeus und der Alkmene von seiner Wiege an verfolgt. Er wird zuletzt zu den Himmlischen aufgenommen wie Herakles nach seinem Tod, wo er auf dem Olymp die Hebe als Gattin erhält[2]). An die Kinderopfer des tyrischen Baal Melkart erinnert es, wenn Herakles in der Raserei seine eigenen Kinder verzehrt. Dass Herakles den Gürtel der Amazonenkönigin holen muss, mag daher stammen, dass Melkart der jungfräulichen Astarte, nachdem sie sich lange gesträubt, den Gürtel löste.

Auf alle Fälle jedoch sind diese Mythen völlig gräzisiert, und der Ursprung dieser Gestalt kann trotz allem ein griechischer sein, sei es eine Gottheit, oder ein sagenhafter Held, wie ihn die Dorier preisen. Manneskraft und entschlossener Mut stellen sich den Hellenen in Herakles dar. Er ist Vorbild der wettkampflustigen Jugend und Stifter von Kampfspielen, auch ethisch das Vorbild der Abhärtung, Mässigkeit und männlichen Tugend.

Prometheus ist eine spezifisch griechische Erscheinung, ursprünglich ein Gott des Feuers, wie es im Dienst des Menschen gebraucht wird, also Nebenfigur der Hestia und des Hephästos. Schon der Name scheint auf kluge Vorsicht zu weisen, während sein Bruder Epimetheus das Gegenteil darstellt. Wie Hephästos ist Prometheus klug und erfinderisch, nur noch schlauer und ränkevoller, nicht so gutmütig, sondern verschlagen. Er gilt nach Hesiod als Sohn des Titanen Japetos und der Klymene, ging aber im Titanenkampf zu Zeus über, da er nach seiner prophetischen Voraussicht das Ende des Kampfes wusste. Den Zorn dieses Gottes zog er auf sich, als die Menschen sich mit den Göttern betreffend die Opfer auseinandersetzten. Prometheus teilte das Opfertier so, dass die eine Partei das geniessbare Fleisch, die andere die mit Fett umhüllten Knochen bekommen sollte, und überliess die Wahl schlau dem Zeus. Dieser wählte den zweiten Teil, obwohl er die Arglist durchschaute; aber er liess es die Menschen entgelten, indem er ihnen das Feuer versagte. Prometheus machte diese Massregel unwirksam, indem er ihnen das himmlische Feuer in einem hohlen Stab auf die Erde brachte (Entzündung des Feuers durch Reiben von Holz). Da rächte sich

---

1) Siehe über Gilgameš oben Bd. I S. 237ff. Herakles hat schon als Säugling die Schlangen erwürgt, welche Hera nach ihm sandte; er besiegt als Mann mit Bogen und Keule den Löwen, Drachen, Eber, den Stier von Kreta, den Kerberos, und andere Ungeheuer, ebenso Giganten, Kentauren, Amazonen.

2) Häufig erklärt man den hebräischen Helden Simson (Sonnenheld) nach Analogie dieser beiden, der aber eine ungleich greifbarere menschliche Gestalt ist als diese. Siehe PRE² Art. Sinison.

Zeus am Menschengeschlecht, indem er ihnen das Weib[1]), die Mutter des ganzen Weibergeschlechts, das den Männern so viel Plage bereiten sollte, auf die Erde sandte, welche Epimetheus alsbald sich als Gattin aneignete. Den Prometheus aber band Zeus an eine Säule und liess ihm durch einen Adler täglich die Leber zerfleischen, welche in der Nacht um so viel wieder zunahm, als im Laufe des Tags davon abgefressen worden. In dieser peinvollen Lage blieb er, bis Herakles jenen Adler tötete und den gefesselten Prometheus befreite. Äschylos hat diesen letztern in freier Weise behandelt und daraus eine hochherzige, die Menschen gegen unbillige Behandlung durch die Übermacht des Zeus vertretende und für ihr Recht auf Selbständigkeit sich opfernde göttliche Heroengestalt gemacht. Das Heroentum vertritt dabei das menschliche Prinzip gegenüber dem göttlichen. Die Heroen stehen den Menschen näher als den Göttern, sind aber auch den letzteren weder physisch noch moralisch gewachsen.

In Hesiods Theogonie[2]) werden die Heroen und eine Menge halbgöttlicher Wesen, auch blosser Abstraktionen mit den Göttern untermischt aus Einem Stammbaum abgeleitet, wobei übrigens nicht zu vergessen, dass wir hier nur einen Versuch vor uns haben, diese bunte Mannigfaltigkeit auf eine Einheit zurückzuführen. An der Spitze steht das Chaos (nicht ein absolutes Nichts, sondern der stoffreiche, aber gestaltlose Urgrund, aus welchem alle Erscheinungen und Einzelwesen hervorgehen). Aus diesem Chaos gehen zuerst hervor: Gaia (Erde, der notwendige Boden, auch für den Wohnsitz der Götter) und Eros (die Triebkraft). Ebenso gehen aus dem Chaos hervor der Erebos und die Nyx (Nacht). Aus diesem letztern Paar werden Äther und Hemera (Tag) geboren. Alle diese Wesen sind nicht als blosse naturphilosophische Potenzen, sondern als wirklich göttliche Wesen zu fassen. Gäa, die Erde, gebiert den besternten Uranos (Himmel) als ihre Hülle, dann die Berge, dann den Pontos (das Meer); diese bringt Gäa aus sich selbst hervor. Dann aber vermählt sie sich mit Uranos und gebiert so den Okeanos (Weltstrom), ferner eine Reihe von göttlichen Wesen, die den Namen „Titanen“ führen: Koios, Kreios, Hyperion, Japetus, Thea, Rhea, Themis, Mnemosyne, Phöbe, Tethys; als jüngsten aber den verschlagenen Kronos[3]) und die Kyklopen. Dann sind noch Söhne des Uranos und der Gäa: Kottos, Briareos, Gyges, deren jeder 100 Arme hat. Da Uranos diese ungestümen Kyklopen und Hekatoncheiren im Erdinnern einsperrte, wo sie Gäa

1) Hesiod, Theog., Vers 512 ff. Es scheint hier das erste Weib gemeint, von welchem dann auch alle Weiber abgeleitet werden. Vorher sind also die Menschen nach Art der Bäume gewachsen. Anders in einer jüngern Partie der „Werke und Tage“, Vers 42—100, wo das von Zeus gesandte Weib den Namen Pandora führt und schwerlich als die erste ihres Geschlechts gedacht ist. Sie öffnet das verhängnisvolle Fass, aus welchem die Krankheiten und Übel stammen.

2) Hesiod, Theog. von Vers 116 an.

3) Über Kronos s. auch La Grange, Etudes des Rel. Sémit. S. 104.

viele Beschwerde bereiteten, rächte sich diese an ihm oder forderte vielmehr ihre übrigen Söhne, die Titanen zur Rache auf. Nur der hinterlistige Kronos wagt einen Anschlag auf den Vater. Er entmannt ihn mit scharfgezähnter Sichel. Aus den dabei vergossenen Blutstropfen gehen die Erinyen und die Giganten hervor. Erstere sind Göttinnen der Unterwelt, letztere wachsen in Waffenrüstung aus der Erde. Auch die melischen Nymphen haben denselben Ursprung. Nachdem die ins Meer geworfenen Genitalien jenes Gottes lange umhergetrieben hatten, ging aus dem weissen Schaume, der ihnen entquoll, die anmutvolle Liebesgöttin Aphrodite hervor und stieg auf der Insel Kythera ans Land (daher wird sie Kythereia genannt), von wo sie sich nach Cypern begab[1]). Uranos verwünschte seine Kinder, von denen nun Kronos die Herrschaft antrat. Die Nacht aber gebar nun den verhassten Moros (Schicksal) und die schwarze Kēr (Todesgöttin) und den Thanatos selbst (Tod), sowie den Schlaf mit seinen Träumen, darauf den Mōmos (Hohn) und die schmerzensreiche Oïzys (das Wehe) und die Hesperiden, welche herrliche Äpfel jenseits des Ozeans bewachen, ferner die unerbittlichen Moiren (Schicksalsgöttinnen): Klotho, Lachesis, Atropos, die Gutes und Schlimmes dem Sterblichen von seiner Geburt an zuteilen und die Schuld der Menschen, Heroen und Götter ohne Nachsicht strafen, sowie auch die Nemesis. Die unheilschwangre Nacht gebar ausserdem noch die Apate (Trug) und die Philotes (Liebeslust), das Greisenalter, die Eris (Streit), den Ponos (Mühe), die Lethe (Vergessenheit); Eris gebar Hunger, Mangel, Schmerzen usf.

Es folgt nun eine neue Periode von Zeugungen. Zuerst erzeugte Pontos mit Gäa den Nereus, den freundlich gesinnten, durch Wahrhaftigkeit ausgezeichneten Meergreis, von dem Meernymphen und verwandte Wesen abstammen. Von Hyperion und Theia werden Helios, Selene und Eos abgeleitet, und, um minder wichtige zu übergehen, von Koios und Phöbe: Leto und Asterie. Erstere wäre nach Schömann der dunkle nächtliche Himmel, Asterie ist die Sternengöttin. Mit Perses gebiert letztere die Hekate. Die wichtigste Götterdynastie kommt erst zuletzt: Kronos und Rhea haben sechs Kinder: Hestia, Demeter, Hera, Aïdes, Poseidon, Zeus. Da dem Kronos durch seine Eltern verkündigt war, er werde wie sein Vater von einem seiner Söhne entthront werden, so verschlang er seine Söhne gleich nach der Geburt, Rhea wusste jedoch den jüngsten, den Zeus, vor ihm zu bewahren, den sie heimlich auf Kreta gebar. Gäa, die ihr beistand, wickelte einen Stein in Windeln und reichte ihn dem Kronos, der ihn verschlang, aber wieder ausspeien musste. Zeus befreite die von Kronos eingekerkerten Kyklopen, welche ihm Blitz und Donnerkeil verfertigten.

---

1) S. oben Seite 227. Bei Homer dagegen ist Aphrodite Tochter des Zeus und der Dione.

Nun kam es zum Kampf zwischen den Titanen, unter welchen Kronos der vornehmste war, und Zeus mit dem jüngsten Göttergeschlecht. Zehn Jahre lang wogte dieser Kampf unentschieden, indem Zeus mit den Seinigen den Olymp, die Titanen den Othrys innehatten. Thessalien war also das Schlachtfeld. Den Entscheid führte es herbei, als Zeus auch die Hekatoncheiren befreite. Sie warfen mit ihren 300 Armen 300 himmelhohe Felsblöcke zugleich und begruben damit die Titanen, während Zeus blitzte und donnerte und sie in den Tartarus hinabstürzte. Die olympischen Götter feierten ihren Sieg durch Waffentänze und Spiele und herrschen seitdem unangefochten.

Diese ganze Theogonie zeigt die Anschauung, dass der gegenwärtige Zustand der Welt und des Weltregiments die Frucht einer langen Evolution ist, wobei die göttliche Natur sich ausgewirkt und zu harmonischer Gestaltung ausgebildet hat. Solche Reflexion ist etwas relativ spätes; sie sucht die mannigfaltigen Mythen, welche unabhängig von einander entstanden sind, systematisch zu vereinigen. Der altarische Himmelsgott Zeus ist sicher ursprünglich nicht als Sohn und Nachfolger des Kronos gedacht worden, sondern als der Allvater, der keinen Vater hat. Kronos und Uranos sind seine Doppelgänger, wie schon der Name des letztern beweist. Was Kronos anlangt, so ist sein Name dunkel, da die Gleichsetzung mit χρόνος zu verwerfen; aber sicher ist seine Verwandtschaft mit dem grausamen kretischen Gott Baal, welchem Kinder geopfert wurden, und es ist nicht ausgeschlossen, dass er von dort stammt. Allerdings hatte er auch in Griechenland Kultus[1]); aber ob er aus Asien stammte oder altgriechisch war, jedenfalls musste er dem Zeus weichen, so gut wie der alte, gütige Uranos, der den Himmelsgott weniger vergeistigt darstellt als Zeus. So hat die hieratische Poesie sich denn bemüht, die dreie als nach einander den himmlischen Thron einnehmende Weltregenten zu ordnen und den Wechsel ihrer Herrschaft so gut als möglich zu erklären. Der Titanenkampf wird von Preller aus den Naturkatastrophen abgeleitet, welche Thessalien gestaltet haben. Gewiss hat die Phantasie des Volkes die Spuren gewaltsamer Veränderungen der Erdoberfläche mit jenem Götterkampf in Verbindung gebracht. Aber der eigentliche Sinn desselben ist ein anderer. Er stellt die Überwindung der rohen Naturgewalten durch die geistigeren und würdigeren Götter der Gegenwart dar. Nicht als hätte man vor Zeus plumpen Riesen und Unholden gedient. Aber die frühere, mehr an der Natur haftende Vorstellung von den Göttern erschien dem spätern Geschlecht roh und ungeschlacht; daher es jene Naturgewalten in den Titanen personifiziert hat. Der ganze Kampf findet eine merkwürdige Parallele in dem der nordischen Asen und Riesen.

1) So zu Olympia und Athen, an welch letzterem Ort man ihm im Hochsommer das Fest der Kronia feierte, bei welchem allgemeine Gleichheit galt, wie bei den römischen Saturnalien.

Nicht zu verwechseln mit dieser Titanomachie ist die Gigantomachie, welche in der Theogonie des Hesiod nicht vorkommt, wo wir immerhin den Ursprung dieses trutzigen Riesengeschlechtes gefunden haben. Bei Homer sind die Giganten ein wildes, hünenhaftes Urvolk der westlichen Okeanosgegend, welches die Götter wegen seines Übermuts bald vertilgt haben. Sie sind im Unterschied von den Titanen ganz den Menschen ähnlich, auch sterblich, nur stärker und zäher als diese. Die Künstler geben ihnen etwa statt der Beine Schlangenleiber. An der Gigantomachie haben besonders Zeus, Athene, Poseidon teilgenommen, auch Apollo, Artemis, Hera, Ares und namentlich Dionysos und Herakles, da ein Schicksalsspruch sagte, die Giganten könnten nur durch zwei von sterblichen Müttern geborene Helden überwunden werden. Herakles erschoss sie mit seinen Pfeilen. Der Schauplatz des Kampfes war das Gebiet von Phlegra („Brandstätte") auf der mazedonischen Pallene. Dieser Mythus stellt dar, wie die trutzigste irdische Macht die Ordnung der Olympier und ihre Herrschaft nicht stören darf. In der hellenistischen Zeit legte man eine historische Beziehung hinein auf die Überwindung der in Griechenland eingefallenen keltischen Scharen.

Von den Menschen ist in der Theogonie, abgesehen vom Prometheusmythus und einigen Söhnen von Göttinnen wie Äneias, Achilleus u. a., nicht viel die Rede. Nähere Auskunft über sie gibt das Buch „Werke und Tage" (Vs. 108—201), wo eine pessimistische Anschauung in der Lehre von den fünf Weltaltern zu Tage tritt: Zuerst haben die Götter ein goldenes Zeitalter gemacht, wo die Menschen unter dem Szepter des Kronos[1]) ohne Mühe und Beschwerde lebten und sich, allen Leiden entrückt, mit heiterm Mut an fröhlichen Mahlzeiten ergötzten; denn ohne Arbeit zu fordern, bot ihnen das fruchtbare Gefilde alles, wonach ihr Herz begehrte. Nach solchem glücklichen Dasein starben sie, wie man in Schlaf versinkt. Sie wurden nach dem Tode gute Dämonen, welche nach dem Ratschluss des Zeus die Menschen auf Erden bewachen und gutes wie böses, was da geschieht, sich merken. Dann kam das silberne Zeitalter, wo der Zustand der Menschen schon viel geringer war. Die Kindheit dauerte zwar noch 100 Jahre, aber die Erwachsenen lebten nicht mehr lange wegen ihres törichten Trotzes gegen die Götter, da sie diese nicht verehren und an den Altären der Seligen nicht opfern wollten, wie es den Menschen geziemt. Zeus hat dieses Geschlecht unter der Erde verborgen, doch wurde auch ihm Ehre zu teil. Zeus machte ein drittes Geschlecht, das eherne, stark, gewalttätig und kriegerisch. Diese Gesellen töteten einander mit ehernen Waffen. Darauf bereitete Zeus das vierte Geschlecht, das der Heroen[2]) oder Halbgötter, welches vor Theben und Troja ge-

1) Kronos hat einen doppelten, wohltätigen und feindlichen, Charakter.

2) „Heroen" bedeutet also hier sterbliche Helden, ebenso bei Homer.

kämpft hat und dabei umkam. Diese Helden leben jetzt auf den Inseln der Seligen im grossen Ozean. Zu seinem Kummer bekennt der Verfasser dem fünften, eisernen Zeitalter anzugehören, wo man frühzeitig alt wird und Zwietracht herrscht zwischen Vater und Kindern, Bruder und Bruder, Freund und Freund, und viele Ungerechtigkeiten geschehen. Das trübe Bild, das er entwirft, zeigt wenigstens eine tiefere Erkenntnis der Verderbnis des Menschengeschlechts, als man von einem alten Griechen erwartete.

Die hesiodische Theogonie ist bei aller Tendenz zur Einordnung aller göttlichen Gewalten in Einen Prozess darin echt polytheistisch, dass kein das Ganze durchherrschender Wille vorhanden ist. Die orphischen Theogonien haben wohl diese Einheit in pantheistischem Sinne besser gewahrt; aber zu einem über dem Naturprozess stehenden Gott sind sie ebensowenig durchgedrungen. Wo ist bei dem Wechsel der Götterdynastien und dem widerspruchsvollen Treiben der Olympier eine völlig unabhängige, absolut bestimmende Macht? Auch Zeus entspricht dieser Anforderung nicht einmal für die Zeit seines Regiments, und es fehlt nicht an Hülfsfiguren, die man anbrachte, um diesem Mangel einigermassen abzuhelfen. Eine solche ist die Idee des Schicksals, welche schon bei Homer sich ankündigt und bei den Tragikern den festen Punkt bildet, von welchem alles abhängt. Den Göttern steht schon bei Homer eine unpersönliche Gewalt zur Seite und gelegentlich sogar gegenüber, die Moira, das Schicksal[1]). Man hat früher zu ausschliesslich dessen Selbständigkeit betont, als stünde es einfach über den persönlichen Göttern. Häufiger jedoch setzt das Epos die Einheit von Zeus und Moira voraus. Wenn der Kronide in bedeutungsvollen Momenten zur Schicksalswage greift, um zu sehen, nach welcher Seite sie sich neige, so ist dies doch mehr eine Versichtbarung seines eigenen, gerecht abwägenden Ratschlagens. Der Götter Rat und Beschluss ist eben das Schicksal. Allein es fehlt doch nicht an Momenten, wo ihnen, selbst dem höchsten Gott, diese höhere Bestimmungsmacht hindernd im Wege steht und sie sich darein ergeben müssen, oder etwa auch naiver Weise durch einen souveränen Eingriff das Schicksal abändern oder wenigstens mildern. Und je mehr die epischen Vorstellungen geläufig wurden, nach welchen selbst Zeus von andern Göttern überlistet werden konnte, desto mehr sah man sich gezwungen eine höhere, alles bestimmende Macht zu setzen. Das Schicksal war dann nicht mehr nur das Fazit der verschiedenen göttlichen Willensmeinungen, sondern die Götter selbst wurden zu Werkzeugen und Vollstreckern der Moira. So reagierte das Abhängigkeitsgefühl gegen den Polytheismus. Aber ebensosehr fühlte sich das religiöse Bewusstsein gedrungen, dieses unwiderstehliche Fatum mit dem obersten Gott immer wieder zusammenzubringen, da sonst

1) μοῖρα, das dem Einzelnen Zugeteilte, sein Los, seine Lebensstellung und Bestimmung; häufig speziell die Art und Zeit des Todes. Vgl. zur Schicksalsmacht auch Jak. Burckhardt, Griech. Kult. II, 122 ff.

die Gottesidee selbst dahinfiele. So finden wir in der Folgezeit die beiden Anschauungen gewöhnlich nebeneinander: einerseits wird dem absoluter und strenger gefassten Schicksal die Götterwelt untergeordnet; anderseits sieht man jedoch in diesem Schicksal eine Bestimmung der Götter, besonders des Zeus. Die Moiren (im Plural) sind seine Dienerinnen[1]). Keinesfalls besteht für die strenger reflektierende spätere Zeit mehr die Möglichkeit, dass Götter oder Menschen die Moira abändern, bzw. ihr entgehen können. Höchstens findet sich die Vorstellung, dass man vor der durch die Moira bestimmten Zeit sterben könne, was nicht befremden kann.

In ihrer Auffassung des Todes und des Daseins nach dem Tode unterscheiden sich die Griechen sehr bestimmt nicht etwa bloss von den Ägyptern, sondern auch von ihren eigenen arischen Verwandten, die wir bisher betrachtet haben. Das Gebiet ihres Lebens und Strebens ist ganz und gar das sichtbare und geniessbare Diesseits. Der Tod wird zwar mit Resignation als das unvermeidliche Los der Sterblichen hingenommen; allein die Vorstellungen von dem, was nachher folgt, sind zunächst ähnlich negativ und traurig wie bei den Babyloniern. Ein eigenartiges positives Element bringen allerdings die Mysterien und nicht weniger die orphische Theologie herein; aber das Volk bleibt im allgemeinen seinem Charakter gemäss in einer pessimistischen Ansicht vom Tode, über welchen ihm seine Religion nicht hinauszuhelfen vermag.

Bei Homer ist der Aufenthalt der Abgeschiedenen das düstere Schattenreich des Aïdes oder Aïdoneus und der Persephone. Das weite Tor dieses Raumes steht bei Tag und Nacht für jedermann offen; aber niemand kann wieder heraus. Der am Eingang wachende Hund Kerberos ist freundlich gegen die Eintretenden, aber furchtbar gegen die, welche hinaus wollen. Dieses weite Reich ist im Erdinnern gedacht (so in der Ilias) und erinnert ganz an den babylonischen Scheol. Daneben jedoch findet sich in der Odyssee nicht selten die Vorstellung, dass die Toten im fernsten Westen an einer Küste des Okeanos wohnen, wo das Haus des Aïdes und die Haine der Persephone sich befinden[2]). Aber auch dort sind

---

1) So in der Mehrzahl schon Iliade 24, 49, und als „Spinnerinnen" des Schicksals Odyss. 7, 197. Hesiod, Theog. 218 u. 905 sind die drei Namen genannt: Klotho, Lachesis, Atropos. Plato in der Republ. beschreibt sie in weissem Gewand mit bekränztem Haupt, auf Thronen sitzend und die Spindeln der Notwendigkeit handhabend. Er teilt der Lachesis die Vergangenheit, der Klotho die Gegenwart, der Atropos die Zukunft zu. Diese ganze Beschreibung berührt sich sehr nahe mit den Nornen der Edda.

2) So Odyss. 10, 508 ff.; vgl. 11, 13 ff., wo die nie von der Sonne beschienene Gegend der Kimmerier dafür genannt wird, und 24, 9, wo Hermes als Psychopomp die getöteten Freier ins Totenreich geleitet. Sie folgen ihm beflügelt wie Eulen im Dunkeln an den Okeanosströmen und am weissen Verwesungsfelsen mit bleichenden Gebeinen vorüber; sie kommen zu den Pforten des Helios (Sonnenuntergang) und am Volk der

die Toten in unterirdischen Räumen wohnend gedacht, und der Widerspruch löst sich, wenn man annimmt, dass eigentlich die Eingänge zur Unterwelt sich dort im fernen Westen befinden, wo die Sonne untertaucht. Äusserst merkwürdig ist, dass die altbabylonische Vorstellung vom Totenreich genau dieselbe Gabelung aufweist[1]) und endlich sogar mit der dritten homerischen Vorstellung vom Jenseits übereinstimmt: Gewisse Lieblinge der Götter werden an einen seligen Aufenthaltsort entrückt. Es gibt an den Enden der Erde in den Fluten des Okeanos eine „Insel der Seligen", oder ein Elysium, wo kein Regen und kein Schnee fällt und der weise Rhadamanthys wohnt und die dahin entrückten Menschen ein unbeschwertes, glückseliges Leben führen. Dahin wird Menelaos als Gemahl der göttlichen Helena von den Göttern geschickt[2]). Wer dächte dabei nicht an den Aufenthalt des Sitnapištim an der „Mündung der Ströme"[3])? Ein historischer Zusammenhang drangt sich bei dieser dreifachen Berührung fast unabweislich auf.

Schon bei Homer[4]) ist von den Flüssen die Rede, welche die Unterwelt umgeben: dem Styx, Acheron, Periphlegethon (Feuerstrom) und Kokytos (Heulstrom). In jüngern Quellen erscheint ein Fährmann namens Charon, welcher die Seelen übersetzt. Man legte später den Toten einen Obolus in den Mund, damit sie das Fährgeld bezahlen können. Aber schon bei Homer ist eine ehrenvolle Bestattung der Leiche die Vorbedingung, wenn die Seele zur Ruhe kommen soll.

Vom Zustand der abgeschiedenen Seelen in der Unterwelt, wie ihn Homer voraussetzt, war schon früher die Rede[5]). Jene negative Auffassung und strenge Scheidung der Toten von den Lebenden ist wohl nicht von jeher so herrschend gewesen. Die regelmässigen Totenopfer der vorhomerischen Zeit (Mykenä) weisen auf nähern Verkehr mit der Unterwelt, deren Bewohner für die Gaben nicht unempfindlich sein mussten. Und in der nachhomerischen Periode haben jene inhaltsleeren Vorstellungen des Epos nicht genügt. Wahrscheinlich unter orphischem Einfluss verbreiteten sich positivere Meinungen vom Leben nach dem Tode. Man nahm an, dass Charakter und Treiben der Verstorbenen sich dort fortsetzen, und namentlich haben die Orphiker die Idee der Vergeltung des Guten und Bösen nach dem Tode gepflegt, die früher sich zwar andeutete, aber nicht recht zur Geltung kommen

---

Träume vorbei; darauf gelangen sie an die Asphodeloswiese, wo die Geister der Verstorbenen in unterirdischen Schluchten wohnen.

1) Siehe Jensen, Kosmologie der Babylonier S. 226, der für die Babylonier dieselbe Lösung des Widerspruchs gutheisst, welche wir oben für die Griechen annahmen. Auch die babylonischen Schatten vegetieren ohne Leben weiter und können nur durch ausserordentliche Mittel wieder aufgeweckt werden wie die homerischen.

2) Odyss. 4, 561 ff.

3) Siehe oben Bd. I S. 23

4) Odyss. 10, 508 ff.

5) Siehe oben S. 206 f.

konnte, so lang man den abgeschiedenen Seelen ein unbewusstes Traumleben zuschrieb. Allerdings weisen schon frühe die Erinyen, die rächenden Göttinnen der Unterwelt, darauf hin, dass man an eine Strafe des Frevlers nach dem Tode dachte. Dieselben sind unerbittliche Strafgeister der Unterwelt und eben als chthonische im ländlichen Kult Segenspenderinnen, zugleich aber Hüterinnen und Rächerinnen des Rechts, besonders in der Familie: sie strafen die Verletzung der Kindespflicht und des Erstgeburtsrechts, des Gast- und Völkerrechts und den Meineid, sogar die Fehltritte der Götter[1]). Allein in Betreff der Menschen ist in der früheren Zeit nicht bestimmt gesagt, ob die Qual, die jene ihnen antun, sich auch über den Tod hinaus erstreckt.

Wohl liest man Odyssee 11, 576 ff. von drei zu beständiger Qual in der Unterwelt Verdammten. Da liegt Tityos, von zwei Geiern gequält, welche ihm die Leber (Sitz der Begierde) zerfleischen, zur Strafe dafür, dass er sich an der ehrwürdigen Leto vergriffen. Tantalos steht in einem Teiche und verschmachtet, da das Wasser, so oft er trinken will, zurückweicht; köstliche Früchte hängen über ihm, aber so oft er danach greift, biegt der Wind die überhangenden Äste zurück. Sisyphos endlich muss einen Felsen immer aufs neue bergan rollen; wenn er mit saurer Mühe ihn hinaufgebracht hat, stürzt der tückische Block wieder in die Tiefe[2]). Allein diese einer späten Episode der Odyssee angehörigen Szenen gehören wohl eigentlich gar nicht in den Hades, sondern sind erst später dahin versetzt.

Jedenfalls wurde erst später ein allgemeines Totengericht in der Unterwelt erwartet, wobei neben Pluton und Persephone auch Minos, sein Bruder Rhadamanthys, Triptolemos u. a. etwa als Richter fungieren. Durch den Spruch dieses Tribunals sollten die Einen ins Elysium gewiesen, die Andern nach dem Tartarus verstossen werden. Nach dem mit den Mysterien verbundenen Glauben sollte dabei nicht der Lebenswandel das entscheidende sein, sondern die Frage, ob jemand die Weihen empfangen hatte oder nicht. Die Uneingeweihten sollten verurteilt werden, Wasser mit durchlöcherten Gefässen in ein Fass zu giessen — ein Schicksal, das auch den ruchlosen Gattenmords schuldigen Danaiden zugeteilt wurde! Die Seligkeit denkt man sich als ein verklärtes Diesseits: man wird dort ewigen Frühlings sich erfreuen, gymnastische Spiele aufführen, Dicht- und Tonkunst üben, auch die Philosophie fortsetzen, wie denn ein Sokrates sich auf den Umgang mit den Denkern der Vorzeit freute. Aber auch

---

1) Hesiod, Theogonie 220.

2) Eine ähnliche Gestalt ist jener Ixion, angeblich ein König der thessal. Lapithen, der wegen seiner Habgier, Arglist und Grausamkeit auf den Befehl des Zeus mit Händen und Füssen an ein Rad gespannt und mit furchtbarer Schnelligkeit umgedreht wird. Ebenso die Töchter des Danaos, welche fortwährend Wasser in ein durchlöchertes Fass schöpfen müssen, weil sie ihre Gatten in der Brautnacht getötet haben.

von Tafelfreuden und Minne ist die Rede. Dies alles aber sind keine dogmatisch feststehenden Lehren, sondern Hoffnungen, denen man sich nach Temperament und Neigung hingab und die von Dichtern wie Pindar etwa ausgeführt wurden, aber um ihrer unsichern Grundlage willen leicht versagten, wenn man ihrer am dringendsten bedurft hätte. Die allgemeine Auffassung des Jenseits, welche seine Religion bot, hat das Volk nicht befriedigt. Daher drängte es sich zu solchen Mysterien, deren höchster Reiz eben darin bestand, dass sie über den Tod beruhigten, wovon im nächsten Abschnitt die Rede sein soll. Auch die orphische Lehre kam hier ihrem Liebhaber zu Hilfe. Wie Herakles gehörte auch der sagenhafte Orpheus zu denen, welche die Schrecknisse des Hades überwunden haben; durch seinen frommen, liebevollen Gesang erweichte er selbst das Herz der Persephone und rührte sogar die Erinyen bis zu Tränen. Die orphische Schule aber hatte eine prinzipielle Grundlage ihrer Unsterblichkeitshoffnung in ihrer eigenartigen Auffassung des Verhältnisses von Leib und Seele. Die Seele ist nach ihr ein göttlicher Hauch, der sich im Leibe gefangen hat, das Leben daher gewissermassen eine Strafe für Sünden, welche die Seele im frühern Leben beging. Sie darf diesen Kerker, den Leib, nicht freiwillig (durch Selbstmord) verlassen, und wenn sie im Leibe sündigt, so muss sie nach dem Zusammenfallen desselben einen andern Leib beziehen. Es gibt also eine Seelenwanderung oder Neugeburt derselben auf Erden nach dem Tod. Diesem Kreislauf kann man nur entgehen durch die Reinigung der Seele, wie sie durch die Lustrationen und Weihen der Orphiker bewirkt wird Da jedoch diese Hülfsmittel den Meisten wenig Vertrauen einflössten, so blieb die ganze Hoffnung eines Lebens nach dem Tod eine schwankende und hatte mehr subjektiven Charakter.

4. Kultus, Frömmigkeit, Sitte.

In betreff des Kultus[1]), von welchem öfter die Rede war[2]), sei nur einiges Charakteristische hervorgehoben. Während manche Einrichtungen der Hellenen, wie Altäre, Heiligtümer, Opferhandlungen mit verschiedener Bestimmung sich bei andern Völkern ebenso finden, ist dagegen diesem Volke eigentümlich die weitgenende Pflege der Ästhetik im Kultus, innig verbunden mit patriotischer Begeisterung. Der Kultus wurde in der nachhomerischen Zeit beinahe völlig Sache des bürgerlichen Gemeinwesens und bildete den stärksten Hebel des Gemeinschaftsbewusstseins, doch so, dass man sich auch die Familie oder die Zunft oder auch den

1) Vgl. K. H. Hermann, Lehrbuch der griechischen Antiquitäten, neu herausg. von Blümner und Dittenberger, Bd. III. — G. F. Schömann, Griechische Altertümer Bd. II. Paul Stengel, Opferbräuche der Griechen, Leipzig-Berlin 1910.

2) Siehe oben Seite 205 f. 209 f. und bei den einzelnen Göttern.

politischen Landbezirk nicht ohne eine besondere kultische Weihe denken konnte. Wie aber die Hellenen eigene Gottheiten der Schönheit und Anmut verehren, so stellen sie alles Göttliche mehr im Zauber der Schönheit als der Erhabenheit dar. Von den kunstvollen Göttertempeln und Götterbildern war schon die Rede. Auch die kultischen Handlungen und Aufzüge standen damit in Einklang. Man kann sich nichts schöneres denken als das Fest der Panathenäen, wo der Athene in feierlicher Prozession der neue Peplos (Überwurf) zugeführt wurde, wie es seit der Zeit des Pisistratos üblich war. Ehrwürdige Göttergestalten, holde Jungfrauen mit Spenden für ihre Göttin, bekränzte Opfertiere, rossetummelnde Jünglinge in Menge nahmen an dem Aufzug teil[1]). Es war der Ehrentag der Athene, aber zugleich der festliche Höhepunkt im bürgerlichen Leben der Athener. Ebenso bildeten die Festspiele zu Olympia, dann auch zu Delphi und Korinth Mittelpunkte des panhellenischen Nationallebens. Auch dort wurde Jugendblüte und Leibesschönheit zu Ehren der Gottheit zur Schau gestellt, namentlich aber das ernstliche Ringen um den Preis der Gewandtheit und Kraft. Auch Musik und Dichtkunst liessen sich hören. Die Gottheit verlangte nicht Ertötung des Fleisches, wohl aber harmonische Ausbildung des Leibes und der Seele zu würdiger Erscheinung und siegreichem Kampf wider alle Feinde. Die Preise hatten einen hohen, aber bloss idealen Wert. Ein Fichtenkranz liess den Sieger im Wettlauf oder im Diskuswerfen als glücklichsten Menschen erscheinen.

An Festen war man namentlich in Athen ausserordentlich reich. Der Dionysosdienst war in dieser Hinsicht besonders fruchtbar. Man unterschied in Attika die kleinen und die grossen Dionysien. Die kleinen waren ein altes ländliches Weinfest im Dezember, wo man Mummenschanz und Theater spielte, erst roh, nachher in der Stadt feiner und feierlicher. Um den kürzesten Tag folgten die Lenäen, wo man den jungen Wein kostete und sich bekränzte, in Wagen umherfuhr und Theater spielte. Im Februar kamen die Anthesterien, wo man sich des neuen Weins freute; Herren und Sklaven hatten dabei gleiches Recht, da der Dionysosdienst alle gleich macht. Man trank um die Wette, mit den ersten Frühlingsblumen bekränzt. Die Frau des Archon Basileus, der dem Feste vorstand, wurde dem Dionysos feierlich angetraut. Die grossen oder städtischen Dionysien im März dagegen waren das eigentliche Frühlingsfest und galten dem Dionysos Eleuthereus, dessen Bild im 6. Jahrhundert von Eleutherä nach Athen war übergeführt worden. Pisistratos stattete das Fest mit besonderem Glanze aus, mit Chortänzen und ähnlichem, woraus die attische Tragödie und Komödie sich entwickelten. Die Leitung dieses Festes hatte der Archon Eponymos. Die Dichter widmeten

1) Diesen Festzug stellte ein an der Cella des Parthenon umlaufendes, zirka 160 Meter langes Marmorfries dar, das jetzt grösstenteils noch gut erhalten im britischen Museum sich befindet.

dem Feste ihre besten Leistungen. So ist ein Bruchstück eines dafür bestimmten Dithyrambus des Pindar erhalten. Komödien, Tragödien und Satyrspiele wurden aufgeführt.

Ganz anderer Art hinwieder waren die trieterischen (alle drei Jahre wiederkehrenden) Feiern des Dionysos, welche von Thrakien her sich über ganz Griechenland verbreitet haben und durch ihre wild ekstatische Schwärmerei gekennzeichnet waren[1]). Die daran teilnehmenden Weiber versetzen sich durch Weingenuss und Tanz in einen Taumel, wo die Schrecken der Natur für sie nicht mehr sind; sie behängen sich mit Schlangen, reichen wilden Tieren ihre Brust oder zerreissen dieselben und verschlingen das rohe Fleisch. Das Ziel dieser seltsamen Raserei ist eben dieser selige Taumel, wo der Mensch, über alle Schranken und Schrecken hinweggehoben, sich mit dem Naturgott Eins fühlt.

Dieser Enthusiasmus führt uns zu den eigentlichen Mysterien[2]), deren geheimisvolles Wesen die Griechen in steigendem Masse anzog, je mehr im übrigen ihre Götterwelt ins menschlich Sichtbare herabgezogen worden war. Nicht selten werden die Mysterien von Samothrake genannt, die mit dem Kabirendienst verbunden und für die Schiffer wich g waren, da sie ihnen glückliche Fahrt sichern sollten, doch ist über sie wenig bekannt. In Griechenland waren diejenigen von Eleusis die berühmtesten. Daselbst hatte das priesterliche Geschlecht der Eumolpiden die Hierophantenwürde bis in die römische Zeit hinab inne, das sich von dem mythischen Eumolpus ableitete, welcher diese Mysterien gestiftet habe. Sie waren der Demeter geweiht und bestanden in Darstellungen der Schicksale dieser Göttin und ihrer Tochter Persephone. Öffentliche Prozessionen von Eleusis nach Athen und zurück leiteten die Feier ein. Zu Eleusis wurde aufgeführt, was Demeter dort erlebt und erlitten habe. Auch für den Humor, war reichlich gesorgt; derselbe kam namentlich in den Scherzen der Magd Jambe (Baubo bei den Orphikern) zur Geltung, womit diese die an einem Brunnen von Schmerz und Mattigkeit überwältigt niedergesunkene unerkannte Demeter aufheiterte und Speise zu nehmen bewog. Nur die Eingeweihten aber wurden zu den geheimen Akten zugelassen, über welche zu schweigen strenge geboten war. Man wurde nach verschiedenen Reinigungen und Opfern (Ferkel) erst in die „kleinen", dann in die „grossen Mysterien" eingeweiht. Jedermann durfte sich einweihen lassen, sofern er keine Blutschuld auf dem Gewissen hatte. Zuerst freilich behielten sich die Edeln Athens dieses Recht vor, später wurden aber eine Menge anderer Hellenen[3]), Männer und Frauen und zu-

1) Siehe deren Beschreibung oben S. 230.

2) Grundlegend war für die Behandlung des Gegenstands Chr. Aug. Lobeck, Aglaophamus, sive de theologiae mysticae Graecorum causis libri tres, 2 voll., Regimont. Pruss. 1829. Vgl. R. Reitzenstein, Hellenistische Mysterienreligionen, ihre Grundgedanken und Wirkungen. Leipzig u. Berlin 1910.

3) Hellenen durften schon vor den Perserkriegen aufgenommen

letzt sogar Ausländer zugelassen. Die höchste Weihe galt dem geheimsten Akt der Epoptie. Was dabei den Adepten mitgeteilt wurde, ist unbekannt. Nach allen Zeugnissen aber wurden die Eingeweihten über ihr Schicksal in der Totenwelt beruhigt und gingen mit süssen Hoffnungen von dannen. Die Verheissung des homerischen Hymnus auf Demeter (480—482) lautete: „Selig ist der Mensch, der diese heiligen Handlungen geschaut hat; wer aber ungeweiht ist und unteilhaftig der heiligen Begehungen, der wird nicht gleiches Los haben nach seinem Tode, im dumpfigen Dunkel des Hades.“ Auch Pindar[1]) preist denjenigen glücklich, der jene Weihen geschaut habe und dann hinabgehe in die hohle Erde; denn er kenne des Lebens Ende und gottverliehenen Anfang. Ebenso heisst es bei Sophokles[2]): „Dreimal selig sind die Menschen, die, nachdem sie diese Weihe geschaut, zum Hades gehen; denn diesen ist allein verliehen zu leben, und den Andern nichts als Elend dort.“ Man hat angenommen, es sei den Geweihten eine besondere Lehre mitgeteilt worden, etwa die aus dem Schicksal des Saatkorns gewonnene, dass das Tote wieder zum Leben aufstehe wie die vom Pluton entführte Kore. Allein damit stimmt nicht, dass von keiner Auferstehungshoffnung die Rede ist, sondern nur von seligem Aufenthalt im Hades. Vermutlich wurde diese Seligkeit in lockenden, farbenprächtigen Bildern vorgeführt. Dass aber bloss die Eingeweihten daran teilhaben sollten, und zwar diese unbeschadet ihres Vorlebens, während vielleicht ganz anders würdige, die nicht das Glück hatten nach Eleusis zu kommen, im Hades freudlos bleiben müssten, hat schon frühe Bedenken und Zweifel erweckt. Diogenes hält sich darüber auf, dass ein Epaminondas im Jenseits weniger selig sein soll als ein Dieb, der sich die Weihen erworben habe.

Priester[3]) fehlen zwar nirgends im griechischen Kultus; mancherorts wie in Eleusis ist es eine Familie, in welcher die Bedienung des Heiligtums sich forterbt. Aber eine einheitliche Priesterschaft des Landes hat es nie gegeben, und schon dieser Mangel eines Zusammenhangs der einzelnen Priesterkollegien war ein Grund, warum sie nie zu grösserer Macht gelangten. Man schrieb ihnen aber auch nicht ausschliessliche Berechtigung zum Opferdienste zu. Die Priester verwalteten ihr Amt in der Regel im Auftrage des Staates und erhielten dafür einen Teil der dargebrachten Gaben.

Viel wichtiger war die geistige Leitung, die von den Orakeln[4]) ausging. Eigentliche, in unmittelbarer Inspiration redende Seher

---

werden, wenn sie einen athenischen Gastfreund hatten, der als Weihepate diente.

1) Fragm. 102.

2) Fragm. 753.

3) Vgl. Jak. Burckhardt, Gr. Kult. II, 135 ff.

4) Vgl. den reichhaltigen Art. Divinatio von Metzger in Pauly, Realenzyklopädie des klassischen Altertums S. 1113—1185 (1842).

finden wir nur im sagenhaften Altertum, so bei Homer einen Kalchas, Tiresias, Helenos, Polydamas, Amphiaraos, Halitherses, eine Kassandra[1]). Allein schon diese sprechen in der Regel im Anschluss an vorkommende Wahrzeichen und Wunderzeichen, die sie zu deuten verstehen. In geschichtlicher Zeit sind eigentliche Propheten ganz verschwunden; wo welche auftreten, hält sie jeder Gebildete für Gaukler, es sei denn, dass sie nur Träume und andere Vorzeichen auslegen und die Eingeweide der Opfertiere beschauen, wofür man Orakelmänner (*χρησμολόγοι*) tauglich erachtete. Eine weit grössere Rolle spielen durch die ganze alte Geschichte Griechenlands hindurch die alten Naturorakel, welche freilich auch gewisse Wandlungen durchmachten. Das älteste[2]) derselben war das des Zeus zu Dodona, wo aus dem Rauschen der hl. Eiche und dem Gemurmel der an ihrem Fusse sprudelnden Quelle, sowie aus dem Schall eines ehernen Beckens, gegen welches der Wind ein aufgehängtes Instrument schlug, der Wille des Gottes von Priesterinnen und Priestern abgelauscht wurde. Zu Delphi waren es aus einer Erdspalte aufsteigende betäubende Dünste, durch welche die Pythia[3]), den narkotischen Lorbeer kauend und auf einem Dreifuss sitzend, in Ekstase versetzt wurde, so dass sie unverständliche Laute von sich gab, welche die Priester (*προφῆται*) in Worte umsetzten. Es lässt sich nicht leugnen, dass dies mit Geist und in der Regel nach höherer sittlicher Norm geschah, was denn auch diesem Orakel hohe Achtung im ganzen Lande einbrachte. Aber die Quelle selbst, wie alle solche Naturoffenbarung, die man unter dem Namen Sibylle personifiziert hat, war eine unsichere, die Kundgebungen dunkel und zweideutig. Das galt denn auch häufig genug von den daraus geschöpften Sprüchen. Auf bestimmte unzweideutige Vorhersagungen liessen sich die klugen Priester selten ein; in der Regel beschränkten sie sich darauf zu sagen, was geschehen sollte, nicht was geschehen werde. Doch ist der Einfluss dieser Offenbarungsstätte auf das ganze Volksgemüt und Volksleben nicht gering anzuschlagen. Holte man doch bei den wichtigsten politischen Fragen, bei Einführung von Verfassungen und Kulten, bei Grenzstreitigkeiten und der Aussendung von Kolonien seine Meinung oder Sanktion ein. Dass ein solches Schiedsgericht, dem man sich oft freiwillig unterzog, für das eines obersten Tribunals entbehrende Land von höchster Wichtigkeit war, leuchtet ein. Die Geschichtschreiber erzählen auch einzelne merkwürdige Vorhersagungen des pythischen Apollo; z. B. Herodot (7, 220) teilt den vor den Perserkämpfen nach Sparta gesandten Bescheid mit, entweder Lakedämon oder einer seiner Könige werde verloren sein, was Leonidas mit zum Heldentod entflammen mochte. Anderseits erzählt derselbe Schriftsteller

1) Vgl. hierüber v. Orelli, Alttestamentl. Weissagung von der Vollendung des Gottesreichs. Wien, 1882, S. 16.

2) Herodot 2, 52. Siehe dort die Erörterungen über den Ursprung des Orakels 2, 54 ff.

3) Eine Jungfrau, später eine Frau. Vgl. auch oben S. 221.

Fälle, wo die Pythia sich habe bestechen lassen[1]). Bekannt ist, wie Demosthenes ihr einen ähnlichen Vorwurf machte: *ἡ Πυθία φιλιππίζει.* — Mit der politischen Selbständigkeit Griechenlands sank auch sein Orakel zu Delphi, da es in der Regel nur noch für blosse Wahrsagerei in Anspruch genommen wurde. Plutarch sah sich veranlasst, eine eigene Schrift über die Abnahme und das Verschwinden der Orakel zu schreiben.

Zu allen Zeiten haben die Griechen ausserdem auf prophetische Träume geachtet. Da und dort bestanden eigentliche Traumorakel, wo namentlich Kranke im Traum die Mittel für ihre Heilung erfahren sollten. Bei Homer sehen wir die Helden stark von Träumen beeinflusst, in welchen ihnen nicht selten auch die Götter erscheinen. Freilich wird an einer Stelle[2]) unterschieden zwischen den Träumen, die aus dem elfenbeinernen Tor kommen, um den Menschen zu täuschen (was die Götter zuweilen beabsichtigen) und solchen aus dem hörnernen Tor, welche zuverlässige Kunde bringen. Aber auch die Historiker halten manche Träume geschichtlicher Personen ihrer Erfüllung wegen für wert, erzählt zu werden. Man betrachtete solche weissagende Träume als ein Geschenk der Götter. Auch gab es eine Zunft von Traumdeutern, welche um billigen Lohn ihr Geschäft besorgten. Diese Art der Divination hatte in Hellas zu allen Zeiten mehr Boden als z. B. die Astrologie, wohl deshalb, weil sie im menschlichen Innern selbst spielt. Im 2. Jahrhundert nach Chr. hat Artemidoros aus Ephesus die Literatur über die Träume gesammelt und das Ergebnis seiner Studien in seiner Schrift Oneirokritika (Traumkunde) niedergelegt, worin er die Unterscheidung der von den Göttern gesandten und der von den Zuständen des Leibes und der Seele erzeugten Träume durchzuführen suchte.

Welchen Einfluss übte die griechische Religion auf die theoretische und praktische Sittlichkeit des Volkes aus[3])? Auch im alten Hellas war die gute Sitte durch die Autorität der Götter getragen und beschirmt. Das Bewusstsein jeder sittlichen Verpflichtung war vom Bewusstsein der Abhängigkeit von der Gottheit unzertrennlich; denn von dieser hatten auch alle menschlichen Ordnungen ihren heiligen, unverbrüchlichen Charakter. Nur weil von den Göttern gegeben, waren irgendwelche Satzungen schlechthin bindend. Sie waren selbstverständlich auch die Rächer bei frevelhafter Übertretung. Von jeher war demnach das Regiment der Götter als ein mehr oder weniger moralisch bestimmtes aufgefasst worden. Diese Anschauung ist für den alten Hellenen so selbstverständlich, dass sie gar nicht gelehrt zu werden braucht; es genügt offene Augen zu haben, um in der Geschichte überall die Spuren der waltenden, vergeltenden göttlichen Gerechtigkeit wahr-

1) Herodot 5, 63; 6, 66.
2) Odyss. 19, 560 ff.
3) Vgl. ausser Nägelsbach besonders Leopold Schmidt, Die Ethik der alten Griechen, 2 Bde., Berlin 1882.

zunehmen. So zeigt sich das antike Epos (Homer) vom Gedanken der gerechten Vergeltung beherrscht. Die Verletzung des hl. Gastrechts und die Verführung der Helena bilden eine so schwerwiegende Schuld, dass die Götter sie so wenig als die Menschen ungeahndet lassen können; sie bringt bei der hier wie sonst im Altertum vorausgesetzten Solidarität der Volksgenossen das schwere Unheil über die Trojaner. Deren Untergang aber besiegelt die Tat des Pandaros, jener frevelhafte Bruch des vor den Göttern feierlich beschworenen Waffenstillstandes. Ebenso ist nach Herodot die politische Geschichte von dem gerechten Walten der Götter durchzogen, welche Übermut und Ungerechtigkeit nie ungestraft lassen. Und bei den Tragikern ist desgleichen das Verhängnis durch die Schuld motiviert, welche gesühnt werden muss, namentlich durch ererbte Schuld, womit die Nachkommen von den Vorfahren her belastet sind.

Wie unzertrennlich die Schuld von des Menschen Leiden und Untergang angesehen wurde, geht besonders aus solchen Beispielen hervor wo die feindlichen Götter ihn durch Verblendung in Frevel stürzen, um ihn verderben zu können. Mag, nach modernem Masstab gemessen, die persönliche Zurechnungsfähigkeit des Sünders eine beschränkte sein, mag die göttlich gewirkte Verblendung ihn seines ruhigen Urteils beraubt haben, er geht als Schuldiger unter nach unverbrüchlichem Gesetz, welches Sühnung der Schuld verlangt. Gewiss vermisst man hier besonders stark jenes Verhältnis der Liebe zu den Menschen als ihren Geschöpfen, welches allein der Gottheit wahrhaft würdig wäre. Doch liegt ein anerkennenswerter Ernst in der Auffassung der Schuld als eines die Vergeltung notwendig nach sich ziehenden, zuletzt alles Unheil erklärenden Faktors, ebenso in den Sühngebräuchen, welche diesen Fluch der Sünde abwehren sollen und unter welchen auch Menschenopfer nicht fehlen.

Die Sünde ist bei den Griechen als ein Einbruch in die göttliche Ordnung gedacht, eine Störung der Harmonie zwischen Götter- und Menschenwelt, die notwendig ausgeglichen werden muss. Zu einem grossen Teil gehört die Sünde in die Kategorie der Hybris, d. h. des frevelhaften Überschreitens der dem Menschen gesetzten Schranke. Dahin gehören nicht nur alle Beeinträchtigung und Schädigung des den Göttern geweihten Gebietes, ihrer Eigentumsrechte und Opferansprüche, auch schon die Überhebung des Menschen ist Hybris, wobei er seiner Abhängigkeit und Untertanenstellung vergisst, sein Haben und Können, seine Wurde und sein Glück überschätzt. Gerade ein ungetrübtes Glück ist gefährlich; es macht die Menschen übermütig und erregt den Neid der Götter. Jene Niobe, die sich in ihrem mütterlichen Glücke, mit ihren sechs Söhnen und sechs Töchtern vor Leto bevorzugt dünkte, die nur eines Sohnes und einer Tochter sich rühmen konnte, hat damit den göttlichen Neid und Zorn herausgefordert; alsbald erlegt Apollo ihre Söhne, Artemis ihre Töchter mit schnell treffen-

dem Geschoss. In der Geschichte kennt Herodot manche solche Beispiele[1]). Daher fürchtet man bei gar zu vollkommenem Glück und Erfolg diesen gefährlichen „Neid" der Himmlischen zu erregen; man nimmt kleinere Missgeschicke in den Kauf, indem man sich damit tröstet, sie wenden jenen Zorn ab; ja man legt sich wohl selbst einen empfindlichen Verlust auf, um jenem Neide zu entgehen (Ring des Polykrates).

Positiv lässt sich die richtige gottgefällige Gesinnung des Menschen bezeichnen als Eusebeia, jene Frömmigkeit, welche keine religiöse Pflicht versäumt und Sophrosyne, d. h. jene maßvoll in den gegebenen Schranken bleibende Vernünftigkeit, welche vor der dem Griechen leicht verhängnisvollen leidenschaftlichen Erregung bewahrt und jedem Alter, Stand und Geschlecht das ihm wohl Anstehende eingibt. Das Intellektuelle tritt in dieser Tugendlehre stark hervor als Basis oder Vorbedingung des rechten Verhaltens, ebenso aber das Ästhetische, welches bei den Griechen von der Ethik so wenig zu trennen ist, als von der Religion. Dass der Mensch im richtigen Takte handelt, weder ins eine noch ins andere Extrem verfallend und so sein Leben in schönem Ebenmass verläuft und sich harmonisch zum Ganzen verhält, das ist das griechische Ideal.

Den Herrscher lehrt die Sophrosyne sich von Übermut und ungerechter Gewalttat frei halten, den Sieger, die Toten ehren, den Bürger seine Tüchtigkeit durch *καλοκαγαθία* beweisen; das Weib, seinem Gatten unbedingt treu und ergeben zu sein; die Kinder, ihre Eltern in Ehren halten. Auch fehlt es im griechischen Familienleben nicht an rührenden Beispielen inniger Verbundenheit, so im Verhältnis der Geschwister zu einander (Antigone, Elektra), im Ehebund (Andromache, Penelope). Auch die Freundschaft zwischen geistesverwandten Männern hatte in Hellas einen fruchtbaren Boden. Die Frau steht dem Manne ohnehin geistig nicht ebenbürtig zur Seite, da ihr die Bildung mangelt. Zwar ist durch die Monogamie ihr eine würdigere Stellung gesichert, als sie bei den meisten Barbaren einnimmt. Allein dem Manne ist die eheliche Treue, welche ihr so streng eingeschärft wird, nicht zur Pflicht gemacht; das Hetärenwesen steht in üppiger Blüte, und die Hetäre ist schon deshalb eine gefährliche Nebenbuhlerin, weil sie sich in freiem Umgange alle geistige Bildung aneignen kann, die dem züchtigen Weibe versagt bleibt.

Eine andere Gefahr lag für die Familie in dem Übergewicht des Staatslebens. Gegen die Blütezeit des hellenischen Volkes hin wurde mehr und mehr das bürgerliche Gemeinwesen wie der Träger aller Religion, so auch der Inbegriff aller sittlichen Verpflichtungen. In edler Freigebigkeit für den Staat, in Hingabe von Blut und Leben fürs engere und weitere Vaterland erblickt man die höchste Mannestugend. Die Familie galt nur noch als

1) Vgl. Herodot 1, 32. 207; 7, 10. 46; 8, 13.

Mittel zum Zweck der Erlangung tüchtiger Staatsbürger und tapferer Krieger. So musste denn die Gattin, wenn sie keine Hoffnung mehr auf Erzeugung eines kräftigen Nachwuchses erwecken konnte, einfach von ihrer Stelle weichen. Am rücksichtslosesten verfuhr man in dieser Hinsicht seit Lykurg in Sparta. Aber selbst ein Plato hatte so wenig Sinn für die Würde der Familie, dass er in seinem Staatsideal Weibergemeinschaft in Aussicht nahm, was Aristoteles überwiegend aus Nützlichkeitsbedenken tadelt. Mehr vereinzelt sind die Stimmen, welche die Gatten mahnen, ihre Weiber im besten, was sie selbst wissen, zu unterrichten, damit sie auch geistige Gemeinschaft hätten, so Sokrates im Gastmahl des Xenophon und besonders Xenophon im Ökonomikus (7—10) und Plutarch in seinen Ratschlägen an Ehegatten, von welchen namentlich der letztgenannte durch wahrhaft edle und tiefe Auffassung der Ehe sich auszeichnet.

Auch die Erziehung musste unter jener Hintansetzung der Familie leiden. Die Knaben wurden schon früh dem elterlichen Hause weggenommen, um in öffentlichem Zusammenleben mit den Altersgenossen unter strenger, in Sparta sogar grausamer Zucht zu schmerz- und todverachtenden Männern abgehärtet zu werden. Nicht wenig trug zu roher Gesinnung das Institut der Sklaverei bei. Die Sklaven wurden namentlich in Sparta furchtbar hart behandelt. Man schlug sie dort regelmässig, um in ihnen kein anderes Bewusstsein als das der Rechtlosigkeit aufkommen zu lassen; sie durften nicht blühend oder kräftig aussehen; ihr Leben war vogelfrei; die spartanische Jugend liess man gelegentlich Jagd auf sie machen. Anderwärts, zumal in Athen, wurden sie allerdings menschlicher gehalten. Auch herrschte etwa seit dem peloponnesischen Kriege die Anschauung, dass man eigentlich nicht Hellenen, sondern nur Barbaren zu Sklaven haben sollte; aber diese schienen um so mehr dafür geschaffen. Auch ein Aristoteles[1]) sanktioniert durchaus die Sklaverei selbst, da die einen Menschen aufs Herrschen, die andern aufs Dienen angelegt seien. Dass wohlgesinnte Herren ihre Leibeigenen väterlich behandelten, ersieht man schon z. B. aus der Odyssee, und die Weisen Griechenlands versäumten nicht, den Gebietern ans Herz zu legen, dass es in ihrem eigenen wohlverstandenen Interesse liege, sich gegen ihre Sklaven gerecht und weise zu benehmen. Auch die Religion gewährte mancherorts den Sklaven gewisse Freiheiten, z. B. Teilnahme an einzelnen Festen[2]). Aber sie schirmte deren Menschenrecht höchst ungenügend und steht darin weit hinter der mosaischen zurück. Die Aussage des Sklaven vor Gericht galt kaum, wenn sie nicht durch die Folter erpresst war, was regelmässig vorkam. Mit dem Verfall der Religion und

1) Aristoteles, Politik 1, 2—7.

2) Vor Misshandlungen konnte der Sklave etwa zu einem Altare sich flüchten. In Athen durfte ein gar zu schlecht behandelter in das Heiligtum des Theseus fliehen und dort von den Behörden Verkauf an einen andern Herrn verlangen.

Sitte ging auch wieder grausamere Behandlung der Sklaven von Seiten üppiger Grossen Hand in Hand. Die römische Kaiserzeit sah bei aller Verfeinerung der Sitten die empörendsten Roheiten auf diesem Gebiet.

Die edelangelegten Griechen waren, wie ihre ganze Literatur beweist, an sittlichen Idealen reich, wenn auch diese Ideale gewisse Einseitigkeiten und Fehler an sich trugen. Die tiefsten dieser Fehler wurzeln in der griechischen Religion, deren Grundbegriffe sittlich zu wenig bestimmt waren, um durchgreifend eine heiligende Zucht auszuüben. Und die sinnliche Ausartung der hellenischen Religion hat zum sittlichen Verfall unmittelbar beigetragen. Wir haben bereits auf den Widerspruch hingewiesen, in welchem nicht allein die homerisch-hesiodische Mythologie, sondern auch die alten naturwüchsigen Mythen selbst zu der bessern sittlichen Erkenntnis des Volkes standen[1]). Zwar auch die polytheistische Naturbefangenheit der alten Götter, die Verendlichungen und Vermenschlichungen der Gottheit mussten beim Ausreifen der hellenischen Gedankenwelt anstössig werden und haben schon frühe von Seiten der Denker Widerspruch erfahren[2]). Allein alles andere liess sich schliesslich eher ertragen als die sittliche Karikierung der Götter durch die Mythologie. Gegen diese haben die erleuchteten Geister scharfen Protest erhoben, indem sie Homer und Hesiod dafür verantwortlich machten, über welche Xenophanes klagt: „Alles legten sie den Göttern bei, was bei Menschen schmachwürdig und schlecht, stehlen, ehebrechen und sich gegenseitig betrügen.“ Und Heraklit urteilt, Homer müsste aus den Wettkämpfen ausgestossen werden und Backenstreiche empfangen, der Lyriker Arbhilochus (um 700) desgleichen. Besonders merkwürdig ist aber die einlässliche Kritik der überkommenen Mythologie durch Plato, welcher im 2. Buch seines Staates schreibt:

„Vornehmlich sind die grösseren Lügen des Homer und Hesiod zu tadeln; denn das ist doch am schlimmsten gelogen, wenn jemand in seiner Rede auf eine schlechte Weise die Natur der Götter und Heroen darstellt, was dem Unterfangen des Malers vergleichbar, der einen Gegenstand ähnlich malen wollte und nichts ähnliches malt. Zuerst nämlich hat doch die wichtigste Lüge in den wichtigsten Dingen gelogen, wer da sagt, dass Uranos das getan, was Hesiod ihn tun lässt, und dann auch wie Kronos ihn bestraft habe. Kronos Taten aber und vom Sohn erlittene Schmach dürften, wie mich däucht, auch wenn sie wahr wären, gar nicht so leichtsinnig an Unverständige und junge Leute erzählt, sondern sollten weit lieber verschwiegen werden; wäre aber eine Notwendigkeit vorhanden, sie zu sagen, so müssten sie insgeheim so wenige als möglich hören, die nicht bloss ein Schwein, sondern irgend ein

1) Siehe Seite 204.

2) So von dem Eleaten Xenophanes (geb. c. 569 v. Chr.), Heraklit von Ephesus, vollends Plato und den Spätern.

grosses und seltenes Opfer geopfert hätten, so dass nur den wenigsten möglich wäre, es zu vernehmen. Dergleichen Sagen dürfen in unserem Staate gar nicht ausgesprochen werden, am wenigsten vor einem jungen Menschen, welcher, wenn er auch das äusserste täte, ja wenn er auch den Vater auf all Art wieder züchtigte, von dem er beleidigt worden, nichts ungewöhnliches zu tun meinen würde. sondern nur das auszuüben, was auch die grössten und besten der Götter tun. Auch ist es keineswegs weder schicklich, wenn es heisst, dass Götter mit Göttern kriegen, sich nachstellen und kämpfen, noch ist es wahr, wenn wir nämlich an denen, welche den Staat bewahren sollen, wechselseitige Feindschaften für das abscheulichste halten müssen; noch weniger wird man die Fabeln von den Gigantenkriegen und vielen und mannigfaltigen andern Feindschaften der Götter und Heroen gegen ihre Verwandten und Befreundeten ihnen erzählen und vorsingen dürfen. Vielmehr, wenn wir im Stande sind sie zu überreden, dass nie ein Bürger dem andern feind war, wie denn dies auch gar nicht recht sei, so müssten Greise, Matronen und Erwachsene dies vorzüglich schon gleich den Kindern sagen; die Dichter aber muss man nötigen, auf gleiche Weise zu dichten. Wie dagegen Hera von ihrem Sohne gefesselt worden, wie Hephästos, da er seiner Mutter zu Hilfe kommen wollte, von seinem Vater herabgestürzt wurde, und alle jene von Homer erzählten Götterkämpfe dürfen wir in unserm Staate nicht aufnehmen, mögen sie einen geheimen Sinn haben oder nicht. Denn der Jüngling ist ja nicht im Stande zu beurteilen, was einen geheimen Sinn hat und was nicht."

Dass diese Kritik in jener Zeit keineswegs eine vereinzelte war, beweist die Anklage des Redners Isokrates[1]) gegen den Sophisten Polykrates:

„Du hast dir die Wahrheit nicht lassen angelegen sein, sondern bist den Lästerungen der Dichter gefolgt, welche abscheulichere Taten und Züchtigungen von den Kindern der Unsterblichen aussagen, als man sie kaum bei den verworfensten Menschen erwartet. Solche Dinge sogar sagen sie von den Göttern, welche niemand von seinem Feinde zu sagen wagen würde. Denn sie beschimpfen sie nicht bloss durch Beilegung von Diebstahl, Ehebruch und Tagelöhnerei bei den Menschen, sondern auch durch Beilegung von Fressen der Kinder, Verschneiden der Väter, Beschlafen der Mütter und anderer Laster."

Der Widerspruch, dass die Götter alles Unschöne und Schlechte, was die Menschen sich zu schulden kommen lassen, rächen, selber aber noch schlimmeres ungescheut verüben sollten, war doch allzu grell. Die Einen schoben also diese anstössigen Mythen, damit aber zugleich den Nährboden der hellenischen Religion, auf die Dichter ab[2]). Andere, wie der gottesfürchtige Plutarch, nahmen

1) Isokrates in der laudatio Busiridis.

2) Dass man in der Blütezeit des hellenischen Volkstums sich hüten musste, als Verächter der Götter selber zu erscheinen, beweist das Los

zu einer allegorischen Deutung Zuflucht. Es fehlte aber nach allem Anschein auch an solchen nicht, denen die Untaten und Unsitten der Götter zu willkommener Entschuldigung ihres eigenen Leichtsinns dienten. Hatte doch ohnehin das griechische Naturell eine starke Neigung, der Leidenschaft die sittliche Schranke zu opfern. Nicht wenig trug aber auch die Entwicklung des Kultus zum Überwuchern der Sinnlichkeit in Lebensanschauung und Sitte bei. Die Blossstellung der Leibesschönheit, welche sowohl in der Plastik Übung wurde, während die ältern Statuen züchtig bekleidet gewesen waren, als auch bei den gymnischen Spielen zur Sättigung der Augenlust diente, hatte ihre sittlichen Gefahren, denen das Volk trotz seinem Idealismus nicht gewachsen war. Wenn Buhldirnen den Bildhauern als Modelle für Statuen der Göttinnen dienten, so die berüchtigte Phryne dem Praxiteles für seine Venus Gnidia, oder Pankaste, die Buhlerin Alexanders, für eine Venus Anadyomene, so kann man sich denken, wie lockernd solche Vergötterung der Sinnenlust auf die sittlichen wie die religiösen Anschauungen wirkten. Schon in der Blütezeit Athens aber war es mit der geschlechtlichen Moral schlimm bestellt. Unzucht aller Art wurde nicht etwa nur von den gemeinen Elementen des Volkes, sondern auch von den Edelsten und Angesehensten ungescheut getrieben; selbst des garstigen Lasters der Knabenliebe[1]) schämten sich feine, philosophisch gebildete Männer nicht. Solchen Unsitten wehrte kein Verbot; traute man sie doch selbst den Göttern zu. Der rasche Verfall der griechischen Nation war nicht zum wenigsten die Folge dieser moralischen Verderbnis.

Tholuck[2]) hat seiner Zeit die Defekte der griechischen Sittlichkeit in einem Schriftchen scharf beleuchtet, welches zum Teil heftigen Widerspruch von seiten der Liebhaber des klassischen Griechentums hervorrief und sie veranlasste, den moralischen Charakter des Alten Testaments in Anspruch zu nehmen. Dies war nun freilich keine geschickte Antwort. Denn die Vergleichung des Alten Testaments lässt jenen Mangel der hellenischen Religion nur um so stärker hervortreten. Auch die edelsten und weisesten unter den Griechen kommen an sittlichem Ernst den Trägern der mosaisch-prophetischen Religion von ferne nicht gleich. Und wenn im Alten Testament Vorfälle berichtet werden, welche die menschliche Sünde in abschreckender Weise offenbaren, so wird diese damit eben gerichtet, niemals mit dem verführerischen Zauber der Schönheit umgeben oder gar durch den Nimbus der Gottheit in

---

des Sokrates, dem die Anklage auf Einführung fremder Götter verhängnisvoll wurde, sowie das des Phidias, der auch im Kerker starb, wohin ihn die Beschuldigung brachte, er habe auf dem Schild der Parthenos sein eigenes Bild und das des Perikles verewigt. Alkibiades wurde desgleichen wegen Sakrilegien verfolgt.

1) Bei Homer findet sich keine Spur dieses Lasters. Dagegen war es in der Blütezeit Griechenlands sehr verbreitet und keineswegs verpönt.

2) A. Tholuck, Der sittliche Charakter des Heidentums, 3. Aufl., Gotha 1867.

den Himmel erhoben. Dass tiefere Frömmigkeit auch die Gewissen der Hellenen in bezug auf die Pflichten des Lebens erleuchten konnte, hat Tholuck namentlich am Beispiel Plutarchs gezeigt. Und dass die gebildeten Griechen der Blütezeit nicht ohne Frömmigkeit waren, hat Schömann[1]) mit Recht geltend gemacht. Aber es wird dabei bleiben, dass der Mangel an Erkenntnis des wahren Gottes auch sie trotz ihrer feinen Empfindung für alles Menschliche nicht einmal zum wahren Begriff der Menschlichkeit kommen liess, welchen gefunden zu haben man ihnen oft als Verdienst anrechnet. Ihre niedrige Schätzung der Sklaven, der Nichtgriechen, ja des eigenen Weibes, beweist, dass ihnen nicht der reine Begriff der Menschheit, sondern ihr nationales Selbst als das Ideal vorschwebte, welchem sich der Einzelne hinzugeben habe[2]). Schon dieses Ideal war nicht frei von Egoismus. Erst das Christentum konnte die wirkliche Menschenliebe bringen, weil es die Liebe Gottes zur Menschheit offenbarte.

IV. Die Römische Religion.

Einleitung[3]).

Dem hellenischen Völkerstamme nahe verwandt ist der italische, der jedoch geraume Zeit seine eigenen Wege gegangen war, als er durch die Römer auf die Weltbühne trat, wo er nach einem halben Jahrtausend aufsteigender Bewegung zur eigentlichen Herrschermacht sich erhob, welcher alle erreichbaren Mächte sich unterwerfen mussten, so dass ihr Regiment den eigentlichen Abschluss der Geschichte des Altertums bildete.

Auch diese Italiker waren, gleich den Hellenen, in eine grosse Zahl von Stämmen und Völkerschaften zerfallen, die ihre sprachlichen, politischen und religiösen Besonderheiten aufwiesen. Ja es finden sich in der historischen Zeit auf der grossen italischen Halbinsel noch Völkerschaften, welche überhaupt nicht

---

1) G. F. Schömann, Das sittlich-religiöse Verhalten der Griechen in der Zeit ihrer Blüte, Greifswald 1848, wo jedoch der Abstand vom Christentum weniger an der Bibel als an modern verflachter Religiosität gemessen ist.

2) Von der einheitlichen Auffassung der Menschheit bei den Stoikern, besonders den römischen, können wir hier ohne Unbilligkeit absehen, da ihre „Liebe“ keine Macht im Volksleben werden konnte.

3) Vgl. zur Einleitung bes. Theod. Mommsen, Römische Geschichte, 5 Bde., 8. Aufl., Berlin 1888. — Eduard Meyer, Geschichte des Altertums Bd. II (1893). — G. F. Hertzberg, Geschichte von Hellas u. Rom, Bd. II, Berlin 1879 (bei W. Oncken). — Marquardt, Römische Staatsverwaltung, Bd. III: Das Sakralwesen, 2. Aufl. von Wissowa, Leipz. 1885. — Georg Wissowa, Religion u. Kultus der Römer, München 1902. (Handb. d. klass. Altertumswissensch. V, 4.) — W. S. Teuffel, Geschichte der römischen Literatur, Leipz., 5. Aufl. 1890.

zum indogermanischen Italerstamm zu gehören scheinen, übrigens nach ihrem ethnologischen Zusammenhang schwer heimzuweisen sind. Dahin gehören die Ligurer in den Seealpen, früher auch in der Poebene und westlich bis nach den Pyrenäen vorgedrungen, und die geschichtlich viel bedeutenderen Etrusker[1]), welche ebenfalls in der Poebene gehaust haben und bis in die Alpen, wo die Räter zu ihnen zu zählen, namentlich aber südwärts bis zum Tiber vorgedrungen sind und an der Schwelle der geschichtlichen Zeit als das bedeutendste Reich in Italien dastehen. Sie redeten ihre eigene Sprache, die durch zahlreiche Inschriften bezeugt, aber nach ihrem Zusammenhang mit den bekannten Sprachen noch immer ein Rätsel ist. Wenn die Etrusker wirklich, wie die meisten Neuern annehmen[2]), mit den Turscha der Siegesinschriften Merneptahs II und Ramses III und die dort in gleichem Zusammenhang genannten Schardana, welche schon in der Garde Ramses II erscheinen, mit den Sardiniern identisch sind, dann haben diese Völker schon im 14. und 13. Jahrhundert sich über die See gewagt und an räuberischen Vorstössen nach Osten gegen das ägyptische Reich sich beteiligt. Auf alle Fälle beherrschten die Etrusker vor der römischen Zeit das nach ihnen benannte „tyrrhenische" Meer, befuhren es als Handelsleute und Seeräuber, und liessen sich sogar auf Lemnos bleibend nieder. Sie hatten auf italischem Boden zahlreiche Städte (Pisä, Volaterrä Vetulonia, Populonia, Rusellä, Tarquinii, Caere usw.) und erzeugten vor dem Aufblühen Roms eine eigenartige Kultur. Doch zeigt sich diese schon so lange man sie kennt, durch phönizisch-griechische Einflüsse befruchtet. Die Phönizier mögen schon einige Jahrhunderte vor den Griechen diese Küste besucht und ihre Bewohner zu Schiffahrt und Handel angeregt haben. Aber der Haupteinfluss, den vor allem die etruskische Kunst erkennen lässt, war der griechische. Die etruskische Religion trug von Haus aus einen eigenartig ernsten, düstern Charakter und war hieratisch sehr entwickelt; sie ist in gewissen Stücken, so in bezug auf die Kunst der Haruspices, für die Römer Vorbild gewesen.

Der vielverzweigte Italerstamm dagegen, aus dem die Römer hervorgegangen sind, lässt sich schon aus seiner Sprache mit Leichtigkeit als gut indogermanisch und mit den Griechen näher verwandt erkennen. Aber auch diese Italer waren in manche Stämme zersplittert und, anders als bei den Griechen, war das Gefühl der Zusammengehörigkeit zwischen den einzelnen Gruppen sogar ganz erloschen, wenn auch die Sprachdialekte nicht weiter auseinandergingen als bei jenen. Abgesehen von den Illyriern, welche weiter abgezweigt sind, zerfallen die indogermanischen Italer in zwei Hauptgruppen: die umbrisch-sabellische und

1) O. Müller, Die Etrusker, Bresl. 1828, 2. Aufl. von Deecke 1877.
2) Zuerst de Rougé, Chabas. S. W. Max Müller, Asien S. 371 ff. Gegenteilige Ansicht von Brugsch, Gesch. Äg. S. 578.

die latinische. Die erstere umfasst die Umbrer, welche am untern Po und an der Küste des adriatischen Meeres sassen, aber von Etruskern und Galliern zurückgedrängt und auch von der Küste abgesperrt, sich auf die „Umbrien“ genannte Landschaft zusammenziehen mussten. Nahe verwandt mit diesen sind die Völkerschaften der sabinischen Gruppe, unter dem Namen Sabiner oder Sabeller zusammengefasst; auch Samniter ist eigentlich Weiterbildung dieses Namens. Dazu gehören die Picenter, Marruciner, Marser, Herser, Volsker u. a. Dieser kraftvolle, Landbau treibende und kriegstüchtige Schlag war in stetigem Vordringen nach Süden begriffen. So bemächtigten sich die Samniter eines Teils der Landschaft Campanien und drangen in Unteritalien ein (Lukanien, Bruttierland).

Der andern Hauptgruppe gehören die Latiner an, ein kleines Volk, das aber der Krystallisationspunkt für ganz Italien werden sollte. Es war am linken Ufer des untern Tibers sesshaft. Ihre Nachbarn, Volsker, Herniker, Äquer, scheinen sabellischen Stammes gewesen zu sein, wurden aber bald von den Latinern aufgesogen. Dagegen mit den Latinern nächstverwandt waren die Falisker und die Ausoner (Ausunker), Osker (so hiessen die Ausoner in Campanien, dann auch die in dieses Ländchen vorgedrungenen Samniter). Auch die Sikuler, die sich auf der Insel Sizilien niederliessen, gehen auf den latinischen Stamm zurück.

Die Römer selbst, über deren Gemeinwesen wir allein ausführlichere und etwas zuverlässige Nachrichten aus der ältern Zeit besitzen, sind aus den alten Latinern nicht ohne starke Mischung mit Sabinern hervorgegangen. Auch sind diese übrigen italischen Stämme von grossem Einfluss auf die Ausbildung der römischen Macht gewesen, so dass auch ihnen ein gewisser Anteil am Charakter der Römer wird zuzusprechen sein. Verglichen mit den Griechen, zeigen sich die Römer als ein zwar ebenbürtiges, aber recht anders geartetes Volk. An Körperkraft und Tüchtigkeit übertreffen sie ihre Vettern in Hellas, ebenso an Willensenergie und zielbewusstem Handeln; ihr Temperament ist ruhiger, ihr Tun und Lassen besonnener und ausdauernder. Dagegen fehlt ihnen die Lebhaftigkeit der Empfindung und geniale Gestaltungsgabe, welche die Griechen in ihrer Kunst, Poesie und Bildnerei bekunden, ebenso sehr wie die originale Macht des Gedankens, womit jene das Universum unter ihren subjektiven Gesichtswinkel zu stellen und geistig zu beherrschen wussten. Bei den Römern ist in allem die Nützlichkeit und Erspriesslichkeit massgebend, was sie zwar äusserst praktisch, aber neben die Griechen gehalten, nüchtern und prosaisch erscheinen lässt. Was sie für die Menschheit geleistet haben, liegt nicht auf dem Gebiete der Ästhetik, wo sie von Griechenland ebenso abhängig waren wie in der Philosophie, sondern in der Sphäre der Organisation, der Politik, des Rechts. Ihr Ideal ist nicht das ästhetisch veredelte Leben, sondern der nach unverbrüchlichem Gesetze geordnete Staat.

Dieser Unterschied tritt auch in der Religion, und hier besonders bezeichnend hervor. Scheint auf den ersten Blick die römische Religion eine blosse Doppelgängerin der griechischen zu sein, da dieselben Gottheiten hier wie dort auftreten, so ist doch diese Ähnlichkeit grösstenteils nur eine Folge des Eindringens der griechischen Mythologie in den römischen Vorstellungskreis. Von Haus aus ist die römische Religion völlig anders geartet und gerichtet, und hat auch stets ihr verschiedenes inneres Wesen beibehalten.

Jene innige Versenkung des Gemüts in die sichtbare Welt und jenes Spiel der Phantasie mit den dort wahrgenommenen göttlichen Mächten, woraus die griechische Mythologie entsprang, ist dem nüchternen Sinn des Römers fremd. Die Gottheit bleibt bei ihm in einer gewissen Erhabenheit über der Erscheinungswelt und behält darum einen allgemeinern, abstrakteren Charakter. Die Römer haben kein altes Nationalepos, ebensowenig einen Heroenmythus. Gestalten wie Herakles, Kastor, Pollux sind nicht einheimischen Ursprungs, sondern von den Griechen übernommen. Aus dieser weitern Entfernung, welche der Römer zwischen sich und der Gottheit wusste, erwuchs jedoch keineswegs ein geringeres Interesse an ihr. Im Gegenteil ist der Römer weit stärker als der Hellene vom religiösen Abhängigkeitsgefühl durchdrungen; er ist religiöser in dem Sinn, wie das Wort „religio" in seiner Sprache gemeint war[1]). Bedeutet es doch die pietätvolle, ängstliche Rücksicht auf die höhern Mächte, welche das All durchwalten und jede Missachtung empfindlich rächen. Das Bestreben, sich mit diesen Gottheiten auf guten Fuss zu setzen und sich bei allem ihrer Zustimmung zu versichern, ist in der Tat die Seele der Religion bei den Römern. Ihr Interesse ist daher keineswegs der ästhetischen Pflege des Göttlichen, der Dichtung und Kunst vornehmlich zugewandt, sondern dem eigentlichen Kultus als dem Mittel, die Gunst der Götter zu gewinnen oder ihre Ungunst abzuwenden. Von hoher Wichtigkeit waren deshalb neben den Opfern namentlich die Auspizien; auf die korrekte Anrufung der Götter bei ihren Namen und den richtigen Vollzug der Zeremonien wurde das grösste Gewicht gelegt. Wenigstens in der Zeit vor dem Verfall waltete dabei ein feierlicher Ernst. Aus jenem ängstlichen Streben, das sich nie genug tun konnte in der Berücksichtigung der Götter, erklärt sich auch die Ehrfurcht, die man fremden entgegenbrachte und die Willigkeit, mit welcher man sie bei sich aufnahm.

Der Priester (pontifex, Vermittler zwischen Göttern und Menschen) ist demgemäss eine wichtige Persönlichkeit. Zwar sind auch hier die heil. Handlungen keineswegs an die Priester gebunden; manche sacra können von Beamten, Hausvätern, Privatpersonen vollzogen werden. Allein der Priester wacht über dem richtigen Vollzug derselben: ebenso hat die Priesterschaft das

1) Siehe Einleitung Bd. I S. 1 f.

wichtige Augurnwesen zu verwalten und ist im Besitz uralter Sühngebräuche. Charakteristisch für die Römer ist, dass die priesterlichen Ämter ganz als Staatsämter angesehen wurden. Weltliche Beamte konnten zugleich einem priesterlichen Kollegium, deren es mannigfache gab, angehören; nur die höchsten Priesterämter waren von der profanen Sphäre streng abgeschlossen und mit Satzungen umgeben, die an die brahmanischen Observanzen erinnern.

Ein heil. Schrifttum, welches die Religion durch ihre verschiedenen Entwicklungsstadien begleitet und kanonisches Ansehen erlangt hätte, wie wir es etwa im Brahmanismus oder Parsismus fanden, gab es nicht. Höchstens waren Ansätze dazu vorhanden in Liedern, welche die Priester bei gewissen Anlässen von alters her sangen, so die Salier und die Arvalbrüder, von deren Gesängen noch Überreste vorhanden sind, und in Kultussatzungen. Aber eine bestimmte Lehre hat sich so wenig daran geschlossen als bei den Hellenen. Auch haben sich von der altitalischen Religion in ihrer Ursprünglichkeit nur sehr wenige Denkmäler, sei es Bauten oder Inschriften[1]), sonst erhalten. Was die römische Literatur über diese Vergangenheit bietet, sind Aufzeichnungen einer Zeit, wo nicht nur die Religion schon längst von der griechischen überwachsen war, sondern man überhaupt keine klare Erinnerung mehr an die vorgriechische Periode besass. Die frühesten Dichter, welche uns über die graue Vorzeit belehren wollen, Naevius (starb um 200 v. Chr.) und Ennius (geb. 239 v. Chr., starb 169), sind so sehr von den griechischen Mythen beherrscht, dass sie die Anfänge Roms an die Ankunft des Äneas aus Troja anknüpfen. Hat doch das römische Selbstbewusstsein das Opfer gebracht, die Originalität seiner Ursprünge zugunsten eines Zusammenhangs mit der Griechensage zu verleugnen. Selbst der charaktervolle Vertreter der nationalen Richtung, M. Por Cato (geb. 234, starb 149 v. Chr.), folgt auf diesem Wege. Er beschrieb zum erstenmal die römische Geschichte in lateinischer Sprache in seinen Origines, sieben Büchern, von denen die drei ersten dem Titel entsprechend die Vorgeschichte behandeln. Hier werden die griechisch gefärbten Sagen von Äneas, Alba Longa, Romulus usw. wiederholt. Wichtiger sind die im 2. und. 3. Buch enthaltenen Nachrichten über Etrusker, Volsker, Latiner, Sabiner.

Auf die Erklärung der alten Denkmäler und Religionsgebräuche hat der Ritter L. Älius Stilo aus Lanuvium (geb. c. 144 v. Chr.) zuerst seine Mühe verwendet und die Aufmerksamkeit Anderer auf den Gegenstand gelenkt. Z. B. schrieb er einen Kommentar zu den Liedern der Salier. Er hielt sich zur Stoa. Ein besonderes Verdienst hat er damit erworben, dass er den M. Terentius Varro (geb. 116, starb 28 v. Chr.) in diese Studien eingeführt hat, welcher bald als die erste Autorität auf diesem

1) Am vollständigsten sind die römischen Inschriften gesammelt im Corpus Inscriptionum Latinarum, von der Berliner Akademie herausgegeben von 1863 an.

Gebiete anerkannt war und der Hauptgewährsmann für die spätern geworden ist. Das religionsgeschichtliche Hauptwerk dieses äusserst fruchtbaren Autors, Antiquitates rerum humanarum et divinarum, ist zwar verloren gegangen, doch sind wichtige Auszüge daraus namentlich beim Kirchenvater Augustin erhalten. Nachdem dieser (De civitate Dei 6, 2) Zeugnisse für die Hochschätzung des Autors von seiten der Zeitgenossen angeführt hat, gibt er (de civ. 6, 3) an: Varros Werk bestehe aus 41 Büchern, von denen die ersten 25 den res humanae, d. h. den profanen Angelegenheiten, die 16 folgenden den res divinae, d. h. der Religion, gewidmet seien. Von den letztgenannten gingen (nach einem einleitenden Buch) 3 Bücher auf die heil. Menschen, nämlich die Priester, Augurn, XV Verwalter der sibyll. Orakel; — 3 auf die heil. Stätten, nämlich auf die Altäre, Tempel und heil. Orte; — 3 weitere auf die heil. Zeiten, nämlich 1. die Ferien, 2. die zirzensischen Spiele, 3. die Schaubühnen; — ferner 3 auf die heil. Handlungen: 1. Weihungen, 2. Privatgottesdienste, 3. öffentliche Gottesdienste. Die letzten 3 Bücher endlich behandelten die Götter selbst: 1. die dii certi, 2. dii incerti[1]), 3. die vornehmsten der Götter. Über die prinzipielle Stellung Varros wird später zu reden sein. Hier kommt er nur als derjenige in Betracht, der zugestandenermassen mit der grössten Genauigkeit und Vollständigkeit — freilich im späten ciceronianischen Zeitalter — die positive Religion Roms dargestellt hat. In naher Beziehung stand er zu dem gelehrten und berühmten Pontifex Q. Scävola.

Ein Zeitgenosse von ihm, der sich ebenfalls gelehrten Forschungen auf diesem Gebiete widmete, war P. Nigidius Figulus (Prätor 58 v. Chr.), der sich aber mehr von physikalischen Studien und Arkanwissenschaft abziehen liess. „Bei seiner Richtung auf das Entlegene und Absonderliche gewann er wenig Einfluss und wurde bald durch Varro völlig in den Schatten gestellt."

Seit Varro erfreute sich die Altertumswissenschaft sorgfältigerer Pflege. Eine Autorität war darin besonders Verrius Flaccus, ein Freigelassener, Lehrer der kaiserlichen Prinzen unter Augustus. Die Religionsaltertümer sind berücksichtigt in seinem Buche „Über merkwürdige Dinge der Vorzeit", sowie namentlich in seinem Reallexikon: De verborum significatione, das später von S. Pompejus Festus abgekürzt wurde. Von letzterer Bearbeitung sind noch Fragmente vorhanden, sowie ein nochmaliger Auszug aus derselben von Paulus Diakonus (8. Jahrh. n. Chr.), der immer noch eine wichtige Quelle bildet.

Unter den Dichtern verdienen in erster Linie Virgil und Ovid Beachtung. Auch ist für die Religionsaltertümer eine nicht zu verachtende Fundgrube der Kommentar, den der Grammatiker Servius (4. Jahrh. n. Chr.) zu den virgilschen Dichtungen

1) Es ist nicht klar, welche Kategorie Varro damit aufstellen wollte. Wahrscheinlich sind certi die Götter, deren Dasein und Charakter durch die sakralen Rechtsquellen festgestellt war.

geschrieben hat; ob auch ohne viel Verständnis für die poetische Seite des Gegenstandes, hat er doch mit grosser Belesenheit vielen Stoff zur archäologischen Erläuterung, namentlich der religiösen Verhältnisse, beigebracht. Von Ovid kommen neben den Metamorphosen die Fasti in Betracht, die den römischen Kalender illustrieren. Unter den philosophischen Schriftstellern bietet Cicero in seinen theologisierenden Schriften (De natura deorum, de divinatione) manche Einzelheiten. Unter den Historikern hat Livius manches aufbewahrt; einzelnes auch Plinius. Nicht zu vergessen sind die griechisch schreibenden: Dionysius von Halikarnass und Plutarch. Dazu kommen Sueton, Tacitus u. a. Auch die Kirchenväter können trotz ihrer polemischen Tendenz gute Dienste leisten, so ausser Augustin besonders Tertullian, der Redner Arnobius, sein Schüler Lactantius u. a. m.

1. Die historische Entwicklung der römischen Religion[1]).

a) Die Zeit der ländlichen Gottheiten.

In der frühesten Periode, die sie in Italien zubrachten, haben die indogermanischen Völkerschaften die Gottheit noch in innigster Verbindung mit der Natur verehrt, wie die andern Stämme derselben Herkunft. Die Erinnerung daran hat sich auch bei den Römern erhalten, wiewohl vom Anfang ihres Stadtlebens an dieses früheste Stadium bei ihnen im Schwinden begriffen war. Bei andern, mehr bäuerlich gebliebenen Stämmen, wie Samniter, Umbrer u. s. f., hielt diese Phase länger an. Aber auch bei den Römern lebten Elemente der alten Anschauungen und Übungen neben der Staatsreligion fort.

Der charakteristische Name für diese Vorstufe ist Faunus, der als Begründer von ältesten Gebräuchen genannt wird wie Numa für das folgende Stadium. Faunus ist aber der ländliche latinische Gott mit seiner Gattin Fauna. Ebenso verehrte man Silvanus, den Waldgott, Saturnus den des Feldbaues, Dea Dia, die gütige Mutter, welche später mit Ceres in eins gesetzt wurde, Mars, welcher der volkstümliche Gott der Italiker war und insbesondere Fruchtbarkeit schenkte. Der Vesta war das Herdfeuer heilig. Dass man dass Göttliche vor allem in glänzenden Himmelserscheinungen verehrte, wie wir es bei allen Indogermanen gesehen haben, beweist schon die Herkunft des Wortes deus, divus von dem Stamme div glänzen, von welchem, abgesehen von dem alten Janus und Diana der Name des höchsten Gottes Dispater,

1) Vgl. ausser den S. 259 genannten bes. L. Preller, Römische Mythologie, 2 Bde., 3 Aufl., Berlin 1881. 83. — Chantepie[2] II, 359 ff. — Gaston Boissier, La religion Romaine d'Auguste aux Antonins, 2 Bde., Paris 1874. — Ludwig Friedländer, Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms in der Zeit von August bis zum Ausgang der Antonine, 6. Aufl., Leipz. 1889, 3 Bde. — Jakob Burckhardt, Die Zeit Constantins des Grossen, 2. Aufl., Leipzig 1880.

Jupiter abgeleitet ist, der identisch mit Zeus usw. den erhabenen Himmel darstellt und auf hohen Berggipfeln verehrt wurde wie der griechische Gott in der ältesten Zeit. Bei den einzelnen Stämmen finden sich verschiedene Gottheiten, bzw. Götternamen. So sind Janus und Faunus bei den Latinern, Quirinus und Sancus bei den Sabinern heimisch.

Der Unmittelbarkeit, mit welcher man in dieser frühen Zeit die Gottheit in der Natur wahrnahm, entspricht es, dass man sie ohne Bild und ohne Tempel verehrte und in Tiergestalten wie Wolf, Specht u. a. oder in Bäumen erblickte. Später sind jene Tiere noch einem Gotte heilig, ebenso Eiche, Buche, Feigenbaum. Von Anfang aber verehrte man sie nicht anders denn als Erscheinungsform eines erhabeneren Gottes. Aus diesen Vorstellungen stammt auch die Beobachtung des Vogelfluges und des Gangs von Tieren, wie Schlange, Fuchs, Wolf u. a. zur Gewinnung von Vorzeichen. Überhaupt gewöhnte die an Erscheinungen und geheimnisvollen Lauten reiche Natur das Volk an die Annahme ungezählter göttlicher Wesen, Faune, Silvane u. dgl., welche Feld und Wald durchwalten und anologer Weise dann auch im menschlichen Leben nicht fehlen können. Nur hat die Phantasie diesen Numina keine feste Gestalt und Selbständigkeit verliehen; sie tauchen auf und unter, ohne stereotyp festgehalten zu werden und fristen in ihrer Vereinzelung oft nur ein lokales Dasein. Infolge dieser auch in dem Namen der Götter sich aussprechenden Unbestimmtheit können diese leicht ineinander übergehen. Auch fasst sich dieses polytheistische Gewimmel von Wesen unschwer wieder in einer höhern oder höchsten Gottheit zusammen.

Den Kultus hat man sich in dieser vorrömischen Periode ähnlich zu denken, wie bei den stammverwandten Völkern auf dieser Kulturstufe. Die einzelnen Hauptgötter hatten ihre Priester, flamines genannt (vom Anzünden der Opfer?), mit besondern Sühngebräuchen und sonstigen Zeremonien. Die Symbole waren zahlreich, aber einfach. Der Hauptakt war das Opfer. Man opferte von den Früchten des Feldes, auch Mehl, wie anderseits Vieh, besonders Schafe, Rinder, Schweine, auch wohl das edle Pferd. Menschenopfer sind nach gewissen Anzeichen nicht selten gewesen.

b) Die erste Zeit des römischen Gemeinwesens (Numa).

Schält man aus dem zum Teil fremdartigen Sagenkreise, der die Entstehung Roms umgibt, den festen Kern heraus, so bleibt die Tatsache, dass diese Stadt aus Besiedelungen einer Hügelgruppe durch verschiedene italische Stämme erwachsen ist. Den Grund der Stadt legten latinische Ansiedler auf dem Palatin, während auf dem benachbarten Quirinal eine sabinische Kolonie sich bildete. Beide wuchsen mit der Zeit zu einem von gemeinsamen Königen regierten Staatswesen zusammen. Da die beiden Völker, wie schon erwähnt, trotz ihrer Verwandtschaft sich doch auch in

religiöser Hinsicht merklich voneinander unterschieden, lässt sich erwarten, dass die römische Religion eine Verschmelzung von latinischen und sabinischen Elementen darstellt, und dies bestätigt der Befund. Die Ordnung des römischen Kultus wird von der Überlieferung einem König sabinischer Herkunft zugeschrieben: dem Numa Pompilius, der als des kriegerischen Romulus friedliebender, weiser und frommer Nachfolger geschildert wird. So sagenhaft nun auch die Gestalt dieses Gesetzgebers ist, mag immerhin soviel aus dieser Tradition entnommen werden, dass die Sabiner einen hervorragenden Anteil an der Gestaltung der römischen Staatsreligion hatten. Übrigens waren beiden Völkerschaften von vornherein manche Vorstellungen und Einrichtungen gemeinsam. Sie hatten beide ihre Pontifices, Flamines, Augurn, vestalische Jungfrauen. Götter wie Jupiter, Vesta, Saturn, Diana wurden von beiden verehrt. Und gewisse Übungen, welche sich in der römischen Religion aus uralter Zeit erhalten haben, scheinen sogar spezifisch latinischen Ursprungs, so die palatinischen Salier und ihr Dienst des Mars, die Luperci und ihr Dienst des Faunus, die arvalischen Brüder und ihr Dienst der Dea Dia.

Jedenfalls wurden von Numa, bzw. in der ersten Zeit des römischen Gemeinwesens zentrale Heiligtümer für die Römer und Quiriten (Sabiner) eingerichtet, welchen auch die später zugezogenen Luceres huldigten. Dort wurde vom König, nachher vom pontifex maximus den grössten Göttern, wie Jupiter, Juno, Minerva, Janus, Mars, Quirinus, Ops geopfert und das Feuer des Staatsherdes von der Vesta geweihten Jungfrauen bedient. Übrigens hatte auch jede der 30 Kurien, in welche die Bürgerschaft eingeteilt war, ihren heiligen, der Vesta geweihten Herd, desgleichen jedes Privathaus. Die Familien hatten in der Regel Beziehungen zu einzelnen Göttern und verehrten diese. Die grössten Götter aber genossen allgemeinen öffentlichen Kultus, welchem eine wohlorganisierte Priesterschaft oblag. An ihrer Spitze standen die drei flamines majores: der flamen Dialis, fl. Martialis und fl. Quirinalis, und der pontifex maximus, der sich mit der Zeit zum Oberaufseher über den ganzen Kultus erhob und auch in Sachen des hl. Rechtes, bes. Familienrechts oberste Instanz war. Ein besonderes Kollegium bildeten die Augurn, welche die Auspizien anzustellen hatten. Ferner gab es priesterliche Genossenschaften oder Brüderschaften wie die Salier, Luperci, fratres Arvales, sodales Titii, deren jede an bestimmtem festlichem Anlass ihre eigenartigen Funktionen zu vollziehen hatte.

Die Ausstattung der Heiligtümer war noch äusserst einfach. Auch jetzt gab es noch keine eigentlichen Tempel und Bilder. Varro gibt an, die Römer hätten 170 Jahre lang die Götter ohne Bild verehrt, und Plutarch berichtet sogar, Numa habe ausdrücklich verboten, von ihnen Bilder in Tier- und Menschengestalt zu machen. Statt der Tempel waren einfache Räume, Kurien und Atrien, die Stätte, wo man zur Anbetung und zum Opfer zusammen-

kam. Und statt der Bilder genügten dem andächtigen Sinn Symbole wie das Feuer (der Vesta) oder die Lanze (des Mars) oder der Bogen (des Janus). Die Opfertische für Spenden waren von Holz, die im Freien stehenden Altäre von Rasen, die Opfergefässe höchst einfach. Die Menschenopfer soll Numa unterdrückt und durch symbolische Gebräuche ersetzt haben.

Allein bei aller Einfachheit des Apparats waren doch die Gebräuche, wie Numa sie hinterliess, recht mannigfaltig und seine Gesetze stellten hohe Anforderungen an die Beteiligten: das grösste Gewicht wurde auf die Reinheit gelegt, welche beim Gottesdienst bei Personen und Sachen tadellos sein musste. Damit dieselbe gesichert sei, mussten zahlreiche Waschungen, Besprengungen und sonstige Lustrationen vorgenommen und die vorgeschriebenen Riten aufs strengste eingehalten werden. Ebenso hatten sich für die Anrufungen der Götter bereits bestimmte Formeln und Litaneien gebildet, von welchen nicht abgegangen werden durfte.

Kurz, die Religion dieser frühen Zeit ist bereits eine recht ausgebildete. Ja, man kann sagen, dass sie sich von da an gleichgeblieben ist. Eine innerliche Entwicklung wenigstens hat kaum mehr stattgefunden. Es fehlen eben hier wie in Griechenland prophetische oder reformatorische Persönlichkeiten, welche die Idee der Religion reiner erfasst und so sie zu neuem Wachstum gebracht hätten. Dazu kommt, dass die Römer einen starken Zug zum gesetzlichen Formalismus hatten. So gelangten sie in der Religion schon frühe zu einem solchen. Derselbe war in seinen Grundzügen schon in der Königszeit abgeschlossen, und bis in die Kaiserzeit hinab war man bestrebt, den Kultus nach dem Gesetze des Numa zu verwalten. Wenn sich nicht bloss die gottesdienstlichen Gebräuche, sondern auch die mythischen Vorstellungen in der Folgezeit noch sehr stark bereichert haben, so rührt dies nicht vom Wachstum der eigenen, sondern von der Einmengung auswärtiger Religionen her. Ein gewisser Einfluss der Etrusker auf die römische Religion ist nicht zu bestreiten, noch viel mächtiger waren die Einwirkungen der griechischen. Weiterhin drängen sich aber auch mannigfache orientalische Kulte ein. Aber von allem dem wurde das römische Religionswesen im Grunde nicht allzu stark berührt: es pflanzte sich als staatlich unentbehrliches Institut unentwegt fort.

c) Von den Tarquiniern bis zum zweiten punischen Kriege.

Noch in die Zeit der Königsherrschaft fällt eine neue Epoche. Sie knüpft sich an das Königsgeschlecht der Tarquinier, welches selber fremden Ursprungs war und den üblichen Kultus durch neue, von auswärts entnommene Formen bereicherte. Die römische Überlieferung schreibt diesem Geschlechte etruskische Herkunft zu, und so pflegte man seine Einwirkung auf die Landes- und Kultusgebräuche wesentlich aus dieser Quelle abzuleiten. Neuerdings

wird dieser Einfluss geringer angeschlagen; ganz lässt er sich nicht leugnen. Die etruskische Religion trug einen von der römischen recht verschiedenen Charakter. Die Etrusker hatten ein entwickeltes Göttersystem[1]) und eine strenge, düstere Weltanschauung, in welche die Unterwelt mit ihren finstern Gestalten stark hereinragt. Dieser allgemeine Geist der etruskischen Götter- und Lebensanschauung ist nicht auf die Römer übergegangen. Wohl aber haben diese von der reicheren Ausstattung des etruskischen Kultus manches aufgenommen, und es ist insbesondere das Orakelwesen der Haruspices zum bleibenden Institut der Römer geworden. Die Abhängigkeit von jenen Nachbarn geht unleugbar daraus hervor, dass die in Rom angestellten Haruspices zum Teil wenigstens Etrusker waren, da man diesen genauere Sachkenntnis zutraute[2]). Doch haben diese Eingeweideschauer die römischen Augurn nicht verdrängt, sondern diese blieben auch weiterhin an Ansehen der neuen Zunft übergeordnet. Auch auf das Fulguralwesen (Deutung und Sühnung der Blitze) verstanden sich die Etrusker in besonderem Masse, und ihre entwickelte Blitzlehre[3]) erinnert so stark an die babylonische, dass man einen historischen Zusammenhang mit dieser vermuten möchte[4]).

Allein viel stärker noch als der etruskische Einfluss, den Rom unter den Tarquiniern erfuhr, war der griechische, wobei nicht

---

1) Sie kannten zwölf Götter, welche den Rat Jupiters bilden: ausserdem hat er aber noch einen intimern Kreis von Beratern, die dii superiores sive involuti, welche den Menschen unbekannt sind nach Zahl und Namen. Die erstern zwölf entsprechen wohl ziemlich den griechischen. An der Spitze steht Jupiter, besonders als Gott der Blitze, aber nicht ausschliesslich in dieser Eigenschaft. Denn er ist auch oberster Quell des Lichts, der bürgerlichen Ordnung, entsprechend dem Jupiter Lucetius und Terminus der Römer, und der oberste Gebieter. Juno wird von den Etruskern ebenfalls als Göttin der Frauen verehrt, und ist dabei Schutzgöttin der einzelnen Städte; Minerva gilt viel als Blitzesschleuderin und wird mit Flötenspiel verehrt. Auch die capitolinische Trias dieser drei als oberster Götter scheint den Etruskern bekannt gewesen zu sein. Janus hat nach Varro bei ihnen Himmel geheissen und Aufseher von allem. Wie stark der griechische Einfluss auf die Etrusker gewesen ist, zeigt ihre Verehrung der Götter Aplu, d. i. Apollo, Licht- und Heilgott; Turms, d. i. Hermes, als Handelsgott; Venus Eryeina u. a. Herakles war Nationalheros der Etrusker geworden, und an ihren Spiegeln erscheinen sehr oft als Verzierungen die Gestalten Kastur und Pultuc, d. i. Kastor und Pollux. Der Schmiedegott in diesem metall- und kunstreichen Lande heisst Sethlans, womit der ältere Name der Inseln Lemnos und Elba, *Αἰθάλη*, zu vergleichen ist. Der Todesgott heisst bei den Etruskern Charun (d. i. griech. Charon). Ausser ihm herrscht in der Unterwelt der Gott Mantus (vgl. mundus im Sinn von Heiligtum der Unterwelt, wovon später), von dem die Stadt Mantua ihren Namen hat.

2) Die Grundzüge dieser Kunst hatte den etruskischen Lucumonen der Knabe Tages mitgeteilt, ein Kind an Jahren, aber grau vor Weisheit. Er war bei Tarquinii aus dem frisch gepflügten Felde aufgetaucht und heisst Genii filius, nepos Jovis.

3) Aulus Caecina, ein Freund Ciceros, hat den Römern diese bei seinem Volk geltende Lehre durch eine lateinische Schrift näher bekannt gemacht, von der nur Fragmente vorhanden sind.

4) Siehe oben Bd. I S. 219.

zu vergessen, dass die Etrusker selbst, wie ihre Antiquitäten beweisen, zu dieser Zeit schon lange unter starkem griechischem Einflusse standen.

Dies ist zu beachten vor allem in bezug auf die ästhetische Ausbildung des Kultus. Die Tarquinier haben Götterbilder und Tempel in Rom errichtet. Ausdrücklich wird gemeldet, dass der erste Prachttempel auf dem Kapitol unter Tarquinius Priscus von einem etruskischen Baumeister sei aufgeführt worden. Ebenso beginnt jetzt der eigentliche Bilderkultus. Zwar wird schon von König Servius Tullius erzählt, er habe der Diana auf dem Aventin ein hölzernes Schnitzbild geweiht nach dem Vorbild des Artemisbildes zu Massalia, und darauf mag sich jene Rechnung des Varro beziehen, dass die Römer mehr als 170 Jahre die Götter ohne Bild verehrt hätten[1]). Allein massgebend für den ganzen römischen Gottesdienst wurde das von dem ersten Tarquinier begründete und von dem letzten vollendete glanzvolle Heiligtum auf dem Kapitol mit den Prachtbildern der drei grossen Staatsgötter, denen es geweiht war: Jupiter, Juno, Minerva. Damit verband sich grosser Aufwand beim Gottesdienst, der von der alten Einfachheit sich rasch entfernte. Dazu gehörten die ludi Romani, Spiele im Zirkus zu Ehren der Götter, verbunden mit reichlichen Opfern und Opferschmäusen sowie glänzenden Prozessionen, welche die Symbole der Götter in feierlicher pompa vom Kapitol in den Zirkus hinabführten.

Hat zu dem allem das griechische Vorbild unverkennbar stark mitgewirkt, so wird dieser Einfluss durch die Aufnahme der sibyllinischen Bücher in den römischen Kultus noch viel offenkundiger. Diese Schriften, worin die Sibylle von Cumä ihre Offenbarungen niedergelegt habe, sollen bekanntlich nach der Sage dem Tarquinius Pr. von einer geheimnisvollen Alten zu ungeheuerm Preise aufgedrungen worden sein. Jedenfalls deponierte man sie als göttliches Orakelbuch im Tempel des kapitolinischen Jupiter, wo sie fortan in wichtigen Angelegenheiten konsultiert wurden[2]). Doch scheinen sie im Unterschied von spätern Schriften dieses Namens weniger Weissagungen als Sühnvorschriften enthalten zu haben, in welchen man bei Unglücksfällen und unglücklichen Zeichen sich Rats erholte über die Art, wie das Unheil abzuwenden sei. Dies geschah dann besonders durch Stiftung neuer Kulte meist in griechischem Stil. Nach ihrem Inhalt gehörten diese Schriften zum Kreise des Apollo. Dieser Gott nahm in den griechischen Städten Italiens eine hervorragende Stellung ein und gewann eine solche bald auch in Rom.

1) Bei Augustin, Civ. Dei 4, 31, der Varros Urteil beifügt: Quod si adhuc mansisset, castius dei observarentur. Varro habe sich für diese seine Ansicht auch auf die Juden berufen.

2) Diese sibyllinischen Bücher sind beim Brande des Kapitols zu Sullas Zeit ein Raub der Flammen geworden. Später wurden in griechischen und asiatischen Städten ohne Mühe neue gesammelt. Die heute vorhandenen „sibyllinischen Bücher" sind jüdisch-christlichen Ursprungs.

Die Umwandlung des Königtums in eine Republik (510 v. Chr.) hat die Religion nicht wesentlich beeinflusst. An die einstige Befugnis des Königs, die Opfer zu leiten, erinnerte fortan noch das Amt eines rex sacrorum, das rein kultischer Natur war. In den langwierigen Kämpfen der Patrizier und Plebejer suchten die erstern namentlich auch die religiösen Ämter den letztern vorzuenthalten und vermochten sie länger zu behaupten als die politischen. Auch wurde nicht selten die Einführung eines den Patriziern missliebigen Gesetzes oder die Gültigkeit von Wahlen durch die Einsprache der Augurn vereitelt. Aber schliesslich mussten jene auch die einflussreichern religiösen Ämter mit den Plebejern teilen. Statt der duumviri sacris faciundis, welche die Stiftung neuer Kulte überwachten, wurden nun X viri, seit Sulla sogar XV viri eingesetzt.

Unterdessen ging jener Prozess des Eindringens der griechischen Religion ungestört fort und ist das Charakteristische dieser Zeit, wo das Römertum zur politischen Grossmacht heranwuchs. So wurde sehr bald (496 v. Chr.) der Dienst der Ceres, des Liber und der Libera entsprechend der griechischen Demeter, dem Dionysos und der Persephone eingeführt. Sie erhielten ihren Tempel, der von griechischen Künstlern gebaut wurde, in der Nähe des Zirkus Maximus. — Seit dem Jahr 399 v. Chr. kommen die Lectisternien auf, wobei den Göttern, für welche Polster bereit standen, Mahlzeiten vorgesetzt wurden. Ob dies eine neue griechische Sitte war, ist freilich zweifelhaft; doch wurden diese Opferakte meist auf Mahnung der sibyllinischen Bücher hin veranstaltet. Erinnert sei auch an die nach der Schlacht am Trasimenischen See (217 v. Chr.) erfolgte Stiftung eines Heiligtums der Venus Erycina, d. h. der (phönizisch?-)griechischen Aphrodite in Rom. Im Jahre 205 v. Chr. wurde sogar die „grosse Mutter“ aus Pessinus feierlich eingeführt, die erste asiatische Göttin. — Die Götter Roms verschmolzen in dieser Periode vollständig mit den griechischen, desgleichen die Sagenkreise. Im allgemeinen war aber der religiöse Sinn noch ein ernster, und die hohe Autorität, welche man den Göttern beilegte, diente nicht wenig dazu, die Ehrfurcht vor dem Vaterlande zu vermehren, dessen Ehre mit der ihrigen identisch war.

d) Vom zweiten punischen Kriege bis zum Ende der Republik.

In dieser Periode, wo die römische Grossmacht rasch zum Weltreiche heranwuchs, erweiterte sich der Horizont des Volkes ausserordentlich. Die geheimnisvollen Länder des Ostens erschlossen sich dem Handel und Verkehr; Krieg und Friede brachten eine Menge morgenländische Sklaven und Händler nach Rom. Bei der wohlwollenden Haltung, die der Römer grundsätzlich den Göttern fremder Nationen gegenüber einnahm, konnte es nicht fehlen, dass nun eine orientalische Religion nach der andern in der Welt-

stadt einwanderte, und diese fremden Kulte sagten dem religiösen Gefühl und Aberglauben namentlich der Frauen mehr zu, als die abgemessenen starren Formen des überlieferten Gottesdienstes. Dieser wurde freilich auch weiterhin nach den staatlich sanktionierten Vorschriften abgehalten; allein auch den Gebildeten und Aufgeklärten genügte er nicht mehr; diese wussten sich in innerem Widerspruch damit, seit die griechische Philosophie ihre Gedanken beherrschte.

Schon im Jahre 161 v. Chr. waren die griechischen Rhetoren und Philosophen den römischen Staatsmännern so lästig und verdächtig geworden, dass sie dieselben aus Rom auswiesen. Nicht lang nachher machten diese einen kecken Vorstoss, indem (155 v. Chr.) Athen drei redegewandte, berühmte Philosophen dorthin schickte, um eine verwerfliche Sache durch ihre dialektischen Künste zu rechtfertigen. Seitdem drang griechische Denkweise immer unaufhaltsamer ein; manche junge Römer studierten in Athen oder auf Rhodus. Die jetzt gangbare Philosophie war nicht mehr die klassische eines Plato oder Aristoteles. Man kam mit den Epigonen in Berührung: mit Epikuräismus, Stoizismus und der skeptischen „jüngern Akademie". Epikur Lehre fand in Rom mehr nur bei den Lebemännern Eingang. Für die Religion war sie ebenso grundstürzend wie der Skeptizismus. Stark verbreitet war bald unter den prosaischen Römern der Euemerismus, nachdem Ennius die Schrift des Euemerus übersetzt hatte[1]). Am meisten sprach bald die ernsten Römer der Stoizismus an, der ihnen Gelegenheit gab, ihre Willenskraft zu erproben und ihren Tugendstolz zu pflegen, zugleich aber mit der Staatsreligion ein friedliches Verhältnis eingehen konnte, wobei diese freilich sich eine weitgehende Kritik gefallen lassen musste. Der Stoa huldigte man in dem griechisch-philosophischen Kreise, den der jüngere Scipio (Ämilianus), der Zerstörer Karthagos, um sich hatte. Ferner gehörten ihr die Männer an, welche sich um die Religionsaltertümer am meisten verdient machten: Älius Stilo, Quintus Scävola, Terentius Varro[2]).

Der hochangesehene und diensteifrige Pontifex Q. Scävola unterschied dreierlei Arten, die Götter sich vorzustellen[3]): 1. die Art, wie die Dichter sie darstellen, welche nichtiges und anstössiges von ihnen erzählen, was nicht zu glauben ist; dahin gehören alle Skandala der griechisch-römischen Mythologie; 2. die Art, wie die Philosophen die Götter fassen, welche zwar der Wahrheit gemäss, aber dem Volke zu vernehmen nicht zuträglich sei (Euemeristischer Ursprung der vielen Götter, Geistigkeit des wahren Gottes);

1) Man machte aus Faunus, Saturn, Janus u. a. alte Könige, die in Latium geherrscht hätten und erfand Geschichten, die zwischen ihnen spielten. Cato glaubt allen Ernstes, Acca Larentia, die Gottheit der fruchtbaren Erde, sei eine Courtisane gewesen, welche grosses Vermögen erwarb und es dem römischen Volk vermachte. Er zählt ihre Besitzungen auf.

2) Siehe oben S. 263 f.

3) Augustin, De civ. dei 4, 27.

3. die von den Fürsten und Staatsmännern dargebotene Auffassung des offiziellen Kultus, welche die dem Volke angemessene ist. — So unterscheidet nun auch Varro[1]) in der Religion drei genera: 1. das genus mythicon oder fabulosum, das sich bei den Dichtern findet; 2. das genus physicon der Philosophen; 3. das genus civile, welches beim Volke in Ansehen steht. Zur ersten Gattung gehören alle die ungereimten Fabeln, worin den Göttern ein niedriger Ursprung und alle möglichen Schlechtigkeiten, wie man sie nur bei den verachtungswürdigsten Menschen findet, zugeschrieben werden. In die zweite rechnet er, was Philosophen wie Pythagoras, Heraklit u. a., nicht ohne sich zu widersprechen, über Natur und Wesen der Götter behauptet haben. Das gehört nicht vor die Ohren des Volkes, sondern ins stille Studierzimmer. Die dritte Vorstellungsweise ist die, welche den Bürgern, insbesondere den Priestern ziemt, welche die Opfer und die hl. Handlungen zu vollziehen haben. — Mit Recht hebt Augustin hervor, dass diese positive Religion, deren Ausübung Varro für unerlässlich hält, nach dessen Zugeständnis ein Machwerk der Politiker[2]) sei, das man in manchem Stück besser wünschen möchte[3]); und dass die Pflege dieser Anschauungen nach Varros eigener Ansicht nur mit Verzicht auf die Wahrhaftigkeit möglich sei. Auch tadelt er nicht ohne Grund, dass jene nach Varro fürs Theater bestimmten und dort nicht anstössigen Fabeleien der Dichter das Ohr der Bürger weniger verletzen sollen, als die philosophische Betrachtungsweise, die nach demselben Gewährsmann doch eine ernsthafte sei und zur Wahrheit führe. Varro hat bei dieser Philosophie besonders an die Stoa gedacht, deren Pantheismus am ehesten die auf Beseeltheit der ganzen Natur beruhende griechisch-römische Mythologie erklären und sich ihr anpassen konnte.

Diese Zersetzung der Religion, welche bei ihren besten Freunden hervortritt, lässt den ganzen inneren Zerfall erkennen, der eingetreten war. Von jener Unterscheidung einer notwendigen positiven und einer wahren philosophischen Religion zum völligen Skeptizismus in religiösen Dingen war der Weg nicht weit. Dieser war denn auch unter den von griechischer Literatur und griechischem Theater beherrschten Gebildeten äusserst verbreitet. Man denke an Cicero, der selber Augur war und die Fortführung der Auspizien aus Rücksicht auf das Volk und die Dienste, die sie dem Staate leisten könnten, für unentbehrlich erklärt[4]), aber in seiner Schrift „de divinatione“ ihnen alle zugrunde liegende Wahrheit ab-

1) Augustin, De civ. 6, 5.

2) Der Staat ist nach Varro älter als die Götter des Staats, wie der Maler älter als das Gemälde!

3) Würde man, meint Varro, die Götter neu zu machen haben, so würde man sie als Teile der Weltseele zweckentsprechender benennen, die irreführenden Götterbilder meiden, das verkehrte Opferwesen beseitigen. Jetzt müsse man darnach trachten, dass der Bürger sie ehre, wie sie seien!

4) Cicero, De divin. 2, 33.

spricht und dessen Erörterungen über das Wesen der Götter (de natura deorum) ins ungewisse verlaufen. Zwar nimmt Cicero die Existenz einer Gottheit als durch die Übereinstimmung der Völker erwiesen an und setzt sie überall voraus; auch liebt er es, die platonischen Ideen von der Unsterblichkeit der Seele vorzutragen. Allein mit Recht hat man hervorgehoben[1]), dass in seiner ausgedehnten Korrespondenz, wo man bei manchem Anlass ein Hervortreten seiner religiösen Überzeugungen und Empfindungen erwartete, er davon ganz schweigt. Dass er gerade in seinen Briefen, wo er sich gibt wie er ist, kein Bedürfnis hat, davon zu reden, zeigt, wie wenig sein persönliches Leben davon durchdrungen war. Ähnlich wird es bei der Grosszahl der damaligen Gebildeten gewesen sein, wenn sie auch mit Titus Livius (1, 19) der Ansicht waren, „um die ungebildete Menge im Zaum zu halten, gebe es nichts wirksameres als die Furcht vor den Göttern“ Die Augurn konnten sich bei ihren Manipulationen nicht mehr begegnen, ohne sich anzulachen. Cäsar leugnete im Senat die Unsterblichkeit der Menschen, ohne Ärgernis zu geben (ultra nec curae neque gaudio locum esse)[2]). Plinius d. Ä. gesteht offen seinen radikalen Unglauben ein[3]).

Trotzdem war im Volke noch ein Rest von Glauben und Frömmigkeit vorhanden. Davon ist schon die Rücksicht ein Beweis, welche die Aufgeklärten auf den Volksglauben noch meinten nehmen zu müssen. Das Volk glaubte noch an die Vorzeichen. Auch fehlte es nicht an Regungen der alten Ehrfurcht für die angestammten Götter; namentlich im Gegensatz zu den leichtfertigen, ausschweifenden Kultusweisen, die aus der Fremde eindrangen und sich in Land und Stadt einzunisten suchten. Ein Beispiel dieser Art ist die strenge Unterdrückung der heillosen Bacchanalien im Jahre 186 v. Chr.[4]). Ein junger Römer P. Äbutius hatte eine Liebschaft mit einem freigelassenen Mädchen Hispala Fecenia. Sein Stiefvater und seine eigene Mutter wollten ihn aus dem Wege räumen, und zu diesem Zwecke sollte er sich in jene Mysterien einweihen lassen. Allein seine Geliebte, die früher als Sklavin ihre Herrin dorthin hatte begleiten müssen, machte ihm eine grauenvolle Beschreibung von den Unsittlichkeiten, zu welchen man dort genötigt werde, und beschwor ihn, sich zu widersetzen. Der Jüngling machte, von einer Verwandten beraten, den Konsuln Anzeige. Diese versicherten sich des Mädchens, das nachher für seine Treue glänzend belohnt wurde, und hoben eine strenge Untersuchung an. Der Senat hatte im grössten Schrecken das Volk versammelt. Nach dem gewöhnlichen Gebet begann der Konsul: „Quiriten, bei keiner unserer Versammlungen ist dieses gewöhnliche Gebet nicht bloss schicklicher angebracht gewesen, sondern

1) Boissier I, 66 f.
2) Sallust, Bell. Catilin. c. 51. 52.
3) Plinius, Hist. nat. 2, 7.
4) Livius 39, 8—17.

auch notwendiger, damit es euch erinnere, das seien die wahren Götter, welche eure Vorfahren zu verehren und anzubeten geboten haben, nicht aber jene, die wie mit Stacheln der Wut die Gemüter der von fremden Religionsgebräuchen Geblendeten zu allem denkbaren Frevel und aller Ruchlosigkeit antreiben." — Die Untersuchung ergab folgendes: Ein griechischer Winkelpriester hatte den Geheimdienst des Bacchus nach Italien gebracht und an der Mündung des Tibers war eine Weihestätte entstanden. Zuerst wurden nur Frauen zugelassen; eine Priesterin aus Campanien änderte aber die Gebräuche unter dem Vorwand göttlicher Eingebung. Seitdem kamen auch Männer dahin, und die schändlichsten Ausschweifungen wurden verübt. Auch Mordtaten kamen vor, und die Eingeweihten verbanden sich förmlich zur Ausübung von Laster und Verbrechen. Da über 7000 Männer und Frauen in die Untersuchung verwickelt waren, erschien die Sache auch für das Ansehen des staatlichen Rechtes sehr gefährlich. Die grössere Hälfte der Angeklagten, welcher eine tätige Beteiligung an dem Unfug nachgewiesen werden konnte, wurde hingerichtet, die blossen Mitwisser ins Gefängnis gesteckt. Die Bacchanalien wurden in Italien, und speziell in Rom streng verboten.

Im Jahre 181 v. Chr. erwehrte man sich einer Mystification, welche von wohlgebildeter Seite beabsichtigt war. Es wurden nämlich zwei Särge ausgegraben, in welchen laut lateinischer und griechischer (!) Inschrift die Gebeine des Numa Pompilius und seine Schriften sich befinden sollten. Der eine war leer, der andere enthielt zwei Fascikeln von je sieben Bücherrollen, deren erstes in lateinischer Sprache die Ordnungen der pontifices enthielt, das andere, griechisch abgefasste, philosophische Erklärungen. Die Tendenz, die alten Satzungen im Sinn der neuen Philosophie umzudeuten, war offenkundig. Aber ausser von einigen Freunden des Finders wurden diese Schriften nur vom Prätor gelesen, der sie mit Beschlag belegte und vor dem Senate eidlich bezeugte, dass diese Bücher nicht gelesen und aufbewahrt werden dürften. Dies genügte zu dem Beschluss, sie öffentlich zu verbrennen, was auch geschah[1]). Dass damit dem Eindringen der philosophischen Umdeutung der Religion nicht auf lange gewehrt werden konnte, haben wir bereits gesehen.

Ein bedenkliches Ärgernis, welches die Lockerung der Sitten und die Untergrabung der Frömmigkeit in erschreckender Weise bekundet, wurde im Jahre 114 v. Chr. gegeben. Drei Vestalinnen, die als solche die reinsten unter den reinen sein sollten, unterhielten Liebesverhältnisse mit jungen Herren, welche gleichfalls den ersten Familien Roms angehörten Aber auch hier zeigt sich doch noch der Rechtssinn des Volkes. Denn als das Pontifikalkollegium, vor welchem die Sache anhängig war, sie zu vertuschen suchte, bestand das Volk darauf, dass ein ausserordentlicher

1) Livius 40, 29.

Gerichtshof eingesetzt wurde, und dieser verurteilte die sämtlichen Beteiligten zum Tode.

Je mehr der einheimische Götterglaube durch die Skepsis der höhern Stände und die Gleichgiltigkeit der niedrigen seines Zaubers entkleidet wurde, desto begieriger hing sich der nichtsdestoweniger vorhandene Aberglaube an die geheimnisvollen fremden Kulte, welche durch sinnliches Gepränge zu imponieren wussten. Zur Göttermutter von Pessinus, deren Eunuchen in Schwärmen bettelnd Rom durchzogen, und der zu Ehren sogar ein Marius nach Pessinus eine Wallfahrt machte, kam noch vor dem Untergang der Republik die kappadokische Ma, von den Römern Bellona genannt, deren wilde Priester ihr eigenes Blut fliessen liessen; dann die ägyptische Isis mit ihren Mysterien. Ausserdem liess sich das Volk von chaldäischen Astrologen und allerlei Wundertätern irreführen, so dass schon im Jahre 139 ein Prätor sich veranlasst sah, sämtliche „Chaldäer" binnen zehn Tagen aus Rom und Italien auszuweisen. Das gleiche Schicksal traf die Juden, welche für die Sabbatfeier manche Proselyten gemacht hatten.

e) Unter dem Kaisertum[1]).

Mit der Gründung des Kaisertums nahm die römische Religion unerwarteter Weise noch einmal einen Aufschwung. Octavian-Augustus, welchem der Sieg im Ringen um die Alleinherrschaft schliesslich zufiel, hatte hohe Achtung vor dem alten Römertum. Sein Bestreben ging dahin, die alten Tugenden, Einfachheit, Sittenreinheit und Gottesfurcht wieder zu wecken und in den Dienst des weltbeherrschenden Staatswesens zu stellen. Nicht am wenigsten strebte er eine Neubelebung der Religion an: die zerfallenden Tempel baute er stattlich wieder auf, die religiösen Zeremonien, welche ihm seine Ämter auflegten, verrichtete er mit angelegentlicher Sorgfalt. Die alten Bräuche brachte er wieder zu Ehren und errichtete neue Kulte. Dabei wurde er von den grossen Schriftstellern dieses goldenen Zeitalters unterstützt. Virgil dichtete im Einverständnis mit ihm die Äneide, welche die Überführung der trojanischen Penaten nach Latium besingt und deren Held vor allem ein Vorbild pietätvoller Gesinnung gegen die Götter ist. Titus Livius schrieb die Geschichte des alten Roms, um wo möglich das neue durch die Erinnerung an seine Vorfahren zu verjüngen. Selbst der leichtlebige Horaz bekehrte sich zu ernsterem Sinn und sah sich bewogen, die vom Cäsar angestrebte Rückkehr zur guten Lebensart der Väter durch seine Muse zu empfehlen[2]); ja, er ermuntert diesen in seinen Oden, nicht länger

1) Vgl noch O. Seeck, Gesch. des Untergangs der antiken Welt, Berlin 1895.

2) Ganz im Dienste dieser vom Kaiser begünstigten Religion erscheint Horaz als Dichter des Carmen seculare für die Säkularfeier vom Jahr 17 v. Chr.

mit der Erlassung strenger Gesetze gegen die Sittenlosigkeit zu zögern. Sogar der frivole, liebeslüsterne Ovid schlug in seinen Fasti, wo er die wichtigen Tage des römischen Kalenders nach ihrer mythologischen und patriotischen Bedeutung erläutert, einen ernsteren Ton an und wies das Volk auf seine Heiligtümer hin.

Freilich war es bei Augustus selbst nicht ein erweckter, frommer Sinn, der ihn in der Neubelebung der alten Frömmigkeit das Heil seines Reiches erwarten liess; vielmehr trieb ihn dazu das instinktive Gefühl, dass die Wurzeln der Kraft desselben in der alten Römertugend lagen, welche ohne fromme Scheu und Übung nicht denkbar war. Auch hat er, der erste Imperator, dem patriotischen Ideal eine neue Fassung gegeben. Nicht mehr Roms Freiheit, sondern sein Ruhm war jetzt das Ziel aller tugendhaften Anstrengung, und in diesem Sinn begann man auf Antrieb der Griechen eine Dea Roma zu verehren. Und in seiner eigenen Hand fasste der Cäsar alle Fäden zusammen, womit die Priesterschaft und durch sie die Andächtigen geleitet werden konnten. Schon ehe er pontifex maximus geworden, was verhältnismässig spät geschah (12 v. Chr.), gewährten ihm seine übrigen Ämter bei seiner politischen Machtstellung Raum genug, um den gesamten Kultus zu beherrschen. Und es war nur die reife Frucht der ganzen Sinnesart der Zeit[1]), dass der lenkende Genius des Kaisers selber der Apotheose anheimfiel. Zwar hat sich Augustus dagegen eher abwehrend verhalten. Namentlich sträubte er sich dagegen, in Rom göttliche Ehre entgegenzunehmen. Aber er liess es sich gefallen, dass ihm in Gesellschaft der Dea Roma zuerst in den östlichen Provinzen, wo, wie wir sahen, seit Alexander die Vergötterung der Herrscher häufig war, Tempel gebaut wurden, und konnte nicht hindern, dass dieser Brauch auch in Italien eindrang. In der Stadt Rom, wo er sich ähnlichen Versuchen hartnäckig widersetzte, liess er doch gegen Ende seiner Regierung die Verehrung der Lares Augusti, d. h. seines unsterblichen, göttlichen Genius, einführen, wurde also schon bei Lebzeiten göttlich verehrt, wenn auch nicht in so unmittelbar persönlicher Weise wie gewisse spätere Nachfolger.

Nach seinem Tode wurde Augustus vom Senat in aller Form als divus erklärt, und man stiftete ihm zwei Tempel, deren einer auf dem Forum stand, während der andere, für die kaiserliche Familie bestimmt, im Palatium sich befand, wo seine Witwe Livia, jetzt Julia Augusta genannt, dem divus Augustus als Priesterin diente. Auch die unbedeutenden und unwürdigen Nachfolger wurden ähnlich geehrt und namentlich nach dem Tode als divi mit Tempeln bedacht. Und wie es mit den Juliern bis auf den mehr als ungöttlichen Nero gehalten wurde, so nachher mit den

1) Pompejus hatte sich von seiner Flotte als Sohn des Neptun huldigen lassen. Antonius war als Bacchus nach Ägypten gezogen. Cäsar aber war schon bei Lebzeiten als Halbgott verehrt. Nach seinem Tod wurde ihm auf dem Forum als einem Gott, Divus Julius, ein Altar errichtet.

Flaviern und den späteren Kaisern, wenn sie auch nicht mehr wie die Julier der Abstammung von dem göttlichen Äneas sich rühmen konnten. Noch Constantin wurde, immerhin mit Vorbehalt der Ehre Gottes, nach seinem Tode konsekriert und divus genannt. Die Statuen der Kaiser wurden bald unter denen der Götter aufgestellt und ihnen auch geopfert. Diocletian liess sich endlich persönlich adoratio (προσκύνησις) verrichten.

Der Charakter der Religion in der Kaiserzeit wird neben dieser Konzentration der Staatsreligion um die Person des Cäsaren namentlich durch die reichliche Pflege fremder, orientalischer Gottheiten bestimmt. Die steife Form und kühle Stimmung des römischen Staatskultus, aus welchem jeder Enthusiasmus verbannt war, konnte manchen Gemütern nicht genügen. Solche wandten sich mit Vorliebe den geheimnisvollen, zum Teil enthusiastischen fremden Gottesdiensten zu, die besonders in den Frauen eifrige Gönnerinnen fanden. Den Göttern Roms glaubte man damit nicht untreu zu werden. Die Römer hatten ja von jeher die Götter anderer Länder geehrt und die Bilder von solchen unterworfener Völker nach Rom gebracht, womit man den Ruhm des Jupiter Capitolinus nur zu vermehren glaubte. Abgesehen von groben Unsittlichkeiten, welche den Unwillen aller Bessergesinnten gelegentlich erregten (wie bei den oben erwähnten Bacchanalien), haben wohl die philosophisch Gebildeten die fremden Religionen mit gesteigerter Geringschätzung als ein Spiel von Betrügern mit dem albernen Aberglauben angesehen; aber man war ihnen von Staatswegen nicht eben feindlich. So wurde denn die Weltstadt der Sammelort für Kulte aus aller Herren Ländern.

Vor allem wurde man den Dienst der „grossen Mutter“ aus Phrygien, Kybele, der Göttin, die man aus Pessinus geholt hatte, nicht mehr los. Ihre verschnittenen Priester zogen auch in Rom weibisch gekleidet mit ihrem Esel umher, führten ihre Tänze auf, wobei sie sich blutig verwundeten, und taten sich mit dem zusammengebettelten Gelde gütlich [1]). Würdiger und feierlicher war der Isiskultus, welcher weit mehr zu Ehren kam und durch die römischen Legionen sich bis nach Germanien, den Niederlanden und der Schweiz ausdehnte. Domitian erbaute statt der bisherigen Kapellen ein stattliches Isisheiligtum und ein Serapeion. Die Isispriester drängten sich auch in die Familien der höhern Stände und legten für Verschuldungen Büssungen auf. Eine karnevalartige [2]) Isisprozession, die er nach Korinth verlegt, schildert Appulejus im letzten Buch der Metamorphosen. Ferner war der Mithrakultus im ganzen Römerreich ausserordentlich verbreitet, wie schon

1) Beschrieben hat ihre Aufzüge in der Mitte des 2. Jahrhunderts Appulejus, Metamorph. 8, 27.

2) Das Wort Carneval scheint von carrus navalis zu kommen, dem Schiffwagen, auf welchem das Isisbild gefahren wurde. Auch der Carneval selbst dürfte mit jenem Frühlingsfest zusammenhangen. Anders Hugo Winkler, Die babylonische Kultur S. 39.

oben S. 180 ff. bemerkt wurde. Es war der mit der Sonne identifizierte Mithra, den man in Grotten verehrte[1]). Dass dieser Kultus mit strengen Mysterien verbunden war, wurde ebenfalls schon früher bemerkt. Die Qualen, welche man bei den Weihen auszustehen hatte, finden sich auf Reliefs abgebildet, die man in Süddeutschland und Tyrol aufgefunden hat. Nach diesen Abbildungen zu schliessen, sind diese Peinigungen keineswegs etwa bloss symbolisch vollzogen worden, mag man auch bei manchen Adepten Rücksicht haben walten lassen.

Auch der phrygische Kult hatte seine Mysterien. Als das vorzüglichste Sühnmittel desselben galten in der Kaiserzeit die Taurobolien, wobei der Adept in einer Höhlung des Bodens unter durchlöcherten Brettern stand. Durch diese hindurch wurde er mit dem Blut des geschlachteten Stiers über und über begossen, und so von seiner Schuld und Fehle auf ewig gereinigt. — Aber auch der Isiskultus verdankte seine Beliebtheit namentlich seinen Mysterien, und diese hinwieder waren, wie schon die zu Eleusis, namentlich begehrt wegen ihres über den Tod hinaus sich erstreckenden schirmenden Einflusses. Man versprach sich von ihnen nicht nur langes, glückliches Leben, sondern auch seliges Fortleben in den elysischen Gefilden[2]).

Die Auffassung des Lebens und der Religion ist im dritten Jahrhundert nach Christo eher ernster geworden als im ersten. Aber eine Flut von Aberglauben hat sich über Hohe und Niedrige ergossen. Horoskope[3]) werden gestellt und machen den Herrschern auf dem Thron viele Not; durch Beschwörungen aller Art, womit in der Regel freche Gaukler Betrug spielen, hofft man die Geister und Dämonen in seinen Dienst zu bekommen. Zweifelhafte Heilige, welche Wunder tun, reisen überall umher. Die neuplatonische Philosophie erfreut sich vieler Gunst: sie weiss allen Religionen Wahrheit abzugewinnen und auch den Aberglauben in ein vorteilhaftes Licht zu rücken.

---

1) Abbildungen (siehe solche in Roschers Lex. S. 3051—3054) stellen Mithra dar als Jüngling in phrygischer Tracht, auf einem Stier knieend, dem er einen Dolch in den Hals stösst. Aus dem Schwanze des Stiers spriessen Ähren. Ein Hund springt an den Stier heran, eine Schlange leckt sein Blut, ein Skorpion nagt an seinen Hoden. Zu jeder Seite steht ein Fackelträger, einer mit gehobener, der andere mit gesenkter Fackel. (Jak. Burckhardt, S. 200). Der siegreiche Jüngling ist zweifellos die Sonne, welche die fruchtbare Erde mit ihrem Strahl durchbohrt. Hund (Sirius) und Skorpion deuten auf Sternbilder, die beiden Fackeln auf Zunehmen und Abnehmen des Sonnenlichts in den beiden Jahreshälften.

2) Appulejus lässt die „Königin Isis“ zu dem Adepten sprechen: „Du wirst glücklich leben, glorreich durch meinen Schutz; und wenn du einst deine Zeit durchlaufen hast und in die Unterwelt gehst, so wirst du auch dort mich finden, wie du mich hier siehst, leuchtend über dem Dunkel des Acheron, herrschend über die stygischen Tiefen, und als Bewohner der elysischen Gefilde wirst du zu meiner Gnade beten ohne Unterlass.

3) Alexander Severus ordnete an, dass die Astrologen und Haruspices vom Staate Besoldungen bezogen und Vorträge zu halten hatten.

Nur Einer Religion kam die römische Duldsamkeit nicht zu gut, dem Christentum. Schon das Judentum war bekanntlich von den Römern sehr ungern gesehen, obwohl man sich auch seinem Einfluss nicht zu entziehen vermochte und manche Römerinnen und Römer den Sabbat feierten, der auf sie einen tiefen Eindruck machte. Der Grund der Feindschaft gegen die mosaische Religion und Nation lag darin, dass diese die Götter Roms verwarf und ihren Dienst verurteilte, während die Mithra- und Isisanbeter ihnen ebenfalls Verehrung zollten. Die verschiedenen heidnischen Religionen konnten sich recht gut vertragen und haben sich in manche Tempel und sogar in manche Inschrift geteilt. Der jüdische Purismus in Sachen des Kultus musste notwendig abstossen und zu Konflikten führen. Noch viel mehr aber musste das mit grossem Erfolg missionierende Christentum, das mit vollem Bewusstsein den Kampf gegen alle Mächte des Heidentums aufnahm, dessen Zorn auf sich laden. Wohl hätte man auch ihm Duldung gewährt, aber um einen Preis, den es nicht annehmen konnte. Ein Alexander Severus hat in seiner Hauskapelle die Bilder Abrahams und Christi mit denen eines Orpheus (als Stifters der Mysterien) und Apollonius von Tyana zusammengestellt. Allein diese Huldigung, die seinen Herrn in eine Linie mit andern und seine Lehre in die gleiche Kategorie mit denen des Heidentums stellte, konnte und durfte es nicht annehmen, ohne sein Kleinod zu verlieren. Die Christen beharrten auf ihrem Gegensatz und weigerten sich, vor den Statuen der Kaiser zu opfern. Diese ihre innere Gegnerschaft gegen alles Heidnische war der tiefste Grund ihrer Verfolgung und der Strenge, mit welcher man das Verbot der unerlaubten Genossenschaften auf sie anwandte, während man sonst zu seiner mannigfachen Übertretung ein Auge zudrückte. Es musste zum Entscheidungskampfe kommen. Es war freilich ein Kampf der kleinen, leidenswilligen Herde gegen die allmächtigen Wölfe. Dass er mit einem Siege der einmal ums andere gewalttätig Unterdrückten endigte, erklärt sich nur aus der göttlichen, weltüberwindenden Kraft, welche die Jünger des Auferstandenen an ihrem Glauben hatten.

2. Die Götter und Genien der Römer[1]).

Wie die Römer, gleich den übrigen Indogermanen, die Gottheit vor allem mit himmlischen Lichtphänomenen in Verbindung brachten, zeigt schon der Umstand, dass das Appellativ deus divus u. s. f. auf die Wurzel des Leuchtens zurückgeht. Dasselbe ist der Fall mit den Namen der vornehmsten Götter wie Jupiter, Diespiter, Juno, Diana, Janus (?) u. a. Vgl. auch Mater Matuta (Morgenhelle). Diese Götter haben sich zwar von der Naturerscheinung abgelöst, mit welcher sie ursprünglich zusammengeschaut wurden; höchstens lose hangen sie noch damit zusammen.

1) Vgl. besonders L. Preller, Römische Mythologie und in Roscher Lexikon die einzelnen Artt.

Aber sie sind bei weitem nicht so stark in den anthropomorphischen Prozess eingegangen wie die hellenischen; sie haben sich weniger personifiziert und individualisiert, sind allgemeiner und abstrakter geblieben, und waren daher als über der menschlichen Sphäre erhabenere Wesen auch in ihrer ethischen Würde leichter festzuhalten, bzw. einer höheren ethischen Deutung fähiger als die griechischen. Zugleich war der religiöse Sinn so rege, dass unbeschadet der herrschenden Göttergestalten das Göttliche sich ins unendliche zersplitterte, keinem bedeutsamen Ort, keiner Handlung, keiner Phase des Lebens ein besonderes göttliches Numen versagt blieb.

Wir werfen zunächst einen Blick auf die herrschenden Weltgottheiten.

Jupiter[1]) nimmt die alles beherrschende Stellung ein wie Zeus bei den Griechen; mit diesem ist er auch dem Namen nach identisch wie mit dem indischen Djaus[2]). Es ist also der uns in den verschiedensten Religionen als höchstes Wesen entgegentretende Himmelsgott, Gott des lichten Himmels. Deshalb führt er im alten Salierlied den Namen Lucetius, d. h. der Leuchtende. Noch mehr als beim griechischen Zeus verwendet der Sprachgebrauch den Namen des Gottes geradezu für den Himmel[3]). Die Verehrung Jupiters findet sich bei allen italischen Stämmen. Bei den Etruskern entspricht Tinia oder Tina, der Gott des Blitzes, bald als bärtiger Mann mit Szepter und Blitz, bald als Jüngling mit Epheu- oder Lorbeerkranz abgebildet. Bei den einzelnen Stämmen und in den einzelnen Kulten wird der Gott nach verschiedenen Seiten seines Wesens und Äusserungen seines Waltens ins Auge gefasst und dementsprechend auch mit verschiedenen Beinamen benannt. Allein es ist leicht einzusehen, dass sein Wesen von Natur ein allgemeineres war. Er ist die umfassendste und erhabenste Auffassung der Gottheit, deren dieses Volk je und je fähig war. So findet sich denn auch bei ihm, wie bei Zeus, die ethische Seite von Anfang bis zu Ende.

Als Donnergott heisst er Jupiter tonans, als Blitzesender führt er die Beinamen: Fulguralis, Fulgurator, Fulmen, Fulminans, Fulminator[4]); als Regenspender: Pluvius, Pluvialis,

1) Neben dieser Schreibung findet sich bis zur Kaiserzeit ebenso häufig die mit zwei p, welche letztere von da an vorherrscht. Das zweite p ist jedoch etymologisch nicht begründet.

2) Jupiter zusammengesetzt aus Ju = Diu und pater, identisch mit dem ebenfalls bezeugten Diespiter. Die Wurzel ist di, div, leuchten, glänzen. Für den Gott kommen auch die Namen Diovis und Jovis als Nominative vor. So erklärt sich auch der Name Dius (Fidius). — Neben Diovis erscheint zuweilen ein Vejovis, d. h. wohl ein schädlicher oder böser Jupiter; er ist altitalisch, sabinisch und latinisch. In Rom wurde Vejovis mit Pfeilen in der Hand (Sonnenstrahlen?) nach dem Vorbild des Apollo abgebildet und verehrt. Sein Symbol ist die Ziege.

3) Horaz sagt: sub Jove frigido. Man bezeichnet die Witterung mit Jupiter serenus, siccus, uvidus, madidus, malus, vernus, hibernus. Vgl. auch: sub divo, unter freiem Himmel.

4) Im Campus Martius befand sich ein Heiligtum des Jupite Fulgur, wo er also geradezu mit dem Blitz identifiziert ist.

Imbricitor. Auf dem Aventin stand ein Altar des Jupiter Elicius, welcher Name wohl darauf deutet, dass man dem Gott durch eine Wasserspende Regen entlockte. Dass Jupiter, der Spender von Sonnenschein und Regen, als der Geber aller guten Gaben, vorab der Fruchtbarkeit des Feldes, angesehen wird, kann nicht befremden. Er wurde von altersher bei der Weinlese verehrt. Als den in üppiger Freigebigkeit seine Spenden austeilenden Himmelsvater ehrt man ihn durch den Namen Liber, welcher Name auch dem aus der griechischen Welt herübergenommenen Dionysos zu teil wurde. Privatkulte galten dem Jupiter Dapalis (von daps) als dem Gott der Bestellung von Saat und Feld. Als Jup. Terminus behütet er die Grenzen des Ackers vor Verletzung. Den Beinamen Ruminus führt er als der, welcher auch dem Viehstand Fruchtbarkeit schenkt und es vor Schaden bewahrt. Und da seine belebenden Spenden auch dem Walde zugute kommen, heisst er auch Silvanus.

In ethischer Hinsicht ist Jupiter vor allem der väterliche Versorger der Menschen und Helfer in der Not nach seiner Gütigkeit. Die lichte Reinheit und Heiligkeit des höchsten Gottes scheinen besonders die Sabiner beachtet zu haben; wenigstens tritt diese Rücksicht in erstaunlichem Masse bei den vom flamen dialis (Jupiterpriester) zu beobachtenden Satzungen hervor, welche auf Numa zurückgehen sollen. Mit der hier verlangten physischen Reinheit hängt die ethische zusammen, welche stets von Jupiter gefordert wird. Wie er die Grenzen schützt gegen Verrückung (Terminus), so beaufsichtigt er ganz besonders das Halten der Treue (fides) bei gegebenen Zusagen, Eidschwüren usw. Die Fides wird auch selbständig personifiziert und verehrt. Gewöhnlich aber ist Jupiter (vgl. Dius Fidius) ihr Vertreter und Rächer.

Da das Leben der Römer im Staatswesen seinen Mittelpunkt und Schwerpunkt hatte, so musste auch der Hauptgott hier seine besondere Geltung und Machtsphäre haben. In der Tat war Jupiter hauptsächlich der Staatsgott, die Hypostasierung der idealen Staatshoheit und -gewalt. Als Gott des Donnerkeils und Blitzes war er von vornherein geeignet zum Kriegsgott. Schon von Romulus hergeleitet wird der Dienst des Jupiter Feretrius[1]). Nur Feldherrn, welche dem feindlichen Befehlshaber selber die Rüstung ausgezogen hatten, durften diese „spolia opima“ dem Jupiter Feretrius auf dem Kapitol darbringen. Namentlich aber war Jupiter der Gott der politischen Bundesgenossenschaften der Italiker So war Jupiter Latialis oder Latiaris das göttliche Haupt und der Beschützer des latinischen Bundes; ihm zu Ehren wurden die berühmten latinischen Ferien (feriae) alljährlich auf dem Mons Albanus und in seiner Umgebung gefeiert. Auf dem Berge stand der heil. Hain und schon seit der Tarquinier-

1) Der Name Feretrius gewöhnlich abgeleitet von feretrum (Tragbahre) käme nach Andern von ferire.

zeit auch ein Tempel des Gottes. Die Römer spielten dabei die Hauptrolle. Und wie die latinischen Städte ihren Bund diesem latiarischen Jupiter unterstellt hatten, so die Römer ihr eigenes Gemeinwesen dem Jupiter Capitolinus. Auf dem Kapitol hatten ja die Tarquinier dem Jupiter Optimus Maximus einen eigentlichen Tempel gebaut. Dieses O. M. wurde seitdem das Merkmal des souveränen himmlischen Herrschers, welchem Rom diente und die Erde unterwarf. Es ist dieser Superlativ nicht äusserlich so zu verstehen, dass man in vollem Ernst unter einer Mehrheit von Jupitern den trefflichsten ausgelesen hätte, sondern so, dass man in dem kapitolinischen die vollkommenste Entfaltung der Attribute des Gottes erkannte. Mit den römischen Waffen wurde diese Gottheit in alle Teile der damaligen Welt getragen und war in der Kaiserzeit auch in manchen Provinzen die beliebteste, am meisten verehrte. Dass bald auf Jupiter die Mythen des Zeus übertragen wurden, versteht sich nach dem früher Gesagten von selbst; doch fiel es den höher Denkenden nicht schwer, den einzigartigen Gott in seiner Erhabenheit festzuhalten als den väterlichen Beherrscher der ganzen Welt[1]). Als in der Kaiserzeit ein starker Zug zu einheitlicher Fassung der Gottheit sich geltend machte, war es wenigstens beim Volke kein anderer als Jupiter, der als der Eine, Einzige auf dem Plane blieb, und er hatte zu solcher Auszeichnung unter den mythischen Göttern zweifellos auch das beste Recht. Der Kultus Jupiters war ein reicher, namentlich auch durch Spiele ausgezeichneter. Von alters her waren ihm die Idus geweiht, d. h. die Mitte des Monats, ursprünglich die hellste Zeit, wo der Vollmond die Sonne ablöste. In der bildlichen Darstellung Jupiters waren die Römer von den Griechen abhängig.

Juno (aus Jovino), ebenfalls durch ganz Italien[2]) verehrt, ist die weibliche Seitenfigur zu Jupiter eigentlich eine himmlische Lichtgottheit, und zwar wahrscheinlich von jeher mit dem Monde in näherer Beziehung stehend. Wie Jupiter an den Iden, wurde Juno an den Kalenden (namentlich der Monate März und Juni) gefeiert, wo der neue Mond sich sehen liess. Sie führt häufig den Namen Lucina: die Leuchtende, was an Jup. Lucetius erinnert. Wie Hera, deren Mythen auf sie übergingen, ist sie die Gottheit der edeln, vornehmen Weiblichkeit, Herrin und Schirmerin der keuschen Ehe, die bei den Römern höher und heiliger geachtet war, als bei den Griechen. Aber mehr als Hera ist sie Mutter, Göttin der weiblichen Fruchtbarkeit, um welche die Frauen im Haine der

1) Vgl. Horaz Od. 1, 12, 13 ff.
Quid prius dicam solitis parentis
Laudibus, qui res hominum ac deorum
Qui mare ac terras variisque mundum
Temperat horis.
Unde nil majus generatur ipso
Nec viget quidquam simile aut secundum.

2) Von ihrem berühmtesten Heiligtum zu Lanuvium heisst sie Lanuvina.

Juno Lucina bitten. Sie steht — wozu ihre Eigenschaft als Mondgöttin vorzüglich passt — mit allen Phasen des weiblichen und mütterlichen Lebens in Verbindung, so mit den Katamenien und der Schwangerschaft; namentlich verleiht sie leichte Entbindung. Überhaupt ist sie die Schirmherrin der würdigen Frauen (matronae) und führt als solche die Lanze, weshalb sie Curitis oder Quiritis heisst.

Als Gemahlin des Jupiter rex heisst sie Juno regina. Wie auf manchen Höhen und Burgen thront sie auf dem Kapitol neben ihm. Ihre Tiere waren jene Gänse[1]), welche beim Überfall durch die Gallier das Kapitol retteten. Als Jupiter die Verkörperung der Staatshoheit, insbesondere der Schutzgott des Kaisers geworden war, da sah man in der Kaiserin die leibhaftige Juno. Aber schon in ältester Zeit stand diese Göttin in einem nahen persönlichen Verhältnis zu den Mädchen und Frauen. Jede derselben betete zu ihrer eigenen Juno, wie jeder Mann seinen Genius ehrte. Man sieht hier, welcher Individualisierung die Gottheit gerade dank ihrer allgemeinen, abstrakten Fassung fähig war. Dieselbe Wahrnehmung lässt sich in bezug auf die einzelnen Lebensverhältnisse machen, in welchen Junos Beistand notwendig schien. Es gab eine Juno, welche den Brautzug aus dem Hause der Braut in das des Bräutigams führt: Iterduca und Domiduca genannt, eine Juno der Salbung (Unxia), weil die Braut die Pfosten des neuen Hauses zu salben hat, eine Cinxia, welche den Gürtel der Braut schürzt und löst u. s. f. Hier haben wir auf einmal die Gelegenheitsgötter der Indigitamente, von welchen nachher die Rede sein wird. Dass die mütterliche Göttin sich so in eine Menge von Numina auflöst, gibt einen Wink zur Erklärung der Entstehung dieser Spezialgottheiten.

Janus ist ebenfalls ein uralter italischer Gott. In Rom soll er schon von Romulus eingeführt sein; die Salier besingen ihn in ihrem alten Lied als divum deus oder deorum deus. Auf dem Janiculum soll er als König geherrscht und den aus Kreta von Jupiter vertriebenen Saturn gastlich aufgenommen haben. Besonders berühmt ist aber sein eigenartiges Heiligtum auf dem Forum, das aus einem einfachen Bau mit zwei entgegengesetzten Türen bestand und in welchem sich ein Bild des Janus geminus mit zwei Gesichtern befand, die nach Ost und West zu beiden Türen herausschauten. Diese Türen durften nach einem auf Numa zurückdatierten Brauch in Kriegszeit nicht geschlossen, in Friedenszeiten, die aber selten waren, nicht geöffnet werden[2]).

Name und ursprüngliche Bedeutung dieses den Italikern

---

1) Ihr gewöhnliches Opfer waren Kühe.

2) Dieser Brauch wird schon von den Alten verschieden erklärt. Die wahrscheinlichste Erklärung bleibt die, wonach der kriegerische Janus, Janus Quirinus mit dem Heer ausgezogen ist. Roscher meint, die Türe sei nur aus Rücksicht auf die Ausgezogenen offen geblieben, damit ihnen die Rückkehr offen stehe.

eigenen Gottes sind bis in die neuste Zeit verschieden gefasst worden. Wie schon Nigidius Figulus, so erklären Buttmann, Schwegler, Preller ihn für einen Licht- und Sonnengott[1]). Schon jener Römer hat auf die Parallele Jana-Diana aufmerksam gemacht, aus welcher folgt, dass Janus-Dianus für Divanus sein kann. Ist Diana der Mond, so ergibt sich für Janus von selbst die solare Bedeutung. Aber auch abgesehen von dieser nicht ganz einwandfreien Etymologie scheinen hiefür gewisse Züge zu sprechen: jenes nach Ost und West gerichtete Doppelangesicht, ferner das Amt des Pförtners, das dem Janus eigen ist, welcher gleich den menschlichen Türhütern die Attribute des Schlüssels und Stabes (virga) führt: der Sonnengott öffnet am Morgen das Tor des Himmels für das Licht und schliesst es am Abend zu[2]). So erklärt sich auch vorzüglich, wie Janus zum Gott alles Anfangs geworden ist, wie man denn auch kein Gebet oder Opfer begann, ohne seiner zu gedenken[3]). Ist doch der Sonnengott in der Tat der Anfänger alles menschlichen Tuns, welchem er erst durch sein Licht den Zugang eröffnet. Ebenso leicht versteht sich, dass Janus der Beschirmer aller Wege und Strassen ist. Denn der Sonnengott ist selbst ein Wanderer durch die Welten und bescheint die Wege alle; sein Angesicht schaut vorwärts und rückwärts[4]). Ist er aber einmal der Eröffner geheimnisvoller Pforten, so versteht man leicht, dass er auch die des Leibes bei Empfängnis und Geburt erschliesst, ebenso dass er wunderbare Quellen öffnet, was ihm öfter zugeschrieben wird. Mit der Schiffahrt steht er, der Gott der Wanderwege, in Zusammenhang. Münzen tragen nicht selten einen Januskopf auf der einen, ein Schiff auf der andern Seite. Auch der Zusammenhang von portus, Hafen, mit porta, Türe, kann diese Beziehung des Gotts der Eingänge mit der Schiffahrt herbeigeführt haben.

1) Winkler a. a. O. S. 31 hält ihn dagegen für einen Mondgott, seine Deutung mit Hinweis auf die Mondphasen hat manches für sich.

2) Macrob. 1, 9, 9: Janum quidam Solem demonstrari volunt et ideo geminum, quasi utriusque januae caelestis potentem, qui exoriens aperiat diem, occidens claudat.

3) Ihm geweiht ist der Januarius als der erste Monat nach dem geringsten Stand der Sonne.

4) Roscher in „Hermes, der Windgott", hat auch den Janus als Gott des Windes erklärt, der die Wolken verjagend den Himmel aufschliesse. Aber im Lexikon (1890) hat er vorgezogen die Ableitung aus der Natur fallen zu lassen und bei einem einfachen Türengott, Gott der jani und januae, stehen zu bleiben, wofür der Zusammenhang mit janua, der ja bei obiger Etymologie auffälllig ist, angeführt werden kann, ebenso die Analogie von Cardea, Schutzgottheit der Türangeln, cardines — Forculus, diejenige der fores — Limentinus, Schwellengenius. Aus der Vorstellung des häuslichen Türgottes hätte sich die eines Türhüters der Welt, des Himmels, entwickelt. Allein das häusliche Feuer (Vesta) kann hiefür nicht angeführt werden, da das Feuer von höherer Abkunft ist. Und die ebengenannten Genien gehören doch in eine andere Kategorie und haben sich nie zu solcher geistigen Bedeutung erhoben wie Janus. Ganz unzulässig ist auch die Erklärung des Doppelgesichts: es stamme von dem menschlichen Türhüter, der nach aussen und nach innen zu schauen hatte!

Von Sonnenkultus finden sich auch sonst bei den Römern Spuren; auch unter dem Namen Sol wurde ein solcher Gott gefeiert. Und der griechische Apollo erfreute sich in Rom grosser Beliebtheit und hohen Ansehens, allerdings speziell als Gott der Sühnung, Heilung und der Orakel.

Diana[1]) ist nach ihrem Namen ebenfalls alte Lichtgöttin, und zwar speziell Mondgöttin. Dafür spricht ihre Beziehung auf das Wachstum und Gedeihen in den feuchten Waldgründen, und anderseits auf das weibliche Geschlechtsleben, Eheglück und Geburt. In ersterer Hinsicht ist sie die Herrin des einsamen, wilden Waldreviers und besonders der Jagd. Wie die wilden Tiere ihre Pflegebefohlenen sind, so getrösten sich auch die flüchtigen Sklaven ihrer Gunst. Daneben aber beten zu ihr, ganz wie zu Juno, die Frauen um eheliches Glück und leichte Entbindung. Besonders wichtig war auch politisch das Heiligtum der Diana auf dem Aventin, von Servius Tullius gestiftet und mit einem merkwürdigen Bilde ausgestattet. Es war nicht ein spezifisch römisches, sondern ein latinisches Bundesheiligtum.

Minerva, die Göttin der Besinnung, verständigen Überlegung, Weisheit, gestattet keinen Nachweis ihres Naturzusammenhangs mehr. Der Name, welcher auch Menerva lautet, ist dunkel; er wird oft mit mens kombiniert; bei den Etruskern heisst sie Menerfa oder Menrefa. Sie war dort als Blitzeschleuderin sehr geehrt und stammt vielleicht von dort. Pallas Athene hat auf sie abgefärbt; doch hat Minerva nicht so sehr deren kriegerische Tüchtigkeit angenommen wie die friedliche Kunstfertigkeit; sie ist überwiegend die Göttin aller friedlichen Künste, der Wissenschaften, der Kunstgewerbe und Erfindungen, nicht zum wenigsten auch der Dichtkunst und des Schauspiels. Auch die gerne gesehene Kunsttätigkeit der ehrsamen Hausfrau, das Weben und Spinnen ist ihr lieb. Zugleich jedoch verehren die Ärzte, Maler, Schullehrer u. dgl. diese Göttin der Weisheit und Geschicklichkeit als ihre Schutzpatronin. Mit Jupiter und Juno bewohnte sie als dritte den Haupttempel auf dem Kapitol. Abgebildet wird sie wie die griechische Pallas.

Mars[2]) ist ein originaler Gott, der bei den verschiedenen italischen Stämmen eine hervorragende Stellung einnimmt. Die Römer haben ihn sogar in doppelter Gestalt angenommen als palatinischen Mars und unter dem sabinischen Namen Quirinus, daher es neben dem flamen Martialis einen flamen Quirinalis gibt. Dieser Quirinus wurde dann wieder mit Romulus identifiziert. Mars ist der Gott des kräftigen männlichen Naturtriebes, wie er in der Vegetation, in der Fauna und im Menschengeschlecht Leben

---

1) Diana, von der Wurzel di, div, leuchten, ist nicht einfaches fem. von Janus, Djanus, sondern hat von Haus aus langes î.

2) Der Name wird verschieden erklärt. Am nächsten liegt die Kombination mit dem lateinischen mas. Auch das sanskr. Marut wurde schon verglichen.

weckt; doch wurde er immer mehr als der mannhafte Gott des Krieges gefasst.

Dem hohen Alter dieser Gottheit entspricht die innige Verbindung, in der sie mit der Natur geschaut wurde. Man nahm sie wahr in mächtig und üppig treibenden Bäumen, wie in der Eiche und dem Feigenbaum, aber auch in Tieren, wie im grimmen Wolf[1]) und dem geheimnisvollen, prophetischen und zugleich wohlbewehrten Specht (picus Martius). Aber auch die Tiere des Ackerbaues und des Krieges waren dem Mars zugehörig, so der Ackerstier und das Streitross. Die „Suovetaurilien", welche er liebte, zeigen, dass man die Herdentiere überhaupt als sein Schutzgebiet ansah. Das alte Symbol des Gottes, welches ihn darstellte, lange ehe Bilder der Götter üblich waren, war die Lanze (hasta, curis). Eine solche hl. Lanze in der Regia zu Rom hiess geradezu Mars. Dort standen übrigens mehrere Lanzen des Gottes, deren spontane Bewegung als verhängnisvolles Omen galt.

Als Naturgott ist Mars der Verleiher der Fruchtbarkeit an Pflanzen und Tiere, auch Menschen. Nicht umsonst war ihm der Frühlingsmonat Martius, wo das junge Leben spriesst, eigen. Auch an Menschen wurde ihm gelegentlich eine Gabe geweiht in dem Ver sacrum: die in einem Frühling (März und April) geborene Jungmannschaft wurde, nachdem sie herangewachsen war, als dem Gotte geweiht, aus dem Lande getrieben und ihrem Schicksal überlassen. Wie er Segnungen spendet, so wendet er Schädigungen ab, schlimme Witterung, Krankheit, Unglück, Krieg. In dieser Eigenschaft als Abwender des Schadens heisst er averruncus. Als Kriegsgott dienten ihm die Salier. Bei ihren Waffentänzen[2]) trugen sie zwölf Schilde von besonderer Form (ancilia), von denen einer dem Numa soll vom Himmel zugefallen sein, wobei ihm eine Stimme verkündete, das Heil der Stadt hange von der Aufbewahrung dieses Kleinods ab. Um den Verlust unmöglich zu machen, liess der König durch einen geschickten Schmied elf ganz ähnliche anfertigen. Der Festtag, wo die Salier sich besonders sehen liessen, waren die Kalenden des März, an welchen Mars von Juno Lucina soll geboren worden sein und das grösste Fest der Römer auf dem Marsfelde (campus Martius) seinen Anfang nahm. Auf diesem Feld, das zu kriegerischen Übungen und Spielen diente, stand ein uralter Altar (ara Martis). Ein mit Fellen bekleideter Mann wurde an jenem Feste aus der Stadt geprügelt. Man nannte ihn Mamurius und verwechselte ihn mit jenem Schmied, dem man die hl. Schilde verdankte. Nach Analogie anderer Frühlingsbräuche ist es vielmehr der fliehende Winter. — Dass der Kriegsgott bei diesem Volk in hohen Ehren stand, lässt sich im voraus denken. Er war weit angesehener als der griechische Ares. Vor jedem Kriege empfing er besondere Opfer und Huldigungen, wenn

1) Vgl. die Wölfin, welche nach der Sage den Romulus und Remus säugte.

2) Vgl. K. Müllenhoff, Über den Schwerttanz, Berl. 1871.

auch Jupiter übergeordnet blieb und ihm vorher geopfert wurde. Der Feldherr trat vor Beginn des Kriegszuges in das hl. Gemach der Regia, schlug an jenen Speer und rief: Mars vigila! — Die angesehene sabinische Göttin Nerio galt als Gattin des Mars; sie wird bald mit Minerva, bald mit Venus gleichgesetzt, hatte also Eigenschaften kriegerischer Natur und war dabei Göttin der Liebe und Fruchtbarkeit, so dass sie sich nach beiden Seiten an Mars anschliessen konnte. — Augustus weihte im Jahre 2 v. Chr. einen prächtigen Tempel dem Mars Ultor zum Dank dafür, dass ihm der Gott seiner Zeit gegen Brutus und Cassius beigestanden und die Ermordung Cäsars gerächt habe.

Venus ist zwar eine alte in Italien einheimische Gottheit; aber da sich ihr Name in den ältesten priesterlichen Aufzeichnungen nicht findet, so ist sie in Rom selbst wohl erst später zu offiziellem Kultus gelangt. Venus ist wohl ein Name der Blumen- und Frühlingsgöttin, die auch als Feronia bei den Latinern, Sabinern und auch Etruskern erscheint. Sie ist stets Göttin der Blumen und der Gärtnerkunst geblieben. Namentlich aber war sie die Gottheit der Anmut und der geschlechtlichen Liebe. Und da diese Liebe auch in weiterem Sinne gefasst werden konnte als Eintracht (concordia), war sie auch politischer Bedeutung fähig, als Göttin von Bundesgenossenschaften, z. B. des latinischen Bundes. In Rom gelangte sie zu besonderer Geltung seit dem ersten punischen Kriege, wo man mit dem Kultus der sizilischen Venus Erycina in Berührung kam und dieser bald um so leichter in die Hauptstadt verpflanzt wurde[1]), da unterdessen die Annahme der trojanischen Abstammung der Römer herrschend geworden war und Venus als Mutter des Äneas galt. So wurde mit Venus die griechische Aphrodite, sowohl als Liebesgöttin wie als Urania oder Weltgöttin verschmolzen und ihre Mythen, teilweise auch die mit ihrem Kultus verbundenen Unsitten auf jene übertragen. Die erste Kaiserzeit, wo die ersten Cäsaren die Abkunft des julischen Geschlechts von Äneas besonders kultivierten, sah auch einen neuen Aufschwung des Venuskultus in diesem Zusammenhang. Venus genitrix heisst sie als Stammmutter des römischen Volkes. Mit Mars, der als Stammvater desselben in Betracht kommt, ist Venus oft verbunden. Auch als Victrix wird sie verehrt und ist dabei so viel als Victoria.

Vesta ist eine uralte Erbgottheit der Italer, also original und selbständig neben der griechischen Hestia, mit welcher sie selbstverständlich ursprünglich Eins war. Wie in Griechenland, so wurde in Italien überall das heil. Feuer der Stadt auf einem Altar unterhalten, zugleich war aber auch das Feuer des häuslichen Herdes der Vesta heilig. In Rom hatten (seit Numa) die Vestalinnen das heil. Feuer im runden Vestatempel am Forum zu pflegen und durften es bei strenger Strafe nicht ausgehen lassen. Weil man

1) Nach der Schlacht am Trasimenischen See (217 v. Chr.) errichtete man dieser Venus auf Weisung der sibyll. Bücher einen Tempel in Rom.

des Feuers bei jeder Opferhandlung bedurfte, gedachte man der Vesta am Schluss jedes Anrufungsaktes. Ausserordentliche Sorgfalt verwendete man darauf, das Feuer und Heiligtum rein zu erhalten. Zu den gewöhnlichsten Obliegenheiten der Vestalinnen gehörte es, Wasser aus reinem, fliessendem Quell oder Fluss zu schöpfen und zum Heiligtum zu tragen. War das hl. Feuer durch Nachlässigkeit erloschen, so musste es aus Naturfeuer (Holz oder Sonne) wieder angezündet werden. Regelmässig wurde es auch erneuert, als durch längern Gebrauch unrein geworden. Die Vestalinnen selbst hatten sich, als Priesterinnen der jungfräulichen Göttin, der strengsten Eingezogenheit zu befleissigen. Wenn ihnen Liebesumgang mit Männern nachgewiesen war, wurden sie lebendig begraben. Ein Bild der Vesta wurde auch in späterer Zeit nicht aufgestellt. Das hl. Feuer genügte als Symbol ihrer Gegenwart. Dagegen wurden geheimnisvolle Kleinodien, Penaten u. dgl. auch das „trojanische Palladium", welche Dinge dem menschlichen Auge entzogen sein sollten, im Vestaheiligtum aufbewahrt. Als Göttin des Herdes steht ja Vesta zu den Penaten in nächster Beziehung.

Saturnus (von satus, Saat), Gott der geheimen Triebkraft innerhalb des Erdbodens, dem man die Segnungen des Ackerbaues verdankt, ist Gott dieser Arbeit, der Düngung insbesondere, überhaupt der Fruchtbarkeit und des Reichtums. Er ist mit der freigebigen Göttin Ops, eigentlich die gütige Erde[1]), verbunden. Er wurde mit der Zeit dem Kronos gleichgesetzt wie Ops der Rhea und dabei für einen König der grauen Vorzeit angesehen; der sei, von Zeus abgesetzt, aus Kreta nach Latium gekommen und habe sich am Fusse des kapitolinischen Hügels niedergelassen. Das Zeitalter, dass er beherrschte, war ein goldenes, wo man ohne viel Arbeit und Mühe im Überfluss lebte und sich allgemeiner Freiheit und ungestörten Wohlbefindens erfreute. Dieses Zeitalter hörte auf, als Saturn, aus unbekannten Gründen, verschwand. Noch erinnert aber an jene glückselige Zeit das Fest der Saturnalien, im Dezember gefeiert, wo die Saat hoffnungsvoll in der Tiefe schlummert. Der Haupttag war der 17. Dezember; doch wurde das Fest bis zum 23., also über die Sonnenwende hinaus, ausgedehnt. Es war durch fröhliche Schmausereien mit allerlei Spielen und Scherzen ausgezeichnet und besonders den Sklaven willkommen, welche da wie Herren behandelt und von ihren Gebietern bei Tisch bedient wurden. — Im Tempel des Saturn stand sein Bild, das an den Füssen mit wollenen Binden umwickelt war, die man nur an seinen Festtagen im Dezember löste. Dies hängt wohl mit dem sonst nicht seltenen Gebrauch zusammen, Götterbilder zu fesseln, damit die Gottheit nicht entweiche. Man wollte sich des Bleibens dieses reichen Gottes versichern. Unter seinem Tempel befand sich in

1) Man opferte ihr und tat ihr Gelübde sitzend und die Erde berührend.

kellerartigem Gewölbe die römische Schatzkammer (aerarium Saturni).

Der früher erwähnte Faunus ist der einstige Hirtengott, der später mit Pan identifiziert wurde, aber im hohen Altertum bei den Italikern eine grosse Rolle spielte als Schirmer der Herde und gütiger Spender von Fruchtbarkeit. Als Abwehrer des Wolfes heisst er Lupercus. Auch als Waldgeist erscheint er und lässt seine Stimme vernehmen, ganz wie Pan — er kann auch durch seinen unheimlichen Ruf panischen Schrecken unter den Feinden erzeugen. Ebenso flüstert er Orakel in das Ohr der Schläfer. Seine weibliche Hälfte ist Fauna; auch ist oft von Faunen in der Mehrzahl die Rede: es sind Feld- und Waldgeister, welche mit den Nymphen tanzen. Der Kultus des Faunus blieb ein ländlicher, ungeschlachter; er wurde meist auf freiem Feld verehrt, hatte aber auch in der Stadt Rom eine heilige Höhle am palatinischen Hügel, Lupercal genannt, eine Priesterzunft, Luperci, und ein eigenartiges Fest, die Lupercalien, am 15. Februar gefeiert, wobei jene Priester halb nackt, mit Fellen angetan, durch die Strassen liefen und die Frauen mit Riemen aus dem Fell des geschlachteten Bockes auf die Hand schlugen, was diese sich in Erinnerung an die Sage von den geraubten Sabinerinnen gefallen liessen, welche erst des Mutterglückes teilhaftig wurden, nachdem sie sich einem Orakelspruch folgend, mit solchen Riemen aus dem Fell des hl. Bockes hatten den Rücken streichen lassen.

Zu den Erdgöttinnen gehört auch jene Dea Dia, welche die fratres Arvales verehrten: sie stellt die fruchtbare Tiefe, den Mutterschoss der Erde dar. Auch Acca Larentia ist ein verwandtes Wesen.

Ebenso gab es Fluss- und Quellgötter und einen Gott des Meeres: Neptunus, der aus dem Erbe des griechischen Poseidon sich bereicherte, und nach dessen Vorbild Gott der ritterlichen Spiele wurde. Der männliche Feuergott heisst Vulkanus (ältere Form: Volcanus). Er wirkt sowohl verheerend und zerstörend als wohltätig, zeugend und belebend. In letzterer Hinsicht berührt sich mit ihm seine Gattin Maja oder Majesta, eine altlatinische Gottheit. Er ist Gott des Blitzes, der Feuersbrünste[1]), der vulkanischen Ausbrüche, aber auch der Waffenschmiede; in beider Hinsicht rechtfertigt sich, dass er unter den Kriegsgöttern erscheint. Anderseits schreibt man ihm Lebenskräfte zu als Familiengott. An seinem Hauptfeste (23. August) warf jeder Hausvater ihm ein Fischopfer in die Flamme des häuslichen Herdes.

In Mercurius hatten die Handelsleute ihren Gott, dessen Name schon beweist, dass er, im Unterschiede von Hermes, von Haus aus nichts weiter ist als ein Handelsgott. Als sein Vater galt Jupiter, als seine Mutter Maja. Der Heilgott war Äskulap,

1) Neben ihm wird in Rom die Stata Mater verehrt, welche die Feuersbrünste zum Stehen bringt, daher hat sie häufig Bilder und Kapellen in den Städten und Dörfern.

der im Jahre 291 v. Chr. bei Anlass einer Pest auf die Aufforderung der sibyll. Bücher aus Epidaurus, seiner angesehensten Verehrungsstätte, herübergeholt wurde; bei dieser Gelegenheit wird merkwürdiges von seiner Schlange erzählt, welche den römischen Gesandten auf das Schiff folgte.

Auch Fortuna sei erwähnt, die von alters her bei verschiedenen Stämmen und speziell in Rom verehrte Göttin des Glücks, glücklichen Zufalls, dann auch des unberechenbaren Schicksals [1]). In Rom galt der König Servius Tullius als ihr Liebling, den freilich zuletzt auch das herbe Schicksal erreichte. Am 24. Juni war ihr Fest, wobei ein verhülltes Bild eine Rolle spielte, nach dem Volksglauben ein Bild jenes Königs, den Fortuna heiss geliebt habe, nach Andern ein solches der Fortuna Virgo. Plutarch hat eine besondere Schrift über die Fortuna der Römer geschrieben. In späterer Zeit war die hervorragendste die Fortuna publica oder Fortuna populi Romani.

Als die vornehmsten Götter zählt Varro eine Zwölfzahl auf (wie mit der Zeit auch die Griechen und die Etrusker eine solche hatten): Janus, Jupiter, Saturn, Genius, Mercurius, Apollo, Mars, Vulcanus, Neptunus, Sol, Orcus, Liber Pater. Dazu acht weibliche: Tellus, Ceres, Juno, Luna, Diana, Minerva, Venus, Vesta.

Heroen und Halbgötter waren bei den Römern nicht so heimisch wie bei den Griechen, obgleich sich jene von diesen einen Castor und Pollux und andere Gestalten aneigneten und die sagenhaften Vorfahren Romulus, Äneas u. a. vergöttlicht wurden. Weitaus der wichtigste dieser Halbgötter, der eigentlich in Rom alle Ehren eines Gottes genoss, war Hercules, der den Griechen entlehnte Herakles. Er gilt dort vor allem, dem Apollo ähnlich, als heilsamer Gott, der die Finsternis und alle Ungeheuer überwindet und den Schaden abwehrt; auch ethisch stellt er die Treue, Zuverlässigkeit, Wahrhaftigkeit dar. Er berührt sich dabei mit dem sabinischen Semo Sancus oder Dius Fidius. Wie diesen ruft man ihn vor der Reise um Schutz an. Besonders aber verehrte man den Hercules Victor, welchem regelmässig Opferschmäuse gehalten wurden und siegreiche Feldherren oder Kaiser Ehrenbezeugungen darbrachten [2]).

Aber bei wenigen hervorragenden Göttergestalten ist die Religiosität der Römer niemals stehen geblieben. Sie hat noch in weit ausgedehnterem Masse, als schon aus dem bisherigen erhellt, an jedem bedeutsamen Orte, in jeder Tugend des Menschen, in jeder Phase, welche das menschliche Leben durchläuft, in jeder Persönlichkeit ein göttliches Walten wahrgenommen und dieses einem besondern Numen zugeschrieben.

---

1) Ursprünglich ist das blosse Schicksal: fatum, das günstig oder ungünstig sein kann.

2) Die Kaiser spanischer Herkunft, Galba, Trajan, Hadrian liebten es, ihn als ihren Heros auf ihre Münzen zu setzen. Commodus trat im Theater als kämpfender Herkules auf.

Wenn der Römer einer Virtus, Spes, Concordia, Libertas, Pudicitia, Salus u. dgl. Verehrung zollt, so ist deutlich, dass es sich um Abstraktionen handelt; aber für ihn ist eine solche Gestalt nicht ein blosses begriffliches Abstractum, das etwa zu ästhetischen Zwecken personifiziert würde, sondern er schaut wirklich in diesen Tugenden und Vorzügen eine besondere Betätigung der Gottheit, welche er durch ein besonderes Numen fixiert. Deutlich liegt dabei Pantheismus zu Grund. Nirgends aber hat sich derselbe so stark individualisiert wie in der römischen Religion, wo die ungewöhnlich starke Scheu vor dem Göttlichen in dessen Pflege bis ins kleinliche ging.

Dies beweisen namentlich die eigentümlichen Götter der Indigitamente[1]), d. h. der priesterlichen Anrufungsformeln, welche für jeden irgend bedeutenden Moment der Entwicklung und jede Äusserung des menschlichen Lebens den zugehörigen Schutzgeist nennen und anrufen lehren[2]). Varro hat zwei Reihen solcher Schutzgötter aufgeführt: 1. solche, die sich auf die Entwicklung des Menschen selbst von der Wiege bis zur Bahre beziehen und 2. solche, die sich um seine Lebensbedürfnisse, Nahrung, Kleidung u. dgl. bemühen. In diesen Reihen erscheinen neben Hauptgöttern wie Janus und Saturn, welche den Anfang des Menschenlebens kennzeichnen, untergeordnete Gelegenheitsgötter oder -Genien in grosser Zahl, die sich auf die Umstände der Schwangerschaft beziehen, dann die Geburtsgöttin Juno Lucina, darauf die Götter: Vitumnus, der dem Kind das Leben, Sentinus, der ihm Empfindung verleiht, Diespiter (= Jupiter) als Gott des Tageslichts. Dann sind anzurufen die Geburtshelferinnen, z. B. Candelifera, welche das Kerzenlicht trägt und andere mehr. Deus Vagitanus öffnet dem Kind beim ersten Schrei den Mund, Ops ist die Mutter Erde, auf welche es zuerst gelegt wird, Dea Levana die Göttin, die es aufhebt, wenn es darauf der Vater auf seinen Schoss nimmt. Cunina ist die Wiegengöttin, Rumina die der Mutterbrust. Potina und Educa lehren es trinken und essen, Statanus stellt es auf die Füsse, Fabulinus lehrt es schwätzen, Locutius sprechen. Auf dem Weg zur Schule und nach Hause geleiten es Iterduca und Domiduca. So geht es weiter. Für jede Altersstufe sind wieder andere Schutzgeister wichtig; eine Menge derselben fungieren natürlich bei der Hochzeit und ebenso beim Sterben.

Aber auch die einzelnen Persönlichkeiten sind von einem

1) Der Ausdruck indigitamenta von indigitare, welcher die Anrufung gewisser Götter bezeichnet; und zwar wären dies, nach der Bedeutung von indiges zu schliessen, die „einheimischen" Götter. Für die dii patrii halten sie in der Tat die meisten römischen Autoren. Die Literatur siehe vor dem Art. „Indigitamenta" in Roschers Lex. Zu dem Gegenstand vgl. auch H. Usener, Götternamen, Bonn 1896.

2) Diese Formeln liegen freilich nicht in priesterlichen Original urkunden vor, sondern nur in der Darstellung Varros, soweit dieselbe erhalten ist, und zwar namentlich bei Tertullian und Augustin.

göttlichen Genius bewacht und beschirmt, der an die Fravaschi der Parsen erinnert. Der Genius ist eigentlich der zeugende oder Zeugungskraft verleihende Geist, als solcher der Beschützer des Hochzeitsbettes; dann aber der Geist des Mannes, seine Lebenskraft, Schaffenslust, auch Genussfreudigkeit, überhaupt das göttliche am Menschengeist, das ideale, bessere Selbst, das aber auch an der Beschränktheit, den Mängeln und Fehlern des Individuums teilhat bzw. daran schuld ist. Genau genommen heisst nur der Schutzgeist des Mannes sein Genius, während derjenige der Frau oder Jungfrau ihre Juno genannt wird[1]). Man schwört gerne beim eigenen oder beim Genius des Angeredeten, oder gar des Kaisers. Der Geburtstag ist der Festtag des Genius, wo er mit Kränzen und Gaben bedacht wird. Die griechische Unterscheidung eines guten und eines bösen Genius des einzelnen Menschen ist dem Volksglauben nicht eigen, findet sich aber in der Philosophie. Es versteht sich, dass auch jedes Haus jede Familie ihren besondern Genius hat, welcher dieser Lebenskraft und Fortpflanzung verleiht. Ebenso haben Städte und Völker einen solchen; in Rom kennt man einen genius publicus und einen g. populi Romani. Aber auch an jedem anziehenden Platz, wo man sich gemütlich angeregt fand, setzte man etwa dem genius loci einen Stein und bildete ihn in Gestalt einer Schlange ab.

Da nach römischer Auffassung das Beste am Menschen geradezu als göttlich gilt, kann es nicht überraschen, wenn diesem Genius noch nach dem Tode des Menschen, und dann erst recht, Ehre erwiesen wird. Im Tode läutern sich die Menschengeister und werden zu reinen „Manen“, welche weiter walten und die überlebenden Verwandten umgeben als schirmende, an ihrem Los teilnehmende Geister. Als solche heissen die Ahnengeister und Hausgeister auch Laren; doch gibt es neben den häuslichen auch Laren, welche die Strasse, den Kreuzweg beschützen (Lares compitales). Als Schutzgötter des Hauses, wie des städtischen und staatlichen Gemeinwesens heissen diese guten Genien endlich Penaten; diese stehen mit Vesta als Gottheiten des Herdes in Verbindung[2]). Von den Ahnen (Laren) standen einfache Holzbilder im atrium, dem allgemeinen Familien- und Speisesaal, wo schon die Kinder mit tiefer Ehrfurcht zu ihnen aufsehen lernten. Bei festlichen Anlässen wurden sie bekränzt. Daneben kannte man auch ruhelose Geister von Verstorbenen, etwa Ermordeten, die rachedurstig umherirren. Sie heissen Larven und Lemuren. Das Fest der Lemurien, welches diese Geister versöhnen soll,

1) Vgl. oben S. 284.

2) Es ist nicht leicht, das genaue Verhalten der Genien zu den Laren und wieder dieser zu den Penaten zu bestimmen. Der Genius haftete ursprünglich an der Person und Familie, während die Laren zuerst wohl schirmende Ortsgeister des Feldes oder Hauses waren. Beide haben sich aber dann verschmolzen. Die Penaten dürften eigentlich die Beschützer der Vorräte des Hauses gewesen sein.

wurde von der Sage mit Remus in Verbindung gebracht, dessen zürnender Geist erst durch die Einführung dieses Sühnfestes von Romulus habe zur Ruhe gebracht werden können. An dem Fortleben der Verstorbenen wird also nicht gezweifelt; aber das Jenseits hat keine Bedeutung für sich, sondern dient lediglich als bedeutsamer Hintergrund für das Diesseits. Die Geister der Verstorbenen sind im Grund nur noch für die sichtbare Welt, für die lebende Familie und namentlich für den Staat vorhanden[1]).

3. Kultus und Sitte.

Wie schon in der Einleitung hervorgehoben wurde[2]), hat die römische Religion ihren Schwerpunkt, ja ihren wesentlichen Bestand im Kultus. Weder eine bestimmte Glaubenslehre, noch ein poetisch auszubildender Vorstellungskreis bildete ihren Lebensherd und ihre feste Einheit im Lauf der Jahrhunderte, sondern in höherem Masse als bei andern Religionen war der kultische Brauch der Träger und Erhalter dieser Gottesverehrung; legte man ihm doch zur Sühnung und Segnung die höchste Bedeutung und Wirksamkeit bei. So sind die uralten Gebräuche, die schon an der Schwelle der geschichtlichen Zeit fast vollständig ausgebildet erscheinen, wesentlich unverändert beibehalten und sorgfältig weiter gepflegt worden, wenn auch das ursprüngliche Verständnis der alten Formeln geschwunden war. Ja, es wurden diese hl. Bräuche auch dann noch nach alter Weise vollzogen, als die Denkweise der Zeit sich mit diesen Übungen in eigentlichem Widerspruche wusste und man ihnen nur mit Mühe noch einen erträglichen Sinn abgewinnen konnte.

Die Träger dieser heiligen Kultusüber eferung waren selbstverständlich die Priester, pontifices, d. h. Vermittler zwischen Göttern und Menschen. Nicht als hätte die römische Priesterschaft eine so privilegierte Stellung innegehabt wie beispielsweise die indischen Brahmanen: nicht ihre Person, sondern lediglich ihr Amt, nicht am wenigsten ihre Kenntnis der überlieferten Riten war das, was sie auszeichnete. Auch Laien und weltliche Beamte mochten opfern und die Götter anrufen, wenn nur der Priester dabeistand. über dem richtigen Vollzug der heiligen Handlung wachte und jenen die rechten Worte in der geziemenden Reihenfolge vorsagte; au die Korrektheit der Administration kam eben alles an.

Wie Jupiter Capitolinus die Fülle der Gottheit darstellt, so sein Oberpriester, der Flamen Dialis die ganze Würde und Weihe des priesterlichen Amtes. Während sonst auch Beamte und Staatsmänner in die priesterlichen Kollegien Einlass fanden, sollte dieser Priester des höchsten Gottes kein weltliches

1) Ähnlich wie in China, anders als im alten Ägypten und im Parsismus.

2) Siehe oben S. 262.

Amt daneben bekleiden; nur die Senatorenwürde stand ihm wohl an. Ausserdem war er von Numas Zeit her an eine Menge von Satzungen und Förmlichkeiten gebunden, welche noch Augustus aufgefrischt hat: Er durfte nie ein Pferd besteigen, keine bewaffnete Mannschaft ausser der Stadtmauer sehen, keinen Eid schwören (was auch den Vestalinnen verboten war), keinen geschlossenen Ring an der Hand, keinen Knoten an sich tragen. Sein Haupthaar und Bart durften nur von einem freien Manne mit ehernem Messer geschoren werden, die Abschnitte seiner Haare und Nägel musste man unter einem Fruchtbaum einscharren. Gewisse Dinge durfte er nicht anrühren, z. B. eine Ziege, einen Hund, rohes Fleisch, Bohnen, einen in Gärung begriffenen Teig u. dgl. — Die Füsse seines Bettes mussten mit Lehm angestrichen sein; am Fussende des Bettes befand sich eine Lade mit Opfergaben. Den Apex, seine kegelförmige Kopfbedeckung, musste er unter freiem Himmel stets auf dem Haupte tragen; ja in der ältesten Zeit durfte er ihn auch zu Hause nicht abnehmen. Natürlich hatte er auch die Berührung von Gräbern, Leichen u. dgl. zu meiden. Diese Bestimmungen zeigen, dass die Analogie zu den brahmanischen Regeln[1]) keineswegs fehlt, wenn auch zwischen Person und Amt bei den Römern streng unterschieden wurde, so dass die Person stets in völliger Abhängigkeit von der Gottheit blieb. — Dieser Priester musste verheiratet sein. Seine Gattin, die Flaminica Dialis, die Priesterin der Juno, war ebenfalls an bestimmte, ausführliche Satzungen in Kleidung und Lebensweise gebunden. Wenn sie starb, so musste er sein Amt niederlegen; denn er durfte nur einmal heiraten.

Dem Flamen Dialis standen am nächsten der Fl. Martialis und der Fl. Quirinalis, welche mit ihm unter der Bezeichnung flamines majores zusammengefasst wurden, und den Mars in seiner doppelten Gestalt[2]) bedienten. Mit der Zeit wurden bei der Vermehrung der Kulte noch weitere Priester nötig, die man auch aus den Plebejern nahm. Man unterschied 12 flamines minores. Dem Range nach stand über allen bisher genannten der rex sacrorum als Erbe der königlichen Befugnisse. Weit bedeutender aber wurde der pontifex maximus, obwohl eigentlich dem Rang nach der letzte; denn er ernannte den rex sacrorum, die flamines majores und die Vestalinnen und übte die Oberaufsicht über sie aus; so bildete er den persönlichen Mittelpunkt der Hierarchie; zugleich war er die entscheidende Instanz in religiösen Rechtsfragen öffentlicher und privater Art. Auch bewahrte er die priesterlichen Satzungen auf. Bei diesen Geschäften wurde er durch ein Kollegium von Priestern unterstützt, dessen Mitgliederzahl im Lauf der Zeit sich vermehrte (erst 4, dann 8, seit Sulla 15 und mehr), und das sich selbst ergänzte.

1) Vgl. oben S. 48 f.
2) Siehe oben S. 286 f.

Der pontifex max. dagegen wurde vom Volke aus dem Priesterkollegium gewählt. Neben diesem stand das Kollegium der Augurn, das sich in derselben Weise vermehrte (erst 4, dann 8, zuletzt seit Sulla 15 und mehr). Sie hatten die Veranstaltung der Augurien zu überwachen und die ausserordentlichen Omina und Prodigien zu deuten.

Eine Eigentümlichkeit der römischen, besser der italischen Religion bilden aber die zahlreichen priesterlichen Genossenschaften oder Brüderschaften, die sich ausserhalb dieses Systems von uralters her erhalten haben. Sie scheinen in der Regel aus 12 Mitgliedern bestanden zu haben, die sich selbst ergänzten, traten jedoch nur bei gewissen festlichen Anlässen zu kultischen Zwecken zusammen. Aber auch sonst galten sie infolge dieser kultischen Gemeinschaft als Genossen und Brüder (sodales, fratres, germani).

Eine solche Genossenschaft bildeten jene Luperci, die wir als zum Dienste des Faunus gehörig kennen lernten[1]). Den ausgelassenen Gebräuchen entsprechend waren es wohl meist jüngere Leute. Es gab zwei Genossenschaften dieser Gattung, die Fabiani und Quintiliani, was auf einen Ursprung solcher Genossenschaften aus gewissen Familien (gentes) deutet. Im Jahre 45 v. Chr. wurde Cäsar zu Ehren ein drittes Kollegium, die Luperci Julii gestiftet; diese boten dem Cäsar auf offenem Markte das Diadem an, was seine Ermordung beschleunigte. Augustus hat den Dienst der Luperci in alter Weise wiederhergestellt und sie haben sich bis in die letzten Tage der röm. Religion erhalten.

Ebenfalls einer Göttin, die später sehr zurückgetreten war, dienten die fratres Arvales. Es war die Dea Dia, die fruchtbringende Erd- und Feldgöttin, welcher diese Genossen, wie bei anderen Kollegien aus den besten Familien genommen, besonders im Monat Mai, beim Reifen der ersten Früchte, ausserhalb der Stadt ihre Huldigung darbrachten. Über diesen Kultus ist näheres bekannt durch Steintafeln, die in der Nähe jener Stätte gefunden worden sind und amtliche Protokolle über solche Feierlichkeiten enthalten, auch etwa über besondere Sühnungen, die durch Blitzschlag oder andere Schädigungen in dem hl. Haine nötig wurden. Allerdings stammen die frühesten gefundenen Aufzeichnungen aus der Zeit des Augustus; allein damals wurde vorlängst übliches Ritual beobachtet, wie z. B. das bei jener Maifeier gesungene Lied beweist, das in damals nicht mehr verständlicher Sprache genau wiederholt werden musste. Die Feier dauerte mehrere Tage. Zuerst wurden der Dea Dia Weihrauch und Wein, dann Cerealien, und zwar solche des Vorjahrs wie frische, eben reif gewordene, geopfert. Das ganze war ein frohes Fest, wenn auch nicht ohne Sühnopfer[2]), und sollte die Weihe des neuen Jahresertrages

1) Siehe oben S. 290 f.

2) Der Magister (so hiess der Vorsteher der Genossenschaft) opferte

darstellen. Bei der Prozession trugen die Genossen einen Ährenkranz mit weisser Binde. Jenes Lied wendet sich um Segen an die Laren und um Abwendung von Seuche und Krieg an Mars. Auch ein Wagenrennen fehlte nicht, indem ein Zirkus in der Nähe des hl. Haines lag. Aus den Protokollen ergibt sich, dass der Vorsteher (magister) und die übrigen Beamten des Kollegiums jedes Jahr bei jener Feier neu gewählt wurden.

Ebenso alt waren die Salier (Salii), die bewaffnten Priester des Kriegsgottes. Die Stiftung dieses Kollegiums wird auf Numa zurückgeführt, der jene 12 Schilde, von denen oben die Rede war[1]), 12 edeln Römern anvertraute, die auf dem Palatin wohnten. Tullus Hostilius stiftete ein ähnliches auf dem Quirinal, daher neben den palatinischen Saliern 12 agonalische oder collinische bestanden, entsprechend der Doppelgestalt des Mars und Quirinus. Ausser dem Magister wird bei den Saliern ein praesul (Vortänzer) und ein vates (Vorsänger?) erwähnt. Ihre wichtigste Funktion sind die an verschiedenen Festtagen stattfindenden Umzüge durch die Stadt, wobei sie einen Waffentanz tanzen und mit kleinen Speeren auf die heil. Schilde schlagen. Sie sind dabei auch mit einem Schwert umgürtet, im übrigen aber zugleich als Priester kenntlich gemacht durch ein prächtiges Gewand und den Apex, d. h. die hohe Priestermütze, die bei ihnen die Form eines Helms hatte. Sie umzogen in künstlichen Figuren die Altäre der Götter und sangen dabei althergebrachte Lieder. Auch diese Lieder (axamenta genannt), welche man von Numa her datierte, waren in der Zeit der klassischen Sprache nicht mehr verständlich und bildeten den Gegenstand gelehrter Untersuchungen. Nur Fragmente davon sind erhalten. Angerufen waren darin die grossen Götter: Janus, Jupiter, Juno, Minerva, Mars, Quirinus; dann die grossen Helden der Vorzeit, besonders Romulus und Remus, in der Kaiserzeit auch die Namen der Kaiser und ihrer Angehörigen.

Die Fetialen (Fetiales) waren die priesterlichen Vertreter des Rechts im internationalen Verkehr und standen als solche mit dem höchsten Schirmer des Rechts, Jupiter oder Diespiter, in nächster Verbindung. Ihr Haupt hiess pater patratus. Sie vermittelten die Bundesschliessungen und Reklamationen bei andern Völkern, vollzogen aber auch die symbolische Handlung der Kriegserklärung. Bei solchen Missionen führten sie Grasbüschel mit an den Wurzeln hängenden Erdschollen mit sich, die auf dem kapitolinischen Hügel ausgerissen waren, offenbar um dabei mit dem geweihten heimischen Boden in Verbindung zu stehen. Wenn sie ein Bündnis beschworen oder sonst eine eidliche Aussage im Verkehr mit einem fremden Volk taten, so nahmen sie einen heil. Kieselstein (Jupiter lapis!) mit und ein Szepter Jupiters, welche im

---

zwei Sähnferkel und als Ehrenopfer eine weisse Kuh, und ein Lamm zum Zweck der Eingeweideschau.

1) Siehe oben S. 287.

Tempel des Jup. Feretrius aufbewahrt wurden. Den Stein warfen sie nach einer eidlichen Beteuerung von sich mit den Worten: „So ich die Wahrheit sage, möge mir Gott helfen. So ich aber nicht aufrichtig geschworen habe, so soll mich Diespiter ohne allen Nachteil für Stadt und Burg, wie ich hier diesen Stein von mir schleudre, aus meiner Heimat und allem Hab und Gut nach menschlichem und göttlichem Rechte herausschleudern!“ Bei Bundesschliessungen warf der pater patratus den Kiesel auf das bei diesen Handlungen zu opfernde männliche Schwein, indem er ausrief: „Sollten die Römer von diesem (vorgelesenen) Wortlaut abweichen, dann triff du, Diespiter, das römische Volk, so wie ich hier heute dieses Schwein treffen werde, und triff es um so viel stärker, wie du selbst viel stärker und mächtiger bist!“ Der Stein ist demnach das Wurfgeschoss des blitzesendenden Himmelsgottes, der auch hier den Meineid rächt. Derselbe Gott wurde als Zeuge angerufen bei Reklamationen (clarigatio), d. h. wenn man gewisse Dinge oder Personen für Rom als ihm von Rechtswegen gehörig zurückforderte. Schon an der Grenze erhob der Fetiale seinen Anspruch als Bote seines Volkes, dann nochmals, wenn er dem ersten Bürger jener feindlichen Stadt begegnete, zum dritten Mal, wenn er das Tor derselben betrat, und endlich wenn er dort auf dem Forum ankam. Für die Befriedigung solcher Ansprüche wurde gewöhnlich eine Frist von 33 Tagen gesetzt. Erfolgte bis dann die Auslieferung nicht, so rief der Fetial aus: „Höre, Jupiter und du, Janus Quirinus und all ihr Götter des Himmels und der Erde und der Unterweit, ich rufe euch an zu Zeugen, dass dieses Volk ungerecht ist und nicht am Rechte hält.“ Darauf kehrte er nach Rom zurück und der Krieg wurde beschlossen, der nach diesen Voraussetzungen und Formalitäten ein gerechter, den Göttern wohlgefälliger (bellum pium) war. Doch wurde er nicht eröffnet, ehe der Fetial eine Lanze über die feindliche Grenze geworfen hatte. Darauf legte man so viel Gewicht, dass man beim Krieg gegen Pyrrhus, wo die Grenze nicht erreichbar war, einen gefangenen Soldaten des letztern einen Platz bei Rom zu kaufen nötigte, der dann als ausländisches Gebiet galt. Nicht nur damals, sondern auch bei andern ausländischen Kriegen warf man seitdem diese Lanze an jener Stelle bei der sog. columna bellica. Genossenschaften nach Art der obigen gab es im Lauf der Zeit noch manche. Etwas anderer Art, aber stets hochangesehen war das Institut der Vestalinnen, von welchem bei Anlass ihrer Göttin die Rede war[1]). Auch diese Jungfrauen wurden (vom pontif. max.) aus den angesehensten Familien genommen. Für ihren einförmigen, entsagungsvollen Dienst genossen diese Hüterinnen der hl. Flamme Roms wenigstens Ehre beim Volk und gewisse Auszeichnungen. Z. B. durfte man an niemand Hand anlegen, den sie begleiteten, und wenn ein Verbrecher beim Gang zum Tode einer von ihnen

1) Siehe oben S. 288 f.

begegnete, war er gerettet[1]). Von Vestalinnen, welche ungerecht angeschuldigt worden, wird erzählt, dass sie durch Wunder ihre Unschuld bewiesen. So entzündete sich auf das Gebet der einen das hl. Feuer am Zipfel ihres Gewandes; eine andere trug vor allem Volk Wasser in einem Sieb vom Tiber bis zum Forum hinauf und goss es den Priestern vor die Füsse.

Alle die zahlreichen Götter und Genien legten den Römern eine Menge mannigfaltiger gottesdienstlicher Pflichten auf, welche mit pünktlicher, ja peinlicher Sorgfalt ausgeübt wurden. Die Frömmigkeit des Römers bestand eben darin, dass er die im Kalender verzeichneten zahlreichen Festtage berücksichtigte und die herkömmlichen Handlungen und Gebräuche genau nach Vorschrift verrichtete. Der unmittelbare Verkehr des Einzelnen mit der Gottheit, der Enthusiasmus, welcher in andern Religionen als Gipfel der frommen Stimmung gilt, fehlen hier fast ganz und werden eher ferngehalten. Die Gebundenheit an so viele technische Regeln musste eine nüchterne, kühle Stimmung erzeugen.

Der Menge göttlicher Wesen war eine Menge von Altären und Tempeln geweiht[2]), welche letztern durch etruskische und besonders griechische Kunst bald ein stattliches und prächtiges Aussehen erhielten. Das Zeremoniell war ein höchst mannigfaltiges; doch herrschen auch hier die Grundformen des antiken Kultus vor: Anrufungen der Götter, und zwar nach bestimmten Formeln, und Opfer an dieselben. Die Opfergaben bestanden aus Zerealien, Mehl, Wein, Öl, Weihrauch und aus Tieren, namentlich Lämmern, Rindern, Stieren, Kühen, Schweinen, Pferden, Ziegen, bei bestimmtem Anlass wurden auch andere geopfert, wie Fische, Hunde u. s. f. Die sog. Suovetaurilien des Mars bestanden aus einem männlichen Schwein, einem Schafbock und einem Stier. Der Zweck der Opfer war, die Götter und Geister günstig zu stimmen, auch ihnen Dank auszudrücken; sehr häufig aber haben namentlich die blutigen Opfer den Zweck der Reinigung (lustratio) und Sühnung. Auch Menschenopfer waren in der ältesten Zeit (vor Numa) wohl nicht selten. Gewisse spätere Gebräuche, z. B. das Aufhängen von Puppen an gewissen Festen, deuten darauf. Auch später tauchen sie in kritischen Zeitläuften wieder auf, während sie sonst sehr zurücktraten[3]). Noch der Freigeist Cäsar liess

1) Ebenso wurde ein Gefesselter frei, wenn es ihm gelang ins Haus des flamen dialis zu entkommen. Und wenn ein Delinquent diesem zu Füssen fiel, durfte er am selben Tag nicht hingerichtet werden.

2) Vgl. Heinrich Nissen, Das Templum, Berlin 1869.

3) Eine eigene Art von Menschenopfer ist die devotio, welche in Rom und überhaupt in Italien nicht selten war: es ist die freiwillige Selbsthingabe an die Götter der Unterwelt und des Todes mit der Absicht, diese seiner Sache günstig zu stimmen. So erzählte bekanntlich die Sage (Livius 7, 6) von dem tapfern M. Curtius, er habe (362 v. Chr.), da ein furchtbarer Schlund mitten auf dem Forum sich öffnete, und die Augurn verkündeten, der Untergang des Staats könne nur abgewendet werden, wenn das beste Gut Roms hineingeworfen werde, sich feierlich durch Anrufung der unterirdischen und himmlischen Götter geweiht und

Menschenopfer bringen, und in der Kaiserzeit wurden sie wieder häufiger. Es gab welche in Rom zu der Zeit, wo die Römer sie den unterworfenen Völkern (Karthager, Gallier usw.) verboten hatten[1]). Numa soll nach Plutarch überhaupt die blutigen Opfer untersagt, dagegen Mehl- und Weinspenden und die wohlfeilsten Dinge zu opfern erlaubt haben. Ersteres ist irrig; es werden auch Rituale für blutige Opfer auf ihn zurückgeführt; aber besonders beliebt waren in der Tat die Gaben an Mehl, Opferkuchen u. dgl. Dass die Götterbilder erst seit den Tarquiniern üblich wurden, ist oben bemerkt. Numa soll sie verboten haben[2]). Auf denselben wird auch die würdige Feierlichkeit und sabbatartige Stille der römischen Feste zurückgeführt[3]). Der Ernst, der sich in allen

---

sei dann, da Rom nichts besseres als Waffen und Heldenmut besitze, in voller Rüstung auf hohem Ross in den Abgrund gestürzt, der sich über ihm schloss, während das Volk Opferspenden darauf schüttete. Besonders häufig und naheliegend aber war diese Todesweihe im Krieg, wobei der zum Selbstopfer Entschlossene sich und die Feinde feierlich dem Tode weihte. Besonders bekannt ist das Beispiel der beiden Decier (Livius 8, 6. 9 f.; 10, 28 f.): Als der Konsul Publius Decius Mus die Römer im Samniterkrieg befehligte (340 v. Chr.), verkündete ihm und seinem Mitkonsul ein nächtliches Gesicht, dasjenige Volk werde siegen, dessen Feldherr sich dem Tode weihe. Die Konsuln gelobten dies zu tun, falls ihr Flügel weiche. Sobald dies mit der Abteilung des Decius der Fall war, rief er den Pontifex, welcher ihn anwies, gewisse Förmlichkeiten zu vollziehen und die Devotionsformel zu sprechen, in welcher er sich zum Heil seines Volks den Göttern weihte. Dann sprengte er in Kriegsrüstung mitten in die Speere der Feinde, welche wie vom Schrecken der Unterwelt gepackt, erlagen. Man fand erst folgenden Tags seine Leiche von zahllosen Feinden und Speeren bedeckt. Seinem Beispiel folgte sein gleichnamiger Sohn in der Schlacht bei Sentinum (295 v. Chr.) und errang so den Römern den Sieg über die Übermacht der verbündeten Feinde. Livius bemerkt dazu, es könne auch ein anderer Soldat sich statt des Feldherrn dem Tode weihen. Wenn der Geweihte nicht umkomme, müsse ein wenigstens sieben Fuss hohes Bild von ihm in die Erde vergraben und ein blutiges Sühnopfer darüber gebracht werden. Auch könne ein Feldherr, der sich dem Tod geweiht habe und nicht umkomme, keine gottesdienstliche Handlung mehr begehen. Er soll für die Götter nicht mehr vorhanden sein.

1) Plinius (hist. nat. 30, 1) sagt, man könne das Verdienst der Römer nicht hoch genug anschlagen, welche die entsetzlichen Gebräuche unterdrückten, nach welchen man es als ein frommes Werk ansah, einen Menschen zu töten oder gar aufzuessen. Er verschweigt aber dabei, dass die Römer selbst dem Menschenopfer nie ganz entsagten, das sie ihren Untertanen verboten hatten.

2) Etwas idealisierend schreibt Plutarch (Vita Numae c. 8): „Numas Gesetze betreffend die Götterbilder gleichen ganz denen des Pythagoras; denn dieser nahm an, dass das Uranfängliche weder fühlbar noch leidensfähig sei, sondern unsichtbar, ungemischt und geistig. So verbot auch Numa den Römern, menschen- oder tierähnliche Bilder von Gott sich zu machen. Und vormals gab es auch bei ihnen weder ein Gemälde noch ein Kunstgebilde des Gottes, sondern in den ersten 170 Jahren des Staates baute man zwar Tempel und Kapellen, aber stets ohne Bild, weil es für unheilig gehalten wurde, das Höhere durch das Niedrige darzustellen, und man der Gottheit nicht anders als durch den Gedanken sich nahen könne".

3) Plutarch ebenda: „Bei den feierlichen Aufzügen gingen Herolde

gottesdienstlichen Handlungen aussprach, ist namentlich den Griechen aufgefallen, welchen die würdige Haltung des römischen Kultus Eindruck machte. So bemerkt Dionysius von Halikarnass, die ältesten Römer hätten nichts davon erzählt, dass Uranos verschnitten worden und dass Kronos, aus Furcht vor ihrer Nachstellung, seine Kinder verschlungen und Zeus die Macht des Kronos gebrochen und seinen Vater im Gefängnis des Tartaros eingeschlossen habe; auch nicht, dass die Götter kriegen, verwundet und gebunden werden oder um Lohn dienen bei den Menschen. Auch finde man bei ihnen nicht ein trauriges und klägliches Fest, wo Weiber heulen und klagen über die verschwundenen Götter, wie die Griechen es tun wegen des Raubes der Persephone und wegen des Todes des Dionysos u. dgl. Man werde auch trotz der bei ihnen eingetretenen Sittenverderbnis nicht finden jene Schautragung eines Gottes, jene korybantisch Wahnsinnigen, jene Bacchanalien und geheimen Weihungen, jene Nachtwachen der Männer und Weiber zusammen in Tempeln, noch ähnliche Gaukeleien. Vielmehr zeugten alle auf die Gottheit bezüglichen Handlungen und Reden von einer Frömmigkeit, wie sie weder bei den Hellenen noch Barbaren sich finde[1]).

Doch fehlte es in diesem römischen Kultus nicht an griechischen Elementen und Gebräuchen, und zwar schon lange ehe durch Einschleppung orientalischer Kulte auch die Unsitten der Bacchanalien u. dgl. einzudringen suchten. Zwar die eigenartigen Lectisternien scheinen altrömischen Ursprungs zu sein. Es waren das zu Ehren der Götter veranstaltete Mahlzeiten, wobei denselben Polster hingelegt wurden, auf welche ihre Attribute oder auch ihre Masken (capita) zu liegen kamen. Da wurde ihnen Speise verabreicht vom Opfer, während gleichzeitig durch die ganze Stadt Mahlzeiten stattfanden. Hingegen sind ohne Zweifel die hl. Spiele zu Ehren der Götter auf griechischen Einfluss zurückzuführen. Es gab dabei teils szenische Darstellungen, teils Zirkusübungen. Zwar sollten einzelne dieser Spiele von Numa und sogar von Romulus herrühren. Allein mehr Glauben verdient die Überlieferung, dass die Tarquinier sie einführten, wie denn auch Tarquinius Priscus den ersten grossen Zirkus (zwischen dem Palatin und Aventin) eingerichtet habe. Dort wurden sie mit grossem Pomp, verbunden mit Opfern und Opferschmäusen dem Jupiter Capitolinus gefeiert. Dem

---

durch die Stadt voraus, welche geboten zu feiern und von der Arbeit zu ruhen. Denn wie man von den Pythagoräern erzählt, dass sie nicht gestatteten nur im Vorbeigehen anzubeten und die Götter zu verehren, sondern geboten, gerade zu diesem Zweck gleich von Hause nach den Tempeln vorbereitet zu gehen, so glaubte auch Numa, dass seine Bürger nichts Göttliches nur im Vorbeigehen hören oder sehen dürften, sondern vielmehr von allen andern Dingen ruhend, das Gemüt auf die Frömmigkeit als auf den wichtigsten Gegenstand richten, indem die Strassen vom Geräusch, Geklopf und Geächze, welches sonst mit Handwerkerarbeiten verbunden ist, für die hl. Handlungen frei und reingehalten wurden."

1) Dionysius Hal. Ant. Rom. 2, 19.

Apollo wurden seit dem zweiten punischen Krieg Spiele abgehalten als dem Heilgott, der auch Sieg über die Feinde verleihe. Mit besonderem Aufwand wurde der Anbruch eines neuen seculum durch Festspiele ausgezeichnet (ludi seculares). Aber auch alljährlich waren ausser den genannten manche Spiele zu feiern. Diese wurden der volkstümlichste und beliebteste Teil des Kultus, ohne freilich eine ernstere Weihe zu bewahren.

Besonders üppig aufgewachsen und durch die ganze Geschichte hindurch mit zäher Anhänglichkeit festgehalten war in Rom die Mantik oder das Augurnwesen. Im Unterschied von dem griechischen Orakelwesen, wobei die freie Inspiration immer noch eine Stelle behielt, ist diese Mantik der Römer ganz und gar eine technische, und erinnert in dieser Hinsicht am meisten an die babylonische; ein historischer Zusammenhang mit dieser durch Vermittlung der Etrusker ist auch nicht ausgeschlossen. Bei der ängstlichen Rücksicht, welche der echte Römer bei jedem Anlass auf göttliche Winke nahm, mussten diese Orakel, so geistlos sie uns Modernen vorkommen mögen, ihm von höchster Wichtigkeit sein. J. G. Müller[1]) sagt: „Grössere Ängstlichkeit, grösseres Aufmerken auf alle möglichen Erscheinungen in der äussern Natur finden wir schwerlich, als sie uns beinahe auf jedem Blatt der römischen Geschichtschreiber begegnen; grössere Rücksicht auf Prodigien aller Art nahm wohl kein Volk als das römische. Nicht nur wurden zur Blütezeit der Republik die bedeutendsten Niederlagen ungünstigen Auspizien zugeschrieben, sondern der Glaube erhielt sich in den Gemütern des Volks, als man es schon längst unerklärlich fand, dass ein Augur dem andern begegnen könne ohne zu lachen. Bei Philippi wurden die Soldaten wegen Bienen und Raubvögeln niedergeschlagen, selbst der Freigeist Cassius war bei der Mahlzeit traurig. Fehlerhaft (vitiosi, vitio creati) waren alle Magistratspersonen, bei deren Wahl die Auspizien nicht günstig waren."

Die Augurn hatten vor allem den Flug der Vögel zu beobachten, zu welchem Ende sie am Himmel einen Bezirk abgrenzten[2]). Es kam nun darauf an, was für ein Vogel diesen Raum durchkreuzte, von welcher Seite er geflogen kam oder wie er seine Stimme erschallen liess[3]). Der bedeutsamste Vogel war der mit dem alten Faunus und besonders mit Mars verbundene Specht. Jeder Vogel war übrigens einem Gotte zugeteilt; die einen waren von guter, die andern von schlimmer Vorbedeutung. Ausserdem beachtete man selbstverständlich die auffälligen Erscheinungen am Himmel. Aber auch der Angang von wilden Tieren, wie Fuchs,

1) Über Bildung und Gebrauch des Wortes Religio (Programm 1834) S. 11.

2) Der hl. Bezirk am Himmel wie auf der Erde hiess templum. Das Verbum contemplari geht also eigentlich auf die Beobachtung des Augurn.

3) Je nachdem der Flug oder die Stimme in Betracht kam, unterschied man die Vögel als alites und oscines; doch gehörten andere zu beiden Klassen.

Schlange, besonders Wolf, wurde sorgfältig bemerkt (auspicia pedestria) und war günstig oder ungünstig, jenachdem das Tier zur rechten oder linken Seite des Weges lief. Im Feldlager achtete man bekanntlich besonders darauf, ob die Hühner fressen mochten oder nicht. Allein mit diesen bei den Römern uralten Augurien begnügte man sich nicht, sondern nahm auch von den Etruskern die Haruspizien (und die Fulguralkunde) an. Die Eingeweide der Opfertiere wurden sorgfältig untersucht und aus ihrer unberechenbaren Beschaffenheit Schlüsse auf die Geneigtheit oder Abgeneigtheit der Götter gezogen. Man denke aber auch an die Rolle, welche die ungesuchten Omina spielen. Ein zufälliges Zusammentreffen, ein Zwischenruf, ein Kindeswort konnte als göttliches Omen aufgegriffen werden. Dass von ungefähr ein Hauptmann seiner Kohorte im Hintergrund der Volksversammlung zuruft: „Hic optime manebimus!“ gib den Ausschlag bei der Beratung, ob man in Rom bleiben oder nach Veji auswandern wolle. De Wette hat diese bei den Römern so gangbare Hochschätzung der unberechenbaren Einzelheit „Fetischismus des Zufalls“ genannt. Es ist aber von Anfang an mehr als ein bloss atomistischer Fetischismus; es spricht sich vielmehr darin das Bewusstsein aus, dass die Gottheit die Natur durchwalte und sich daher in ihr offenbare. Es war somit keine fremde Eintragung, sondern nur eine philosophische Ausbildung des altrömischen Glaubens, wenn die stoische Schule diesen Wahrsageglauben durch den Hinweis auf die Sympathie rechtfertigte, welche das Weltall verbinde und auf den innern Zusammenhang [1]), der zwischen der Natur und dem menschlichen Schicksal bestehe, welches gerade die Tiere als instinktiv lebende Naturwesen ahnen oder im vorraus anzeigen könnten. Dass dem gemeinen Volke der schon ursprünglich empfundene Zusammenhang der Einzelerscheinung mit der Gottheit leicht entschwand und so ein geistloser Fetischismus übrig blieb, soll damit nicht in Abrede gestellt sein. Im übrigen ist merkwürdig, wie der Menschengeist bei dieser Gebundenheit an den Zufall seine Freiheit sich doch wieder zu wahren wusste. Ganz abgesehen davon, dass schon frühe intelligente Männer diese Orakel nur als Mittel zu ihren Zwecken gebrauchten, oder wenn jene mit diesen nicht übereinstimmen wollten, sich ohne Scheu darüber hinwegsetzten, galt es bei jenen ungesucht aufstossenden Omina als ein Recht des Frommen, dieselben anzunehmen oder abzulehnen [2]), wozu nur die nötige Geistesgegenwart gehörte, welche auch gelegentlich ein ungünstiges Omen in ein günstiges verwandeln konnte.

Bedenkt man, dass ausser all diesen Mitteln, des Willens der Götter im bestimmten Fall sich zu vergewissern, die Römer auch nicht selten das Orakel zu Delphi befragten, dass sie ferner die sibyllinischen Bücher als Buchorakel gebrauchten, aus

1) Sie betonen die cognatio, den concentus oder consensus naturae.
2) Plinius 28, 4 nennt dies ein grosses Vorrecht, das Gott den Menschen verliehen habe.

welchem Weisungen namentlich betreffend die gegen die Götter zu beobachtenden Pflichten zu holen seien, so muss man gestehen, dass dieses Volk sich wie wenige beflissen hat, den göttlichen Willen auf Schritt und Tritt zu erkunden, freilich stets in der praktischen Absicht, sich dadurch guten Erfolg bei allen Unternehmungen zu sichern.

Dass dieser Götterglaube und diese Frömmigkeitsübungen eine gewisse wohltätige Zucht auf das römische Volk, seine Lebensweise und Sitte ausübten, ist nicht zu bestreiten. Ohne die ernste Pflege des Sinnes für das heilige göttliche Recht wären die Römer nicht zum weltüberwindenden Volke erstarkt; und wenn sie auch in ihrer Politik nach innen und nach aussen keineswegs immer im Einklang mit dem allgemein menschlichen und sittlichen Gesetz handelten, welches sie hochhielten, so war doch die Autorität, welcher sie alles untertan machten, bei ihnen höher und sittlicher gefasst als bei all den Eroberervölkern, welchen sie den Rang ablieferten, und diese Autorität dankten sie ihrer Religion. Die Gebildeten der späteren Zeit, welche den volkstümlichen Glauben nicht mehr teilen, äussern sich denn auch, wie wir schon hörten, anerkennend über dessen Wirkungen. Beachtenswert ist z. B. das Zeugnis des Polybius[1]):

„Sehr vorteilhaft unterscheidet sich der römische Staat von den übrigen durch den Glauben an die Götter. Was bei andern Menschen getadelt wird, scheint mir gerade die Grundlage des römischen Staates auszumachen, nämlich der Aberglaube. Denn was darauf Bezug hat, ist so ausgebildet und in das private und öffentliche Leben so tief eingedrungen, als nur irgend möglich ist. Vielen wird dies auffällig erscheinen. Mir aber scheint es, man habe um des gemeinen Haufens willen dies so veranstaltet. Wollte man aus lauter weisen Männern einen Staat bilden, so wäre vielleicht ein solches Verfahren gar nicht nötig. Da aber jede Volksmenge leichtsinnig und voll ausschweifender Begierden ist, voll unvernünftigen Zornes und heftiger Wut, so bleibt nichts anderes übrig, als sie durch unsichtbare Schreckmittel und dergleichen Schauergeschichten im Zaume zu halten. Daher scheint es mir, dass die Alten die Vorstellungen von den Göttern und die Lehre von der Unterwelt keineswegs ohne Grund unter dem Volke verbreitet haben, und dass diejenigen weit leichtsinniger und unvernünftiger verfahren, welche sie jetzt abschaffen. Denn, um von anderem nicht zu reden, diejenigen, welche bei den Griechen öffentliche Gelder verwalten, können, auch wenn ihnen nur ein einziges Talent anvertraut wird, nicht treu sein, mögen auch zehn Aufseher, ebensoviele Siegel und doppelte Zeugen dabei sein; bei den Römern dagegen beobachten die, denen in Ämtern oder bei Gesandtschaften noch so grosse Summen anvertraut werden, ihre Pflicht bloss um des Eides willen. Bei andern Völkern ist es selten, dass man

1) Polybius, Reliquiae Hist. 6, 56.

jemanden findet der öffentliche Gelder nicht veruntreute, bei den Römern aber ist es selten, dass man Einen auf solcher Tat beträfe."

Dieser aufgeklärte Grieche, wie so manche Römer der spätern Zeit, fühlt wohl, dass die sittigende Macht, welche die Römer beherrscht, von ihrer Religion ausgeht. Dass dieselbe, bei allem damit verbundenen Aberglauben, auch Momente der göttlichen Wahrheit enthält, welche die Stimme des Gewissens wach erhält, weiss er freilich nicht. Auch von Juden und Christen, z. B. von Augustin, hört man anerkennende Zeugnisse über die römische Moral. Das Familienleben war, ehe gegen das Ende der Republik eine heillose Zerrüttung der Sitten um sich griff, ein reineres und edleres als bei den Griechen. Auf die Reinheit und Heiligkeit der Ehe[1]) wurde das grösste Gewicht gelegt. Cato, der es für etwas weit löblicheres hielt, ein guter Gatte als ein grosser Senator zu sein und selber seine Kinder mit grösster Sorgfalt erzog und unterrichtete, ist der Typus eines echten Römers. Die tugendsamen Hausfrauen und Mütter, als deren Typus jene Cornelia, die Mutter der Gracchen, gelten kann, waren weit gebildeter und den Männern geistig ebenbürtiger als die entsprechenden Frauen bei den Griechen. Der Familiengeist wurde in der heranwachsenden Jugend gleichzeitig mit dem vaterländischen grossgezogen durch den Dienst der Laren. Auch die Leibeigenen, welche ganz zum Hause gehörten als dessen familia, wurden von gütigen Herren ziemlich menschlich behandelt. Aber rechtlich waren sie doch blosse Sache, über die man nach Belieben und eigenem Interesse verfügte wie über das Vieh. Plutarch tadelt es an Cato, dass er seine Sklaven, nachdem er sich ihrer ihr Leben lang wie des Viehes bedient hatte, wenn sie alt geworden, forttreiben oder verkaufen liess, um sie nicht ohne Nutzen ernähren zu müssen. Dies war zweifellos allgemeiner Brauch. Auch mussten sie zum Teil äusserst harte Arbeit verrichten. War ein Herr ermordet worden, so befahl ein in der letzten Zeit der Republik entstandenes Gesetz, dass alle seine Sklaven getötet werden sollten, so dass oft hunderte unschuldig hingeschlachtet wurden. In der Kaiserzeit hatten die Grossgrundbesitzer eine ganze Menge von Sklaven verschiedener Rasse und Bildungsstufe, welchen auch ein mannigfaltiges Los beschieden war Ein grosser Teil derselben lebte in ganz erträglichen Verhältnissen; sehr viele erlangten auch die Freiheit und bildeten dann einen ziemlich lockern Teil der römischen Bevölkerung Daneben aber sind auch aus der üppigen Kaiserzeit die häufigen Beispiele unmenschlicher Grausamkeit bekannt, welcher sich die in dieser Hinsicht aller Verantwortung entzogenen Gebieter gegen ihre Sklaven schuldig machten. Ein harter Geist und eine echt heidnische Ge-

1) Die feierlichste Form der Eheschliessung war die confarreatio, ein uralter Brauch, wobei Pontifex Maximus und Flamen Dialis ihre Sprüche sprachen und gewisse Opfer- und Weihehandlungen vollzogen.

ringschätzung des Menschenlebens trat übrigens auch im freien, edeln römischen Hause bei der Behandlung der eigenen Kinder durch ihre Eltern hervor. Der Vater hatte unumschränkte Gewalt auch über das Leben seiner eigenen Kinder; so wurden gleich nach der Geburt viele ausgesetzt, welche schwächlich schienen oder sonst lästig waren. Der eigentliche Wert des Menschenlebens lag gerade für den edeln Römer wesentlich nur in dem, was es für den Staat bedeutete. Darin lag allerdings eine Quelle heroischer Kraft, welche diesem zu gute kam. Allein die Pflichten der Menschlichkeit und Nächstenliebe konnten dabei nicht zu voller Geltung kommen. Das strenge Recht beherrschte die gesamte Lebensanschauung, und nicht selten ging auch schon in der bessern Zeit Gewalt vor Recht. Einen Anlauf zur Proklamierung der allgemeinen Menschenliebe machten in der Kaiserzeit die stoischen Philosophen; doch behielt diese Liebe meist einen akademischen Charakter und war jedenfalls unfähig, das Volksleben zu durchdringen. Die Liebe, welche das Christentum verkündigte und zu üben eine höhere Kraft seinen Gläubigen aus allen Ständen verlieh, war für die Römer etwas ebenso Neues, wie der Glaube, aus welchem diese Liebe hervorging.

Endlich ist noch ein Wort von den Bestattungsgebräuchen zu sagen. Trat ein Todesfall ein, so wurde das Haus dadurch unrein und musste von den Erben mit einem besonderen Besen gekehrt werden. Für die Vorübergehenden wurde, damit sie sich nicht ebenfalls durch Eintritt verunreinigten, eine Kiefer oder Zypresse vor die Haustüre gestellt. Unter andern Sühn- und Reinigungsgebräuchen findet sich auch eine Getreidespende, welche die Familie der Erdgöttin, welche die Toten bei sich aufnehmen soll, darzubringen hatte. Der Tote wurde in älterer Zeit sieben, später drei Tage lang ausgestellt, dann in feierlicher pompa mit Musik und Klageweibern vor die Stadt hinaus auf den Begräbnisplatz gebracht. Das Begraben war früher allgemeine Sitte, später nur noch Ausnahme, da man von Etruskern und Griechen mit der Zeit die Verbrennung der Leichen annahm. Auch dann noch erinnerten gewisse Ausdrücke wie inhumatio oder der Wunsch „sit tibi terra levis“ an die ältere Bestattungsweise. Es wurde noch eine symbolische Beerdigung vorgenommen, indem man etwa einen einzelnen Finger begrub. Dem Geiste (lar) brachte man auf dem Grabe ein Widderopfer dar, silicernium, welches den Greisen scheint überlassen worden zu sein. Auch Wein wurde auf das Grab gesprengt und darauf Myrten, Rosen und Veilchen gepflanzt. Die Teilnehmer an der Leichenfeier wurden mit Wasser und Rauchwerk gereinigt. Am neunten Tag nach der Bestattung erfolgte noch ein Sühnopfer mit Totenschmaus (sacrificium novemdiale). Auch Leichenspiele liessen die Reichen am Grabe abhalten. Die Gladiatorenspiele nahmen hier ihren Ursprung. Menschenblut war das vornehmste Opfer für die Verstorbenen. Zuerst soll es 264 v. Chr. beim Begräbnis des D. Junius Brutus vorgekommen

sein, dass man Gefangene (vom ersten punischen Krieg) mit einander kämpfen liess. Alljährlich wurden die Opfer am Todestag wiederholt. Ausserdem gab es gemeinsame Totenfeste; besonders war ein solcher Allerseelentag der 21. Februar; auch die ihm vorangehenden Tage waren dies parentales, wo man der Toten gedachte.

Diese Bestattungsgebräuche der Römer sind wichtig, weil sie die Vorstellung erkennen lassen, die man vom Dasein nach dem Tode hegte[1]). An einem solchen Dasein zweifelte im höheren Altertum niemand, und auch als von der letzten Zeit der Republik an die Freigeister sich mehrten, welche des Menschen Fortdauer nach dem Tode schlankweg leugneten, blieb im Volke jener Glaube an ein freilich unsicher erfasstes jenseitiges Leben doch herrschend, wie die zahlreichen Grabinschriften beweisen, worin die Zurückgelassenen vom glücklichen Lose der zur Ruhe Eingegangenen oder von der bevorstehenden Vereinigung mit ihnen sprechen. Würde man nach dem Ursprung und der Begründung dieses Glaubens gefragt haben, so wäre man von den naiv Gläubigen auf die nicht seltene Erfahrung hingewiesen worden, dass Tote zu den Lebenden zurückkehrten und sich von ihnen sehen liessen[2]).

Was den Aufenthaltsort der Abgeschiedenen anlangt, so war es von massgebendem Einfluss, dass in der ältesten Zeit die Toten begraben, nicht verbrannt wurden. Da die ursprüngliche Vorstellung die war, dass man nicht bloss den Leib, sondern auch die Seele im Grabe berge[3]), so galt dieses als die Wohnung, ja (wie in Ägypten) die „ewige Wohnung" des Toten. Man grüsste den Begrabenen dort im Vorübergehen und sah diese Aufmerksamkeit als ein gutes Werk an, das man an ihm tue. Wenn an Festtagen Mahlzeiten auf dem Grabe veranstaltet wurden, so war man überzeugt, dass der Tote mit davon geniesse. Augustin klagt darüber, dass noch in der christlichen Zeit diese Schmausereien mit den Toten nicht aufhören wollten. Verständlicherweise legte man bei dieser Anschauung, wonach die Ruhe der Seele so unmittelbar an die des Leibes gebunden wäre, das grösste Gewicht auf ein Grab und rituelle Bestattung, da sonst die Seele des Abgeschiedenen nicht zur Ruhe komme[4]). Reiche sicherten sich ein geräumiges, stattliches Grab, um auch im Tode bequem zu wohnen; Ärmere bildeten in der Kaiserzeit Begräbnisvereine, um sich eine wohnliche Heimstätte zu sichern. Ebenso ängstlich war man darauf bedacht, das Grab vor Verletzung zu bewahren. Dies geschah besonders durch Inschriften, in welchen man etwa den Landmann flehentlich bat, die Stätte nicht anzutasten, oder dem künftigen

1) Cicero sagt (Tusc. 1, 12), ohne den Glauben an ein jenseitiges Leben könnte man die alten Bestattungsgebräuche und die priesterlichen Vorschriften betreffend die Gräber gar nicht erklären.

2) Cicero, Tusc. 1, 13.

3) Virgil, Än. 3, 67: animamque sepulcro condimus.

4) Vgl. z. B. Horaz, Od. 1, 28, 23 ff.

Räuber entsetzliche Drohungen zurief, der es wagen sollte, die Gruft zu erbrechen.

Diese Vorstellung vom Wohnen der Abgeschiedenen in ihren Gräbern erweiterte sich hier wie anderswo von selbst zu der, dass die Totengeister im Erdinnern einen gemeinsamen Raum bewohnten. Diese Anschauung gibt sich in einem alten, wie die Römer selbst angeben, von den Etruskern herübergenommenen Brauch zu erkennen: Bei Anlage einer neuen Stadt machte man in deren Nähe einen mundus, d. h. eine grosse Grube in Form eines umgekehrten Himmels. Das Loch in der Mitte wurde mit einem Stein verschlossen, welcher lapis manalis genannt wurde, da unten die dii manes wohnen sollten, denen man bei der Anlegung Erstlingsgaben und jeder eine Scholle seiner heimatlichen Erde hinwarf. Rings um diese Grube wurde mit der Pflugschar eine Furche gezogen, die der Stadtmauer entsprach; wurden doch dabei auch sorgfältig Tore offen gelassen. Demnach haben wir hier eine Stadt der Toten. Dreimal im Jahr (am 24. August, 5. Oktober, 8. November) wurde der Stein weggehoben. Dann galt das Totenreich als offen, und man nahm an, dass die Seelen an diesen Tagen die Gelegenheit benützen, um ihren unterirdischen Wohnsitz zu verlassen und die Ihrigen zu besuchen. Man pflegte deshalb an diesen Tagen von Geschäften zu feiern, weder Schlachten zu liefern noch Versammlungen zu halten, weder Hochzeit zu machen noch eine Seereise anzutreten. Als vornehmster Eingang in die Unterwelt galt eine Grotte am lacus Avernus, einem an der Strasse von Cumä nach Puteoli gelegenen sumpfartigen, von ungesunden Dünsten umgebenen See, wo auch der Held der Äneide seine Wanderung in jenes Reich beginnt, und selbst Hannibal, da er vorüberzog, nicht unterliess den Göttern der Unterwelt Opfer darzubringen.

Beherrscher dieses unterirdischen Reiches ist Orcus; auch Dis pater erscheint neben ihm in dieser Würde; ausserdem walten hier besonders weibliche Gottheiten, welche von der Mutter Erde abstrahiert sind: Tellus, Terra mater, Ceres. Diese Götter alle haben zugleich Bedeutung für die Agrikultur: sie sind es, die den Segen des Korns und der Früchte in der Tiefe bergen und dem Landmanne darreichen; Orcus gilt denn auch als unermesslich reich wie Pluton bei den Griechen. Allein nicht bloss Herrscher in der Unterwelt ist Orcus, sondern namentlich auch Todesgott, der sich seine Opfer unter den Lebenden sucht und sie bald in freundlicher Gestalt überrascht, bald in grauenhafter Erscheinung überfällt und zuletzt alle Menschen in das Reich der „Schweigenden" bringt. Dis pater ist dagegen mehr nur Beherrscher dieses Reiches. Er ist wohl ein romanisierter Pluton.

Schon oben[1] wurde bemerkt, dass die abgeschiedenen Seelen im allgemeinen als rein und gut angesehen wurden —

1) Siehe S. 293 f.

eben diese Eigenschaft drückt manes aus —, dass aber daneben man auch von unholden Totengeistern wusste, welche den Menschen Schaden zufügen, während jene wohlwollend und hilfreich an ihrem Leben Anteil nehmen. Auf die Annahme solcher schlimmen Spukgeister ist wohl die etruskische Anschauung von Einfluss gewesen, welche die Toten überhaupt als den Lebenden übel gesinnte und blutgierige Dämonen auffasste; allein gewiss ist diese Annahme an sich altrömisch. Zu solchen Abgeschiedenen, welche unrecht behandelt oder nicht ordentlich bestattet waren, versah man sich dessen, dass sie wiederkommen und sich rächen würden; daher man sie durch Sühnungen zu beschwichtigen suchte. Da sie die Seelen der Verstorbenen für blutgierig hielten, brachten die Etrusker ihnen sogar Menschenopfer. Diese Auffassung drang auch in Rom ein; man fürchtete sich vor den Toten, als wollten sie die Lebenden in die Unterwelt hinabziehen. Daher opferte man auch in Rom ihnen nicht bloss Veilchenkränze, Kuchen mit Wein, Bohnen (bei den Toten besonders beliebt), sondern auch Blut, selbst Menschenblut. So erbat man sich einerseits die Hilfe dieser Geister und ihre Interzession bei den Göttern, anderseits trug man ihnen die Rache auf, die man an Feinden nehmen wollte und schrieb deren Namen etwa auf Bleitafeln, die man einem Angehörigen ins Grab mitgab.

Es versteht sich, dass auch griechische Vorstellungen vom Jenseits in Rom, sogut wie bei den Etruskern, heimisch geworden sind. Man nannte die Göttin der Unterwelt Proserpina; die Totenwelt dachte man sich vom Acheron umflossen, über welchen der Fährmann Charon die Toten setze[1]); man wusste von einem Elysium und adoptierte auch den Tartarus; so kam man zu einem ungleichen Los der Verstorbenen. Aber alle diese Erwartungen hatten wenig festen Grund, so dass der Epikuräer Lucrez es wagen konnte, der Angst vor den Höllenstrafen offen den Krieg zu erklären[2]), da sie den frohen Lebensgenuss störe und seine Lehre vom Auslöschen der Seele mit dem leiblichen Tode wenigstens unter den gebildeten Lebemännern viele Anhänger fand. Da von dieser hoffnungslosen Diesseitigkeit ernstere Gemüter doch nicht befriedigt werden konnten, liehen solche freilich lieber ihr Ohr den platonischen Schilderungen vom jenseitigen Leben, welche Cicero in seinen Tusculanen und anderswo vorträgt. Besonders lehrreich ist für die damals gangbaren positiven Vorstellungen vom Jenseits der 6. Gesang der Äneide, da Virgil dieselben hier in einem Gemälde vereinigt. Da Äneas seinen Vater nochmals zu sehen wünscht, weist ihn die Sibylle von Cumä an, im Hain der stygischen Juno nahe dem lacus Avernus erst einen goldenen Zweig zu brechen. Nachdem er diesen durch

1) In den Gräbern zu Tusculum und Präneste, welche aus der Zeit der punischen Kriege stammen, fand man Gerippe, welche eine Münze als Fährgeld für ihn zwischen den Zähnen trugen.

2) Lucretius 3, 37.

besondere Führung gefunden, nimmt sie ihn nach jener dunsterfüllten Grotte mit, welche als Eingang der Unterwelt galt. Im Vorraum (vestibulum) derselben stösst er auf die Mächte des Todes, welche das Leben verkürzen: Trauer, Gewissensbisse, die bleichen Krankheiten, das traurige Alter, Furcht, Hunger, Armut, dann den Schlaf als Verwandten des Todes, den Krieg, die Zwietracht, die eiteln Träume, dazu aber die Ungeheuer der Fabel: Centauren, Titanen, Gorgonen usw. Dann kommt er an den Strom Acheron, über welchen die bekannte Fähre geht. Charon der greise, schmutzige Fährmann mit grauem Bart und flammenden Augen, wird von zahllosen Seelen bestürmt, welche möglichst rasch übergesetzt zu werden begehren. Nur diejenigen jedoch nimmt Charon in seinen Kahn auf, welche ordentlich begraben worden sind; die andern müssen 100 Jahre umherflattern, ehe sie endlich Einlass finden. Jenseits des Acheron stossen die Wanderer auf den Cerberus, den Äneas mit einem Honigkuchen einzuschläfern weiss. Zuerst hört er das Geschrei von Kindern, die im zartesten Alter gestorben, und findet unschuldig Verurteilte. Es gibt aber hier einen gerechten Richter, Minos mit seinem Kollegium, vor dessen Richterstuhl die Seelen verhört werden. Bevor er dann an den eigentlichen Ort der Verdammten und den der Seligen gelangt, kommt er zu einer eigenartigen traurigen Gegend, welche bewohnt wird von denjenigen Selbstmördern[1]), welche ohne besondere Schuld aus Lebensüberdruss Hand an ihr Leben gelegt haben und jetzt so gerne Armut und Mühsal ertragen wollten, wenn sie zum Lichte des Lebens zurückkehren könnten! Daneben liegt ein Tränenfeld, wo die Opfer leidenschaftlicher Liebe mit immer frischen Wunden umherirren, unter welchen Äneas die Dido zu trösten sucht. Zuletzt kommt ein Gefilde, wo Helden des thebanischen und trojanischen Krieges weilen, die umgekommen sind, ohne einer ehrenvollen Bestattung teilhaftig zu werden. Diese ganze Region ist also von solchen bewohnt, die keine besondern Strafen mehr verdient haben, oder deren seliger Vollendung ihr trauriges Geschick im Wege steht.

Nun teilt sich der Weg. Zur linken gehts zu dem mit dreifacher Mauer umgebenen und vom Flammenstrom Phlegethon umflossenen Tartarus, dem Reich der Verdammten, zur rechten liegt die Wohnung der Seligen. Den erstern Ort betritt Äneas nicht; er begnügt sich mit einem Blick auf den Schauplatz der höllischen Qualen, von wo man Wehegeschrei und den Lärm der Ketten und Geisseln hört, er lässt sich durch die Sibylle davon erzählen, dass hier der gestrenge Rhadamanthus seine Herrschaft führe und durch seine Qualen die Verschmitzten zum Geständnis ihrer Schuld zwinge. Hier erleiden ihre Qualen die alten Gestalten, die wir aus dem griechischen Orcus kennen: die

1) Solchen versagten die Römer ein ehrbares Begräbnis, wenigstens wenn sie sich gehängt hatten.

Titanen, Ixion, Tithyos u. a. Die Strafen sind die von dort bekannten: Steine müssen sie wälzen, Felsen schweben über ihnen, an Rädern sind sie ausgespannt, oder verschmachten angesichts üppiger Tafel, welche die Furie hütet. Aber auch die gewöhnlichen Sterblichen schmachten in dieser Hölle, wenn sie ihre Brüder feindselig behandelt oder ihre Eltern geschlagen oder den Klienten treulos geschädigt haben oder für sich allein den errafften Reichtum genossen, ohne den Ihrigen davon zu gönnen (deren gibts viele!), ferner die vom Rächer ereilten Ehebrecher, die Verräter des Vaterlandes und ähnliche Frevler am heiligen göttlichen Recht.

Rasch wendet sich Äneas von dieser grauenhaften Stätte weg und folgt nun seiner Führerin zum anmutigen, lichtvollen Orte der Seligen. Hier sieht er welche, die ihre Glieder in der Palästra üben, andere welche Reigen aufführen und den Chorgesang pflegen. Edle Helden, die für das Vaterland gekämpft haben, würdige Priester, holde Sänger setzen dort ihr bestes irdisches Leben fort am Eridanusstrome im Glanze einer helleren Sonne und herrlicherer Gestirne, als wir sie haben. — Endlich findet er seinen Vater Anchises, der aufmerksam die Seelen betrachtet, welche aus dem Strom Lethe trinken, um dann in die Welt zurückzukehren. Er erklärt seinem Sohne das Geheimnis des Lebens: Die göttliche Kraft, welche in die Körper eingeht, wird durch diese getrübt und geschwächt. Nach dem Tode findet die Reinigung statt: durch mancherlei Peinigungen werden die Seelen geläutert und kommen so ins Elysium. Dann aber nach 1000 Jahren kehren sie, nachdem sie von jenem Strom getrunken und das frühere Dasein vergessen haben, wieder ins Land der Lebendigen zurück und beginnen dort ein neues, vom frühern unabhängiges körperliches Dasein.

Es erhellt aus dieser dürftigen Skizze schon, dass wir bei dieser Wanderung durch den Orcus eine Zusammenfassung verschiedenartiger Ideen vom Jenseits bekommen, welche zur Zeit des Dichters neben einander im Volke und bei den Gebildeten vorhanden waren, ohne dass man die Widersprüche zu stark empfand. In manchen Zügen tritt die uralte Vorstellung noch zu Tage, dass das Grab eigentlich die Wohnung des Verstorbenen sei, weshalb man auf die ordentliche Bestattung das grösste Gewicht zu legen habe. Daran schliesst sich die Idee vom Zusammenwohnen der Abgeschiedenen im Orcus. Eine positivere ethische Gestalt gewinnt dieselbe dadurch, dass zwischen den Aufenthaltsort der Verdammten und der Seligen streng geschieden und ein untrügliches Gericht an der Schwelle des Jenseits angenommen wird. Recht eigentlich heterogen ist der Schluss, wo unter Anlehnung an die Pythagoräer und Platoniker ein philosophischer Pantheismus vorgetragen wird mit Ideen wie der einer Verunreinigung der göttlichen Seele durch den Leib, und der Seelenwanderung, welche den altrömischen Anschauungen gänzlich fremd

gewesen sind. Man sieht, wie der Dichter jedem Bedürfnis der Zeitgenossen etwas bieten wollte. Die alten und neuen Vorstellungen lebten in der Tat neben einander fort; aber auch der nackte Unglaube, der sich in dem Worte zusammenfasst: „Lasset uns essen und trinken; denn morgen sind wir tot" — spricht sich nicht selten auf Grabschriften der Kaiserzeit aus, während natürlich die meisten dieser Monumente der Pietät den Verstorbenen möglichst positives Fortleben zuschreiben oder wünschen. Das Christentum, welches mehr als blosse Ahnungen und Spekulationen über das Leben nach dem Tode zu bringen hatte, musste schon deshalb Vielen hoch willkommen sein.

V. Die Religion der Kelten[1]).

Mit den Gräko-Italern zeigen von den nördlichen Indogermanen die meisten sprachlichen Berührungen die Kelten, welche schon im 6. Jahrh. v. Chr. über einen grossen Teil von Westeuropa sich verbreitet hatten und vom südlichen Germanien nach Gallien, Italien, Spanien und Britannien vorgedrungen waren. In Irland bilden sie noch die Hauptbevölkerung, auch in Schottland haben sie sich zum Teil mit ihrer gälischen Sprache erhalten. Von England behaupteten sie Wales und Cornwall gegen die das Land überflutenden Angelsachsen. In Spanien mischten sie sich mit den dort vorgefundenen Iberern zur Nation der Celtiberer. In Gallien aber lieferten sie den Grundstock bei der Bildung der französischen Nation, zu welcher freilich germanische Stämme stark mitwirkten und auch römische und andere Elemente beitrugen. Am reinsten keltisch ist in Frankreich die Bretagne, bzw. die bretonisch redende Bevölkerung. In ganz Europa schätzt man die noch heute keltisch Redenden auf $3^1/_2$ Millionen.

Die Römer machten schon zu Anfang des 4. Jahrh. v. Chr. unliebsame Bekanntschaft mit dem kriegerischen Volke der Gallier[2]), wie sie es nannten. Ist doch dieses damals von Etrurien her bis nach Rom vorgedrungen und hat die Stadt eingeäschert, ohne

---

1) Siehe über deren älteste Geschichte Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde II. Joh. Casp. Zeuss, Grammatica Celtica, 2 Bde., Leipzig 1853. F. J. Mone, Celtische Forschungen zur Gesch. Mitteleuropas, Freib. 1857. Vgl. den Art.: „Keltische Sprachen" von E. Windisch bei Ersch u. Gruber, u. den Art. Celtic. Literature in der Encycl. Britannica. Seit 1870 erscheint eine Revue Celtique.

2) Nach Bell. Gall. 1, 1 ist Galli die römische, Celtae die einheimische Selbstbenennung des Volkes. Der letztere Name ist übrigens nur durch griechische und lateinische Autoren erhalten. Galli ist nur eine andere Gestalt desselben. Ein Mittelglied hat sich als Name einer kleinasiatisch-keltischen Bevölkerung erhalten: Galater.

freilich des Kapitols sich bemächtigen zu können. Späterhin begnügten sich die Römer nicht, diese unruhigen Nachbarn in der Gallia Cisalpina sich untertänig zu machen, sondern fassten auch (im 2. Jahrh. v. Chr.) in Südgallien selbst festen Fuss. Dieses zunächst machten sie zur Provinz (Provence), und endlich eroberte Jul. Cäsar vom Jahr 58 v. Chr. an das ganze Gallien. Von seiner Hand rühren auch die ausführlichsten Mitteilungen über die Lebensweise und Religion dieses Volkes, das er so übel behandelte. Was er davon in seinem Bellum Gallicum meldet, wird durch mehr vereinzelte Nachrichten und Notizen späterer römischer Autoren ergänzt, als welche zu nennen sind Valerius Maximus, Plinius, Lucanus, Ammianus Marcellin, Tacitus u. a. Einheimische Quellen literarischer Gattung sind dagegen nicht vorhanden. Zwar haben sich die Gallier zu Cäsars Zeit der griechischen Buchstaben bedient; aber gerade ihre religiösen Lieder und Lehren durften nicht niedergeschrieben werden und sind daher untergegangen. Verloren ging bekanntlich auch die auf Karls des Grossen Veranlassung von Alkuin veranstaltete Sammlung alter Gesänge. Von der einst hochberühmten welschen Barden-Poesie sind freilich in Britannien Überreste erhalten geblieben[1]). Doch hat dieselbe nach dem Fall der alten Religion unter der Herrschaft des Christentums weitergeblüht, und es ist äusserst schwierig zu entscheiden, was in solchen Liedern und in den Volkssagen als Material für die Religionsgeschichte dürfte Verwendung finden. — Von monumentalen Quellen sind manche römische Inschriften vorhanden, welche freilich die Götternamen meist in römischer Umschreibung, aber doch auch mit einheimischen Beinamen geben.

Die gallischen Götter gibt Cäsar Bell. Gall. 6, 17 folgendermassen an: „Als Gott verehren sie am meisten den Mercur; ihn stellen die meisten Bildnisse dar, ihn halten sie für den Erfinder aller Künste, ihn für den Führer auf Strassen und Reisen, von ihm glauben sie, dass er über Gelderwerb und Handel die grösste Gewalt besitze. Nach ihm dienen sie dem Apollo und Mars, Jupiter und der Minerva. Von diesen haben sie ungefähr dieselbe Vorstellung wie die übrigen Völker: Apollo halte die Krankheiten fern, Minerva lehre Arbeiten und Kunstwerke verfertigen, Jupiter führe das Regiment über die Himmlischen, Mars führe Krieg.“ Auch nennt er (6, 18) Dispater[2]) als den Gott, von dem alle Gallier ihre Abstammung herleiteten und meint, die Kelten zählten deshalb nach Nächten, nicht nach Tagen, da ja Dis der Gott der Unterwelt und der Nacht ist. Leider hat er diese Gottheiten nur in römischer Umschreibung angegeben und es lässt sich nicht mit Sicherheit sagen, welchen einheimischen Benennungen sie entsprechen. Als besonders angesehene keltische

1) Dieselben sind gesammelt besonders in dem Werke Myvyrian Archaeology of Wales, von E. Williams, O. Jones und W. Owen.

2) Der römische Dispater ist der Gott der Unterwelt, von dem S. 308 die Rede war.

Götter werden anderswo genannt: Teutat, Esus (Aes), Taran[1]). Den letztern, der an den germanischen Tonar erinnert, und dem wie diesem die Eichen heilig sind, wie er denn auch den Hammer führt, dürfte Cäsar mit Jupiter gemeint haben; Teutat mag dann dem Mercur, Esus dem Mars entsprechen. Apollo heisst keltisch Balen oder Beal. Eine Göttin Belesamis oder Belisana könnte jene Minerva sein. Doch begegnen in den Inschriften noch eine Menge Götternamen, welche wohl grösstenteils nur lokale Abarten der Hauptgötter waren. Dahin gehört Grannus im Elsass und am Rhein, woher Aachen = Aquae Granni, Leherennus und Albiorix im südlichen Frankreich, Mercurius Dumias und Arvernus, eine Göttin Rosmerta, eine Dea Abnoba vom Schwarzwald und viele andere. Auch die in vielen Inschriften gefeierten deae Matres oder Matronae sind ohne Zweifel keltischen Ursprungs. Ihre Inschriften sind zahlreich in Gallien, Germanien, Britannien, Italien und Spanien. Nicht selten sind diese „Mütter" auch abgebildet, fast immer zu dreien, und zwar mit Fruchtkörben und Füllhörnern, was auf Fruchtbarkeit und Wohlstand schenkende Wesen deutet. Sie führen regelmässig einen näher charakterisierenden Beinamen; solcher Beinamen gibt eine lange Liste Roschers Lexikon, welches überhaupt zu vergleichen S. 2463 ff.

Von ihren Göttern machten die Gallier nach Cäsar (6, 16) Bilder, zum Teil von ungeheurer Grösse. Einen grausigen Charakter verlieh diesem Kultus die Häufigkeit der Menschenopfer, welche besonders den Göttern Teutat, Esus, Taran dargebracht wurden. Man schlachtete die Opfer und verbrannte sie nachher oder liess sie lebendig, nachdem man sie an die Götterbilder gebunden, von der Flamme verzehrt werden[2]). Die Grausamkeit dieses Brauchs haben die Römer gerne hervorgehoben. Cäsar sieht darin einen Beweis der Hingabe des Volkes an seine Götter, dass es vor diesen Opfern nicht zurückschrecke. Die keltischen Völker haben in der Tat einen Zug zur Bigotterie und zum Fanatismus. Man wollte durch Hingabe menschlichen Lebens die Gottheit versöhnen und auf diese Weise schwere Krankheiten abwenden oder sich das Kriegsglück sichern. Am liebsten nehmen die Götter Verbrecher auf diese Weise in Empfang, z. B. Diebe. Sind aber keine solchen vorhanden, so lassen sie sich auch das Blut Unschuldiger gefallen[3]). Dem Kriegsgott, welchem Gefangene geopfert wurden, weihte man auch die erbeuteten Gegenstände, indem man sie auf einen Haufen zusammenwarf. Nicht leicht wagte es jemand, einen solchen künstlichen Hügel zu berauben, da ihm sonst ein qualvoller Tod drohte[4]).

---

1) So sind Teutates, Hesus, Taran genannt bei Lucan. Phars 1, 445 f.:
Teutates horrensque feris altaribus Hesus
Et Taranis Scythicae non mitior ara Dianae.
2) Bell. Gall. 6, 16.
3) Siehe ebenda.
4) Ebenda 6, 17.

Die priesterlichen Funktionen bei öffentlichen und privaten Opfern lagen den Druiden[1]) ob, einem hochangesehenen, vom Kriegsdienst und den Steuern befreiten Stand. Druiden und Ritter nennt Cäsar als die beiden herrschenden Stände der Gallier, welchen das übrige Volk untertänig sei. Eine erbliche Kaste bildeten die Druiden immerhin nicht, sondern rekrutierten sich durch Unterricht aus dem Volke. Als die Träger der Bildung verfügten sie über ausgebreitete Kenntnisse, und viele Jünglinge liessen sich von ihnen belehren. Die Lehrzeit dauert bei solchen, die selber Druiden werden wollten, oft 20 Jahre lang. Ihre Weisheit brachten die Druiden ihren Adepten in Versen bei, welche im Gedächtnisse haften mussten, da das Aufschreiben dieser Dinge verboten war. Als die Kenner des göttlichen Rechts waren die Druiden überall Richter, wo Rechtsfragen oder Streitigkeiten entstanden. Ob es sich um ein Verbrechen, eine Mordtat etwa, oder um Erbschaftshändel oder um Grenzstreitigkeiten handelte, sie hatten stets zu entscheiden, Lob und Strafe zu diktieren. Wer sich ihrem Spruch nicht fügte, wurde von den Opferhandlungen ausgeschlossen, und dieser Bann galt als eine der schlimmsten Strafen; denn die damit Belegten waren rechtlos und vom Umgang ausgeschlossen. Über sich hatten die Druiden einen Oberpriester; starb dieser, so entschied, falls mehrere ebenbürtige Kandidaten für diese Würde vorhanden waren, die Wahl der Druiden über seinen Nachfolger, zuweilen aber auch die Waffengewalt. Als Mittelpunkt des Landes, wohin viele Druiden alljährlich zusammenkamen, galt die Gegend der Carnuten am Liger (Loire). Dort wurden ernstere Zwistigkeiten durch ihr Urteil beigelegt.

Selbstverständlich waren die Druiden der Zauberei mächtig. Dazu dienten ihnen gewisse Kräuter. Plinius beschreibt einen Brauch, wonach sie weissgekleidet im Mondlicht mit goldener Sichel die Mistelpflanze von einer Eiche weghieben und in ein Tuch warfen. Ihre Zauberei vertrat namentlich die Stelle der Medizin. Aber ihre Weisheit, die sie aus Britannien erhalten zu haben vorgaben, war vielseitig. Besonderes Gewicht legten sie auf ihre Lehre von der Unsterblichkeit der Seele. Sie lehrten nämlich eine Art Seelenwanderung[2]), und wie lebendig der Glaube an das jenseitige Leben im Volke war, erhellt daraus, dass die Gallier den Tod ausserordentlich gering achteten. Dies machte sie in der Schlacht äusserst tapfer, verleitete sie aber auch leicht zum Selbstmord[3]). Bezeichnend ist, was Diodor (5, 38) und Valerius

1) Bell. Gall. 6, 13 f.

2) Bell. Gall. 6, 14: In primis hoc volunt persuadere, non interire animas, sed ab aliis post mortem transire ad alios; atque hoc maxime ad virtutem excitari putant metu mortis neglecto.

3) Silius Italicus beschreibt den leidenschaftlichen Hang zum Selbstmord mit den Versen:

Prodiga gens animae et properare facillima mortem;
Namque ubi transcendit florentes viribus annos,

Maximus (2, 6) berichten: dass sie einander unbedenklich Geld liehen auf das blosse Versprechen, es im Jenseits zurückzuerstatten. Damit wird auch die Kosmologie zusammengehangen haben, welche die Druiden nach dem Zeugnis Cäsars[1]) lehrten. Von dieser Lehre findet man noch Spuren in den Liedern der Wälischen Barden, indem bei ihnen unter christlicher Hülle altheidnische Glaubenselemente fortbestehen. So rühmte sich der bekannte Barde Taliesin (6. Jahrh.), seine Seele habe schon viele Wandelungen durchgemacht, er sei einmal Lachs, Hund, Hirsch, dann ein Spaten, eine Axt, ein Hahn, ein Hengst, dann ein Bock gewesen, endlich ein Korn, das von einer Henne verschluckt worden sei, bis er endlich wieder als Mensch geboren wurde Man hat aus solchen Quellen die Druidenlehre zu rekonstruieren versucht; allein dies ist bei dem Charakter der Quellen ein missliches Unternehmen.

Die Römer haben sich anfangs nicht ungern des Einflusses der Druiden bedient, um die Macht der Ritter zu brechen. Nach der Unterwerfung des Landes aber war ihnen die Macht dieser Priester unbequem und sie verboten deren Kultus, dessen blutigen Charakter Rom hier so wenig als in andern Provinzen ähnliche Missbräuche dulden wollte. Tiberius und Claudius haben das Druidentum unterdrückt.

VI. Die Religion der Germanen[2]).

1. Die alte Religion Germaniens.

Einleitung.

Zwischen den Kelten und Slaven wohnten schon in den letzten Jahrhunderten der römischen Republik[3]) die Germanen, ein

---

Impatiens aevi, spernit novisse senectam,
Et fati modus in dextra est.

1) Multa praeterea de sideribus atque eorum motu, de mundi ac terrarum magnitudine, de rerum natura, de deorum immortalium vi ac potestate disputant et juventuti tradunt.

2) Jacob Grimm, Deutsche Mythologie, 2 Bde., 1. Aufl. 1835; 3. Aufl 1854; 4. Aufl. in 3 Bdn. hsg. von E. H. Meyer 1875—78. K. Simrock, Handbuch der deutschen Mythologie mit Einschluss der nordischen, Bonn 1855; 6. Aufl. 1887 erschienen. Wilhelm Mannhardt, Wald- und Feldkulte, 2 Teile, Berlin 1875—77. Sophus Bugge, Studien über die Entstehung der nordischen Götter- und Heldensage, übersetzt von Oskar Brenner, München 1889. E. H. Meyer, Germanische Mythologie, Berlin 1891. Wilhem Golther, Handbuch der germanischen Mythologie, Leipzig 1895. Vgl. auch E. Mogk, Grundriss der germanischen Philologie, I, 982—1138 (Mythologie). H. Usener, Götternamen, Bonn 1896. Viele Monographien behandeln einzelne Gebiete der Volksbräuche und -sagen.

3) Zuerst hörten die Römer um 350 v. Chr. von den Germanen durch einen an die Küsten der Nord- und Ostsee gereisten Kaufmann aus Massilia, Namens Pytheas.

vielverzweigter, mit beiden verwandter Stamm, welcher dem romanischen die Herrschaft streitig machen und an seiner Stelle die führende Rolle in der Geschichte übernehmen sollte. Die älteste Kunde von Land und Leuten verdankt man eben den Römern, welche den nordischen Barbaren ihr Joch aufzulegen bedeutende Anstrengungen machten, schliesslich aber vor dem Ansturm dieser naturwüchsigen Völker nicht einmal ihr eigenes Land zu bewahren vermochten. Als Julius Cäsar dank römischer Kriegstüchigkeit und eigenem Feldherrngenie das ganze den Römern noch nicht untertänige Gallien (im Jahr 58 v. Chr.) mit verhältnismässig leichter Mühe niederwarf, hörte er dort bereits viel von den Germanen als den gefürchteten östlichen Nachbarn der Gallier reden. Ja er stiess dort schon mit einem gefährlichen germanischen Eindringling, dem Suevenfürsten Ariovist, zusammen und schlug ihn bei Vesontio (Besançon). Auch sah sich Cäsar in den folgenden Jahren mehrmals (55 und 53) veranlasst, auf kurze Zeit über den Rhein zu setzen, um den Germanen Respekt einzuflössen. In seiner Beschreibung des Krieges finden sich manche Mitteilungen über die germanischen Völkerschaften, von denen er aber nur einen kleinen Teil wirklich kennen lernte. In nähere Berührung kam man mit einer grösseren Menge derselben, als Drusus das Land zwischen Rhein und Elbe unterwarf (im J. 12—9 v. Chr.), welches Werk Tiberius (8 und 7 v. Chr.) vollendete, freilich nur für kurze Zeit. Denn im Jahr 9 n. Chr. erlitten die Römer die erste entscheidende Niederlage im Teutoburgerwald, und selbst die ruhmvollen Züge des Germanicus (14—16 n. Chr.) konnten zu keiner dauernden Römerherrschaft nördlich von der Donau führen. Wie bedeutend der Eindruck war, den das ungeschlachte Volk der Germanen auf scharfblickende Römer machte, zeigt die Schrift des Tacitus[1]) vom Jahr 98 n. Chr., der ihnen ein besonderes Interesse entgegenbringt und ihre Sitten in mancher Hinsicht den Römern als Vorbild hinstellt.

Tacitus kennt und nennt eine grosse Zahl von Völkerschaften, in welche die Germanen zu seiner Zeit zerfielen. Dieselben lebten in ruhigen Zeiten wohl jede für sich und kamen nur zu gewissen religiösen Festen mit andern zusammen. Für Kriege und Wanderzüge vereinigten sich die nächstverwandten oder benachbarten zu einer grössern Bundesgenossenschaft. Die Germanen hatten aber das Bewusstsein, alle von Einem Stamm zu sein und feierten in alten Heldenliedern ihren gemeinsamen Stammvater Tuisco oder Tuisto. Auch lebte unter ihnen die Überlieferung, dass alle Germanen eigentlich zu drei Hauptstämmen gehörten, welche von einem mythischen Mannus, der Tuiscos Sohn genannt wird, sich herleiteten. Tacitus[2]) nennt als solche Gruppen die Ingävonen oder Ingwäonen, welche an der Nord- und Ostsee wohnten, die

1) De origine, situ, moribus ac populis Germanorum, gewöhnlich zitiert: Germania.

2) Germ. 2.

Herminonen, welche sich über Mitteldeutschland verbreitet hatten, und die Istävonen oder Istwäonen, zu welchen die übrigen gehörten. Doch deutet er an, dass auch andere Gruppierungen Geltung hätten. Diese Gruppen hatten auch ihre zentralen Heiligtümer, bei welchen sich ihre zugehörigen Völkerschaften trafen, so eine Anzahl Stämme der Ingävonen das Nerthusheiligtum an der See[1]), die Sueven den Semnonenhain[2]) usf. Durch die Völkerwanderung wurden die vielen Einzelvölklein und Hauptstämme stark durcheinandergeworfen und es tauchen neue Namen auf, welche grössere nationale Komplexe bezeichnen, wie Franken, Sachsen, Allamannen usw. Ein nördlicher Stamm hatte schon zu des Tacitus Zeit den Süden von Skandinavien eingenommen; er nennt unter den nordischen Germanen die Suionen (Schweden). Der germanische Volksschlag war ein edler, den Römern fiel der mächtige Gliederbau auf, die weisse Haut, das blonde Haar, die blauen Augen.

Was die Kultur dieser Völker anlangt, so befanden sich die meisten derselben bis zur Völkerwanderung auf der niedrigen Stufe halbnomadischen Lebens. Zwar war bereits der Pflug im Gebrauch, aber das Land war noch wenig angebaut. Die weiten Wälder gewährten um so reichlichere Jagdbeute. Die Germanen kamen den fein gebildeten Römern roh, ungeschliffen und grausam vor. Aber Tacitus erkennt ihre Geradheit an und bewundert ihren Rechtssinn wie ihre Freiheitsliebe. Er schildert sie als dem Trunk und Schlaf ergeben, arbeitsscheu, da sie die Arbeit für etwas schimpfliches halten. Aber er weiss nicht genug ihre Treue im Ehebund und Keuschheit zu rühmen. Er sagt[3]): „Die Ehen werden dort streng gehalten, und keinen Teil der Sitten mag man mehr preisen. Denn fast als die einzigen unter den Barbaren begnügen sie sich mit Einem Weibe, wenige ausgenommen, welche nicht aus Wollust, sondern wegen ihres hohen Standes für mehrere Vermählungen begehrt werden.“ Die Mitgift, welche nicht das Weib dem Manne, sondern der Mann dem Weibe gebe, bestehe nicht aus Gaben zu weiblicher Ergötzung, sondern aus Stieren, einem gezäumten Ross, einem Schild mit Frame (der eigentlichen Nationalwaffe) und Schwert, wodurch dem Weibe der Ernst des Lebens nahe gelegt werde, das ein beständiger Kampf sei. „So leben sie (die Weiber) mit Scham umgürtet, durch keine Lockerungen der Schauspiele, durch keine Reizungen der Gastmähler, verderbt[4])“ Ehebruch sei selten und werde nie verziehen, sondern alsbald exemplarisch bestraft. „Denn niemand lacht dort über das Laster, noch wird Verführen und sich verführen lassen der Geist des Jahrhunderts genannt.“ Noch besser stehe es bei solchen Stämmen, wo überhaupt nur die Jungfrauen einmal heiraten dürfen.

1) Tac. Germ. 40.
2) Germ. 39.
3) Germ. 18.
4) Germ. 19.

„Die Zahl der Kinder zu beschränken oder irgend eines der Nachgeborenen zu töten wird für eine Schandtat gehalten, und mehr gelten dort gute Sitten als anderswo gute Gesetze." Dem entspricht denn auch eine höhere Achtung vor der Frau, als sie bei Völkern dieser Bildungsstufe gewöhnlich ist. Tacitus hebt dieselbe K. 8 hervor, wo er erzählt, dass in der Schlacht die Männer durch die Rücksicht auf ihre Frauen zur grössten Tapferkeit entflammt werden, sowie dass Jungfrauen als besonders wirksame Geiseln gelten. „Ja sogar eine gewisse Heiligkeit und Voraussicht wohnt den Frauen bei, und man verschmäht weder ihren Rat, noch lässt man ihre Aussprüche unbeachtet." Hat auch der römische Geschichtsschreiber nicht ohne Absicht idealisiert, so ist doch kein Zweifel, dass ihm wirklich in dieser Hinsicht eine sittliche Überlegenheit des Barbarenvolkes auffiel. Auch vergisst er ja nicht, die Schattenseiten anzudeuten, wie Trunksucht, Schmutz, Trägheit und besonders Uneinigkeit. Die Wildheit des Volkes ist z. B. aus K. 31 ersichtlich, wo er von den Chatten (den spätern Hessen) erzählt, dass sie, wenn erwachsen, Haupt- und Barthaar nicht scheren und als schimpfliches Zeichen der Knechtschaft einen eisernen Ring tragen, bis sie einen Feind erschlagen haben.

Da die Schrift bei den Germanen dieser Zeit nicht im Gebrauche war[1]), sind nationale literarische Quellen für die ältere Religionsgeschichte nicht vorhanden. Von römischen Autoren, welche über die Religion der Germanen Nachrichten geben, sind ausser Cäsar[2]) und Tacitus[3]) auch etwa Appian, Strabo, Plinius, Sueton, Ammianus Marcellin zu nennen. Ausserdem kommt Prokop von Cäsarea (Mitte des 6. Jahrh.), der Historiograph des Gotenkrieges, in Betracht, und was bei ostgotischen Autoren gelegentlich darüber verlautet, unter welchen Jordanes (Jornandes) besonders zu nennen, während Cassiodors Geschichte der Goten verloren ist. Allein die Ausbeute ist hier sehr gering, da gerade die zuerst ins römische Reich eingedrungenen Germanen sich rasch dem Christentum zugewandt und das Interesse an ihrer alten Religion verloren haben. Christliche Missionare und Kleriker aber geben meist nur in polemischem Zusammenhang Kunde vom heidnischen Aberglauben, oder sie erwähnen in geschichtlichen Werken nur einiges wenige aus der Religion der alten Deutschen. Letzteres gilt von Beda Venerabilis[4]), Paulus Diakonus[5]), Widukind von Korvey[6]) und Adam von Bremen[7]). Aus-

1) Tac. Germ. 19.
2) Bellum Gall. 6, 21.
3) Ausser in der Germania auch in den Annalen (1, 51; 2, 12; 13, 55. 57) und Hist. 4, 14. 22. 61. 65. 73; 5, 22 ff.
4) Historia Ecclesiastica gentis Anglorum (erste Hälfte des 8. Jahrhunderts).
5) Historia Langobardorum (Ende des 9. Jahrh.).
6) Res gestae Saxonicae (zweite Hälfte des 10. Jahrh.).
7) Gesta pontificum Hamaburgensium (zweite Hälfte des 11. Jahrh.).

führlicheres berichtet allerdings Saxo Grammaticus[1]), welcher die heidnischen Überlieferungen mit Fleiss gesammelt hat, aber eben nur für Dänemark, während es an einem analogen Werk für Deutschland gebricht. Als Biographen von Missionaren verdienen Erwähnung Jonas von Bobbio, der Biograph Columbans und Alkuin (starb 804) als Verfasser der Vita sancti Wilibrordi. Auch für unsere Kenntnis der germanischen Mythologie ist zu beklagen, dass die Sammlung alter Heldenlieder, die Karl der Grosse veranstaltet hat, verloren gegangen ist. Reich ist zwar die erhaltene germanische Heldensage, und wenn sie auch in christlicher Gestalt vorliegt, enthält sie zweifellos noch Mythisches aus der Heidenzeit; so die Beowulf-Sage der Angelsachsen in England, die ostgotische Sage von Dietrich (Theodorich), die Nibelungensage vom Rhein, die Gudrunsage aus dem Norden u. a. Allein historisches, mythisches und rein poetisches zu scheiden, ist hier unmöglich. Ebenso sind noch lebende Volkssagen und Märchen zwar nicht zu verachten, aber mit grosser Vorsicht zu gebrauchen, da ihr Alter schwer festzustellen ist. Von handschriftlichen Überbleibseln aus der heidnischen Ära sind bloss die Merseburger Zaubersprüche (10. Jahrh.) zu nennen, von denen der eine zur Heilung lahmer Pferde gut sein sollte. Auch im christlichen Wessobrunnergebet (8. Jahrh.), im Heliand und ähnlichen christlichen Schriftwerken sind noch heidnisch-mythische Züge zu finden. Die Namen der Wochentage und viele geographische Benennungen können als Zeugnisse und Wegweiser dienen. Die monumentalen Quellen fehlen fast ganz. Wohl gibt es zahlreiche von heidnischen Germanen gesetzte Votivsteine mit lateinischen Inschriften. Solche finden sich sowohl in den germanischen Provinzen als in Rom selbst, wo Germanen im Heere dienten, wie die equites singulares unter Trajan. Allein in diesen Inschriften sind die deutschen Götter mit römischen Namen wiedergegeben und diese höchstens etwa mit einem Beinamen versehen, der auf den Ursprung hinweist, wie bei dem rätselhaften Mars Thingsus oder Hercules Magusanus usw., so dass auch hier mehr Rätsel als Auskunft zu holen sind. — Ist sonach das Material, aus welchem die deutsch-germanische Religionsgeschichte aufzubauen wäre, ein äusserst dürftiges und unzureichendes, so verhält sichs freilich mit der nordisch-germanischen anders. Die dort reichlich fliessenden Quellen dürfen aber, da sie jedenfalls ein späteres Stadium der Entwicklung bieten, nicht ohne weiteres zur Ergänzung der altdeutschen Mythologie verwendet werden.

a) Götter und Geister der alten Germanen.

Unter den Göttern der alten Germanen nahm in der frühesten Zeit die herrschende Stellung ein Zio, Tius, Tiwas, welcher merkwürdigerweise lautlich und innerlich verwandt ist mit sanskr.

1) Historia Danica (zweite Hälfte des 12. Jahrh.).

djaus, griech. Zeus und all den damit zusammenhängenden Formen. In der nordischen Mythologie heisst er Tyr, ist dort aber zurückgetreten und erscheint untergeordnet als Sohn Odins, einhändiger Ase, Kriegsgott. Seiner ursprünglichen und wesentlichen Bedeutung nach ist auch dieser germanische Tius Himmelsgott. Der Name geht nach allem Anschein ursprünglich auf den lichten Himmel und deshalb auf das höchste Wesen, welches alle indogermanischen Völker wie so viele andere mit dem Himmel zusammenschauten. Der Gott stammt aus dem Gemeinbesitz der Indogermanen und war ohne Zweifel ursprünglich der allgemeine Hauptgott der germanischen Stämme, dessen Kultus sich denn auch noch bei den Sueven und Friesen wie den Franken und andern Stämmen nachweisen lässt. Hiess doch der gefeierte gemeinsame Stammvater Tuisco[1]) und wurde damit als Sohn des höchsten Gottes Tius bezeichnet. Die Schwaben nannten sich geradezu Cyuvari = Ziuvari, d. h. Diener des Ziu. Da aber für diese Germanen Kampf und Krieg die wichtigste Angelegenheit im Leben war, ist begreiflich, dass sie diese insonderheit in die Hände des obersten Gottes legten. Dieser ist daher Kriegsgott und hat deshalb die Römer an Mars (Ares) erinnert, wie umgekehrt die Germanen in diesem Gott ihren Tius zu erkennen glaubten, weshalb sie z. B. den dritten, dem Mars geweihten Wochentag jenem zueigneten: Dienstag; vgl. schweizerdeutsch Ziestig, engl. Tuesday. Dass diesem Kriegsgotte auch Gefangene geopfert wurden, ist mehrfach bezeugt[2]). Diese Gottheit hat aber bei verschiedenen Stämmen verschiedene Namen angenommen; ein solcher ist Er; so heisst bei den Bayern der Dienstag heute noch Ertag. Ebenso ist Saxnôt (= „Schwerthalter“) ein Name für denselben Gott. Daher steht dieser in der altsächsischen Abschwörungsformel (vom Jahr 772) neben Thunar und Wodan; denn sehr oft wird Tiu (Mars) mit Wuotan (Mercur) und Tonar (Jupiter) zusammengenannt. — Vielleicht ist auch Fosite, der lokale Hauptgott der Friesen, der ein von ihnen sehr hochgehaltenes Heiligtum auf Helgoland hatte, eine Besonderung des Himmelsgottes, Tius. Endlich ist auch Irmin, welchem die Irminsäule geweiht war, nach Widukinds Zeugnis s. v. a. Mars, demnach eine in der betreffenden Gegend gangbare Benennung des Tius. Es lässt sich aber nicht verkennen, dass Tius oder Zios Verehrung schon in der ersten Zeit der christlichen Ära in Abnahme begriffen war und er namentlich dem Wodan, der eigentlich sein Doppelgänger ist, mehr und mehr weichen musste.

Wuotan Wodan, nordisch Odin. Der Name stammt wohl von dem althochd. Verbum watan, woher wuot, und deutet auf heftige Erregung. Das Naturelement des Gottes scheint die bewegte Luft, der Wind zu sein. Am besten denkt man aber an den bewegten Himmel. Denn Wuotan ist z. B. in der von Paulus

1) Tacitus, Germ. 2.
2) J. Grimm, Mythol.[3] 38 f.

Diakonus mitgeteilten Langobardensage[1]) deutlich der im Himmel wohnende Gott. Er wird im Volksglauben auf einem mit Rossen bespannten Wagen einherfahrend oder auf seinem Pferde reitend gedacht. Hinter ihm folgt das wütende Heer, bestehend aus Geistern, die nicht zur Ruhe gekommen oder gewaltsamen Tod erlitten haben. Sehr häufig ist er als Mercur neben Mars (= Tius) genannt. Sein Ansehen ist nach dem Zeugnis des Paulus Diakonus bei allen Germanen ein sehr hohes gewesen. Aber es lässt sich deutlich erkennen, dass er ursprünglich der Hauptgott gewisser Stämme war, namentlich der Istävonen und spätern Franken, aber auch der Chatten des Tacitus, der Langobarden und Angelsachsen. Nach Süddeutschland kam er weniger[2]). In Skandinavien drang er erst mit der Zeit ein, wurde dann aber dort zum obersten Gott. Die eben genannten Stämme riefen ihn namentlich als Sieg verleihenden Kriegsgott an, und auch insofern ist er dem Tius verwandt. Der im Sturm daherfahrende Gott lässt aber auch das Korn wachsen, weshalb ihm bei der Ernte gehuldigt wird. Bis in die Neuzeit hat sich in Niederdeutschland die Sitte erhalten, einen Büschel Kornes auf dem Felde stehen zu lassen „dem Woden für sein Pferd". Überhaupt verleiht er gute Gaben und erfüllt den Menschen ihre Wünsche. Aber auch die geheime Weisheit, durch welche Wodans Absenker Odin glänzt, scheint dem Gotte schon eigen gewesen zu sein. Denn aus der Verwandtschaft mit dem Winde oder der Beziehung zu den Toten allein würde sich schwerlich erklären, warum die Römer diesen hohen germanischen Gott mit ihrem untergeordneten und friedlichen Mercur vereinerleiten, was auch von den Germanen angenommen wurde, wie der englische Wednesday = Mercurstag (franz. Mercredi) beweist. Ihre besondere Verehrung bewiesen nach Tacitus[3]) die Germanen diesem Mercur damit, dass sie ihm sogar regelmässig Menschenopfer darbrachten, während Hercules (Donar) und Mars (Tius) sich (wenigstens für gewöhnlich) mit unschuldigeren Gaben begnügen mussten.

Noch sei erwähnt, dass man neuerdings den Sturmgeist Wode vom geistigen, erhabenen Gotte Wodan zu unterscheiden versucht hat: Wodan sei der in einem spätern Stadium vergötterte und vergeistigte Wode[4]). Allein diese Unterscheidung ist schon sprachlich unwahrscheinlich, da Wode schwerlich etwas anderes ist als späte und volkstümliche Verstümmelung von Wodan. Auch sachlich ist in der uns bekannten Zeit eine solche Erhebung eines Gespenstes zum Gotte nicht denkbar, da der Gott schon dem Tacitus als der geehrteste von allen entgegentrat. Viel mehr empfiehlt sich die Annahme, dass von dem allgemeinen Himmelsgott sich eine spe-

1) Paulus Diak., De gestis Langobard. 1, 7. 8.

2) Nach ihm heissen verschiedene Berge und Ortschaften, Wodensberg, Godesberg am Rhein, in Hessen und Lothringen (Vaudemont), aber selbst bei den Allamannen der Bodensee.

3) Germ. 9.

4) Golther, German. Myth. 292 ff.

zielle Manifestation desselben abgelöst hat, wovon wir sogleich ein zweites Beispiel finden werden.

Donar, altsächs. Thunar, angelsächs. Thunor (vergl. auch den keltischen Taran), nordisch Thorr (aus Thonarr), Thor, ist deutlich der Gott des Donners, Ungewitters, daher mit dem römischen Jupiter (tonans), aber wegen seiner gewaltigen Kraft in den ältesten Umschreibungen mit Hercules [1]) identifiziert. Als Donnergott ist er besonders zürnend und kämpft in der nordischen Mythologie unermüdlich mit den Riesen. Den Menschen ist Donar aber auch väterlich gesinnt wie Wodan und wie dieser Gott des Landbaues. Auch wacht er über den Verträgen und dem heiligen Recht. Man dachte sich Donar mit langem, rotem Bart. Im Gewitter schiesst er Pfeile und schleudert Steine, Donnersteine, auch Hämmer genannt; der Hammer, seine furchtbare Waffe, ist nach Art der germanischen Wurfaxt gedacht. Mit den beiden vorher genannten Göttern steht er oft in einer Trias beisammen und war allen Germanen bekannt, besonders aber den nördlichen, in Norwegen sogar der eigentliche Haupt- und Landesgott. Heilig waren ihm die Eichen, besonders gewisse riesige Prachtexemplare. Eine solche Donarseiche hat der hl. Bonifazius um 725 mit eigener Hand gefällt, um eine christliche Kapelle daraus zu bauen. Die allgemeine Verehrung des Gottes bezeugt auch die Umsetzung des Jupitertages (franz. Jeudi) in Donarstag; vgl. engl. Thursday, ebenso manche Ortsnamen Donarsberg (in Pfalz, Hessen, Schwaben) usf.

Cäsar [2]) sagt von den Germanen, sie hätten nur Sonne, Mond und Vulkan (Feuer) als Götter verehrt. Allein gerade diese Verehrung lässt sich aus Germanien nicht belegen, wiewohl jene gewiss als göttliche Wesen angesehen wurden, wofür schon die Namen der ersten Wochentage sprechen. Tacitus [3]) erwähnt ein Zwillingspaar von Göttern, die er Alcis nennt und mit Castor und Pollux identifiziert. Dass es einen dem nordischen Baldr entsprechenden germanischen Lichtgott Paltar (nach J. Grimm) gab, dafür sprechen gewisse Eigennamen, und der zweite Merseburger Spruch redet geradezu von „Balders Füllen", nennt übrigens denselben Gott auch Phol (= Apollo?). Doch ist der Nachweis nicht einwandfrei. Und der Sonnengott Freyr, welcher vor Odin Schwedens Hauptgott war, scheint nur bei den nördlichen Stämmen bekannt gewesen zu sein. Dagegen tritt stärker hervor eine Göttin Frea, die Wodans Gattin genannt und ursprünglich mit der nordischen Frigg und Freyja identisch sein wird. Sie ist vermutlich als Gattin des Himmelsgottes ursprünglich die Erde, jedenfalls aber Göttin der Liebe

1) Die öfter begegnende Weihinschrift Herculi Magusano scheint den vielvermögenden (magusô von magan, vermögen, kräftig sein) H., d. h. Donar zu bezeichnen.

2) Bell. Gall. 6, 21: Deorum numero eos solos ducunt, quos cernunt et quorum aperte opibus juvantur, Solem et Vulcanum et Lunam, reliquos ne fama quidem acceperunt.

3) Germ. 43.

und Fruchtbarkeit. Nach ihr heisst der sechste Wochentag Freitag.

Tacitus[1]) nennt eine Göttin Nerthus, welche von einer Anzahl nach der See hin wohnender germanischer Stämme (Ingävonen) gemeinsam verehrt wurde. Er erklärt diese Göttin als terra mater und erzählt, dass ihr zu Ehren (alljährlich) eine eigentümliche Prozession von ihrem Heiligtum auf einer Insel des Ozeans aus stattfinde. Der Name Nerthus ist sicher gleich dem nordischen Götternamen Njord. Es ist sogar schon bezweifelt worden, ob Tacitus mit Recht diese Gottheit als eine weibliche auffasste[2]). Und wenn er auch schwerlich so übel berichtet war, so kann der Name sowohl männlich als weiblich gebraucht worden sein[3]) und auf ein ähnliches Götterpaar gehen wie Freyr und Freyja. Diese Nerthus ist schwerlich etwas anderes als eine andere Benennung der Göttin Frea; ebenso ist Njord mit Freyr verwandt, nach der nord. Mythologie sein Vater. Auch die Göttin Taufana, welcher bei einem andern Stamm, den Marsen, ein grosses Herbstfest gefeiert wurde, bei dem die Römer im Jahr 14 die Trunkenen überraschten[4]), kann eine lokale Variation derselben Göttin sein, da sie offenbar wie Nerthus mit der Fruchtbarkeit und dem Jahresertrag zusammenhängt. Merkwürdigerweise nennt derselbe Autor[5]) auch eine Göttin Isis, welche von einem Teil der Sueven verehrt, und welcher zu Ehren ein Fahrzeug wie ein Schiff im Lande umhergeführt werde. Er schliesst daraus, dieser Kult sei von der See hergekommen. Diese Göttin ist nicht aufgehellt. Vielleicht hat das Schiff den Erzähler auf jene bekannte Göttin geführt, da Griechen und Römer, wenn im Frühjahr das Meer wieder fahrbar wurde, der Isis ein Schiff darzubringen pflegten[6]).

Göttinnen oder Halbgöttinnen gab es noch manche, und es haben sich solche in Märchen und volkstümlichen Redeweisen noch erhalten. So Holda, Frau Holda oder Holle, besonders in Mitteldeutschland. Man sieht sie als schöne, weisse Frau um die Mittagsstunde baden; sie erscheint aber auch als hässliches Weib Sie fährt durch die Lüfte wie Wodan, und die Hexen sollen an ihrer Fahrt teilnehmen. Wie überhaupt die Göttinnen des (immer-

---

1) Germ. 40.

2) So von Mannhardt, Wald- und Feldkulte I, 567 ff. Derselbe glaubt übrigens, Tacitus denke bei terra mater nicht an die römische Tellus, sondern an die magna mater aus Syrien (Kybele), welcher ähnliche Prozessionen abgehalten wurden.

3) „Das gemeingermanische nertu ‚guter Wille' wurde als Eigenschaftsbenennung auf Personen übertragen, nerthus meint die wohltätige, holde Gottheit und kann ebenso einem Gott wie einer Göttin zuerteilt werden" (Golther, Germ. Myth. 219).

4) Tacitus, Annal. 1, 51.

5) Tacitus, Germ. 9.

6) Appulejus, Metam. L. 11. Lactantius, Instit. 1, 27. Grimm, Mythol.[3] S. 236 f. Vgl. oben S. 278.

hin etwas jüngern) Volksaberglaubens, ist sie eine fleissige Spinnerin. Ein ganz entsprechendes Wesen ist in Süddeutschland Frau Berchta (eig. die Leuchtende, Glänzende). Auch sie beaufsichtigt die Spinnerinnen und straft die unfleissigen. Sie ist im allgemeinen unheimlich und gefürchtet.

Überhaupt war für die alten Germanen die Natur und insbesondere der Luftraum ebenso mit geistigen Wesen bevölkert wie für die alten Griechen. Die Elben oder Elfen, nordisch alfar, sind eigentlich allgemein „Geister". Vgl. mittelhochd. alp = Genius, woher das Alpdrücken; denn dieses wurde Geistern zugeschrieben, welche Maren oder Schraten heissen. Die Elfen werden kleiner als die Menschen vorgestellt und sind mit den Zwergen verwandt. Doch denkt man sich die eigentlichen Elfen licht, hold und schön, die Zwerge eher hässlich. Die Elfen lieben Musik und tanzen nachts im Mondschein; sie lieben es, die Menschen zu necken, sind aber auch oft hilfreich. Die Zwerge gelten als geschickt und schlau; sie führen im Erdinnern, wo sie hausen, kunstreiche Werke aus, sind dabei aber verschlagen und arglistig. Die Volkspoesie welche im Märchen ihr Spiel treibt, ist unerschöpflich in dem, was sie von den Wichtlein erzählt. Oft werden dieselben Hausgeister, indem sie sich in einem Hause als Heinzelmännchen niederlassen, und bringen ihm, wenn gut aufgenommen, Segen. Daneben gibts gefürchtete Poltergeister und Kobolde. Den Zwergen entsprechen als über das menschliche Mass hinausgehende Gestalten die Riesen, von denen die Sage erzählt; in der nordischen Mythologie spielen sie eine grosse Rolle. Wie verbreitet im Volksaberglauben die Vorstellung von Baum- und Pflanzengeistern war, hat Mannhardt aus den zum Teil noch lebenden Volksbräuchen nachgewiesen.

Allein so üppig bei den alten Germanen die „niedrige Mythologie" gewuchert haben mag, so wenig lässt sich beweisen, dass die höhere, d. h. der eigentliche Götterglaube aus dem Glauben an Baumgeister oder Ahnengeister oder Alpdruckkobolde hervorgewachsen sei. Vielmehr weisen die grossen Götter, ein Tius, Wodan, Donar, auf einen andern Ursprung. Sie reichen auf den urindogermanischen Himmelsgott zurück, und es sind Wodan und Donar nach allem Anschein nur Abzweigungen desselben, die in verschiedenen Teilen des Volks die herrschende Stellung eingenommen haben. In jedem Stamm wird eine Gottheit, und zwar eine in männlich und weiblich sich spaltende himmlische, die allbeherrschende Führung gehabt haben, freilich naturbefangen und wenig bestimmt gefasst. Leicht konnte dieses höchste Wesen in verschiedenen Stämmen einen verschiedenen Namen annehmen und nach verschiedenen Seiten seines Erscheinens und Wirkens ins Auge gefasst werden. Eigentlich sind Tius und Wodan so gut Doppelgänger wie Tius und Thor oder Thor und Wodan. Da jedoch auf die Einheit kein besonderes Gewicht gelegt wurde in einer Religion, wo tausende von Naturgewalten sich personifizierten,

so traten diese Gottheiten mit der Zeit neben einander auf, immerhin so, dass jedes germanische Volk eine höchstes Wesen verehrte, und andere Volksgötter mit der Zeit ihm untergeordnet wurden. Die Göttinnen treten hinter den Göttern zurück, wenn sie auch ihren Kultus haben. Sie ergänzen die himmlische Gottheit nach seiten der von ihr erzeugten irdischen Fruchtbarkeit und vertreten der männlichen Kraft gegenüber weibliches Wesen und häusliche Tätigkeit.

b) Kultus und Brauch.

Tacitus sagt von den Germanen seiner Zeit: „Übrigens halten sie es der Grösse der Himmlischen nicht für angemessen, die Götter in Wände einzuschliessen oder ihnen irgend ein Aussehen menschlichen Antlitzes zu geben. Haine und Waldungen weihen sie und benennen mit den Namen der Götter jenes geheime Wesen, welches sie bloss durch ihre Ehrfurcht schauen“ [1]). Die älteste Verehrungsweise war hier wie anderwärts die bildlose. Man verehrte den Himmelsgott, wie in Griechenland, auf Bergen, die ihm heilig waren, den Donnergott und andere in heiligen Hainen; in nächster Beziehung standen zu diesem gewisse Bäume. Damit ist nicht gesagt, dass man keine Symbole der Gottheit hatte. Nur sollten solche dieselbe keineswegs abbilden, wohl aber ihre Nähe und Gegenwart anzeigen. Solche göttliche Symbole wurden häufig in Prozession umhergetragen und auch in die Schlacht mitgenommen, wie Tacitus (Germ. 7) bezeugt. Auch jenes Schiff, das nach ihm (c. 9) umhergeführt wurde, lässt sich als Symbol ansehen. Dahin gehört auch die Irminsul (Irminsäule), ein Idol der Sachsen bei Eresburg in Westfalen, bestehend aus einem mächtigen, aufgerichteten Baumstamm. Aber auch eigentliche Bilder (simulacra) kamen allmählich auf. Dieselben finden sich besonders in Norddeutschland, wie sie denn in Skandinavien späterhin überall zu Hause sind. Solche Bilder, und zwar eherne und vergoldete, trafen Gallus und Columban bei den Allamannen am Bodensee (612), in welchen sie die Idole stürzten. Das gleiche geschah zu Tuggen am obern Zürichsee. Auch die Goten und Franken scheinen solche Bilder gehabt zu haben. Häufiger waren aus Holz geschnitzte und steinerne Götzen bei den Friesen im Norden. Mit den Bildern kamen auch Tempel auf, während der alte Naturkultus den unberührten Hain für das grösste Heiligtum angesehen hatte, welches zunächst mit einer Umfriedigung versehen werden mochte.

Dass die Götter mit Gebet und Opfer verehrt wurden,

---

1) Germ. 9: Ceterum nec cohibere parietibus deos, neque in ullam humani oris speciem adsimulare ex magnitudine caelestium arbitrantur. Lucos ac nemora consecrant, deorumque nominibus adpellant secretum illud, quod sola reverentia vident. Vgl. auch c. 43.

versteht sich von selbst. Das Opfer[1]) war dabei das wichtigste. Um den Göttern den Dank für ihre Gaben auszudrücken, brachte man ihnen vom erlegten Wild und vom Ertrag der Ernte Huldigungsgaben. Auch beim Beginn der Mahlzeit erhielten sie eine Spende. Die Bittopfer fehlten ebenfalls nicht, durch welche man des Gottes Willen über ein Unternehmen erforschen und seine Hilfe dafür gewinnen wollte. Auch opferte man bei bestimmten Anlässen, wie Königswahlen, Geburten, Hochzeiten, Leichenbestattungen, zumal diese Akte mit feierlichen Mahlzeiten verbunden waren. Sühnopfer erachtete man besonders bei Landplagen, Seuchen u. dgl. angezeigt. Diese waren gewöhnlich blutig. Aber auch bei regelmässig wiederkehrenden Anlässen schlachtete man blutige Opfer, sogar Menschenopfer. Wie Tacitus (Germ. 9) berichtet, man habe dem Mercur (Wodan) an gewissen Tagen solche dargebracht[2]), so erzählt er von den Semnonen (Germ. 39), sie kämen zu festgesetzter Zeit in einem hl. Walde zusammen, wo sie Menschen zum Wohl der Gesamtgemeinde opferten. Dabei tut er noch eines andern dortigen Brauches Erwähnung: jedermann gehe mit Banden gefesselt in diesen Hain —, was auch auf ein Bedürfnis der Sühnung hinweist. Unter diesen Umständen ist begreiflich, dass man es liebte, dem Kriegs- und Siegesgott das Blut von Kriegsgefangenen fliessen zu lassen, wie Tacitus anderwärts berichtet[3]). So hätten die Hermunduren gelobt, die besiegten Chatten dem Mars und Mercur zu weihen und sie nachher diesen Göttern zu Ehren getötet. Auch andere, spätere Gewährsmänner bezeugen, dass zu ihrer Zeit die Sitte noch in Kraft stand; so Prokop an verschiedenen Stellen von den Thuliten (Skandinaviern), Herulern, Franken; Sidonius Apollinaris meldet von den Sachsen, dass sie je den zehnten Gefangenen zu Tode marterten usf.

Von Tieren opferte man vor allem Pferde, welche auch viel gegessen wurden. Das Pferd wurde dabei enthauptet und der Kopf nicht von den Menschen verzehrt, sondern auf einen Baumstamm gesteckt. Ausserdem waren Opfertiere die Rinder, Ochsen, Kühe, besonders schwarze, ferner Eber, Ferkel, Widder. Nähere Beschreibungen des Ritus fehlen. Doch ist kein Zweifel, dass man dem Blut eine besondere Bedeutung beilegte und es in Schalen auffing, wie dies von den Skandinaviern ausdrücklich bezeugt ist. Man pflegte bei diesen das Opfertier nicht zu verbrennen, sondern das Fleisch in Kesseln zu kochen. Gewisse Stücke wurden den Göttern vorbehalten und die Felle ihnen aufgehängt.

Von Priestern ist öfter die Rede. Cäsar (Bell. Gall. 6, 21) behauptet zwar von den Germanen im Unterschied von den Galliern, sie hätten weder Druiden, welche den Gottesdienst leiteten, noch

1) Das Wort stammt freilich aus dem lateinischen offerre. Doch hatte man dafür z. B. das Wort blôtan = θύειν (J. Grimm).

2) Siehe oben S. 322.

3) Tacitus, Annal. I, 61 und 13, 57.

kümmerten sie sich viel um die Opfer[1]). Allein wenn die Germanen nicht unter einer so einflussreichen Priesterschaft standen wie die Gallier und nicht mit so viel Sorgfalt und Aufwand dem Opferdienst oblagen wie jene, so wäre doch die Vorstellung irrig, dass sie überhaupt keine Priester besessen hätten. Das Gegenteil bezeugt der genauer unterrichtete Tacitus, nach dessen Andeutungen diese bei den germanischen Stämmen sich sogar eines nicht geringen Ansehens erfreuten. Zwar wurden private Opfergaben, namentlich die vielen Dankopfer in Naturalien, ohne Mitwirkung der Priester vom Hausvater dargebracht. Allein deren Vorhandensein wird schon durch mehrere altgermanische Benennungen des Priesters bezeugt. Und im Kriege, welcher stets die wichtigste Episode des Lebens bildete, waren sie nicht nur mit den Emblemen der Gottheit zugegen, sondern übten sogar im Namen derselben die Mannszucht aus. Denn Tacitus berichtet (Germ. 7), dass sie allein das Recht hatten, die Männer zu schlagen, und lässt sie auch im Frieden (K. 11) das Strafrecht in der Gemeindeversammlung verwalten — ein Beweis dafür, dass die gesamte Rechtspflege im Namen der Gottheit geübt wurde. Es war also ein angesehener, wahrscheinlich erblicher, Priesterstand vorhanden, der ohne Zweifel die alten heiligen Gebräuche und Rechte fortpflanzte und ihre Ausübung überwachte, während nichts davon verlautet, dass er (wie die Druiden) eine eigentliche Lehre über die Götter und die Welt innegehabt hätte.

Die Priester hatten auch Orakel zu verwalten. Dieselben bestanden hauptsächlich aus Losen. Tacitus beschreibt ein solches Losorakel (Germ. 10): Man hieb dafür einen Zweig von einem Fruchtbaum ab und warf die davon abgeschittenen Zweiglein, mit bestimmten Zeichen versehen, in ein weisses Tuch. Darauf hob der Gemeindepriester oder, falls es privatim geschah, der Hausvater nach einem Gebet zu den Göttern und mit dem Blick gen Himmel dreimal aufs Geratewohl ein Reis davon auf und deutete die gezogenen nach den darauf gedrückten Merkzeichen und ihrer Reihenfolge zu Gunsten oder Ungunsten des Unternehmens. Auch auf den Flug und die Stimme der Vögel wurde viel geachtet und — was den Römern neu, aber auch den Slaven u. a. geläufig war — auf das Wiehern und Schnauben der Rosse, denen man Vorahnungen zutraute. „Auf öffentliche Kosten werden sie (die heil. Rosse) in Hainen und Wäldchen unterhalten, und zwar weisse, von keiner Arbeit berührte. Sind diese an den heil. Wagen gespannt, so begleiten sie der Priester und der König oder der Fürst der Gemeinde und beobachten das Schnauben und Wiehern. Kein anderes Orakel besitzt so grosses Vertrauen nicht bloss beim Volk, sondern auch bei den Vornehmen

1) Neque druidas habent, qui rebus divinis praesint, neque sacrificiis student.

und Priestern; diese hält man nämlich für die Diener der Götter, jene (die Rosse) aber für deren Vertraute [1]).“

Merkwürdig ist auch, was Tacitus [2]) über die Prozession der Nerthus [3]) angibt: „Es gibt auf einer Insel im Ozean einen heiligen Hain und einen geweihten Wagen darin: dieser ist mit einer Gewandung bedeckt (veste contectum) und darf nur vom Priester berührt werden. Dieser nimmt wahr, wenn die Göttin im Gemache zugegen ist und gibt der von zwei Kühen gezogenen mit viel Ehrfurcht das Geleite. Dann sind fröhlich die Tage, festlich die Orte, welche sie der Ankunft und des Besuches würdigt. Man zieht nicht in den Krieg und greift nicht zu den Waffen; alles Eisen ist eingeschlossen. Frieden und Ruhe nur kennt und liebt man dannzumal, bis derselbe Priester die Göttin, wenn sie des Umgangs mit den Sterblichen genug hat, dem Tempel zurückgibt. Sofort werden der Wagen und die Decken, und wenn man es glauben mag, die Gottheit selbst im geheimen See abgewaschen. Knechte sind dabei behülflich, welche alsbald der See verschlingt. Daher ein geheimer Schrecken und eine fromme Unkenntnis, was jenes sein möge, welches nur die zum Tode bestimmten schauen [4]). — Es handelt sich hier nach allem Anschein um ein Frühlingsfest zu Ehren der Göttin der Fruchtbarkeit. Ebenso wurde in Schweden im Frühling der verhüllte Wagen Freyrs durchs Land gezogen, während das Volk ein Fest feierte und betete. Aber auch die vielen alten Pfingstgebräuche, auf welche Mannhardt [5]) hingewiesen hat, und wobei der Pfingstreiter, der den frisch belaubten Zweig aus dem Walde bringt, schliesslich ins Wasser geworfen wird, hangen wohl mit dieser Prozession zusammen, sowie ähnliche Umzüge im Frühjahr, welche auf die Wiederkehr der Vegetation und die Fruchtbarkeit des Jahres Bezug haben.

Was die Totenbestattung betrifft, so legte man Gewicht darauf, wie schon aus einer Mitteilung des Tacitus sich ergibt, die Germanen hätten, auch wenn der Ausgang eines Treffens noch zweifelhaft war, nicht versäumt, ihre Toten zurückzutragen. Diese wurden sorgsam und ehrenvoll bestattet. Verbrecher hing man an Bäumen auf oder versenkte sie in Moor und Sumpf. Tote, die man ehren wollte, wurden entweder begraben oder verbrannt. Das Verbrennen kam mit der Zeit im Norden ganz zur Herrschaft. Ein Hügel mit einem Malstein machte das Grab kenntlich. Allgemein war die Überzeugung vom Fortleben der Seelen nach dem Tode. Man gab ihnen darum auch Waffen, Schmucksachen, Werkzeuge und Trinkhörner mit ins Grab. Auch Frauen, Sklaven und Tiere sandte

1) Tacitus, Germ. 10.
2) Germ. 40.
3) Vgl. oben S. 324.
4) Noch besser als der traditionelle Herthasee auf Rügen würde der stille Waldsee bei Misdroy nach Lage und Landschaft mit dieser geheimnisvollen Beschreibung übereinstimmen.
5) Wald- und Feldkulte I, 567 ff.

man ihnen nach. Ebenso brachte man den Toten noch Speisen auf dem Grabe dar, wogegen die christlichen Kleriker noch lange ankämpfen mussten. So tadelt Burkhard von Worms (um 1000) solche Spenden: oblationes, quae in quibusdam locis ad sepulchra mortuorum fiunt. Das im frühern Mittelalter aufkommende Allerseelenfest bot einen gewissen Ersatz dafür, und es lebten manche heidnische Vorstellungen und Bräuche in christlicher Hülle weiter. Bei solchen Bräuchen waltete in der älteren Zeit neben der Liebe und Anhänglichkeit gegen die Toten auch die Besorgnis, die man mancherorts (z. B. bei den Indianern) findet, es möchten sonst ihre Geister zurückkehren und die Lebenden belästigen. Von Erscheinungen und Kundgebungen der Abgeschiedenen wusste man sich viel zu erzählen. Dass man ihre Stimmen beim Sturme glaubte heulen zu hören, wurde schon bemerkt. Auch die Elfen und Alpgeister mögen mit ihnen zusammenhangen. Eine feste Lehre von dem Zustand nach dem Tode war aber noch nicht ausgebildet, nicht einmal eine konsequente Anschauung, wie sie in der nordischen Mythologie begegnet. Dass man die Ahnen hoher Geschlechter als göttlich verehrte, ist einleuchtend, so verkehrt es wäre den Götterglauben selbst aus Ahnendienst oder Seelenkult oder dem Spuk der Druckgeister abzuleiten.

2. Die Nordische Religion.

Vorbemerkungen über das nordische Schrifttum.

Während von den Germanen Deutschlands keine Schriftdenkmäler aus ihrer heidnischen Zeit auf die Nachwelt gekommen sind, haben die Skandinavier, die viel später, nachdem sie bereits eine höhere Kulturstufe erstiegen hatten, zum Christentum übertraten, verhältnismässig ansehnliche literarische Überreste aus vorchristlicher Zeit hinterlassen. Deren Erhaltung dankt man besonders günstigen Umständen, welche auf der Insel Island die Sammlung und Aufbewahrung derselben ermöglichten. Dort siedelten sich in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts heidnische Norweger von gutem Stand an, welche die Tyrannei des Königs Harald Schönhaar zur Auswanderung aus ihrem Vaterlande veranlasst hatte. Sie haben ihre heimischen Göttermythen und Heldensagen zunächst in Runenschrift aufgezeichnet, später, nachdem sie (im Jahr 1000) christlich geworden, in lateinischen Buchstaben. In jener isländischen Kolonie herrschte besondere Liebe zum Erbe der Vorzeit und zur Sangeskunst. Isländische Skalden, welche von alten und neuen Heldentaten sangen, zogen in manchen Ländern umher. Auch nach dem Übertritt zum Christentum wurde man auf diesem abgeschlossenen Eiland der alten Lieder nicht überdrüssig, sondern sammelte sie mit Sorgfalt.

Dort ist die Liedersammlung entstanden und gefunden worden, welche heute Edda genannt wird. Die darin enthaltenen, sämt-

lich anonymen Lieder sind zum Teil erst auf der Insel gedichtet, zum Teil aber aus Norwegen mitgebracht worden. Sie sind in isländischer Sprache verfasst, einem vom Alt-Norwegischen nur wenig abweichenden Idiom. Ihre Entstehung fällt ins 9. bis 12. Jahrhundert. Aufgefunden wurde die älteste und bedeutendste Handschrift (gegen Ende des 13. Jahrh. geschrieben, jetzt Codex Regius zu Kopenhagen) im Jahre 1643 auf Island durch den dortigen Bischof Brinjolf Sveinsson, welcher der Sammlung den Titel gab: „Edda Sämunds, des Gelehrten“ Allein dieser berühmte isländische Gelehrte Sämund Sigfusson (12. Jahrh.) ist nicht ihr Urheber, und es lässt sich überhaupt nicht beweisen, dass er mit ihr zu tun hatte. Ja, der Name Edda („Urgrossmutter“) selbst lässt sich für diese Sammlung auf keine ältere Autorität als die dieses Bischofs des 17. Jahrhunderts zurückführen. Dagegen trug denselben ein anders geartetes Werk, das man fortan die jüngere oder die prosaische Edda zu nennen pflegte. Diese ist die Schöpfung des isländischen Dichters Snorri Sturluson (1178—1241), der sie aber unvollendet liess, worauf sie noch Umgestaltungen erfahren hat. Sie ist in der Tat prosaisch, enthält aber manche Strophen der ältern Edda, und wird zum Unterschied von dieser auch Snorra Edda genannt[1]).

So unschätzbar nun die Liedersammlung samt den mythologischen Stücken der Snorra Edda als Quelle für die Kenntnis der religiösen Vorstellungen des skandinavischen Heidentums ist so darf dabei nicht vergessen werden, dass diese Lieder und Sagen so wenig religiösen oder gar kultischen Charakter haben als Homers Odyssee oder Iliade. Die Gesänge sind zur Unterhaltung der Fürstenhöfe und Rittergelage gedichtet; sie malen daher mit Lust und Laune die Abenteuer der Götter wie die der kühnen Einzelkämpfer und Seefahrer aus. Die prosaischen Stücke hinwieder tragen reflektierende Art an sich und verraten den gelehrten Sammler, der in christlicher Zeit noch mit Ergötzen das Inventar der Sage zusammenstellte. Wunderbar aber sind der Reichtum und die Poesie der hier sich offenbarenden Natur- und Weltauffassung, unerschöpflich des Sängers Gabe, aus dem Leben der Götter und Göttinnen, der Riesen und Zwerge, wie der Könige und Recken zu erzählen. Nur die griechische Mythologie hält in dieser Hinsicht den Vergleich mit der nordischen aus. Wohl ist

1) Der Codex Regius ist phototypiert wiedergegeben in der Ausgabe von F. A. Wimmer und Finnur Jonsson, Kopenh. 1891. Der Text wurde öfter herausgegeben, am zuverlässigsten von Sophus Bugge, Christiania 1867. Unter den zahlreichen deutschen Übersetzungen der „ältern“ und „jüngern“ Edda war die gelungenste die von Karl Simrock: Die Edda, die ältere und jüngere, nebst den mythischen Erzählungen der Skalda mit Erläuterungen, Stuttgart u. Augsburg 1851, 8. Aufl. 1882. Dieselbe wird aber an Richtigkeit bedeutend übertroffen durch diejenige von Hugo Gering: Die Edda, die Lieder der sog. älteren Edda nebst einem Anhang: Die mythischen und heroischen Erzählungen der Snorra Edda, übersetzt und erläutert, Leipzig u. Wien 1892.

neuerdings die Originalität mancher der erhabensten Züge der nordischen Göttersage bezweifelt worden und in gewissem Masse wird man darin christliche Einflüsse und Anregungen zuzugeben haben. Aber je weiter man die Anleihe aus der christlichen Religion und der griechisch-römischen Kultur ausdehnt, desto merkwürdiger erscheint die Gabe der nordischen Dichter, das Fremde ihrer Götterwelt zu assimilieren und harmonisch der germanischen Ideenwelt einzugliedern. Die Germanen zeigen sich hier als ebenbürtige Brüder der Hellenen, an welchen dieselbe Fähigkeit, das Ausländische zu hellenisieren mit Recht bewundert wird.

a) Die Nordischen Götter.

Die Götterwelt der Edda lässt ihre nahe Verwandtschaft mit derjenigen der alten Deutschen unschwer erkennen. Die germanischen Hauptgötter erscheinen hier unter denselben Namen wieder: Wodan als Odin, Donar als Thor, Tius als Tyr, Frea als Freyja und Frigg, Nerthus als Njord, und auch untergeordnete Wesen erkennt man wieder. Allein ein durchgängiger Fortschritt macht sich dabei geltend, vergleichbar dem der homerischen Götterwelt über die frühern Gottheiten. Die wenig bestimmten Göttermächte des Tacitus und der Völkerwanderung haben sich in anthropomorphischer Richtung ausgestaltet.

Die Götter (Asen) haben jetzt ihren König, ihre Kriege, ihren Ratssaal, ihre Trinkgelage und Liebesabenteuer wie irgend ein Ritter- oder Fürstengeschlecht. Die Asen bilden eine nach ihrer Verwandtschaft genau bestimmte Familie und haben Händel mit andern Geschlechtern wie den Riesen und Wanen. Schon meldet sich sogar die Kritik dieses Götterregiments; nur dass sie hier nicht von seiten der Philosophie kommt, wie in Griechenland, sondern von den Poeten selbst, die hier als die Sprecher des tiefern Volksgemütes reden, wo sie noch nicht geradezu durch das Christentum beeinflusst sind. Zieht man auch von dieser Vermenschlichung der Götter ab, was auf die Rechnung lustiger Sänger kommt, so muss doch auch die Religion selbst, ehe sie dem Christentum wich, ihre Mythologie viel plastischer und systematischer ausgebildet haben, als wir sie in der römischen Periode fanden oder, wo die Quellen schweigen, voraussetzen dürfen. Deutlich ist, dass das Göttersystem der Edda sich aus verschiedenen Quellen gebildet hat. Der alte Hauptgott Norwegens, Thor, hat sich mit dem aus Niederdeutschland herübergekommenen Wodan = Odin in die Herrschaft teilen müssen. Ja, der letztere hat in seiner allgemeineren Fassung und väterlichen Würde den unbestritten ersten Platz eingenommen. Vollends Tyr ist ganz zurückgetreten. Was von einem vorzeitlichen Kriege der Asen mit den Wanen erzählt wird, deutet auf eine weitere Auseinandersetzung mit fremden Kulten. Die Wanen beanspruchten gleiches Recht mit den Asen. So kam es zum Kampfe, wobei diese die Gegner nicht

zu besiegen vermochten. Man schloss daher einen Friedensvertrag, und einige Wanen blieben als Geiseln bei den Asen, nämlich Njord mit seinen Kindern, Freyr und Freyja, die also von aussen gekommene Götter sind, welche fortan dieselbe Ehre genossen wie die einheimischen. Freyr war übrigens in Schweden Hauptgott gewesen wie Thor in Norwegen. Odin wird in einer Sage einmal Sachsengott genannt, was an seine wahre Heimat erinnert. Wie so oft, sind hier Götter, welche eigentlich Doppelgänger waren, zu einem polytheistischen System zusammengestellt worden.

Betrachten wir die einzelnen Götter Islands näher:

Odin (der german. Wuotan, Wodan) ist der höchste Gott, das Haupt der Asen, Vater der Götter und Menschen. Ursprünglich war er Himmelsgott[1]). An diesen Naturzusammenhang erinnert noch, dass er einäugig ist. Denn sein Auge ist die Sonne, wie sie das Auge des Zeus heisst. Das andere Auge hat er für einen Trunk dem Wassergeist Mimir verpfändet, aus dessen tiefem Quellborn er Weisheit trinken wollte. Dies geht auf die Spiegelung der Sonne im Wasser. Er trägt einen breit übers Gesicht ragenden Schlapphut (von Wolken), einen (himmel-) blauen Mantel, reitet das schnellste Ross (Sturmwind) und führt einen Speer (Sonnenstrahl). Wie Wodan ist er Kriegsgott. Manche Heldenkämpfe werden von ihm selbst in der Sage erzählt; namentlich aber ist er der Gott der Helden und Schlachtenlenker. Odin heisst Walvater als der, welcher die Helden, die auf der Walstatt fallen, auswählt durch die Walküren, seine Dienerinnen. Diese fallenden Einzelkämpfer sind seine Wunschsöhne, die er bei sich in Walhall aufnimmt, wovon später die Rede sein wird. Odin herrscht vom höchsten Himmelsthron über die Welt. Zwei Raben, Hugin und Munin, melden ihm, was sie den Tag über bei ihrem Fluge durch die Welt gehört haben; daher seine Allwissenheit. Er ist der weiseste unter den Asen, auch den Riesen an Weisheit überlegen. Diese seine Weisheit ist einerseits Lebensklugheit, welche überall Rat weiss, anderseits Kenntnis der Götter- und Heldensage, welche Odin wie niemand inne hat und in dichterischer Rede der Skalden zu verkündigen weiss, endlich aber Kunde der Zauberei, deren geheime Runen Odin versteht. Die epische Sage stellt dies freilich so dar, als hätte der Gott nicht von Haus aus all diese Weisheit besessen. Er zieht aus und forscht danach, er befragt die Elben und Wahrsagerinnen. Namentlich erzählt ein geheimnisvoller Mythus, wie er in den Besitz der geheimen Zauberrunen gelangte. Ihm wurden sonst Menschenopfer an Bäume gehängt, weshalb er in der jüngern Edda „der Gehängten Vater“ heisst. Nun wird aber auch erzählt, er habe sich selbst an den windigen Baum gehängt, gewissermassen sich selbst opfernd und so die zauberkräftigen Runen gefunden.

1) Vgl. oben S. 321 f.

Odin führt nach Grimnism. 46 f. noch viele Namen, was Gylfag. damit erklärt, dass alle Völker ihn in ihrer Sprache anbeten wollen. Nicht genannt ist unter diesen Namen Forseti[1]) der als selbständige Gottheit erscheint, aber im Grund eine Besonderung des Himmelsgottes ist, die Personifikation seiner richterlichen Gewalt. Forseti (Vorsitzender) thront im himmlischen Saal Glitnir (Glänzend) und schlichtet alle Rechtshändel.

Odins Gemahlin ist Frigg, die höchste der Asinnen, Göttin des Hauses, der Frauen, der Liebe nach ihrer häuslichen Seite. Sie wohnt in Fensalir, d. h. den Meeressälen, und wird daher von manchen für die Göttin der Sonne gehalten, die aus dem Meere aufsteigt und dorthin zurückkehrt. Von ihr verschieden ist Freyja, welche Odins Buhlerin, aber Gemahlin eines Gottes Odr heisst, welchen sie, da er weggezogen, vergeblich sucht unter goldenen Tränen. Sie dürfte wie die germanische Hauptgöttin Frea oder Fria, Erdgöttin sein, welche um die ihr entzogene Gunst des Himmels trauert, gleichwie Hera um die des Zeus. Freyja ist die Göttin der Liebe in jedem Sinn; sie fährt auf einem von Katzen gezogenen Wagen. Im Volksbewusstsein spielt sie als Liebesgöttin eine grössere Rolle als Frigg und wird mit dieser vielfach gleichgesetzt. Z. B. wenn sie mit Odin sich in die gefallenen Helden teilt und die Hälfte derselben in ihrer in Folkwang liegenden Wohnung (Wingolf genannt) aufnimmt, ist sie gewiss als seine Gemahlin und höchste Herrin des Himmels gedacht. Mythus und Sage wissen viel von ihr zu erzählen, z. B. von einem goldenen Halsband, das sie gegen besondere Gunst von den Zwergen erlangte.

Freyjas Bruder[2]) Freyr ist Sonnengott. Sein Tier, mit dem er fährt, ist der Eber Gullinbursti (mit goldenen Borsten). Am Julabend, bei der Wintersonnenwende, wurde ihm ein Eber zum Opfer gebracht, wie denn in England noch lange zu Weihnachten ein Eberkopf feierlich aufgetragen wurde. Er hat Macht über Sonnenschein und Regen und das Wachstum der Erde. Er fährt auf dem Schiffe Skidbladnir (der Wolke), das er nach beendeter Fahrt zusammenlegen und in die Tasche stecken kann (Entwölkung des Himmels). Er heisst der trefflichste unter den Asen wie Freyja die herrlichste unter den Asinnen. Die Gemahlin Freyrs ist die schöne Riesentochter Gerd, wohl Personifikation des Nordlichtes, wie denn die Riesen meist Naturerscheinungen zweiten Ranges sind. Wie er von verzehrender Liebe zu ihr erfüllt, um sie habe werben lassen, erzählt ein besonderes Lied (Skirnism.). Dass er dabei sein Schwert hergab, muss er im letzten Kampfe bereuen.

Thor (altgerm. Tonar, Donar) ist, obwohl nicht mehr der

---

1) Forseti scheint identisch mit dem friesischen Fosite auf Helgoland. Siehe oben S. 321.

2) Vgl. oben S. 323.

oberste Gott, doch immer noch der stärkste unter den Göttern und Menschen. Er stellt die gewalttätige Gottheit dar, wie sie im Donnerschlag sich offenbart. Er besitzt drei Kleinodien: den von den Zwergen im Erdinnern geschmiedeten[1]) Hammer Mjölnir, mit dem er gewöhnlich die Riesen totschlägt, ferner einen Kraftgürtel, durch dessen Anlegen er seine Kraft verdoppelt, und endlich eiserne Handschuhe, mit welchen er seinen Hammer fasst. Sein Wohnsitz heisst Thrudwang (Feld der Stärke) oder Trudheim (Welt der Stärke). Sein Hauptattribut, der Hammer, ist durchsichtig: Es ist dieselbe Gewalt, welche auch der Name des Gottes ausdrückt. War Thor einst der Hauptgott, so war ers als donnernder Himmelsgott[2]). Als Odin über ihn gesetzt wurde, blieb er daneben bestehen als eine speziellere Besonderung dieser himmlischen Gewalt. Durchsichtig ist auch, was ein recht episch ausgemalter Mythus von der Entwendung des Hammers erzählt im Thrymskvitha, dem Liede von Thrym: Die Thursen (=Riesen) haben dem schlafenden Thor seinen Hammer geraubt, und dieser liegt im Riesenland, im Reiche des Königs Thrym, acht Meilen tief in der Erde vergraben. Loki macht dies ausfindig und bringt den Asen den Bescheid, Thrym fordere als Preis dafür die schöne Freyja zur Gemahlin. Auf den Rat des Heimdall[3]) verkleidet sich Thor selbst als Braut mit dem Gewand und Schleier der Freyja, und Loki begleitet ihn als Magd. So fährt Thor auf seinem gewohnten, mit zwei Böcken bespannten Wagen ins Riesenland. Thrym rüstet das Hochzeitsmahl. Er ist zwar befremdet von dem gewaltigen Hunger und den feurigen Blicken seiner Braut, lässt sich aber von Loki beschwichtigen. Wie nun der Riese den Hammer bringen lässt, um die Braut zu weihen[4]), ergreift Thor diesen mit Freuden und schlägt die Riesen damit tot. Die Thursen sind Mächte des Winters. In der winterlichen Jahreszeit scheint dem Thor sein Hammer abhanden gekommen. Die bräutlich geschmückte Freyja ist die Sommerpracht der Erde, welche im Winter jenen Mächten verfallen scheint. Allein zur rechten Zeit erlangt Thor seinen Hammer wieder und weiss jenen zu wehren. Ob der Begleiter Loki dabei auf die warme Luft gehe, bleibe dahingestellt.

Eine viel untergeordnetere Stellung als Thor nimmt Tyr ein, der alte lichte Himmelsgott, Tius, Zi[5]). An seine Stelle ist Odin getreten, er heisst nun dessen Sohn, ist aber immer noch

---

1) Vgl. die Cyklopen, die dem Zeus den Donnerkeil geschmiedet haben.

2) Vgl. oben S. 323.

3) Heimdall, der „weisseste Ase", ist eine Lichtgottheit; er erwacht zuerst von allen Wesen, also wohl das Frühlicht.

4) Auch sonst kommt die Berührung mit diesem Hammer zur Weihung und Bekräftigung vor. Speziell mit der Eheschliessung hat deshalb Thor auch zu tun. Vgl. die häufige Sitte, am Donnerstag Hochzeit zu halten.

5) Siehe oben S. 320f.

Kriegsgott. Er ist einhändig, weil ihm der Wolf Fenrir (Finsternis) die Hand abgebissen hat. Dies hängt wohl damit zusammen, dass er Lichtgott ist und die lichte Hemisphäre, wie der lichte Tag einseitig sind. Als man diesen Zusammenhang nicht mehr verstand, erdachte man eine künstliche Fabel[1]), um zu erklären, wie Tyr um seine Hand gekommen sei.

Eine der jüngsten Erscheinungen im Geschlecht der Äsen ist Bragi, der Gott des Gesanges und der Dichtkunst. Denn er ist vielleicht kein anderer als der älteste nordische Skalde, von dem man weiss: Bragi Boddason, welcher um 800 in Norwegen sang. Der Ase Bragi wird nicht wie Apoll, der hellenische Gott des Gesanges, als Jüngling, sondern als Greis mit lange herabwallendem schneeweissem Haar und Bart dargestellt. Aber in ewig jugendlicher Begeisterung singt er zur goldenen Harfe. Er wird hauptsächlich von den Skalden angerufen. Seine Gemahlin ist Idun, die Inhaberin der goldenen Äpfel, an deren Genuss die Unsterblichkeit der Asen geknüpft ist. Fangen sie an zu altern, so müssen sie davon geniessen, um wieder jung zu werden.

Eine Lieblingsgestalt der Edda ist Baldr („der Herr"), Sohn Odins und der Frigg. Er scheint eigentlich Lichtgottheit, Doppelgänger Freyrs, das jugendliche, wohltätige Licht des Frühlings, das aber von dem Dunkel des Winters verfolgt wird und nicht von langer Dauer ist. Baldr, wird erzählt, habe von seinem nahen Tode geträumt. Dies ängstigte die Asen, und Frigg nahm von allen Dingen einen Eid, dass sie Baldr'n nichts zu leide tun, wollten. Nur die Mistelpflanze wurde dabei übergangen. Loki veranlasste deshalb den blinden Hod, als die Götter zum Scherz auf Baldr schossen, mit einer Mistel nach ihm zu schiessen. Alsbald fiel der Getroffene tot nieder. Dieses Ereignis war das grösste Unglück für Götter und Menschen. Ehrenvoll wurde Baldrs Leiche verbrannt. Seinem treuen Weibe Nanna brach dabei das Herz, so dass sie ihm zur Hel (Unterwelt) folgte. Odin legte auch den glänzenden Ring Draupnir[2]) auf den Scheiterhaufen, von dem jede 9. Nacht acht gleich schöne Goldringe tropfen. Hermodr, Sohn Odins, reitet zur Hel, die er in neun Nächten erreicht, um von Hel zu erbitten, dass sie seinen Bruder an die Oberwelt zurückkehren lasse, da er aller Wesen Liebling und alle um ihn in Trauer seien. Hel gewährte ihm die Bitte für den Fall, dass wirklich alle Wesen der Oberwelt um Baldr weinten. Der Bote kam zurück mit dem Ring Draupnir, den Baldr dem Odin zurücksandte, einem Gewande für Frigg und einem Goldring für Fulla, ihre Dienerin. Mit dem Gewand ist wohl die neue Vegetation gemeint, welche der Erde im Frühjahr zuteil wird, mit dem glänzenden Ring, den Odin wieder erhält, der neue Sonnenglanz, in

1) Siehe dieselbe Gylfag. 34.

2) Dieser Ring erscheint anderswo (Skirnism. 21) als Eigentum des Freyr und hängt daher mit dem Sonnenglanz zusammen.

welchem der Himmel dabei strahlt. Die Asen sandten nun Boten durch die Welt mit der Aufforderung, alles möge um Baldr weinen. Dies taten Menschen und Tiere, Erde, Steine, Bäume und Erze. Aber ein Riesenweib Thock weigerte sich zu weinen, da sie ihm nichts zu danken habe. So blieb Baldr in Hels Gewalt. Das Weib war der verkleidete Loki.

Loki, der hier, wie gewöhnlich, die boshafte Rolle spielt, ist die interessanteste Figur dieser Götterwelt. Er führte auch die Namen Lodur (= ved. Vritra?) und Loptr (Luft). Sein Naturelement ist das Feuer. Auf Island sagte man, Loki sei über die Äcker gefahren, wenn die Hitze die Wiesen versengt hatte; Loki's Spähne nannte man die zum Anzünden des Feuers bestimmten; Loki's Brand heisst der Hundsstern usf. Sein Vater ist der Riese Fárbauti = der gefährlich Schlagende, d. h. Sturmwind, seine Mutter Nal (Nadel am Tannenbaum) oder Laufey (Laubinsel): Der Sturm lässt die Flamme aus Gehölz und Laub auffahren. Die Gefährlichkeit und Unentbehrlichkeit dieses Elements tritt in seiner episch-mythischen Gestalt hervor: Loki ist gewöhnlich der Urheber des Schadens und der Verlegenheit für die Asen, er ist verschmitzt und schadenfroh gegen die Götter, dabei aber unentbehrlich, da er doch auch wieder Rat und Ausweg weiss.

Beides zeigt sich z. B. in der Mythe vom Riesenbaumeister: Es kam einst ein Baumeister, der den Göttern versprach, ihnen in drei Halbjahren eine Burg zu erbauen, welche sie vor den Bergriesen völlig sicher stellen sollte. Als Lohn verlangte er Freyja, Sonne und Mond. Auf Loki's Zuraten schwuren ihm die Asen diesen Preis zu, doch unter der Bedingung, dass er am ersten Sommertage mit seiner Arbeit vollkommen fertig sein müsse und niemand ihm bei dieser helfen dürfe ausser seinem Rosse Swadilfari. Dieses schleppte bei Nacht ungeheure Steinmasssen herbei, die der Baumeister bei Tage aufschichtete. Drei Tage vor dem Termin war die Burg schon beinahe fertig. Da erschraken die Asen und fragten zornig, wer denn den Rat gegeben habe, Freyja auszuliefern, sowie Sonne und Mond, wodurch die Luft verpestet werden musste. Man erinnerte sich an Loki's Urheberschaft und versprach ihm einen schlimmen Tod, wenn er nicht das Unheil abwende. Er wusste Rat. Als der Baumeister mit seinem Hengste wieder Steine holen wollte, begegnete ihnen eine Stute. Der Hengst riss aus und jagte ihr in den Wald nach, hinter beiden her der Baumeister, der sie nicht einholen konnte. So unterblieb die Arbeit. Loki hatte sich in eine Stute verwandelt und warf nachher ein graues Füllen mit acht Füssen, Sleipnir genannt, das hurtigste Ross der Welt, welches Odin zu reiten liebt. Als jener Baumeister seinen Vertrag nicht halten konnte, geriet er in einen Riesenzorn. Da er sich so als feindlichen Riesen verriet, achteten die Götter ihre Eide nicht mehr, sondern riefen nach Thor, der ihm den Schädel zerschlug. Der natürliche Grund des Mythus liegt wohl in dem Kampfe der milden Götter mit den Wintermächten, daher

hier wie oben[1]) in einem andern dieser Art Freyja den Riesen verfallen scheint.

Ebenso geht auf den Wechsel der Jahreszeiten der Mythus, in welchem Sif, Thors Gemahlin, das Opfer der Tücke Loki's wird. Er brachte sie nämlich um ihren goldenen Haarschmuck. Da er aber Thors Hammer fürchtete, ersetzte er den entwendeten durch einen neuen, den er durch die Zwerge hatte anfertigen lassen. Sif mit ihrem goldenen Haar stellt das Getreidefeld mit seinem Schmucke dar. Die Hitze (Loki) bringt das Korn zur Reife und so unter die Sichel. Durch denselben Loki (die innere Erdwärme) wird aber aus der Tiefe des Bodens, wo die Zwerge hausen, der Schmuck im nächsten Jahr wieder erneuert.

Auch mit jenen Unsterblichkeitsäpfeln der Idun brachte Loki die Götter in arge Verlegenheit. Er spiegelte jener Göttin vor, er habe im Walde ebenso schöne Äpfel gesehen; sie möchte die ihrigen zur Vergleichung mitbringen. Er hatte nämlich dem Riesen Thiazi, der in Adlersgestalt ihn selbst durch die Luft schleppte, versprechen müssen, er wolle Idun in seine Gewalt bringen. Wie sie nun mit ihren Äpfeln in den Wald kam, entführte sie jener Adler nach Riesenheim. Jetzt fingen die Asen an grauhaarig zu werden und konnten dem Altern nicht wehren, da die Äpfel fort waren. Man bestürmte nun Loki mit Vorwürfen und Drohungen. Da legte er Freyja's Falkengewand an und flog nach dem Riesenland. Er verwandelte Idun in eine Nuss und trug sie davon. Thiazi verfolgte ihn zwar in Adlersgestalt; jener erreichte aber Asgard, die Götterburg zuerst, und der blindlings nachstürzende Thiazi wurde von Thor getötet. Skadi, die Tochter des Riesen, rüstete sich zur Rache, wurde aber von den Asen beschwichtigt und durfte sich einen unter ihnen zum Gemahl erwählen; sie wählte Njord.

Wie Loki bei Ägirs, des Meergottes, Festmahl alle Götter und Göttinnen schmähte und von jedem und jeder etwas recht Schimpfliches an den Tag zu bringen wusste, erzählt die Lokasenna. Hier ist Loki der schadenfrohe Verkläger der sonst hochverehrten Götter. Aber er hat ein gewisses Recht zu verklagen. Das Stück ist eine beissende Kritik dieses Götterglaubens, ein Protest gegen die Verehrung der verendlichten und vermenschlichten Gottheiten.

Zuletzt waren die Götter über Loki's Missetaten und diabolische Reden so erzürnt, dass sie ihn mit den Sehnen seines Sohnes an einen Felsen fesselten. Skadi insonderheit rächte ihres Vaters Tod, indem sie eine giftige Schlange über seinem Angesicht befestigte. Das Gift, das von dieser herniedertropft, fängt Sigyn, Loki's Weib, in einer Schale auf. Wenn sie aber von Zeit zu Zeit das Gift weggiessen muss, fallen unterdessen einige Tropfen in Loki's Augen, und der Gefesselte schüttelt sich gewaltig: Das ist die Ursache der Erdbeben. Erst am Ende der Tage zum grossen

1) Siehe S. 335.

Weltbrand wird er wieder entfesselt und fällt mit seinen Kreaturen über die Welt und die Götter her. Loki hat drei Kinder: den Fenrirwolf, die böse Macht der Finsternis; die Midgardschlange, welche das Meer beseelt, alle Länder umfassend und sich in den Schwanz beissend; endlich Hel, die Göttin der Totenwelt, zu Niflheim.

Überblicken wir die aufgezählten Götter, zu welchen sich noch einige weniger bedeutende gesellen liessen, so ist kaum zu verkennen, dass wir hier im allgemeinen alte Naturgötter verschiedener Herkunft vor uns haben, welche aber der Naturmacht oder dem Phänomen, welchen sie entsprachen, durch anthropomorphische Gestaltung stark, oft bis zur Unkenntlichkeit entfremdet sind. Die Zahl der männlichen Asen wird in späterer Zeit auf zwölf angegeben, ebenso die der Asinnen, doch werden sie nicht immer gleich aufgezählt. Sie leben und lieben, hassen und kämpfen wie die Menschen, sind auch nicht ohne Sorge, da sie sich für ihre Herrschaft und Unsterblichkeit wehren müssen. Ihre Allwissenheit ist so wenig eine ihrem Wesen unveräusserlich inhärierende wie ihre Unsterblichkeit: sie müssen um Orakel und Runen sich mühen; ebenso ists mit ihrer Macht: sie bedürfen der Zauberkräfte und künste. Auch sittlich sind sie den andern Wesen nicht schlechthin überlegen. Es ist die blosse Machtfrage, welche entscheidet, wem die Herrschaft und der Vorzug gebühre; diese Machtfrage sucht jedes Geschlecht in seinem Sinne zu lösen, die Asen, die Riesen und die Wanen. Die Machtstellung der Asen ist auch nur eine zeitweilige. Dass einer von ihnen vom Tode ereilt wurde, ist ein schlimmes Omen für die andern. Es zeugt für die Tiefe des germanischen Volksgemüts, dass es solchen unvollkommenen Phantasiegebilden, wie diese Götter waren, keine ewige Dauer zusprach. Mag auch die Ausbildung der Eschatologie, wie sie in den jüngsten Quellen vorliegt, auf christlichen Einfluss zurückzuführen sein, schon vorher hatten jedenfalls die Nordländer die Vorstellung, dass die Göttergeschlechter sich ablösen. Und die Darstellung des Ragnarökr (Götterdämmerung) ist wenigstens in gut germanischem, heidnischem Stile gehalten.

b) Die Nordische Weltanschauung.

Die Skalden kennen einen Anfang und ein Ende der Welt. Die Voluspa bietet eine Art Kosmogonie und schildert auch den Untergang der alten sowie die Entstehung einer neuen Welt, und Gylfaginning (zur jüngern Edda gehörig) ergänzt manches. Im Anfang war ein leerer, chaotischer Abgrund: „In der Urzeit wars, als Ymir lebte: da war nicht Kies noch Meer noch kalte Woge; nicht Erde gab es noch Oberhimmel, nur gähnende Kluft, doch Gras nigends“. Gegenüber lagen sich Niflheim und Muspellsheim, d. h. das kalte Nebelland und das lichte, heisse Feuerland. Aus verdichteten Reif- und Eismassen ging der Riese Ymir hervor; von

ihm ist das Geschlecht der Riesen entsprossen. Genährt wurde er durch die Kuh Audumla, welche die Reiffelsen beleckte, die salzig waren. So leckte sie einen Mann hervor namens Buri, den Vater des Bur. Letzterer wurde der Vater Odins und seiner beiden Brüder Wili und We. Diese dreie töteten Ymir, dessen Blut so reichlich floss, dass eine Flut entstand, welche die meisten Riesen ertränkte. Odin und seine Brüder liessen das Land aufsteigen, indem sie aus dem Leibe des Riesen Midgard, die Erde, wo die Menschen wohnen, bildeten, aus dem Blut das Meer und die Gewässer, aus den Knochen die Gebirge, aus dem Riesenschädel aber den Himmel, aus dem Gehirne die Wolken. Aus den Funken, die vom Feuerlande Muspellsheim herflogen, machten sie die Gestirne. Über der Erde bauten sie Asgard, die Burg der Asen. Von der Erde zum Himmel bauten die Götter die Asenbrücke, Bifrost (schwankender Weg) genannt: den Regenbogen. Aus Maden, die im Leibe des Riesen (d. h. im Erdinnern) waren, machten sie Zwerge von menschlicher Gestalt. Als nun die Götter am Meeresstrande wanderten, fanden sie zwei Bäume Ask und Embla (Esche und Ulme?), wovon jener männlich, diese weiblich war; denen gab Odin Hauch, Hönir[1]) die Seele, Lodur die Wärme und Farben. So entstand das erste Menschenpaar. Zugleich heissen aber die Menschen „Heimdalls Kinder", und es wird von diesem Gotte im Liede von Rig (Rigsthula) erzählt, er habe unter dem Namen Rig die Stammväter der drei Stände (Knechte, freie Bauern und Ritter) gezeugt. Also der Ursprung der Menschheit nach ihrer sozialen Besonderung wird auf Heimdall zurückgeführt.

Das Leben und Schicksal der ganzen Welt ist verkörpert durch die Esche Yggdrasill[2]), das ist der Weltbaum, an welchen das Leben der Welt ebenso geknüpft erscheint, wie das Leben von Familien und Geschlechtern nach germanischem Aberglauben an das Gedeihen eines bestimmten Baumes. Am Fuss der Esche finden sich Lebensquellen, ihr Wipfel überragt Walhall. Unter der Esche sitzen die Götter täglich zu Gericht und es treiben dort die Nornen ihr Wesen an der Schicksalsquelle Urd. Der Baum hat aber auch seine Feinde. Oben benagen ihn Hirsch und Ziege, an seiner Wurzel fressen Würmer, besonders der böse Wurm Nidhogg. Bei der starken Verendlichung der Götter sind dieselben noch mehr vom Schicksal abhängig gedacht als die homerischen. Dasselbe ist personifiziert in den Nornen. Es sind ihrer vornehmlich drei: Urd, Werdandi und Skuld: Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Doch ist die Zahl der Nornen nicht begrenzt. Sie bestimmen dem Menschen sein Los. Auch werden wohl glückliche und unglückliche Geschicke auf gute und böse Nornen zurückgeführt.

Besonders wichtig für die Auffassung des Menschenlebens und das Verhältnis der Götter zu den Menschen ist was von Leben

1) Hönir ist ein Ase, der den Wanen als Geisel überlassen worden.
2) Ygg ist ein Name Odins, also „Odins Pferd" Siehe die Erklärung unten S. 345 f.

nach dem Tod erwartet wird. Wer an Krankheit, Siechtum, Altersschwäche stirbt, kommt ins traurige Reich der Hel, der trübseligen Tochter Loki's. Es ist aber keine eigentliche Hölle, sondern ein Ort der leblosen Schatten (Hades). Noch tiefer liegt Niflhel. Dagegen die tapfer im Kampfe gefallenen Helden werden von Odin und Freyja aufgenommen. Vor der Schlacht wählen die Walküren nach Odins Rat die Helden, welche fallen sollen und lenken zugleich den Ausgang der Schlacht. Diese schmucken durch die Luft reitenden Jungfrauen tragen schwanenartiges Gewand und eine von Gold strahlende Waffenrüstung. Sie geleiten die Gefallenen nach Walhall, wo sie dieselben dem Odin anmelden und bewirten. Mancher Zug an ihnen erinnert an die Wolken, welche das physische Substrat der Vorstellung sein könnten. Von den Mähnen ihrer Rosse träufelt befruchtender Tau und Licht strahlt von ihren Lanzenspitzen aus. Doch sind auch diese Wesen ganz der dichtenden Erfindung anheimgefallen. Sie sind den Helden lieb. Die Heldensage erzählt sogar von Liebesverhältnissen lebender Helden mit Walküren, die dabei freilich ihrer Bestimmung untreu werden. Die Zahl der Walküren ist unbegrenzt, es reiten meist einige von ihnen zusammen.

Die in mannhaftem Kampfe gefallenen Helden also kommen zu Odin nach Walhall, d. h. der Halle der Kämpfer, wo sie bewillkommt werden mit dem Grusse: „Geniesse Frieden, Einheriar (Einzelkämpfer), und trinke Meth mit den Göttern". Damit werden sie zu Halbgöttern erhoben. Doch gibt es noch Unterschiede zwischen ihnen: Es ist ehrenvoll, mit grossem Gefolge anzukommen und mit grossem Gut; denn es ist nicht glaublich, dass der Arme Odins wert sei. Aber nur solche Schätze kommen zur Walhall, welche im Leben durch Krieg geraubt und nach dem Tode vergraben worden sind. Die Germanen dachten sich ihr Elysium ganz kriegerisch. Walhall ist eine riesige, goldene Burg mit 540 Toren. Zum letzten Kampfe werden aus jedem Tor 800 Einherier gegen den Wolf ausziehen[1]). Unterdessen üben sie sich in kriegerischen Spielen, ziehen täglich zum Kampfe hinaus, zerschlagen und verwunden sich, stehen aber geheilt wieder auf, wenn das Zauberhorn zum Gelage ruft, wo sie mit den Göttern vom Speck eines feisten Ebers schmausen, Meth trinken und von den schönen Walküren bedient werden. Nachher lustwandeln sie im Haine vor der Burg. So geht es täglich fort. Auch von Freyja heisst es, dass sie die Helden bei sich in ihrem Palast (Wingolf) aufnehme; nach anderer Version kommen zu ihr nach dem Tod die edeln Frauen, die Jungfrauen dagegen zur schönen, jungfräulichen Göttin Gefjon, welche ursprünglich eine Besonderung von Frigg-Freyja zu sein scheint.

In dieser Schilderung des Lebens nach dem Tode liegt eine beachtenswerte Schätzung der Lebensgüter: Nicht träge Ruhe

1) Grimnism. 23.

und üppiger Genuss sind das höchste Gut, wie die Muhammedaner meinen, die ihr Paradies demgemäss eingerichtet haben, sondern frisches Wagen, mutiger Kampf, männlicher Genuss. Dem entspricht auch die Wertung der Tugend: Die Tapferkeit des Helden verdient den höchsten Preis. Ehre empfängt aber auch in diesem und jenem Leben die edle Frau, die treue Gattin, welche fleissig ihr Haus versieht, Ehre die reine, züchtige Jungfrau. Die treue, hingebende Liebe der Gattin wird in der nordischen Mythologie durch manchen schönen Zug veranschaulicht. Wie Baldrs Weib Nanna ihren Gemahl nicht überleben will, so harrt selbst des argen Loki Gattin Sigyn Tag und Nacht bei ihrem gemarterten Manne aus und müht sich seine Leiden zu lindern. Man kann auch hier nicht sagen, dass das Sittliche erst später in die Religion gekommen sei. Das sittliche Gefühl hat sich nur ausgebildet und verfeinert, aber schon auf den frühesten Stufen sein Ideal auf die Götter übertragen. Dass auf einer spätern Stufe der sittlichen Entwicklung diese Götter, wie sie episch geworden waren, ihm hier so wenig als in Grichenland genügten, das beweist freilich die Kritik, welche hier durch den losen Mund Loki's und seine Streiche an ihnen geübt wird, und nicht am wenigsten durch die Lehre vom Untergang dieser Welt mitsamt ihren Göttern.

Dem Weltende „Ragnarökr" (Götterdämmerung) gehen traurige Zustände und erschreckende Zeichen voran.

„Es befehden sich Brüder — und fällen einander,
die Bande des Bluts — brechen Schwestersöhne.
Arg ists in der Welt — viel Unzucht gibt es,
Beilzeit, Schwertzeit — es bersten die Schilde,
Windzeit, Wolfzeit — eh die Welt versinkt.
Nicht einer der Menschen — wird den andern schonen"[1]).

Voraus gehen drei harte Winter, zwischen welchen kein Sommer kommt. Dann wird die Sonne von dem sie stets (bei Finsternissen) verfolgenden Wolf verschlungen, ebenso der Mond von dem, welcher ihm nachsetzt. Loki mit seinen Kreaturen, Fenrirwolf und Midgardschlange, brechen los. Heimdall bläst das Gjallarhorn, um die Götter zur Versammlung zu rufen. Der Schicksalsbaum der Welt, die Esche Yggdrasill bebt, ohne jedoch beim Weltbrand vernichtet zu werden. Die Asen stürzen zum Kampf hinaus, die Einherier marschieren aus Walhalls Toren. Thor erschlägt die von ihm stets tötlich gehasste und bekämpfte Midgardschlange, die sich über die Erde geworfen hat, kommt aber selber durch ihr Gift um. Auch Freyr erliegt, da er sein wunderbares Schwert nicht hat. Der Wolf Fenrir sperrt seinen Rachen so weit auf, dass sein Unterkiefer die Erde, sein Oberkiefer den Himmel berührt, und, fügt die jüngere Edda hinzu, wäre hoch mehr Raum, so würde er ihn noch weiter aufsperren. Er verschlingt den Odin, wird aber auch seinerseits getötet. Auch Loki

1) Volusp. 45.

und Heimdall töten sich gegenseitig. Surt[1]) wirft Feuer über die Erde, die Welt verbrennt. Doch steigt nachher die Erde wieder in frischem Grün auf, ohne Aussaat wachsen nun auf ihr die Ähren. Die Götter leben wieder wie einst auf dem Idafeld: Widar (Sohn Odins) und Wali, ebenso zwei Söhne Thors: Modi und Magni gehören zur neuen Götterschar, namentlich aber auch Baldr und Hod, welche aus dem Reich der Hel zurückgekehrt sein werden. Auch zwei Menschen sind von dem Feuer verschont geblieben; man lebt fortan von Morgentau. Die Sonne hat dann eine Tochter geboren, ebenso schön wie sie selbst, die auf ihrer Bahn einherfährt. Über allen aber herrscht dann der höchste der Götter, der ewige Allvater.

c) Moderne Kritik der nordischen Mythologie.

Von wesentlichem Einfluss auf die historische Beurteilung der nordischen Mythologie und Weltanschauung ist nun freilich die Frage, ob und wieweit dieselben als originale Frucht der nordgermanischen Religion oder als das Ergebnis christlicher Einwirkung auf dieselbe anzusehen sei. Darüber gehen die Meinungen heute weit auseinander. Während die Ältern es meist ablehnten, die schon ihnen auffälligen Berührungen mit der christlichen Weltanschauung aus direktem Einfluss des Christentums zu erklären, hat namentlich Sophus Bugge[2]) Entlehnungen vieler wichtigen Figuren und Mythen aus dem christlichen und klassischen Schrifttum nachzuweisen versucht und dafür manche Anhänger gewonnen, daher seine Darlegungen hier skizziert werden mögen.

Bugge führt wesentlich folgendes aus: Keines der altnordischen Gedichte, die uns das früheste umfassende Zeugnis von der Asenreligion geben, kann älter sein als das 9. Jahrhundert. Der mächtige Wellenschlag der Wikingerzeit ist es, der erst die ganze uns erhaltene mythisch heroische Dichtung hat emporsteigen lassen. Dies beweisen Versbau und Sprache der Gedichte, die von denen der alten Runen zu verschieden sind, als dass diese Dichtungen aus der Runensprache in ihre jetzige Gestalt hätten übertragen werden können. Ferner lateinische, griechische und hebräische Fremdwörter in denselben, wie kalkr, Kelch (calix); dreki, Drache; kista (von einem Sarg); script (Bild) u. a., die in den ältesten Gedichten erscheinen. Die zahlreichen englischen Lehnwörter deuten darauf, dass jene fremden Elemente über England nach dem Norden gelangten. Christliche Bestandteile finden sich besonders in Voluspá, Sigrdrifumál, Atlamál. — Es steht also fest, dass die gesamte auf uns gekommene nordische mythisch-heroische Dichtung nicht älter als die Wikingerzeit ist.“ Vielen Stoff haben die Nordländer in den Wikingerzeiten auf den bri-

1) Surt ist der riesige Beherrscher von Muspellsheim, der Feuerwelt.

2) S. Bugge, Studien usw. siehe oben S. 316.

tischen Inseln von christlichen Mönchen und ihren Schülern bekommen in englischer oder irischer Sprache. Diese Dinge stammten teils aus jüdisch-christlicher, teils aus griechisch-römischer Quelle. Auch diese klassischen Überlieferungen waren durch die gelehrten Mönche vermittelt. Dahin gehört z. B., wenn in der Lokasenna Loki der Freyja vorhält, die Götter hätten sie in den Armen ihres Bruders gefunden. Dies ist die Erzählung von Venus und Mars, bei welcher die Mönche hervorhoben, dass diese beiden Götter Geschwister seien. Überhaupt geht was von Freyja erzählt wird, meist auf Venus zurück.

Näher hat Bugge dieses Abhängigkeitsverhältnis nachzuweisen gesucht in bezug auf den Baldr-Mythus, wie er in Voluspá und Snorra-Edda erzählt und oben (S. 336f.) angeführt ist: Baldr (= angels. bealdor, Herr, Fürst) hat seinen Namen von der üblichen Benennung Christi. Seine Schönheit und Wohlredenheit entspricht der Beschreibung, welche die Apokryphen von Jesu Person geben. Wie Frigg allen Kreaturen einen Eid abnimmt, ihm nichts zu leide zu tun, so hat nach der jüdischen Schrift, Toledoth Jeschu[1]) Jesus alles Holz beschworen, dass es ihn nicht tragen sollte. Judas aber wusste einen ähnlichen Rat wie Loki (dessen Namen = Lucifer!). Der Mistelzweig des Baldr-Mythus stammt aus der Erzählung von der Kreuzigung Jesu. Denn in England findet man die Sage, das Kreuz Christi sei aus dem Holz der Mistel verfertigt gewesen, welche damals ein stattlicher Baum war, aber zur Strafe zu einem Schmarotzerleben erniedrigt wurde. Hod, der blinde Mörder Baldrs, entspricht genau dem Longinus, der den Gekreuzigten mit dem Speer durchstach. Denn nach englischen und irischen, aber auch nach morgenländischen Quellen soll dieser Longinus blind gewesen sein; einer der Knechte habe ihn angewiesen, wohin er stechen soll, so habe er Jesu Herz getroffen und sei dadurch sehend geworden. Nanna, die Gattin Baldrs dagegen, welche nicht aus der christlichen Überlieferung stammen kann, ist Oenone (die Gattin des Paris!), deren Tod fast wörtlich gleich von Dictys Cretensis erzählt wird. Und Achills Mutter Thetis ist Vorbild für Frigg, die Mutter Baldrs, die in Fensalir wohnt. Dass die Baldrsage ursprünglich einen andern Charakter hatte, zeigt die ganz verschiedene Erzählung der dänischen Sage von Hotherus und Balderus, die Saxo Gramm. gibt. Dieser schrieb allerdings erst um 1200. Allein die Sage, die er bietet, ist zwar entstellt und in die dänische Königsgeschichte erst eingefügt, aber in wesentlichen Teilen und ihrem Grundcharakter nach ursprünglicher als der Edda'sche Baldrmythus. „Wir haben in der Baldrsage eine heroische Sage, die in der Edda nach Walhall erhoben, nicht einen Göttermythus, der bei Saxo vom Himmel herabgesunken ist".

Ein zweiter Mythus, bei welchem Bugge des nähern christ-

1) Eisenmenger, Entdecktes Judentum I, 179f.

lichen Einfluss glaubt nachweisen zu können, ist der von Odin am Galgen. In Hávamál 138 spricht Odin: „Ich weiss, dass ich hing am windigen Baum volle neun Nächte, mit dem Speer verwundet, dem Odin gegeben, ich selbst mir selbst, an dem Baum, von dem niemand weiss, aus welches Baumes Wurzeln er sprosst.“ Der windige Baum ist s. v. a. Galgen. Das Kreuz Christi wird aber im Angelsächsischen und Althochdeutschen oft Galgen genannt. Der Speer, mit welchem verwundet Oding hängt, ist der von der Kreuzigung bekannte. Wie Odin sich selbst sich opfert, so bringt sich Christus am Kreuz Gott zum Opfer, der mit ihm Eins. Jener Baum, dessen Wurzeln unbekannt, ist der Kreuzesstamm. Nur die neun Nächte sind nordische Zutat. Der Tod am Galgen galt den Nordländern als besonders schimpflich; daher wären sie nicht aus sich darauf gekommen, dies dem höchsten Gotte widerfahren zu lassen. Ebenso ist der Welt- und Lebensbaum aus nichts anderem entstanden als aus Christi Kreuz. Ygg ist ja Name Odins. Yggdrasill bedeutet Yggs Pferd im Sinne von Odins Galgen wie ein englisches Gedicht des 14. Jahrh. von Christus nach alter Ausdrucksweise sagt: On stokky stede he rod, „auf hölzernem Pferde ritt er“. Und wie Christi Kreuz im früheren Mittelalter oft als grünender Lebensbaum besungen wird, so ist die Yggdrasill-Esche mit dem Leben der Welt verknüpft worden. J. Grimm[1]) meinte freilich, schwebende heidnische Traditionen vom Weltbaum seien in Deutschland, Frankreich und England bald nach der Bekehrung auf einen Gegenstand des christlichen Glaubens (das Kreuz) übertragen worden. Allein diese Ausdeutung des Kreuzes kommt schon bei den Kirchenvätern vor. Der Lebensbaum erscheint aber in der nordischen Mythologie auch mit dem Erkenntnisbaum der Bibel kombiniert. Dorther stammt die Schlange Nidhogg, welche die Wurzeln jener Esche benagt.

Auf die Frage, wie alle diese und viele andern christlichen und klassischen Elemente den Nordländern zugekommen seien, erhalten wir, wie schon bemerkt, von Bugge die Antwort, die nach England und Irland schiffenden Wikinger hätten sie von dort heimgebracht. Neuestens wird auch angenommen, die Iren hätten sich bei der Besiedelung Islands beteiligt. Als literarische Quellen, welche jenen Mönchen bekannt sein mussten, werden genannt: das Nikodemusevangelium (nicht vor der 2. Hälfte des 5. Jahrh.), Vindicta Salvatoris (nicht vor 8. Jahrh.), eine Legende vom Kreuzesstamm und lateinische Lieder auf das Kreuz; ferner Virgil und des Servius Kommentar dazu, die Fabeln des Hyginus, Homer u. a.

So weit Bugge. Es lässt sich nicht leugnen, dass die von ihm aufgezeigten zahllosen Beziehungen zwischen der christlichen und der nordischen Literatur zum Teil äusserst merkwürdig sind, während andere sich sehr künstlich und willkürlich ausnehmen. Dass in der heute vorliegenden Edda, und zwar der sog. älteren

1) Deutsche Mythologie[3] S. 758.

wie der jüngeren sich Dichtungen finden, welche stark vom vordringenden Christentum beeinflusst sind, lässt sich schwerlich leugnen. Solche Partien, welche diesen Einfluss am ehesten verraten, sind der Weltuntergang und namentlich das Auftauchen einer neuen Erde und neuen Sonne unter der Herrschaft Allvaters, während der böse Wurm (die „alte Schlange" der Bibel?) abgetan wird. Allein damit ist nicht gesagt, dass jener Einfluss ein so durchgängiger und mächtiger war, wie oben dargestellt ist. Die Yggdrasillesche z. B. erklärt sich natürlicher als aus einer Umsetzung des Kreuzes in ein heidnisches Symbol, daraus, dass man oft in der germanischen Welt solchen Schicksalsbäumen begegnet, von deren Gedeihen das eines Hauses, eines Geschlechtes oder Stammes abhängt; wurde diese Idee verallgemeinert, so hatte man diesen Weltbaum. Der Baum, an welchem Odin hing, ist, wie der Name Yggdrasill beweist, kein anderer; aber da diesem Gott von jeher Menschen zum Opfer an Bäume gehängt wurden, so kann jener seltsame dunkle Mythus auch aus der heidnischen Vorstellung geflossen sein. Namentlich aber ist nicht einleuchtend, dass der einfache, naive Baldr-Mythus ein Abklatsch der Kreuzigung Christi sein soll. Das eindrückliche Bild der letztern kann nicht wohl einem Dichter vorgeschwebt haben, der jenes Spiel der Götter mit Baldr ersonnen hätte. Nebensächliche Züge müsste er durch die Sorgfalt lernbegieriger Wikinger aus den gelehrten Quellen überkommen, dagegen die in die Augen fallenderen übersehen oder verschmäht haben. Der Umfang also, in welchem hier eine Einwirkung der christlichen Religion und Entlehnung aus ihrem Überlieferungsstoff stattgefunden hat, ist einstweilen nicht messbar, wenn auch die Anregung von aussen nicht gänzlich abzuweisen ist.

d) Kultus und Brauch bei den nordischen Germanen.

In bezug auf den Kultus macht sich fühlbar, dass auch von diesen Germanen keine hieratische Literatur erhalten geblieben ist. Immerhin fliesst die Quelle etwas reichlicher als bei den übrigen Germanen. Der Befund zeigt auch in bezug auf Kultus und Gebräuche einen Fortschritt gegenüber der S. 326 ff. gezeichneten Stufe. Tempel und Bilder sind bei den Nordländern der Edda ganz allgemein geworden. Was die Tempel anlangt, so führte in Schweden der berühmteste den Namen Upsala, nach der Beschreibung Adams von Bremen ganz von Gold hergerichtet, d. h. damit um und um geschmückt; denn die Tempel waren in der Regel von Holz. Darin befanden sich drei Bilder oder Statuen, von welchen die des Thor mitten im Saale thronte, während zu beiden Seiten Wodan und Fricco prangten. Nahe bei dem Tempel stand ein mächtiger, seine Zweige weit ausbreitender Baum immer grünend, Sommer und Winter. Dieser Baum wird das ursprüngliche Heiligtum gewesen sein, an welches sich der Tempel anschloss.

Dort sei auch eine Quelle, wo man opfere und einen Menschen lebendig zu versenken pflege. Den Tempel umgebe eine goldene Kette, welche vom Giebel des Gebäudes herabhange. Nach gelegentlichen Andeutungen und den auf Island gefundenen Überresten zu schliessen, bestand der Tempel gewöhnlich aus einem doppelten Raum. Der grössere bildete eine rechteckige, langgestreckte Halle, der andere verhielt sich dazu wie das Chor einer Kirche zum Schiff und bildete einen Halbrundbau, der aber keine Öffnung nach der Halle hin hatte[1]). Die Halle umfasste die festlich beim Opferschmause Vereinigten, welche den Wänden entlang sassen. Zwischen den Hauptsäulen war ein Hochsitz angebracht. Vor den Sitzreihen brannten Feuer auf dem Boden und Kessel mit Fleisch hingen darüber. Jener Anbau aber war das eigentliche Heiligtum, in welchem ein Altar mit geweihtem Feuer und heiligen Geräten sich befand, wie Blutkessel mit Sprengwedel, einem Ring, auf welchem alle Eide geschworen wurden und welchen der Häuptling bei allen Volksversammlungen in der Hand halten sollte.

Die Bildsäulen der Götter fehlten wohl in keinem Tempel. Oft standen deren mehrere im selben Heiligtum und zwar in natürlicher oder kolossaler Grösse aus Holz geschnitzt. Das Volk scheint recht tief in Idolatrie versunken zu sein und vielfach zwischen Göttern und Bildern nicht mehr unterschieden zu haben, daher von den letztern viel wunderbares erzählt wurde.

Von eigentlichen Gebeten, die natürlich das Opfer begleiteten, ist nicht viel erhalten. Die Hauptsache war das Opfer selbst, namentlich das blutige Opfer. Als das vorzüglichste Sühnopfer galt das Menschenopfer und solche wurden auch auf dieser Kulturstufe bis zum Übertritt zum Christentum verhältnismässig häufig dargebracht. Man wählte dafür gewöhnlich gemeine Leute und Verbrecher; die Todesstrafe selbst war ein Sühnopfer an den beleidigten Gott. Aber in Zeiten ausserordentlicher Not oder Hülfsbedürftigkeit wählte man auch Königssöhne und andere Edle. Bei dem Allding des Jahres 1000, wo über die Religion entschieden werden sollte, gelobten die heidnisch Gesinnten ihren Götzen zwei Menschen aus jedem Landesviertel. Und von dem christlichen norwegischen Könige Olaf Tryggvason wird erzählt, dass er die angesehensten Häuptlinge zu einem Gastmahl einlud und ihnen erklärte, wenn er genötigt würde, zur alten Religion zurückzukehren, müsste er ein grosses Menschenopfer zur Versöhnung der beleidigten Götter bringen. Dabei werde er nicht nach sonstigem Brauch Sklaven oder Verbrecher opfern, sondern sechse von ihnen; andernfalls müssten sie zum Christentum übertreten. Sie zogen das letztere vor. Die in der Schlacht Fallenden sind eine Art Opfer an Odin. An die römische Sitte erinnert der nordische Gebrauch das feindliche Heer oder einzelne Feinde durch einen über dieselben geworfenen Speer dem Odin zu weihen. — Den zweiten Rang

1) Vgl. Golther, Germ. Myth. S. 601.

nahmen Tieropfer ein, unter welchen Pferdeopfer obenan standen. Das Fleisch der geopferten Pferde wurde gegessen. Aber auch Stiere, Kühe, Ferkel, Widder, Ziegenböcke, wurden in dieser Weise dargebracht; dem Freyr und der Freyja ein Eber. Mit dem im Opferkessel gesammelten Blute wurden die Götterbilder bestrichen und die Opfernden besprengt. Auch der Trunk (Meth oder Bier) spielte dabei eine Rolle. Man trank den Becher Odins auf Erlangung von Sieg und Macht, den Becher Freyrs und Njords auf ein fruchtbares Jahr und Frieden. — Jährliche Feste hingen mit dem Sonnenlauf und den Jahreszeiten zusammen. Mitten im Winter feierte man dem Freyr das Julfest; dazu gesellte sich ein Herbst- und ein Frühjahrsfest.

Das Priestertum fehlte auch im skandinavischen Norden nicht. Doch traten die Goden (Priester) auch beim Opfer nicht allzusehr hervor. Bei den öffentlichen Opferfeierlichkeiten nahm der König oder der Jarl den Ehrensitz ein und stand der hl. Handlung vor, was nicht ausschliesst, dass die Goden oder Priester dabei funktionierten. Aus dem Blute der Opfertiere wurden Orakel entnommen. Vielfach wurde auch das Los befragt, dessen Handhabung in wichtigeren Angelegenheiten dem Priester anvertraut war. Dasselbe gab Auskunft, ob die Gottheit ein Opfer verlange und was für eines, ob eine Volksversammlung ihr genehm, ein Beschluss ihr willkommen sei oder nicht. Sehr stark verbreitet war der Aberglaube, dass man aus begegnenden Tieren oder sonstigen Zufälligkeiten ein Omen entnehmen könne. Glück verheisst es z. B., wenn ein schwarzer Rabe (Odins Tier) einen Helden umschwebt, oder wenn man den grauen Wolf unter Eschen heulen hört; ungünstig ist dagegen, wenn man auf dem Wege zum Kampf strauchelt.

Und wie die Wahrsagerei ging die Zauberei stark im Schwang. Die Zauberkundigen wussten wirksame Zauberlieder und -sprüche und verstanden sich auf das Lesen der Runen oder Zeichen, denen eine besondere Kraft innewohnen sollte. Selbst die Götter verschmähen es nicht, sich wahrsagen zu lassen und zu den Zauberrunen ihre Zuflucht zu nehmen. In ihrem Wissen um diese geheimen Dinge und ihrer Kunst, magische Kräfte zu gebrauchen, beruht vornehmlich ihre Überlegenheit gegenüber den Riesen wie den übrigen Weltwesen.

Was die Totenbestattung betrifft, so herrschte in der Zeit dieser Lieder der Brauch der Leichenverbrennung durchaus vor. Was vom Scheiterhaufen Baldrs erzählt wird, gibt ein Bild des üblichen Ritus. Alle Bekannten, Männer und Frauen, strömten zusammen. Die Leiche wurde feierlich auf den Holzstoss gelegt, und ihr noch Schmuckgegenstände u. dgl. mitgegeben. Auch Sklaven zur Bedienung sandte man der entfliehenden Seele nach und mochte es gerne sehen, wenn ein Weib nicht länger leben wollte als ihr Gatte, und ihn zu jener Welt begleitete.

VII. Religion der Slaven[1]).

Östlich von den Germanen sassen schon zur Zeit des Tacitus die slavischen Völkerschaften. Diese bilden eine ebenfalls sehr zahlreiche, viel verzweigte Familie, die sich durch ihre Sprachen als indogermanisch zu erkennen gibt. Dieselbe hatte sich von der Ostsee bis zum schwarzen Meer und zur Donau niedergelassen und ist mit der Zeit bis zum adriatischen Meer und bis nach Griechenland vorgedrungen. Westwärts hatte sie bald die Karpathen erreicht und rückte später noch weiter westlich vor. Stark sind die Slaven den Deutschen beigemischt im heutigen Preussen, Österreich, Sachsen. Von den eigentlichen „Slaven" sind zu unterscheiden die mit ihnen zum selben Stamme (dem „letto-slavischen") gehörenden Letten, Litauer und Preussen (im alten Sinn des Worts). Zu den eigentlichen Slaven gehören die Wenden (Sarmaten), Russen, Polen, Böhmen oder Czechen, Mähren, Kroaten, Dalmatiner, Serben, Bulgaren, Bosniaken. Die fünf letztgenannten werden gewöhnlich als „Südslaven" bezeichnet. Die slavischen Völker sind im allgemeinen später als die Germanen zum Christentum übergetreten, zum Teil von Germanen unterjocht und zum Übertritt gezwungen. Allein da sie damals noch auf einer recht niedrigen Kulturstufe standen, haben sich literarische Erzeugnisse oder Monumente religiösen Charakters aus ihrer heidnischen Zeit nicht erhalten. Und da auch die ausländischen Quellen in dieser Hinsicht sehr spärlich fliessen, ist das Material hier noch weniger zureichend als bei den Germanen. Einzelne Nachrichten über die Religion der Slaven geben Tacitus[2]), Prokop, Jordanes, Paulus Diakonus, Dithmar von Merseburg[3]), Adam von Bremen u. a. Manches ist aus spätern, zum Teil noch lebenden Volksgebräuchen, Märchen u. dgl. mit mehr oder weniger Sicherheit zu erschliessen. Für die Litauer, welche im 13. Jahrhundert nur oberflächlich zum Christentum sich bekehrten und bei welchen daher noch lange die Reste des Heidentums erhalten blieben, kommen noch spätere Quellen in Betracht, so Peters von Dusburg Preussische Chronik (1326) und dann die Beobachtungen und Sammlungen von Nachrichten über das alte Heidentum von Jan Malecki (Pfarrer in Lyck v. 1537 an) und besonders von Jakob Laskowski,

---

1) P. J. Schafarik, Slawische Altertümer. Deutsch von Mosig von Ährenfeld. Herausg. von H. Wuttke, 2 Bde, Leipz. 1843. Derselbe, Slawische Ethnographie, 3. Aufl., Prag 1850. — W. R. S. Ralston, The songs of the Russian people, London 1872 und in anderen Schriften. L. Léger, manche Mitteilungen in RHR, 1881, Esquisse, sommaire de la Mythologie Slave. (Vgl. auch die folgenden Jahrgänge.) — H. Usener, Götternamen (Bonn 1896) S. 79 ff. (über die litauischen Götternamen). — Vgl. Jul. Lippert, Die Religionen der europ. Kulturvölker, Berl. 1881, S. 68—114. — F. S. Krauss, Volksglaube und religiöser Brauch der Südslaven 1890.

2) Germ. c. 46.

3) Starb 1018. Vgl. zu den übrigen oben S. 319.

(zwischen 1568 und 1572), dessen Übersicht der Zemaitischen Götter von Jan Lasiczki in seine Schrift De diis Samagitarum (1580)[1]) aufgenommen ist; endlich Math. Stryikowski in seiner Polnischen Chronik (1582). Dagegen ist Simon Grunaus Preussische Chronik (1517—1521) gänzlich unzuverlässig[2]). Für Russland kommt in Betracht die Chronik des Mönches Nestor in Kiew (1056—1114).

Als gemeinsames Charakteristikum der slavischen Familie hat man oft einen Dualismus von lichter und dunkler, guter und böser Gottheit bezeichnet, welcher an den Parsismus erinnere Allein dieser Gegensatz findet sich zwar bei diesen Völkern sehr häufig, herrscht aber doch nicht überall vor und ist namentlich nicht als ein systematisch ausgebildeter zu denken. Neuerdings wird häufig auf die slavische Mythologie hingewiesen als eine früheste Stufe, wo noch die ganze Natur vergöttlicht sei, aber aus der Unzahl von göttlichen und geisterhaften Wesen sich noch kaum wirkliche Götter hervorgebildet hätten. Man beruft sich dafür auf das Zeugnis des Peter von Dusburg, der (1326) von den alten Preussen schrieb: „Sie verehrten irrtümlich alle Kreatur als Gott, nämlich Sonne, Mond und Sterne, Donnerschläge, Geflügel und Vierfüsser bis auf die Kröte. Sie hatten auch heilige Haine, Felder und Gewässer, so dass sie darin nicht Holz zu schneiden, Ackerbau zu treiben und zu fischen wagten.“ Ein Jesuit zu Anfang des 17. Jahrh. schreib über die polnischen Livländer: „Diese haben mannigfache Götter, einen für den Himmel, einen andern für die Erde, welchen wieder andere untergeordnet sind, wie die Götter der Fische, der Äcker, der Getreidearten, der Gärten, des Viehes, der Pferde, der Kühe und solche für die einzelnen Lebensbedürfnisse (ac singularium necessitatum proprios).“ In der Tat wuchert hier ein üppiger Geister- und Spezialgötterglaube, welchen Mannhardt und Usener nicht mit Unrecht den römischen Göttern der Indigitamente verglichen haben[3]). Allein auch das letztere Zitat weist doch auf eine Unterordnung der übrigen Götter unter einen höchsten des Himmels hin. Ein solcher wird durch diesen Multitudinismus von göttlichen oder geisterhaften Wesen nicht ausgeschlossen und nichts spricht dafür, dass er aus einem Chaos solcher Natur-Geistwesen oder etwa aus dem Kult der abgeschiedenen Seelen, der hier ebenfalls blüht, erst hervorgewachsen wäre. Vielmehr zeigt sich, dass ein solcher oberster Gott all diesen slavischen Völkerschaften schon vor ihrer Zerteilung und der Ausbildung ihrer Sondergötter eigen war. Damit stimmt auch das alte, freilich wohl christlich gefärbte Zeugnis Prokops[4]) überein,

1) Joh. Lasicii, Poloni de diis Samagitarum libellus. Gedruckt Basel 1615; neu herausg. von W. Mannhardt, Riga 1868.

2) Usener, Götternamen S. 82.

3) Usener weist, wie übrigens schon Lasiczki S. 51—53 getan hat, darauf hin, dass an die Stelle dieser Numina bei den Slaven wie anderwärts die katholischen Heiligen getreten sind.

4) Procopius, De bello Goth. l. 4. Nach 3, 14 war dieser Gott Blitzesschleuderer.

welcher von ihnen sagt, sie kennten einen höchsten Gott als Schöpfer Himmels und der Erde, daneben aber auch weiss, dass sie Ströme und Nymphen und gewisse andere göttliche Wesen verehrten. So wird im allgemeinen gelten, was Helmold (12. Jahrh.) von den polabischen Slaven berichtet: „Ausser den vielfach gestalteten Gottheiten, denen sie Felder und Wälder, Trauer und Freuden zuteilen, glauben sie an einen Gott, der im Himmel über andere gebietet und der, während er als der Allmächtige nur die himmlischen Dinge besorgt, alle andern Geschäfte den ihm untergebenen Gottheiten zuweist, die von seinem Blute entsprossen und von denen jeder um so ansehnlicher ist, je näher er dem Gott der Götter steht.“ Überall ist ein die übrigen Mächte beherrschender Gott nachzuweisen. Es gibt über den Geistern eine Anzahl von Göttern, die bei den Letten mit dem sanskritischen Wort dêwa benannt werden, bei den Russen bog; und über diesen ragt ein Hauptgott hervor.

Dieser allen Slaven gemeinsame Gott heisst bei den Litauern, Letten, Preussen: Perkúnas, Perkúns, anderswo Perun, böhm. Peraun, polnisch Piorun u. s. f. und ist Donnergott. Wenn er mit seinen brennenden Geschossen die Dämonen trifft, so strömt deren Blut auf die Erde. Noch im 16. Jahrhundert rief ihn der Landmann an, indem er, wenn es donnerte, barhäuptig auf seinem Gute umherging, eine Speckseite auf seinen Schultern tragend und sie dem Gott anbietend mit der Bitte um Verschonung[1]). Die alten Preussen fielen beim Gewitter auf die Kniee und riefen: Geh an uns vorüber, Perun! In den Wäldern wurde dem Gott ein beständiges Feuer unterhalten. Man beschwor ihn auch, um Regen zu erhalten. Heilig war ihm die Eiche. — Auch von einer Perkuna tete (Mutter) ist die Rede, welche die Mutter des Blitzes und Donners sei, und die in ihrem Lauf müde und staubig gewordene Sonne bei sich aufnehme, um sie am Morgen wieder gewaschen und glänzend zu entlassen. Neben Perkunas verehrten die Litauer und Preussen zwei Sonnengötter: 1. Patrimpo, einen wohltätigen Sonnengott und 2. Pecollo als Sonnengott in der Unterwelt, der die Ernte reifen lässt, und Gott des Todes.

Der höchste Gott auf Rügen ist der hochangesehene Svantovit, nach Saxo ein Gott „totius Slaviae“, dessen riesiges, vierköpfiges Bild zu Arkona stand. Der Gott ist, wie wir sehen werden, ebensowohl Kriegs- wie Erntegott, also eine allgemeinere Fassung des höchsten, himmlischen Wesens. Eine alte Meinung, welche unter Christen verbreitet war, ging dahin, Svantovit sei kein anderer als der Sanctus Vitus von Korvey. Die Ansicht wird auch neuerdings wieder vertreten; doch könnte sichs dabei nur um die Übertragung eines christlichen Namens auf ein heidnisches Idol handeln. Saxo nennt diesen Gott ein von allen weit

1) Nachdem das Gewitter vorüber war, nahm übrigens der Bauer das Fleisch wieder für sich weg.

und breit verehrtes numen publicum, während die Götter der Stadt Karenz (im Innern der Insel) nur privaten Kultus sich erfreut hätten, d. h. Lokalgötter waren. Es befand sich dort das Heiligtum des Gottes Rugivit, mit einem Bild desselben, das aus einem Eichenstamm gemacht war, mit sieben Gesichtern. An einem Gürtel trug der Gott sieben Schwerter. Ferner stand in derselben Stadt ein Tempel mit Bild des Porevit mit fünf Gesichtern und ein solches des Porenut mit vier Gesichtern und einem fünften auf der Brust. Im östlichen Holstein stand eine heilige Eiche des Gottes Proven. In Stettin und Brandenburg wurde ein dreiköpfiger Gott, der als solcher Triglav hiess, verehrt. In Mecklenburg begegnet ein Gott Radogast. Bei den Russen steht dem Bialbog, d. h. dem „weissen Gott" ein Czernebog, ein „schwarzer Gott" gegenüber. Doch haben die meisten guten Götter auch ihre schädliche Seite, da jede wohltätige Naturkraft auch schädlich wirken kann. Dies wird durch Beigesellung der schwarzen zur weissen Farbe dargestellt.

Diese Götter sind noch weniger mythisch entwickelt als die der alten Germanen. Höchstens einzelne Ansätze zum Mythus finden sich, wie z. B., dass Perkanas um die Tochter der Sonne wirbt und dass die Sonne selbst von Perkunatete empfangen wird[1]). Dass diese Gottheiten aus Animismus, näher aus Ahnendienst geflossen seien, wie Lippert darzutun meint ist weder bewiesen noch wahrscheinlich. Vielmehr führen alle Analogien darauf, dass der Hauptgott überall der des Donners war, welcher selber nur eine bestimmtere Gestalt des indogermanischen Himmelsgottes ist. Dieser Hauptgott konnte nach seinen lokalen Bildern und Besonderheiten leicht bei den einzelnen Völkern verschiedene Namen tragen und auf diese Weise sich auch beim selben Volke vervielfältigen.

Daneben aber finden sich bei den Slave eine Menge unter geordneter Gottheiten, wie Jutrebog, Gott des Morgens; Vegada, Gott der Witterung u. s. f.; auch Göttinnen wie Prija (= Freyja), und die litauische Laima, die Glücksgöttin. Bei den Letten sind die meisten Gottheiten weiblich gebildet, mit mate (Mutter) zusammengesetzt. Der Geister und Gespenster vollends gab es in der Vorstellung dieser Völker unzählige Die letztern heissen deives, vom selben Wortstamm wie das obige dêwa, aber wie im Parsismus mit ungünstiger Nebenbedeutung. Eine grosse Rolle spielt der Hausgeist. Dieser ist im allgemeinen den Hausbewohnern freundlich gesinnt, aber gegen Fremde misstrauisch und gefährlich. Er bringt dem Hause Segen, wenn man ihn in Ehren hält, rächt sich aber für Missachtung. Es gibt Geister des Landbaues[2]), der Viehzucht, Bienenzucht, des Mühlebachs u. s. f.

1) Siehe oben S. 351.

2) Dahin gehört der litauische Kurche, ein Geist des Jahresertrags, der Speise und des Tranks, dem zu Ehren man aus den letzten Ähren der Ernte ein Bild formte, das als Idol Verehrung fand. Siehe

In diesem abergläubischen Geisterdienst berühren sich die Slaven stark mit ihren östlichen Nachbarn, den turanischen Stämmen, deren Schamanismus wir zu Anfang betrachtet haben Von den Litauern und Samagiten berichtet Lasicius (55), dass sie als Hausgötter Schlangen pflegen, die unter dem Herde hausen und an gewissen Festtagen bewirtet werden.

Der alte Kultus dieser Slaven war, wie schon aus dem Obigen erhellt, ein Bilderdienst, und zwar ein ziemlich roher, der den Übergang vom Naturdienste her noch deutlich erkennen lässt: die hl. Eiche verwandelte sich in eine Holzsäule, auf welche man Gesichter zeichnete und der man es liebte verschiedene Köpfe zu geben, um die nach allen Seiten blickende und wirksame Gottheit darzustelle . Von Perun standen Idole z. B. zu Nowgorod und Kiew. An letzterm Ort war das Bild aus Holz, der Kopf aus Silber, der Bart aus Gold. Die Gestalt hatte einen Feuerstein in der Hand. Vor ihr wurde ein beständiges Feuer aus Eichenholz unterhalten. Dieses Bild liess Wladimir im Jahre 988 am Schweif eines Pferdes umherschleifen, schlagen und in den Dnjepr werfen. Von Saxo Gramm ist eine ausführliche Beschreibung der Heiligtümer auf Rügen vorhanden. Demnach befand sich mitten in der auf der östlichen Spitze der Insel gelegenen Seestadt Arkona das Heiligtum des Svantovit, ein stattlicher, bemalter Holzbau. In dessen Innerem stand das kolossale Bild des Gottes in Menschengestalt, aber mit vier Hälsen und Köpfen, von denen zwei nach vorn, zwei nach hinten, doch zugleich seitwärts blickten. Das Kopfhaar war geschoren und der Bart nach Art der Rügener rasiert. In der Rechten hielt der Gott ein aus verschiedenen Metallen verfertigtes Trinkhorn, das der Priester jährlich mit Wein füllte, und aus welchem der Ertrag des kommenden Jahrs von ihm vorausgesagt wurde. Der linke Arm war in die Seite gestützt und bildete so einen Bogen. Eine Tunica bedeckte den Leib bis an die Schienbeine. Die Basis der Statue war in der Erde versteckt. Endlich trug der Gott ein grosses Schwert. Alljährlich versammelte sich das Volk vor diesem Tempel zu einem kultischen Festmahl und die Opfertiere wurden geschlachtet. Vorher hatte der Priester das Heiligtum sorgfältig mit Besen gereinigt und zwar so, dass er keinen Atem von sich geben durfte, sondern jedesmal zum Ausatmen das Heiligtum rasch verlassen musste[1]). Nachdem das Volk versammelt war, wurde der Becher durch den Priester geprüft. War der Wein seit dem letzten Jahr zusammengeschwunden, so sollte man Mangel haben. Der alte Wein wurde dem Bilde unter Bitten um Segen vor die Füsse gegossen, darauf der Becher neu gefüllt und dem Götzen wieder in die Hand gegeben. Auch

---

eine vollständige Liste der erhaltenen litauischen Numina bei Usener, Götternamen S. 85 ff.

1) Dieser Zug, der den Slaven gemeinsam scheint, erinnert an die Parsi, deren Priester mit verhülltem Munde funktionieren, um das heilige Feuer nicht durch ihren Hauch zu verunreinigen.

ein riesiger Honigkuchen wurde ihm vorgesetzt. Derselbe sollte bis zum nächsten Jahr verschwinden, sonst wars kein gutes Zeichen. Saxo bemerkt ausdrücklich, der Priester bete nicht etwa für die Geschicke des Volks, sondern nur um gute Ernte fürs kommende Jahr. Dann halte er namens des Gottes eine Ansprache an die Menge, mahne sie diesem treu zu dienen und verheisse ihr dafür dessen Schutz.

Hier bestand auch ein hochangesehenes Orakel: Svantovit besass 300 Pferde und ebensoviele Knechte. Ein weisses Ross darunter galt als sein Leibross. Man fand es oft am Morgen in Schweiss gebadet, wenn der Gott es nachts in einer Geisterschlacht geritten hatte. Lippert hält dieses Pferd für den älteren ursprünglichen Fetisch. Allein bedenkt man, wie oft die Götter in der germanischen Mythologie reiten, so liegt weit näher, in dem Pferd ein Attribut des durch die Lüfte fahrenden Gottes zu sehen. Jenes weisse Ross diente nun zur Auswirkung des Orakels, das man vor jedem wichtigen Unternehmen befragte, besonders vor einem Kriegszug, doch auch vor Seefahrten u. dgl. Man legte vor dem Tempel eine dreifache Lanzenreihe hin und steckte je zwei Lanzen nebeneinander in die Erde, so dass man sie in der Mitte verband. Auf diese Weise bildete man eine Umzäunung. Es kam nun darauf an, ob das Pferd, das nach feierlichem Gebet vom Priester vor die Lanzenreihe geführt wurde, dieselbe mit dem rechten oder linken Fusse zuerst überschritt. Das erstere war gutes, das letztere schlimmes Vorzeichen. Man wiederholte die Probe dreimal.

Auch das Losen und Abzählen von Strichen war in mannigfacher Weise üblich; ebenso die Beobachtung des Angangs der Tiere. Noch im heutigen Russland achtet das Landvolk sehr sorgfältig auf die Vorzeichen: Begegnet man am Morgen zuerst einer Frau oder Jungfrau, oder läuft ein Hase über den Weg, so ist dies kein gutes Zeichen. Montag, Mittwoch und Freitag sind keine guten Tage u. s. f. — Durchs ganze Land werden die Johannisfeuer angezündet, Knaben und Mädchen springen darüber.

Bei dem starken Geisterglauben, der die Gemüter ängstigte, versteht sich, dass Zauberei mit Sprüchen, Amuletten u. dgl. eine grosse Rolle spielte und einen guten Teil der Religion ausmachte. Die Kranken werden noch heute in manchen Gegenden Russlands selten zum Arzte gebracht; in der Regel bespricht man sie mit Zauberformeln, da man die Krankheit auf Behexung zurückführt.

Was die Bestattung der Toten anlangt, so war das Begraben[1]) wie das Verbrennen üblich. Doch scheint bei den Russen um 900 n. Chr. nur der letztere Gebrauch gegolten zu haben. Der

1) Vgl. die Beschreibung bei Lasicius 57 f. Beim Totenmahl werden auch die abgeschiedenen Seelen bewirtet. Dann aber heisst es: „Ihr habt gegessen und getrunken, Seelen, nun macht, dass ihr hinaus kommt!“

Araber Jbn Fadhlan, welcher in den Jahren 921.22 als Gesandter von Bagdad zum König der Slaven (Sclabenen) reiste und so die Gebräuche der heidnischen Russen kennen lernte, erzählt aus eigener Anschauung, man habe bei der Bestattung eines Vornehmen die Leiche auf einem auf der Wolga liegenden, mit kostbaren Gaben ausgestatteten Schiffe verbrannt. Ehe man dieses anzündete, bestieg dasselbe freiwillig auch ein Mädchen aus seiner Dienerschaft, das in Verzückung sprach: „Siehe, ich sehe meinen Vater und meine Mutter; siehe dort sehe ich alle meine verstorbenen Verwandten sitzen.“ „Dort ist mein Herr! Er sitzt im Paradiese; das Paradies ist so schön, so grün. Bei ihm sind die Männer und Diener; er ruft mich, so bringt mich denn zu ihm!“ Dem Botschafter des Chalifen bemerkte ausserdem ein Russe: „Ihr Araber seid doch ein dummes Volk. Ihr nehmet den, der euch unter den Menschen der geliebteste und geehrteste ist, und werft ihn in die Erde, wo ihn die kriechenden Tiere und Würmer fressen. Wir dagegen verbrennen ihn in einem Nu, so dass er ohne Aufenthalt zum Paradiese eingeht.“ Dieses Verfahren lässt auf den Zustand schliessen, den man den Toten beilegte. Auch hier ist die Fortdauer der Seelen selbstverständlich, und Dithmars von Merseburg Angabe, die Slaven wüssten von keinem Leben nach dem Tode, ist erweislich unrichtig. Vielmehr dachte man sich dieses Leben ganz ähnlich dem diesseitigen. Daher war Verbrennung der Witwen häufig. Bonifacius schreibt im Jahr 745 von den Wenden: Laudabilis mulier inter illas (Winedorum mulieres) esse judicatur, quae propria manu sibi mortem intulit, ut in una strue pariter ardeat cum viro suo. Jenes Schiff wird darauf deuten, dass die Seele eine Fahrt übers Weltmeer zu machen hat. In der Tat gilt als Elysium die Sonnenwohnung im Osten, wo die seligen Inseln liegen. Doch dachte man sich die Wanderung der Seele auch anders: dieselbe hat zu Fuss über den Regenbogen oder die Milchstrasse zu wandern oder einen steilen, glatten Berg zu erklimmen. Zauberer und ähnliche schlimme Gesellen setzen nach dem Tod ihr Unwesen als Vampire oder Werwölfe fort zum Schrecken und Schaden der Überlebenden. Das Fortleben nach dem Tod ist hier überall vorausgesetzt. Bei Lasicius ist auch von einem bei den Livländern gebliebenen heidnischen Gebrauch die Rede, den Verstorbenen Speise und Trank, ein Beil und etwas Geld aufs Grab zu legen. In jener Zeit, wo sie von den Deutschen hart behandelt wurden, lautete ihr Totenlied: „Geh hinüber, Unglücklicher, aus diesem elenden Zustand in die bessere Welt, wo nicht mehr dir die Deutschen, sondern du ihnen befehlen wirst. Da hast du Waffen, Speise, Reisegeld.“

Dass an den slavischen Heiligtümern die Priester eine bedeutende Rolle spielten, zeigte schon das obige Beispiel aus Rügen. Bei den Litauern und Preussen hiessen die Priester Waidelotten, über ihnen stand ein hochverehrter Oberpriester, kriwe oder griwe genannt. Dagegen bei den östlichen Slaven hört man nichts

bestimmtes vom Priestertum. Doch gab es gewiss auch hier Pfleger der heiligen Bilder und Verwalter der Orakel, dabei zugleich Zauberer und Wahrsager. Von solchen und weisen Frauen oder Wahrsagerinnen ist öfter die Rede.

E. Afrikanische Gruppe.

Einleitung: Die Neger Afrikas[1].

In Afrika wohnen von alters her verschiedene Rassen und Völkerstämme mit grundverschiedenen Religionen. Die hier zu behandelnde Gruppe ist daher näher zu bestimmen. Die Sprache ist immer die sicherste Führerin, wenngleich die Sprachgrenzen auch hier nicht mit den ethnographischen zusammenfallen. Wohl zu unterscheiden von den Negervölkern sind zuvörderst die der sog. hamitischen Völkergruppe im Norden Afrikas, welche sprachlich mit den Semiten Berührungen zeigt, immerhin sich auch von diesen charakteristisch unterscheidet. Wir sahen, dass die alten Ägypter, das vornehmste Glied dieser Sippe, mit den Negern, d. h. den schwarzen Bewohnern des innern Afrikas, nichts zu tun haben, sondern wie Indogermanen und Semiten zur kaukasischen Rasse zu rechnen sind. Ausser den Ägyptern gehören aber dahin auch die alten Kuschiter der Bibel, welche sich immerhin von Vermischung mit den Negern nicht freigehalten haben. Sie bewohnten Äthiopien, das Land südlich von Ägypten.

---

1) Fr. Müller, Allgemeine Ethnographie, Wien 1873; 2. Aufl. 1879. — Th. Waitz, Anthropologie der Naturvölker, II. Bd., Leipzig 1860. Siehe dort die ältere Literatur. — Rob. Needham Cust, A Sketch of the Modern Languages of Africa, 2 Bde., Lond. 1883. — J. G. Christaller, Die Sprachen Afrikas, Stuttg. 1892. Vgl. Dr. W. H. J. Bleek, Comparative Grammar of South Africa Languages, 1862–69. — J. Torrend, S. J., Compar. Grammar of the South African Bantu-Languages, Lond. 1891. — G. Fritsch, Die Eingeborenen Südafrikas, Breslau 1872. — Henri A. Junod, Les Ba-Ronga, Neuchâtel 1898. – Derselbe, The life of a south african tribe, 2 Bde., Neuchatel 1913.

Ferner werden zu diesen Hamiten zu rechnen sein die noch weiter südöstlich am Meere wohnenden Punt[1]) (hebr. Put) und jedenfalls die Libyer[2]) und Numidier, deren Nachkommen, die Berber, längs der nordafrikanischen Küste und südwärts bis zur Sahara hin wohnen. Stämme derselben sind u. a. die Kabilen (Kabâil)[3]) die Bni Msab in Südalgier, die Tuarek, oder wie sie sich selbst nennen Imoscharh in der Sahara mit einer eigenen Schriftsprache, dem Tamáschek. Diese Berberstämme haben sich mit merkwürdiger Zähigkeit behauptet, obwohl ihr Land häufig von Eroberern und Ansiedlern in Anspruch genommen worden ist. Ansiedler aus Phönizien mit semitischer Sprache gründeten Karthago mit seinem Reich, von dessen Religion schon die Rede war. Dieses erlag den Römern, welche die Karthager und afrikanischen Barbaren (dies bedeutet der Name Berber) unterjochten und romanisierten, ohne die einheimische Sprache ausrotten zu können. Dies vermochte nicht einmal die noch viel gewaltigere arabische Invasion, welche das unterdessen christlich gewordene Land dem Halbmond untertan machte. Neben dem herrschenden Arabisch behaupten sich immer noch die alten hamitischen Mundarten, während in Ägypten das Koptische nur noch Kirchensprache ist. Aber auch im obern Nilland haben, schon lange bevor der Islam einbrach, merkwürdige Eroberungen stattgefunden. Aus dem südlichen Arabien herkommend, hat zu unbekannter Zeit ein semitisches Volk sich in Abessinien festgesetzt, dessen Sprache (Geez, gewöhnlich Äthiopisch genannt) mit den semitischen, besonders dem südlichen Arabisch, nahe Verwandtschaft zeigt. Dass auch Juden über einen hamitischen Stamm die Herrschaft erlangten, davon sind die zahlreichen in Abessinien lebenden Falaschen der lebendige Beweis, welche, obwohl sie ethnologisch nichts mit diesem Volke zu tun haben, sich durch Bekenntnis und Brauch dem Judentum zuschreiben.

Zur „hamitischen" Bevölkerung des nordöstlichen Afrika sind, zum Teil wohl als Nachkommen jener alten „Kuschiter" und Punt, zu zählen: die Bedscha, Somâli, Galla, Dankâli, welche Stämme noch kuschitische oder hamitische Sprachen reden. Die Bedscha oder Bischari wohnen nördlich von Abessinien und sind

---

1) Punt ist vermutlich Landesname: Land der Puna, der „Roten" = Punier, Phönizier, von deren Herkunft oben Bd. I S. 245 f die Rede war. W. Max Müller a. a. O. S. 106 ff. bestreitet dies zwar und macht geltend, die den Ägyptern bekannten Punt seien ein Negervolk gewesen; aber er konstatiert doch S. 112 bei ihnen auch rote Farbe und kommt S. 113 zu folgendem Schluss, der genau mit unserer Annahme übereinstimmt: „Unsere hypothetische Meinung ist die, dass die Bewohner von Punt zu derselben Rasse gehörten wie die alten Ägypter selbst, dass sie als Verdränger der dunkeln Rasse gemeinsam mit diesen einwanderten und die Fühlung mit dem ägyptischen Volksstamm frühzeitig verloren, auch mehr Negerblut in sich aufnahmen als dieser."

2) Zur Religion der Libyer vgl. Herodot 4, 1888; dazu O. Meltzer, Gesch. der Karthager I, 440 (Berlin 1879; 96).

3) kabîleh arab. der „Stamm"; der Plural davon ist kabâil.

meist Muhammedaner, die Somâli[1]) auf dem grossen Horn, das von Afrika ostwärts ins Weltmeer hinausragt, bekennen sich ebenfalls sämtlich fanatisch zum Islam. Sie hüten als Nomaden ihre Herden, sind übrigens weniger scheu und wild als die Neger. In Feindschaft mit den Somâli leben die Galla oder Orōma, wie sie sich selbst nennen, ein weit verbreiteter Stamm westlich von jenen, nach dem Innern des Landes ansässig und nordwärts bis nach Abessinien hinein vorgedrungen, südlich bis über den Äquator hinaus. Sie zerfallen in wohl 60 von einander unabhängige Stämme, ihre Gesamtzahl schätzt man auf acht Millionen. Sie haben nur die Farbe mit den Negern gemein, tragen regelmässige Gesichtszüge und gelten als der schönste Menschenschlag in Afrika. Ein Teil ist zum Islam, ein anderer zum Christentum übergegangen. Die übrigen sind noch Heiden, aber mit erhabenerem Gottesbegriff als die Neger, so dass sie keine Fetische oder Götterbilder gebrauchen. Die Dankâli[2]), nördlich von den Galla zu Hause, zwischen Abessinien und dem roten Meer, nennen sich selber Afar; von den Arabern werden sie Adal geheissen. Sie sind Nomaden und bekennen sich zum Islam.

Mitten unter diesen Hamiten befindet sich ein Stamm, der seiner Sprache nach nicht zu ihnen gehört, aber schwer heimzuweisen ist: die Nuba im nördlichen Bogen des Nils, d. h. vom ersten Katarakt bei Asuan (Syene) bis nach Dongola hinauf. Östlich von diesen Nuba wohnen bis zum roten Meere hin die oben erwähnten Bedscha. Die Nuba selbst sind sehr dunkelfarbig, unterscheiden sich aber sonst nicht mehr äusserlich von ihrer Umgebung. Aber ihre Sprache, zu welcher R. Lepsius eine Grammatik (1880) geschrieben hat, zeigt, dass sie anderen Ursprungs waren. Wohin sie zu stellen, darüber gehen die Ansichten noch auseinander. Lepsius rechnete ihre Sprache zu den Negersprachen. Dagegen hat Fr. Müller (Wien) eine Nuba-Fulah-Gruppe aufgestellt, welche ebenso selbständig sein soll, wie die hamitische, die eigentliche Negergruppe und die der Bantu-Sprachen. Die Fulah nämlich oder Fulbe[3]) sind ein merkwürdiger, starker Stamm, hellfarbiger als die Neger, rötlich braun. Ihr Hauptsitz, wo sie am dichtesten beisammen wohnen, ist im fernsten Westen Afrikas, in Senegambien, sie haben sich aber von da ostwärts weit verbreitet, besonders dem Laufe des Niger entlang. Energischer und tapferer als die Neger, haben sie diese unterjocht, wo sie hinkamen und drei grosse Reiche im Innern gegründet: Massina, Gando und Sokoto. Rücksichtslos erweitern sie fortwährend ihre Herrschaft durch Kriegs- und Raubzüge. Um anzunehmen, dass sie mit den Nuba zusammenhingen, wäre die weitere Annahme nötig, dass sie

1) Somâli ist eigentlich Bezeichnung des einzelnen Angehörigen des Stammes; der Plural ist Somâl.

2) Auch diese Form bezeichnet eig. den Einzelnen. Der Plural ist Danâkil.

3) Der Singular lautet Pulo. Häufig ist auch die Form Fellata.

erst den ganzen Weltteil, wo er am breitesten ist, von Ost nach West durchquerten, um dann wieder ihre Ausdehnung ostwärts zu nehmen. Das Rätsel ist noch nicht aufgehellt.

Südlich nun von den oben besprochenen „Hamiten", aber noch nördlich vom Äquator, zieht sich in einem breiten Gürtel von Ost nach West die von ihnen wohl zu unterscheidende eigentliche Negerbevölkerung hin. Es sind das die Neger im engsten Sinn, oder die nördlichen Neger (Nigritier). Der Typus des Negers ist bekannt: Er hat schwarze Hautfarbe, dolichocephalen Schädel, flache Stirn, vorstehende Kiefern, aufgeworfene Lippen, blendend weisse Zähne, breitgedrückte Nase, wollige, krause Haare, hagere Statur, lange Arme, wadenlose Beine, rückwärts stark vortretende Fersenknochen. Die eigentlichen Negerstämme, die diese Kennzeichen am stärksten an sich tragen, zerfallen nicht bloss in eine Menge unzusammenhängender Stämme, sondern sprechen auch über 200 Sprachen (mit vielen Nebendialekten), deren Verwandtschaft wenigstens keine augenfällige ist, wenn überhaupt eine besteht. Diese Neger stehen in bezug auf Kultur, Sittlichkeit und Religion auf der niedrigsten Stufe.

Merkwürdig ist nun, dass während diese nördlichen Negersprachen keinen augenscheinlichen Zusammenhang unter einander haben, die südlichen Schwarzen, die im allgemeinen vom Äquator südlich bis zur Südspitze Afrikas zu Hause sind, eine grosse Sprachfamilie bilden, die mit Vorliebe die der Bantu[1]) genannt wird. Es gehören dazu nicht weniger als etwa 170 Sprachen mit zahlreichen Nebendialekten. Diese Bantu-Völker tragen zwar auch mehr oder weniger den Negertypus an sich, aber die Charakteristika desselben erscheinen an ihnen viel schwächer ausgeprägt, als an den nördlichen oder eigentlichen Negern. Sie sind auch weniger dunkel gefärbt als jene. Man hiess sie früher Kâfirvölker (Kaffern) von dem muhammedanischen Wort, das die ungläubigen Heiden bezeichnete.

Unter diesen Bantu-Stämmen wohnt im Südwesten eine physisch und intellektuell schwächere Rasse, die Hottentotten[2]) oder Namaqua, die sich von ihnen auch durch hellere, gelbliche Hautfarbe deutlich unterscheiden. Eigen sind der Hottentotten Sprache zahlreiche, für den Europäer schwer zu produzierende Schnalzlaute (clicks), von denen sich übrigens einige auch bei den Kaffern finden. Die Hottentotten sind von den Kaffern in die unwirtlichsten Gegenden verdrängt worden. Zu ihrer Rasse gehören die San oder Buschmänner, welche physisch und intellektuell am tiefsten stehen. Mit ihnen mag die Zwergbevölkerung zusammenhangen, die im Innern Afrikas zerstreut vorkommt. Sie ist von heller, gelblicher Hautfarbe, behend und verschmitzt.

1) So genannt von dem Worte bantu, „Mensch", das in vielen dieser Sprachen vorkommt. Die Kaffern nennen sich selbst bantu, „die Leute". Vgl. H. Junod, The Balemba (Folk Lore vom 30. Sept. 1908).

2) Dies ein von den Portugiesen ihnen gegebener Spottname.

Auf der Insel Madagaskar endlich finden sich auch Neger, die Wasimba. Dieser Name begegnet auch auf dem Festland. Aber die auf der Insel herrschende Rasse ist die malajische. Ihr gehören die Howa an, welche mit den Malajen auf Sumatra verwandt sind, wie ihre Sprache ausweist.

Ob sich's empfehle, zwischen den Bantusprachen und denen der nördlichen Neger einen Zusammenhang anzunehmen, darüber gehen die Meinungen der Kenner auseinander. Lepsius nahm einen sprachlichen Zusammenhang an. Er hielt dafür, jene nördlichen Negersprachen seien aus den Bantusprachen hervorgegangen, aber durch vielfache Einwirkung der „hamitischen" Völker so verschiedenartig umgestaltet worden, wie sie jetzt sind. Christaller, der vorzügliche Kenner der Aschanti- und anderer (nördlichen) Negersprachen, findet darin ebenfalls Züge, welche an die der Bantu erinnern und glaubt an einen Zusammenhang zwischen ihnen. Andere dagegen, wie Fr. Müller, wollen einen solchen nicht anerkennen. Bei einer im Norden weitverbreiteten Verkehrssprache dagegen, der zwischen Niger und Tsadsee heimischen Hausasprache meint Lepsius wegen ihrer Berührungen mit den libyschen Sprachen und der altägyptischen einen andern Ursprung annehmen zu sollen: sie sei eine stark seitwärts gedrängte und so fremdartig beeinflusste hamitische Mundart. Endlich sei auch eine Hypothese erwähnt, welche die Hottentotten und Buschmänner auf Grund gewisser sprachlichen Eigentümlichkeiten mit den Hamiten in Verbindung bringen wollte, aber gar zu gewichtige Argumente gegen sich hat.

Der Volkscharakter der Neger ist überall ähnlich. Der Neger ist einerseits schwerfällig, träge, sorglos, dabei aber sanguinisch, leicht zur Furcht, zum Zorn und zur Freude erregbar; bald ist er ausgelassen fröhlich, bald stumpf und gleichgültig. Er lebt kindisch für den Augenblick und liebt Musik, Gesang und Tanz gar sehr; im Grund ist er gutmütig, kann aber doch sehr wild und grausam sein. Stark verdorben ist der Volkscharakter durch Branntweingenuss, in welchem der sinnliche Neger kein Mass halten kann und ganz besonders durch den Sklavenhandel und die zur Erlangung der Menschen-Ware geführten Sklavenkriege. Alle diese Völker lieben es den Leib sich zu verunzieren durch Einschnitte, Tätowieren, oder gar Einzwängen von Holzpflöckchen in Lippen und Ohren; gewisse Stämme feilen ihre Zähne spitz; viele haben die Beschneidung, welche in der Regel beim Eintritt des Knaben ins mannbare Jünglingsalter vollzogen wird und mit strengen Übungen und Kasteiungen verbunden ist, zugleich aber, wenn diese überstanden sind, die Emanzipation des Fleisches bedeutet und zur Teilnahme an ausschweifenden Sitten berechtigt, eine völlig andere Auffassung als in Israel, wo dieser am neugeborenen Knäblein vollzogene Brauch die Reinigung des Fleisches darstellte![1]) Der Gebrauch der Beschneidung selbst scheint bei

1) Dass man neuerdings der israelitischen Beschneidung einen ähn-

diesen Völkern ein Opfer vom eigenen Fleisch und Blut an die Gottheit bedeuten zu sollen. Besonderes Vergnügen finden die Neger auch an glänzendem und buntem Schmuck, Umhängen von Metallstücken, Korallen und Perlenschnüren u. dgl. Um so mangelhafter ist die Kleidung selbst, wo nicht, wie bei den Kaffern und Hottentotten, das rauhere Klima das Umhängen von Mänteln und Tierfellen nahelegt. Bei den Zulu z. B. findet man eine recht kleidsame Tracht. Das halb und oft auch ganz nackte Umhergehen von Männern und Frauen mag viel dazu beigetragen haben, dass das Anstandsgefühl in geschlechtlicher Hinsicht sich nicht ausbilden konnte, doch findet man in dieser Hinsicht bei den weniger verdorbenen Stämmen im Süden auch eine gewisse weniger sinnliche Naivität. Allerdings gilt auch dort der ungebundene geschlechtliche Umgang etwa zwischen dem fünfzehnten Lebensjahr, wo die Beschneidung stattfindet, und dem fünfundzwanzigsten, wo sich der Jüngling meist verheiratet, als durchaus erlaubt, während die verheiratete Frau unnahbar ist.

Als Obdach dienen elende Hütten aus Lehm und Stroh, welche meist in Dörfern beisammen stehen. Die Familie ist polygamisch gestaltet. Wohlstand und Ansehen des Mannes drücken sich darin aus, wie viele Weiber er hat, deren jedes seine besondere Hütte bewohnt. Das Weib ist sehr gering geachtet und wird in sklavischer Abhängigkeit vom Manne erhalten, sie muss auch dementsprechend sich für ihn abmühen. Aus dem Süden hört man von einem ganz erträglichen Los der Weiber, die ihren Einfluss auch geltend zu machen wissen. Aber auch dort liegt ihnen die ganze Arbeit ob. Auf die Lockerheit der Sitten deutet der in Mittelafrika geltende Grundsatz, dass den Verstorbenen nicht sein Sohn, sondern sein Schwestersohn oder Bruder zu beerben pflegt. Die Kinder bleiben verwahrlost und werden oft verpfändet. Auch in dieser Hinsicht lauten aber die Nachrichten aus den Bantustämmen günstiger: Die Liebe der Eltern zu ihren Kindern ist eine zärtliche, oft rührende, während sie einen Fremden können verhungern lassen, ohne ihm zu helfen. Für die Entwicklungsstufe dieser Völker ist bezeichnend das Muschelgeld, dessen sie sich bedienen: die Kauri, Schnüre, an welchen Müschelchen aufgereiht sind, sind das hauptsächlichste Zahlungsmittel. An der Küste, wo europäische Einflüsse fühlbar sind, gelten sie freilich nicht mehr viel: 4000 Müschelchen = 1 Mark; dagegen weiter landeinwärts etwa 2000 Müschelchen ebensoviel. Im Süden fehlt dieses Geld. Seine Stelle vertritt etwa der Mais als allgemeines Tauschmittel.

Dem politischen Leben liegt die Stammverwandtschaft zu Grunde. Aus den einzelnen Stämmen sind meist kleine, bisweilen

---

lichen Ursprung und Zusammenhang mit dem beginnenden Geschlechtsleben zuschreiben möchte, berührt uns hier nicht, da jene Deutung auf dem historischen Boden Israels sich nirgends mit einiger Sicherheit nachweisen lässt.

auch grosse Königreiche hervorgegangen. Der König oder Häuptling ist in der Regel ein autokratischer Despot, der unumschränkt über das Leben seiner Untertanen verfügt; doch ist er gewöhnlich von seinen Ratgebern und nicht am wenigsten von den Fetischmännern beeinflusst, welche ihn durch ihre Künste nicht selten vollkommen in ihrer Abhängigkeit zu erhalten wissen. Bei den niedrigsten Stämmen wie den Buschmännern kommt es auch vor, dass nicht einmal eine so primitive Staatsordnung sich gebildet hat, sondern alle gleichberechtigt neben einander leben. Eine besonders zu fürchtende Macht auch in politischer Hinsicht sind die westafrikanischen Geheimbünde, von welchen weiter unten die Rede sein wird. Im Süden wird auch viel über die Grausamkeit der Häuptlinge geklagt; das Volk sei im allgemeinen besser als diese und fühle sich unglücklich unter ihrem harten Druck.

In der Kulturentwicklung im allgemeinen nehmen die Neger, besonders die eigentlichen Neger des mittlern Afrika, neben gewissen Australiern und den Indianern Südamerikas die unterste Stufe ein. Aus sich selbst haben sie nirgends eine nennenswerte Kultur hervorgebracht. Hingegen sind sie nicht ungelehrig, sondern bildungsfähig, wie namentlich ihre Leistungen in Nordamerika seit Aufhebung der Sklaverei beweisen. Unter diesen Umständen fehlen für eine wirkliche Religionsgeschichte die Quellen. Man ist auf Beschreibungen der gegenwärtigen oder jüngstvergangenen Zustände angewiesen, welche von Fremden herrühren, die besonders seit dem Bahnbrecher Livingstone in das Innere des Weltteils zahlreich eingedrungen sind; vor allem auf die Berichte der christlichen Missionare, welche nicht bloss ein spezifisches Interesse der Religion dieser Schwarzen entgegenbringen, sondern auch durch langjährigen Umgang sich mit den Empfindungen der Afrikaner vertraut gemacht haben. Besonders wertvoll ist eine Quelle, welche die Mission eröffnet hat: die Bekenntnisse und Erzählungen von Eingeborenen, welche in die Geheimnisse der Fetischreligion eingeweiht waren, aber nachdem sie Christen geworden, sich nicht länger durch ihren Verschwiegenheitseid gebunden erachten konnten. Überhaupt hat man hier den Vorteil, den eine noch lebende Religion für die Beschreibung bietet. Wenn sich übrigens bei diesen nähern Berührungen mit den Eingeborenen keine literarischen Überlieferungen von Geschichte und Religionsgebräuchen gefunden haben, so ist man doch mit mündlich überlieferten Sagen, Märchen, Fabeln, Sprichwörtern, Liedern bekannt geworden, welche teilweise ein achtbares Alter zu haben scheinen und oft in Variationen, die sie bei den verschiedenen Stämmen angenommen haben, über einen grossen Teil des Negervolkes ausgebreitet sind. Sammlungen solcher Erzählungen, welche einen tiefen Einblick in das Volksgemüt der Neger gewähren, haben z. B. geliefert Koelle, African Native Literature, London 1854; C. F. Schlenker, A Collection of Temne Traditions, Fables and Proverbs, London 1861; H. Chatelain, Folk Tales of Angola, New York 1894; Callaway, Nursery

Tales of Zulous; A. Junod, Les Chants et les Contes des Ba Ronga, Lausanne 1897 usw.

---

1. Die Vorstellung des Himmelsgottes[1]).

Die Religion der Neger im engern und weitern Sinn wird gewöhnlich ohne weiteres als „Fetischismus" bezeichnet, worunter man in der Regel die göttliche Verehrung einer Menge von willkürlich gewählten geistlosen Einzeldingen versteht. Allein wenn auch fast bei allen eigentlichen Neger-Stämmen scheinbar solcher Kultus vorkommt und eine grosse Rolle spielt, so erschöpft sich ihre Religion doch nicht darin, und die Anbetung von Steinen, Klötzen u. dgl. ist überhaupt nicht die Absicht dabei. Man hat mehr und mehr gelernt, diese Gebräuche tiefer aufzufassen. Es hat sich dabei gezeigt, dass der Fetischdienst nur eine Äusserung und Abart des Geisterdienstes ist; ferner, dass der Fetisch eigentlich nirgends als der oberste Gott angesehen wird, sondern gerade den eifrigsten Fetischdienern, d. h. den Negern Westafrikas, ein höheres himmlisches Wesen bewusst ist. Auf ein solches weisen auch die Stämme, bei welchen der Geister- und Ahnendienst vorherrscht. Von diesem höchsten Wesen sei zunächst die Rede.

Schon Waitz[2]) schrieb: „Bei tieferem Eindringen kommt man zu dem überraschenden Resultat, dass mehrere Negerstämme, bei denen sich ein Einfluss höherstehender Völker bis jetzt nicht nachweisen und kaum vermuten lässt, in der Ausbildung ihrer religiösen Vorstellungen viel weiter vorgeschritten sind, als fast alle anderen Naturvölker, so weit dass wir sie wenn nicht Monotheisten nennen, doch von ihnen behaupten dürfen, dass sie auf der Grenze

---

1) Vgl. über die Religion der Neger ausser den S. 356 genannten Werken (z. B. H. A. Junod, Les Ba Ronga S. 377 ff.) besonders Wilh. Schneider, Die Religion der afrikanischen Naturvölker, Münster i. W. 1891. Ausserdem Wilson, Western Africa, London 1856. — G. Wangemann, Ein Reisejahr in Südafrika, Berlin 1868. — Derselbe, Südafrika und seine Bewohner, Berlin 1881. — Gustav Fritsch, Die Eingeborenen Südafrikas, Breslau 1872. — A. Merensky, Beiträge zur Kenntnis Südafrikas, Berlin 1875. — Derselbe, Deutsche Arbeit am Nyassa 1894. — Burkhardt-Grundemann, Die evangelische Mission unter den Völkerstämmen Südafrikas, Bielefeld 1877. — A. Réville, Les Religions des peuples non-civilisés, Paris 1883, I, S. 32 ff. — Vier Jahre in Asante, Tagebücher der Missionare Ramseyer und Kühne, bearbeitet von H. Gundert, 2. Aufl. Basel 1875. — Heinrich Bohner, Im Lande des Fetischs, Basel, 2. Aufl. 1905. — P. Steiner, Die religiösen Vorstellungen bei den Westafrikanern usw., Globus, Bd. 65 (1894), Nr. 3. 8. 11. 14. 18. 22. R. Hoffmann, La notion de l'être Suprême chez les peuples non civilisés, Genève 1907. — Vgl. auch Fr. Ratzel, Völkerkunde, Leipz. 1885 ff. — O. Baumann, Durch Maffailand zur Nilquelle, Berlin 1894.

2) Waitz, Anthr. der Naturv. II, 167.

des Monotheismus stehen, wenn ihre Religion auch mit einer grossen Summe groben Aberglaubens vermischt ist.“ Seit 1860, wo dies geschrieben wurde, hat sich noch in weit ausgedehnterem Masse die schon von Wilson u. A. hervorgehobene und auch von Waitz für manche Stämme anerkannte Tatsache herausgestellt, dass die Neger an einen von ihren Fetischen wohl unterschiedenen höchsten, guten Gott im Himmel glauben, welcher die Welt und die Menschen geschaffen habe. Beachtenswert ist dabei, dass der besondere Name, womit sie diesen Gott bezeichnen, in keiner afrikanischen Sprache einen Plural bildet, sowie dass die Gottesvorstellung wie bei so vielen wenn nicht allen primitiven Religionen mit dem Himmel verknüpft ist, so dass dieses Wesen bald mit dem (beseelt gedachten) Himmel identifiziert, bald von ihm unterschieden wird als ein über ihm vorhandenes.

So nennen die Tschi-Neger, zu welchen die Aschanti gehören, Gott Njame, Onjame[1]), was den „Glanzvollen“, „Herrlichen“ bedeutet, eigentlich den lichten Himmel; denn mit demselben Wort bezeichnen sie auch den Himmel. Bei den Bantuvölkern der Westküste von den Duála am Kamerunfluss südwärts bis zu den Herero heisst Gott: Njambe. „Auch diese Wortform kommt von „glänzen“, und es schliessen die Ausdrücke Onjamo sowohl als Njambe neben der Bedeutung Gott auch die von Sonne und Himmel ein, nur dass die erstere vorwiegt“ (Steiner). Ausser Himmel und Sonne kann das für Gott gebrauchte Wort etwa auch Regen, Donner, Blitz bezeichnen. Das alles sind Äusserungen der im Himmel waltenden Macht. Den gütigen Gott im Himmel bezeugen auch manche Sprichwörter. So sagt man an der Goldküste vom Säugling, der die Augen aufschlägt: „er schaut zu Gott“; von der Henne, die Wasser schluckt, sie zeige es Gott, der eben in der Höhe gedacht ist. Das Dasein Gottes gilt als so selbstverständlich, dass man im Sprichwort sagt: „Niemand belehrt ein Kind über Gott.“ Er sieht und weiss alles. „Wenn du Gott etwas sagen willst, so sage es dem Wind!“ lautet ein Sprichwort der Odschi-Sprache[2]). Er hat alles gemacht, was da ist. Über die Entstehung der Welt und besonders der Menschen gibt es verschiedene Legenden, welche meist auf die schwarzen und weissen Menschen Rücksicht nehmen und die letztern als bevorzugt darstellen. Darin gibt sich freilich zu erkennen, dass sie wenigstens in dieser Gestalt erst entstanden sind, nachdem man mit den überlegenen Weissen Bekanntschaft gemacht hat. Häufig wird Gott der Vater der Menschen genannt. Er ist diesen im allgemeinen wohlgesinnt und gutmütig. Aber gerade um seiner Güte willen, hört man von vielen Stämmen[3]), sei es nicht nötig, ihn mit Opfern zu

1) Auch Njankompong, wobei pong = gross.

2) Bei J. G. Riis, Elemente des Akwapim-Dialekts der Odschi-Sprache, Basel 1853, S. 175.

3) So z. B. in Süd-Guinea, in Loango, Kongo, Angola, Benguella und anderswo.

besänftigen und günstig zu stimmen wie die bösen Geister. Dies mag in der Tat ein Grund sein für die auffällige Vernachlässigung dieses höchsten Gottes im Kultus. Daneben begegnet man ebenso häufig der Angabe, der Schöpfer der Welt und Herr des Himmels habe sich vom Regiment zurückgezogen und dasselbe untergeordneten Geistern überlassen, die weniger wohlgesinnt sind und daher auch die Opfer an sich ziehen[1]). So wenig aber der grosse Gott damit bedacht wird, so ist er der Anbetung immerhin nicht ganz entzogen. Manche Stossseufzer werden vom Neger zu ihm gen Himmel gesandt, besonders in der Not und Gefahr und beim Erleiden von Unrecht. Namentlich beim Ordale, dem Gottesgericht des Rotwassertrinkens, wird in Ober-Guinea Gott dreimal feierlich angerufen. Das Sprichwort sagt auch: „Schickt dir Gott eine Krankheit, so besorgt er dir auch eine Arznei.“ Man betet auch beim Stamm der Assini täglich zu ihm um Reis und Jams (beliebte Knollenfrucht), Gold und Kauri, Sklaven und Reichtümer, und um Gewandtheit und Schnelligkeit[2]). Die Ga-Neger flehen bei Festlichkeiten den Segen Gottes auf den Fetischmann herab und dieser würde gar keinen Glauben finden, wenn er nicht des höchsten Gottes Namen beständig im Munde führte[3]).

Merensky hat verhältnismässig hohe Vorstellungen von dem väterlichen Gott des Himmels bei den Konde[4]) am Nordende des Njassa-Sees gefunden. Gott wird im Gebet „Vater“ angeredet vom Hausvater beim häuslichen, vom Häuptling beim gemeinsamen Kultus. Gott ist nach ihrer Beschreibung menschenähnlich, er wohnt über dem Himmelsgewölbe mit seinen Leuten, den Gotteskindern[5]). Die Missionare beobachteten dort einen feierlichen Gottesdienst zur Zeit der Dürre[6]): Die Häuptlinge versammelten sich am Ufer des Sees, am „Gottesstamm“ Da wurde ein Opfer geschlachtet. Ein Häuptling als Vorbeter schöpfte mit einem Flaschenkürbis Wasser aus dem See, nahm davon in den Mund und blies es auf die Erde[7]), bis das Gefäss leer war. Dann betete er: „Mbamba! Kiara! Du hast uns Regen verweigert; schenke uns Regen, dass wir nicht sterben. Errette uns vom Hungertode, du bist ja unser Vater und wir sind deine Kinder und du hast uns geschaffen; weshalb willst du, dass wir sterben? Gib uns Mais, Bananen und Bohnen! Du hast uns Beine gegeben zum

---

1) So sagen z. B. die Waganda (Ugunda), ihr höchster Gott Katonda („Schöpfer“) habe sich in seine Wohnung zurückgezogen und den Lubari (Geistern) das Regiment über Welt und Menschen anvertraut.

2) Schneider, Rel. d. afr. Nat. 47 f

3) Bohner, Im Lande des F. S. 78.

4) Der Name Konde entstanden aus Ba- oder Wa-Ngonde. Das Volk gehört zu den Bantustämmen.

5) Merensky, Deutsche Arbeit S. 110

6) Merensky ebenda S. 115.

7) Dies ist eine bei den Bantu überall vorkommende, alte Weise der Gottesverehrung. Siehe S. 378.

Laufen, Arme zum Arbeiten und Rinder auch; gib uns nun auch Regen, dass wir ernten können!" Bei Feindes-Gefahr beten sie etwa: „Die Feinde kommen, o Gott, stärke unsere Arme, gib uns Kraft! Gib deinem Volke, deinen Kindern, starke Herzen, damit der Feind nicht unsere Frauen raube und das Vieh, das du uns gegeben hast. Du bist Mbamba! Du bist Kiara! Stärke uns!" — Unmittelbar beten auch die Aboneger in Kamerun den Gott im Himmel an, indem sie nach jedem Satz ihn durch einen Pfiff zum Aufmerken mahnen. Es bedarf zu seiner Anrufung keines Priesters, aber nur wer nicht sündigt, kann ihn anrufen, daher alte Leute, die nicht mehr zur Sünde die Neigung und Kraft haben. Man bittet Gott um Weiber und alles irdische Gut, und stellt dabei seinen Besitzstand geringer dar, als er ist. Gott kennt ihn also nicht genau. Auch preist man die eigene Tugend ihm an[1]).

Was die südlichen Bantu- oder Kafir-Völker anlangt, so tritt, je weiter man nach Süden kommt, desto mehr jenes oberste Wesen zurück. Aber nach Livingstones Zeugnis ist es auch bei den am tiefsten gesunkenen dieser Stämme eine triviale Wahrheit, dass es einen Gott gebe. Ihm schreibt man die Erschaffung des Menschen zu, aber auch plötzliche Todesfälle. Bei diesen Südafrikanern steht der Ahnendienst in voller Blüte und hat wahrscheinlich den Dienst Gottes verdrängt. Namentlich steht gewöhnlich an der Spitze der Geister ein Urahn oder Urmensch als oberster der Abgeschiedenen, wie bei den Zulu Umkulumkulu[2]). Allein der Schluss, dass ein Gott im Himmel hier nie bekannt gewesen sei, ist übereilt. Das Gegenteil wird von Kennern bezeugt. Doch heisst derselbe nicht mehr „Himmel", sondern gewöhnlich „Vater", „Urvater oder „der Alte", wie auch jener Urmensch, und wird von diesem verdeckt. Das Wort Umkulumkulu steht in manchen Fällen unverkennbar für Gott. Er ist's, der die Erde befruchtet, Er der Gesetzgeber, welcher die Ordnungen der Gesellschaft, die Unterordnung der Frauen, den Tod des Menschen bestimmt hat. „Ohne Zweifel hat dieses Volk (die Zulu) einst den Himmel, von dem es seinen Namen trägt, für den Sitz und die Erscheinung des unsichtbaren Gottes gehalten. Sie versichern die Kunde von einem Könige, der droben thront, nicht erst von den Europäern empfangen zu haben"[3]). Auf die Frage, woher das Korn komme, haben die Alten geantwortet: „Vom Schöpfer, der alles gemacht hat, der auch die Fürsten ins Dasein gerufen hat." Auf die Frage, wo denn der Schöpfer sei, den niemand sehen könne, antworteten wiederum die Alten: „Der Urheber der Dinge ist dort oben; auch gibt es viele Menschen dort;

1) Über die Ewe-Stämme vgl. J. Spieth, Berlin 1906; siehe auch p. 374.
2) Der Name ist in der südlichsten Kaffernsprache zu Mulungu oder Muungu in Suaheli zusammengeschrumpft.
3) W. Schneider a. a. O. S. 67 f.

er aber ist der Herr der Herren“[1]). In grosser Gefahr ruft man immer noch den Himmel an[2]).

Wie den Zulu hat man den Betschuanen erst alle Religion abgesprochen. Allein auch sie waren nicht befremdet, als die Christen ihnen von ihrem Gott sprachen, sondern nannten diesen sofort Morimo. Dieser Name (bei den Basuto: Modimo) begegnet bei verschiedenen Stämmen; bei den Basuto ist er Schöpfer der Welt, Herr über Leben und Tod, Glück und Unglück. Allerdings wird auch jedes Zaubermittel Modimo genannt; der Name bedeutet Göttliches und den Göttlichen schlechthin. Übrigens scheint die Gottheit hier mehr mit verderblichen Wirkungen in Verbindung gebracht zu sein. Der Sohn des Basuto-Häuptlings Moschesch sagte zu einem Missonar, welcher die Barmherzigkeit Gottes pries: „Wollt ihr von einem guten Gotte reden, so gebet ihm einen Namen aus eurer Sprache; aber saget nicht, dass unser Molimo gut sei“[3]).

Die am mittleren Sambesi wohnenden Marutse (Barotse), auch ein Bantuvolk, zeigen deutlich den Glauben an ein höchstes Wesen. Sie nennen diesen alles sehenden Gott aus frommer Scheu gewöhnlich nicht mit seinem eigentlichen Namen, sondern heissen ihn auch Molemo, was auch Geister, Zaubermittel u. dgl. bedeuten kann. Sie denken dabei aber oft an den Einen Gott und indem sie es vermeiden, seinen Namen (Njambe?) auszusprechen, heissen sie ihn etwa einfach „Er“ oder „Er da oben“ und weisen dabei gen Himmel. Stirbt jemand, so heisst es: „Njambe rief ihn weg.“ Die vom Sambesi ins Basutoland vertriebenen Malepa zeigen Anklänge an die biblische Überlieferung. Ihr Gott hat erst den Mann, dann das Weib geschaffen. Ja, sie wissen auch von einer grossen Flut, in der einst alle Menschen umkamen, eine Erinnerung, welche man auf die Semiten zurückführen könnte, welche aber auch sonst in Afrika vorkommt[4]). Nach dem Tod vergilt Gott den

1) Ohne den Wert dieser Aussagen antasten zu wollen, bemerken wir immerhin, dass solche Fragen nicht unbedenklich sind, da der Neger es als Gebot der Höflichkeit betrachtet, die Antwort zu geben, die man hören will. Am sichersten ist, wenn man ihn bei seinen religiösen Gebräuchen überrascht.

2) Siehe A. Réville, Rel. des peuples non-civ., S. 142.

3) W. Schneider a. a. O. S. 74.

4) C. Hugo Hahn teilt folgende Überlieferung der südwestafrikanischen Herero mit, deren Entstehung unter christlichem Einfluss er für unmöglich hält: „Vor undenklich langer Zeit waren die grossen Alten droben im Himmel über die Menschen erzürnt und liessen deshalb den Himmel auf sie fallen (d. h. eine furchtbare Regenflut über sie kommen). Fast alle Menschen wurden getötet. Die Wenigen, welche erhalten blieben, schlachteten ein schwarzes Schaf zum Sühnopfer, worauf die Grossen im Himmel den Himmel wieder zurückzogen, d. h. den Regen aufhören liessen. Vor dem Herabsturz des Himmels konnten die Menschen dort, wo Himmel und Erde sich begegnen, in den Himmel hineinkommen; aber das ist seitdem unmöglich. An der Grenze wohnen jetzt Riesen mit einem Auge und Ohr, einem gelenklosen Arm und Bein, die einen jeden, der versucht, in den Himmel zu steigen, bei den Beinen wieder herabziehen“ (bei Franz Delitzsch, Neuer Komm. zur Genesis 1887, S. 162 f.).

Seelen das Gute und das Böse. Nach Wangemann rufen sie den Geschiedenen als Abschiedsgruss nach: „Schlaf wohl, schlaf bei Gott!“

Bei den Ba Ronga hat Junod[1]) neuerdings nachgwiesen, dass ausser dem Ahnenkult, der auf den ersten Blick die ganze Religion dieses Stammes auszumachen scheint, eine merkwürdige Anschauung vom Himmel existiert, der als höchstes, aber eher unpersönliches Wesen gedacht ist. Der Himmel (Tilo genannt, dasselbe Wort wie Zulu) ist die Macht, welche nicht nur den ersehnten Regen schickt und im Gewitter sich offenbart, sondern auch plötzliches Sterben, besonders der Kinder durch Krämpfe, und ebenso die Geburt von Zwillingen verursacht, welches Ereignis als Zeichen seines Zornes angesehen wird. Endlich aber ist es der Himmel, der allein mit Sicherheit den Dieb entdeckt und als Blitzvogel, der sich auf dessen Hütte niederstürzt, bestraft. Nach allem Anschein haben wir hier die Trümmer eines früher lebendigeren Glaubens an den allwissenden, das Böse bestrafenden, Leben und Wohltaten spendenden Himmelsgottes.

Bei den Herero, einem westlichen Bantuvolk, findet sich die Vorstellung eines höchsten Gottes, der Sonnenschein und Regen spendet. Nach Josaphat Hahn heisst derselbe Mokuru; sein Kult ist jedoch durch den Ahnenkult etwas verdrängt worden. Fritsch will sogar in diesem Mokuru nur einen besonders verehrten Ahnengeist sehen. Allein es mag sich damit ähnlich verhalten wie bei den Hottentotten.

Die Hottentotten bilden, wie oben bemerkt wurde, einen Menschenschlag für sich und haben mit den Bantu nichts zu tun, welche diese Stämme verachten, wie auch die Europäer sie besonders ungünstig beurteilt haben. Namentlich hat man ihnen jede Religion abgesprochen[2]). Allein schon Peter Kolbe[3]) hat gewusst, dass sie ein höchstes Wesen verehren, welches mit einem sagenhaften Fürsten kombiniert ist. Bei den Nama heisst er Heitsi-Eibib, bei den Korana: Tsuikoab. Gewisse Züge deuten auf den Mond. Möglich ist, dass ein wirklicher Held als Urmensch gefeiert und mit dem Himmelsgott identifiziert wurde. Jedenfalls kennen auch die Hottentotten eine himmlische Gottheit. Peter Kolbe bezeugt, dass sie bei festlichen Tänzen zur Zeit des Neu- und Vollmondes diesen anrufen: „Sei gegrüsst! Mache, dass wir viel Honig bekommen, dass unser Vieh zu fressen habe und uns reichlich Milch gebe!“ Kolbe denkt sich die Sache so, dass sie im Mond eine untergeordnete Gottheit oder ein Abbild des Himmelsgottes verehren. Dafür spricht, dass von anderer Seite auch Sonnenkult bei ihnen bezeugt ist[4]).

1) Siehe das Nähere bei H. Junod a. a. O. S. 408 ff.

2) So John Lubbock mit Berufung auf den Missionar Moffat, den Schwiegervater Livingstones.

3) Peter Kolbens Beschreibung des Vorgebirges der Guten Hoffnung, Frankf. u. Leipz. 1745.

4) W. Schneider a. a. O. S. 58 f.

Die niedrigsten von der Sippe der Hottentotten sind die viel gejagten Buschmänner. Auch diese Leute, die man den Tieren in allem Ernste beizuzählen sich berechtigt glaubte, kennen nach neuern Ermittelungen ein höchstes Wesen, das sie Kage nennen, und beten zu ihm, der alle Wesen geschaffen habe.

So stellt sich in bezug auf diesen wichtigen Punkt eine überraschende Übereinstimmung bei den Negervölkern heraus. Auch zeigt ihre Auffassung der Gottheit nicht selten eine Höhe, welche bei dem nebenherlaufenden wüsten Geisterglauben und Zaubertreiben um so bemerkenswerter ist. Noch sei darauf aufmerksam gemacht, dass das höchste Wesen sich in gewissen Gegenden nach verschiedenen Manifestationen spaltet: ein Donner-, Blitz-, Regengott usw. neben Sonnen- und Mondgott auftritt, während anderswo diese Phänomene Attribute des Einen Gottes geblieben sind. Zweitens sei nicht übersehen, dass mit diesem obersten Gott auch moralische Eigenschaften verbunden sind und das Recht wie das Gute in ihm seinen Beschützer hat[1]). Zum Beleg dafür sei ausser den oben angegebenen Anrufungen beim Ordale und beim Eid, wo Gott, nicht der Fetisch, zum Zeugen angerufen wird, noch ein beachtenswertes Zeugnis von Steiner angeführt. Derselbe schreibt von den Negern der Goldküste: „Wer Vater und Mutter oder seine Vorgesetzten ehrt, nicht tötet oder heimtückisch ist, nicht die Ehe bricht, nicht stiehlt, kein falsches Zeugnis redet, nicht habgierig ist (das alles gebietet oder verbietet schon die heidnische Negermoral) — der wird im Volksmunde Njongmobi, d. i. „Gotteskind", im Gegensatz zum Abonsambi, d.i. „Teufelskind" bezeichnet". Von tieferer Erkenntnis zeugt auch das Sprichwort: „Der Mensch ist nicht gut" (sondern böse).

Bei den oben (S. 357 f.) als hamitisch aufgeführten Völkern lässt sich zum Teil, auch wo sie nicht zum Islam übergetreten sind, ein ausgeprägter Monotheismus nachweisen, so bei den heidnischen Galla. Diese nennen ihren Gott Wak, Waka, d. i. Himmelsgott. Sie verehren ihn als Schöpfer der Welt und Spender aller guten Gaben. Auch wird er die Toten nach ihren Werken richten. Jährlich wird ihm ein Fest gehalten, wobei er angerufen wird: „O Wak! gib uns Kinder, Tabak, Korn, Kühe, Ochsen und Schafe. Bewahre uns vor Krankheiten, und hilf uns unsere Feinde, die Sidima (Christen) und die Islama, töten. O Wak, nimm uns zu dir, führe uns in den Garten, führe uns nicht zum Satan und nicht ins Feuer!" Götzenbilder gebrauchen die Galla nicht.

1) Die gangbare Meinung, als ob die Religion auf den niedern Stufen des Naturismus und Animismus noch nichts mit der Moral zu tun hätte, trifft nicht zu. A. Réville, welcher (a. a. O. S. 118 ff.) ihr beipflichtet, macht selber (S. 122) die Ordalien und die Rechtspflege der geheimen Gesellschaften dagegen geltend. Das sind aber nicht Ausnahmefälle, sondern alle richterliche und moralische Autorität wird schon von den Negern und Kaffern religiös begründet. Siehe z. B. was Réville selbst S. 140. 155 f. über die letztern bemerkt.

Die Massai, welche derselben Gruppe anzugehören scheinen, drücken ihre Gottesvorstellung durch den Namen Engai oder Ngai aus, der Himmel und Regen bedeutet. Mit Ehrfurcht blicken sie auch zu den Schneegipfeln des Kilimandscharo empor, auf dem sich der Gott oft niederlasse. Dass ihr Gott im Himmel seinen Sitz hat, geht auch daraus hervor, dass sie ihn stehend, mit erhobenen Armen, Grasbüschel in den Händen haltend, anrufen, und dass sie die Sterne Ngai's Augen heissen. Sie sagen, in der grossen Regenzeit, wo die Rinder fett werden, vergiesse der Gott Freudentränen; in der kleinen Regenzeit, wo sie abmagern, weine er über die Gleichgiltigkeit der Massai. Diese seien übrigens sein auserwähltes Volk, dem er alle Rinder zugewiesen habe, so dass sie andern die ihrigen mit Recht rauben. — Auch einen Mittler namens Neiterkob rufen sie um Regen an, wohl einen Erdgeist, da Enkob = Erde.

2. Geisterglaube und Fetischismus bei den nördlichen Negervölkern.

Von einem eigentlichen Gottesbegriff oder einem theologischen System ist bei all diesen Negern keine Rede. Es ist eine dunkle, oft fehlgreifende Empfindung, welche sie an die Gottheit erinnert, und während dieser gütige Vater in weiter Ferne über dem Himmel thront, sind auf der Erde so viele widerwärtige Einflüsse im Leben spürbar und so mancherlei Mächte regen sich da, dass das kindische Auge hier alles voll Geister sieht, die es meist unheimlich und unheilvoll anstarren. Nicht die Anbetung von Holz und andern materiellen Dingen, sondern der stark ausgebildete Geisterglaube ist das Charakteristische dieser Religion. Wo sich die Neger über das Verhältnis dieser Geister zu dem höchsten Gott im Himmel aussprechen, da nennen sie dieselben Gesandte Gottes, seine Kinder, seine untergeordneten Diener, welche er in die Welt geschickt oder welchen er die Herrschaft über die Menschen übergeben hat.

Diese Geister ohne Zahl nehmen nun bei den nördlichen Negern in der Regel, aber gar nicht immer, in sinnlichen Dingen ihre Behausung; das von ihnen beseelte Ding (vom Akraneger wong genannt) kann sehr verschiedener Art und Natur sein. Die Europäer haben sich an die Benennung „Fetisch" gewöhnt[1]). Dieses Wort ist dem französischen fétiche, und dieses dem portugiesischen feitico entnommen, welches selber vom lateinischen factitius stammt und demnach den künstlich gemachten Götzen oder Zauberapparat bezeichnen sollte. Man hat dann das Wort auf alle Dinge ausgedehnt, welche der Neger als von einem Geist beseelt ansieht, obwohl dieselben keineswegs immer von Menschenhand gemacht

1) Besonders seit de Brosses, Dissertation sur les dieux fétiches, Paris 1760.

sind. So nennt man Fetisch uneigentlich auch das Meer und die Ströme, weil der Neger sie als von Geistern besessen betrachtet samt dem was darin ist, ferner einzelne Bäume, Tiere, namentlich das Krokodil, Flusspferd, gewisse Schlangen- und Affenarten; aber auch gewisse Flecken Landes, die als heilig eingezäunt sind, und alle Termitenhaufen. Der eigentlichen Bedeutung des Wortes entsprechen rohe, aus Holz geschnitzte oder aus Lehm geformte Bilder, welche den Geist nicht nur darstellen sollen, sondern von ihm bewohnt sind. Aber auch beliebige Gegenstände, ein Nagel, eine Tigerklaue, ein Stück Zeug können sich als Fetisch, genauer als Sitz eines Dämons kundgeben, oder auch von einem Fetischmann mit dem Dämon in wirksamen Zusammenhang gebracht werden. Eine grosse Rolle spielen eigens dazu präparierte Objekte, von denen ein schirmender oder verderblicher Zauber ausgehen soll. Auch diese Amulette[1]) werden Fetisch d. h. wong usw. genannt. Offenbar ist diese Benennung auch bei den Afrikanern selbst eine ungenaue, und drückt recht verschiedene Beziehungen aus, welche zwischen dem sinnlichen Gegenstand und einem Dämon bestehen können.

Die angesehensten Fetische sind nicht Privateigentum und auch in der Regel nicht von Menschenhand gemacht. Die National- und Stammfetische sind in der Regel ein Fluss, ein See, ein Felsen, ein Baum. Doch figurieren häufig schon als Stadt- und Dorffetische, die man um Schutz und Segen anfleht, plumpe, mehr oder weniger menschlich gestaltete Figuren. Aber auch jedes Haus hat seinen Fetisch, der sich in einer Ecke des Hofes oder an der Türe oder in einem besondern Gemach des Wohnhauses befindet. Endlich trägt der Einzelne einen Fetisch mit sich herum, der ihm Glück verleiht und ihn gegen Zauberei schützt. Dies sind in Wahrheit auch nach dem Negerglauben keine Götter, sondern Amulette, die mit einem Geiste in Zusammenhang stehen.

Aber auch der Mensch selbst ist fähig, gute und böse Geister in sich aufzunehmen. Sein guter Schutzgeist heisst in der Tschisprache Okrá[2]). Dieser umgibt ihn schirmend und ist auch in ihm. Ihm zu Ehren wird besonders nach glücklich vollbrachter Reise und nach Genesung von Krankheit ein besonderes Opferfest veranstaltet[3]). Von dem guten Okrá, der alle guten Gedanken eingibt, wird auch unterschieden der Gbeschi oder Okrabri (schwarze Okrá), welcher den Menschen zum Bösen verleitet und hinterher (als böses Gewissen) anklagt. Ausserdem werden alle

---

1) Das lateinische Wort amuletum bezeichnet ein Schutzmittel gegen bösen Zauber; das Amulett ist nicht als bewusstes Wesen gedacht, so wenig als der „Talisman“ (vom arab. telsam, welches aus dem Griech. abgeleitet zu sein scheint), d. h. eine schützende magische Figur oder Inschrift. Siehe auch S. 377.

2) In der Gasprache heisst dieser Schutzgeist Kla, in der Evnesprache Luwo.

3) Bohner, Im Lande des F. S. 99 ff.

möglichen Krankheitszustände des Leibes und der Seele auf Besessenheit zurückgeführt. Die Fetischmänner und -weiber werden bei festlichen Anlässen stets von ihrem Fetisch, d. h. von dessen Geist ergriffen; er kommt über sie.

Diese zahllosen Geister sind nun zwar zu einem grossen Teil als die verstorbener Menschen gedacht, aber keineswegs alle. Auch die umgebende Natur ist ja von solchen beseelt und bei Erscheinungen wie Meer, Wasserfall, Strom, See, Blitz usw. denkt der Neger sicherlich an ein allgemeineres, innewohnendes Wesen, nicht an den Geist eines einzelnen verstorbenen Menschen. Alles, was dem Auge beachtenswertes entgegentritt, verkündet ihm leicht einen besonderen Geist. Aber richtig ist, dass die Geister der Abgeschiedenen ihn mannigfach beschäftigen. Je nach ihrem Charakter und nach der Rücksicht, die man ihnen angedeihen lässt, können diese Totengeister zu Schutz- oder Plagegeistern werden. Insbesondere hofft man, dass der Schutzgeist des Verstorbenen sich wieder auf ein nachgeborenes Kind der Familie niederlassen werde. Die Toten werden in Westafrika häufig in der Hütte oder dicht daneben begraben, um dies zu erleichtern. Von den Toten selbst glaubt man, dass sie an Lebenskraft nichts eingebüsst haben, sondern mit einem feinern Leibe begabt fortleben. Sie können sich auch wieder inkarnieren. Besonders in Südafrika werden gewisse Tiere als Inkorporationen der Ahnenseelen angesehen. Damit hängt der Totem-Dienst zusammen, wobei ein Stamm ein besonderes Tier als Stammherrn und Vater oder Mutter verehrt, so dass er das Tier (z. B. einen Elephanten) zwar gelegentlich töten, aber nie davon essen wird.

Um so gefährlicher sind verstorbene Feinde oder die Geister derer, die man nicht gehörig bestattet und mit dem, was sie zu behaglichem Weiterleben brauchen, ausgestattet hat. Deshalb wird dem Toten alles, was ihm nötig und angenehm sein kann, mitgegeben: Nahrungsmittel, Waffen, Schmucksachen, Geräte, aber auch Sklaven zur Bedienung und Weiber, wenn er höhern Standes ist, Untertanen in grosser Zahl, wenn er Häuptling oder König gewesen ist. Diese Opfer lassen sich oft freiwillig lebendig begraben, zum grössern Teil müssen sie unfreiwillig diesen furchtbaren Wahn ihres Volkes büssen. Die Schlächtereien, welche bei solchen Anlässen im Aschantiland, in Dahomey, Benin und in vielen andern Gegenden vorgekommen sind und wo die europäische Gewalt nicht Einhalt getan hat, noch vorkommen, spotten aller Beschreibung.

Die Geister aller Art bilden unter sich ein Reich mit Abstufungen; nicht selten steht ein böser Geist an ihrer Spitze. Denn im Gegensatz zum höchsten guten Gott sind die Geister im allgemeinen als schädlich gefürchtet. Es entspricht das der pessimistischen Lebensanschauung des unglücklichen Negervolkes, dessen Dasein von so vielen Plagen heimgesucht ist.

Die Geister vermitteln freilich durch ihre Fürsprache auch Wohltaten, wie z. B. Regen, aber der eigentliche Spender derselben ist Gott.

Ein überaus einflussreicher, unsäglich viel Unheil verursachender Stand sind unter diesen Umständen die Fetischmänner. Man nennt gewöhnlich ungenau alle, die den Fetisch bedienen und die in seinem Namen zaubernd und wahrsagend auftreten, „Fetischpriester". Genauer sind nur diejenigen eigentlich Fetischpriester (Wulomo oder Osopho) zu nennen, welche den Fetisch, d. h. die Götzen bewachen und bedienen. Sie reinigen das Gehöfte des Fetisches und nehmen die Gaben in Empfang, die ihm vorgesetzt werden und von denen er nur die Seele verzehrt; diese Priester sind weiss gekleidet, und ihr Amt ist erblich. Sie glauben meist in ihrer Beschränktheit an die Wirklichkeit des Fetisches und bedienen ihn gewissenhaft; das beste der empfangenen Gaben müssen sie den zauberkundigen Fetischmännern (Wongtschä in der Gasprache, Okomfoi in der Tschisprache) ausliefern. Während jene Priester eine unbedeutende Rolle spielen, sind diese Zaubermänner das schlimme Verhängnis des Volkes. Sie leben nicht beständig dem Dienste des Fetisches, sondern gehen gewöhnlich der Arbeit und dem Erwerbe nach wie andere Leute. Allein sie gelten als zauberkundig und zuverlässig in der Wahrsagerei, weil der Fetisch durch sie handelt und redet. Auch Frauen gehören zum Orden, die sich bei ihren Tänzen wie Besessene geberden. Die Fetischmänner lassen sich bei Festen vom Fetisch ergreifen, dessen Einzug sie durch Zuckungen anzeigen, und verrichten dann vor der leichtgläubigen Menge Wundertaten, die freilich auf der Stufe niedriger Taschenspielerei stehen, aber, wenn gleich noch so plump, mit Ehrfurcht angestaunt werden. Sie töten z. B. vor den Augen der Menge ein Huhn, stecken dasselbe in die bei solchem Anlass getragenen weiten Pumphosen und ziehen ein lebendiges daraus hervor, als hätte der Fetisch es wieder lebendig gemacht. Oder sie schneiden sich zum Schein die Kehle durch und stürzen dabei, wenn das Messer den mit Blut gefüllten Darm, den sie sich um den Hals gelegt haben, getroffen hat, blutüberströmt wie tot zu Boden. Wenn sie sich bald darauf unversehrt wieder erheben, hat der Fetisch sie wieder lebendig gemacht.

Als Inhaber dieses Geistes sind sie nun ausserordentlich einflussreich und gefährlich. Es genügt, dass sie eine Seuche oder sonstige Plage androhen, so wird man bereit sein, alles herbeizuschaffen, was sie wünschen, um den zornigen Fetisch zu beschwichtigen. Leicht können sie aber auch ihre Feinde oder solche, die ihnen nicht genug Geschenke bringen, als Feinde des Fetisches, über die er zürne, denunzieren und so sie in grösste Lebensgefahr bringen; solche müssen froh sein, wenn sie mit schweren Opfern sich loskaufen können. Der Fetischmann ist der rechte Mittler zwischen dem Gott und den Menschen. Diese fragen ihn um Rat,

wenn ihr Glück nicht kommen oder Unglück sie überfallen will. Er führt durch seinen Zauber den ersehnten Regen herbei. Ganz besonders sind die Fetischleute die Medizinmänner, die bei allen Krankheiten zu Hilfe gerufen werden[1]). Sie besitzen nun zwar auch eine gewisse geringe Kenntnis von Heilkräutern, die sie dabei verwerten. Aber auch diese werden mit dem Fetisch in Verbindung gebracht und die Hauptwirkung wird von der Entzauberung versprochen. Auch hier liegt ein Mittel in der Hand des verschmitzten Wongtschä, um sich gefürchtet zu machen: Er kann die Krankheit als die Wirkung von zauberischem Einfluss bezeichnen, den der oder jener, besonders etwa eine als Hexe verdächtige Frau, durch bösen Blick oder durch ein Zauberamulett ausgeübt habe. Ist gar jemand gestorben, so denkt man nicht an natürliche Ursachen, sondern der Fetischkundige muss angeben, wer diese Bosheit verübt habe. Denn man hat in erster Linie den Verdacht, dass Zauberei solches verschuldet habe. Man kann aber keine schwerere Anklage gegen jemand aussprechen als die, dass er Zauberei treibe, d. h. von bösen Geistern besessen sei und durch sie wirke. Diese Hexerei wird von der erlaubten und bewunderten Zauberei des Wongtschä, welche gutes wirken soll, ganz ähnlich unterschieden, wie wirs in Babylonien fanden[2]) und wie man im Mittelalter von weisser und schwarzer Magie wusste. Beide gehen aber von selbst in einander über. Ist ein Verbrechen, etwa eine Mordtat vorgefallen, so muss wiederum der Fetisch wissen, wer der Verbrecher sei. In manchen Fällen weiss übrigens die Zunft der Fetischmänner die Fäden bis an ihren Ursprung zu verfolgen; denn sie interessiert sich genau für alles, was im Land und in den einzelnen Familien vorgeht, um zu wissen, wo sich Gelegenheit für ein gewinnbringendes Eingreifen des Fetisches findet. Viele gehören zum Verband, von denen das Volk es nicht weiss. Sie leisten den Dienst von geheimen Detektivs und bilden auch bei den Zaubervorstellungen die vordersten Reihen der Zuschauer, damit die übrigen nicht zu genau hinsehen können. Wer einer Untat verdächtig ist, muss unter Leitung der Fetischmänner ein Ordale bestehen, etwa einen Gifttrank nehmen, den natürlich der Fetischmann beliebig stark mischen kann. Gibt der Verdächtige das Gift sogleich wieder von sich, so ist er unschuldig; tötet es ihn, so war er schuldig[3]).

Wer in die Zunft der Fetischleute aufgenommen werden will, muss eine längere, etwa einjährige Lehrzeit durchmachen. Sein Lehrmeister nimmt ihm zuerst einen furchtbaren Eid der Verschwiegenheit ab, wobei er mit ihm Blut mischen muss. D. h. beide schneiden sich in die Hand und lassen ihr Blut in einen Trank

1) Vgl. z. B. J. Spieth, Krankenbehandlung bei den Eweern in Togo (in Warnecks Allg. Missionszeitschr. 1909 Heft 4 S. 179—195).

2) Vgl. oben Bd. I S. 216 f.

3) Andere Arten des Gottesgerichts siehe bei Bohner, Im Land des F. S. 89 ff. und 189 f. und Junod, Ba Ronga S. 433 ff.

fliessen, den jeder zur Hälfte austrinkt. Dieser Eidschwur, mit dem sich abergläubische Vorstellungen verbinden und dessen Übertretung auch den sichern Tod von der Hand der Ordensleute zur Folge hätte, genügt, um das Geheimnis vor den Ohren des Volkes zu sichern. Nur solche, die später Christen geworden sind, haben es kundgemacht und mitgeteilt, dass das grösste Geheimnis, das ihnen geoffenbart wurde, dieses war: der Fetisch sei nichts, alles werde von den Männern selbst gemacht! Dann werden dem Lehrling allmählich die verschiedenen Kunststücke beigebracht und er wird in alle Kniffe eingeweiht. Natürlich muss er schweres Lehrgeld bezahlen und gerät dabei vielleicht tief in Schulden. Nachher kann er, wenn er geschickt ist bei der Ausübung seines Gewerbes sich schadlos halten. Die einzelnen Fetische haben ihre besondern Sprecher oder Propheten, welche auf die dem Volke wohlbekannte Stimme des betreffenden Geistes — es gibt männliche und weibliche Fetische — sich einüben müssen.

Eine eigentümliche Erscheinung, die sich nach dem Gesagten leicht aus einer Zunft von Fetischmännern hervorbilden konnte, sind die häufigen und mächtigen Geheimbünde. Man hat schon früher vom Purrabund, von der Semogesellschaft und dem Egboorden in Kalabar u. a. gehört[1]). Näheres ist neuerdings namentlich über den Jevhe-Bund im Togolande bekannt geworden[2]). Der politische und soziale Einfluss desselben ist um so grösser, da die Evhe, das grösste der Togovölker es zu keiner Staatenbildung gebracht haben. In ähnlichen Verhältnissen werden solche Bünde ähnlich wirtschaften. Ein Kenner sagt: „Die heidnische Bevölkerung Afrikas liegt fast ohne Ausnahme in den Banden ränkevoller Priester und Priesterbünde, deren Zweck es ist, die armen Schwarzen in abergläubischer Furcht zu erhalten, um sie desto bequemer ausbeuten zu können. Als angebliche Vermittler zwischen der Menschen- und Geisterwelt wissen diese schlauen Betrüger auf die ängstlichen Negergemüter eine für uns kaum verständliche Macht auszuüben. Sie tyrannisieren Hoch und Niedrig, Arm und Reich. Selbst Häuptlinge und Könige sind von ihren Launen abhängig und müssen sich oft die drückendsten Vorschriften gefallen lassen.

Die wichtigste Quelle, aus der man speziell den Jevhebund kennen lernte, ist ein in der Evhe-Sprache verfasstes Manuskript, das der ehemalige Jevhepriester Stephan Giob Kawadso verfasst und der eingeborene Lehrer Andreas Aku in Lome der Hauptstadt Togos, ins Deutsche übersetzt hat. In den religiösen Gepflogenheiten des Ordens, wenn wir diese hierarchisch abgestufte Gesellschaft so nennen sollen, sind Kulte verschiedener Gott-

1) Waitz a. a. O. II, 135 f. Über den Egbo-Orden s. Näheres bei W. Schneider a. a. O. S. 117; über einen weiblichen Geheimbund ebenda S. 129. Vgl. auch A. Reville a. a. O. S. 110 ff.

2) Siehe H. Seidel in der Deutschen Kolonialzeitung vom 10. März 1898: Der Jevhebund und seine Anhänger. Ferner TLZ 1910 Nr. 22 Kol. 1 f.

heiten vereinigt. Der Hauptgott ist der Blitzgott, Khebioso, der dem germanischen Donnergott ähnlich, im Blitze axtförmige Donnerkeile oder So-Steine schleudert, welche die Bäume spalten und alles Lebende töten. Das Wort Jevhe hingegen erklärt Kawadso mit „Schlauheitsgraben", weil „der Dienst der Jevhegottheiten ein fein künstlicher Graben ist". Das Haupt des Ordens heisst Hubono. Ihm müssen alle Glieder des Bundes, Männer und Frauen, unbedingt gehorchen. Der aufzunehmende Adept verspricht, vor ihm knieend, für Jevhe alles herzugeben und alles zu tun, auch Menschen zu rauben. Dann zeigt man ihm die Jevhe-Sachen: ein von Leinen umhülltes Eisen, das den Gott darstellen soll, eine zweischneidige Axt, ein Widderhorn, einen durchlöcherten Stein, den So-Stein und die steinerne Jevhe-Axt. Bei Todesstrafe wird ihm eingeschärft, nichts mitzuteilen, was er im Jevhe-Gehöfte gesehen und gehört habe. Durch Trinken von geweihtem Wasser nimmt er dann den Gott in sich auf. Auch erhält er einen neuen Namen; der alte darf bei strenger Strafe nicht mehr gebraucht werden. Das Leben in diesem seltsamen Kloster ist ein zügelloses. Verbrecher entlaufen dorthin und entziehen sich so der Strafe, leichtfertige Weiber, um ein untätiges, liederliches Leben zu führen. Auch muss jeder Adept versprechen, neue Mitglieder zu gewinnen, sei es durch Überredung oder durch Gewalt. Die ausgesandten Hundeo (Spione) überfallen meist Frauen und Mädchen und bringen sie in das Jevhe-Gehöft, wo man sie unfreiwillig in die Geheimnisse einweiht und auch im Gebrauch der Gifte unterrichtet, da dieses häufig zur Beseitigung unbequemer Personen Verwendung findet. Später entlässt man ein solches eingelerntes Mädchen auch wieder nach Haus; aber sie muss jedem Winke des Hubono gehorchen und an den Tänzen teilnehmen. Kommt eine solche Anhängerin des Jevhe in Konflikt mit ihren Angehörigen oder andern Leuten, so fängt sie an zu rasen, zerstört alles um sich her und läuft ins Feld. Dann erklären die Jevhediener, die Alaga (Rasende) werde sich in einen Leoparden verwandeln. Um dies zu verhüten, muss der Beleidiger schweren Tribut bezahlen. Oder sie behaupten, jene sei ins Meer gesprungen und halte sich im Meeresgrunde auf. Ein eingeweihter Fischer zieht sie bald darauf wirklich mit seinem Netz ans Land, worauf die, welche ihren Unwillen erregt haben, ebenfalls grosse Bussen zahlen müssen. Feinde des Ordens oder solche, welchen man diese Gesinnung zutraut, oder die sonst unbequem sind, werden durch seine Glieder oft ins freie Feld gelockt und dort erschlagen. Dann heisst es. der Gott habe es getan. Z. B. wurde im April 1894 ein junger Mann von ihnen getötet, der von christlichen Negern beim Diebstahl abgefasst, im Verhör bekennen musste, es gebe gar keinen Jevhegott, sondern die Jevheleute machten alles selber. Ebenso zünden sie beim Gewitter Häuser von Gegnern an und behaupten, der Blitzgott habe es getan, suchen auch in den Trümmern des Hauses die So oder Blitzsteine und finden solche ohne Zweifel.

Eine besondere Einnahmequelle sind für den Bund die Jevhe-Eide. Wer sich für angetane Unbill rächen will, wirft dem Beleidiger mit einer Eidesformel einen Kranz aus Ölpalmblättern und Laub des Anja- oder Blitzkrautes wie eine Schlinge über den Kopf. Dieser, der wissen möchte, was diese gefährliche Handlung bedeute, wendet sich in seiner Angst an einen Jevhemann, welcher mit Vergnügen den Anlass ergreift, um die Sache vor das Tribunal seines Ordens zu ziehen. Die Richter sprechen natürlich ein Urteil aus, das ihnen viel einträgt. Der Betreffende, auf welchen der Eid geschworen worden, hat fast immer ein hohes Lösegeld zu bezahlen, um sich von dem bösen, ihm angetanen Zauber zu lösen und sein Unrecht zu sühnen. Auch Gläubiger wenden sich an den Orden, um ihr Geld zu erhalten. Denn seine Leute wissen die Schuldner so zu ängstigen, dass sie bezahlen. Auch bei Todesfällen brandschatzen sie die Angehörigen, wenn der Verstorbene ein Ordensglied war. Denn in diesem Fall dürfen nur die Jevheleute den Leichnam berühren und bestatten, was sie natürlich nur gegen hohe Bezahlung tun. Bei solcher unheimlichen Macht des Jevhebundes ist begreiflich, dass die Neger ihn fürchten und z. B. bei Festen seinen Leuten unterwürfig begegnen. Seidel schliesst seine Schilderung: „So wirft der Jevhebund seine Fangnetze über alle Kreise unseres Togolandes. Er macht die Mächtigen zu seinen Helfershelfern, die Armen zu seinen Sklaven. Er begünstigt Mord, Vergiftung, Lug und Trug. Er zerstört mit frecher Hand die engsten Familienbande, verlockt Männer und Frauen zu träger Schlemmerei und entwöhnt sie von nützlicher Arbeit. Aushorchen und Spionieren ist fortan ihr Zweck, Verführung und Verrat ihre Freude; selbst vor den finstersten Verbrechen scheuen sie nicht zurück und vergiessen leichten Herzens unschuldiges Blut. Der Jevhedienst ist in Wahrheit was sein Name sagt: ein „Schlauheitsgraben", und wehe dem Menschen, der darein fällt!"

Merkwürdig ist, dass der oben beschriebene üppige Fetischaberglauben sich bei den Bantuvölkern, die in mancher Hinsicht das ursprünglichere erhalten zu haben scheinen, im allgemeinen nicht findet. Geisterglaube ist freilich auch hier das vorherrschende, und zwar sind diese Geister abgeschiedene Menschen, die man sich in Menschengestalt denkt, die aber auch die Gestalt von Schlangen und andern Tieren annehmen können. Aber dieselben verkörpern sich nicht in leblosen Gegenständen. Amulette werden viele gebraucht, aber sie gelten nicht als Wohnsitz der Geister. An Zauberern, Regenmachern, Exorzisten, Medizinmännern[1]) und Wahrsagern fehlt es auch hier nicht. Dagegen sind berufsmässige Priester selten. In der Regel opfert der Familienvater, bzw. das Haupt der Familie. Man opfert den Ahnen-

1) Die Amulette spielen in der Medizin auch hier eine grosse Rolle; ein umgehängtes Gazellenhorn schützt vor Zahnweh, ein Elephantenhalswirbelknochen vor Kopfschmerzen usw.

geistern, damit sie nicht schädlich werden; denn auch sie sind mehr gefürchtet als geliebt.

3. Kultus und religiöser Brauch.

Vom Kultus der Neger ergibt sich das wichtigste schon aus dem bisherigen. Er dient hauptsächlich dazu, die gefährlichen Geister (Fetische) zu befriedigen, günstig zu stimmen und zu versöhnen. Dem Hausfetisch wie dem Dorf- und Stadtfetisch werden Opfergaben hingestellt, besonders Früchte und Maismehl, mit Palmöl angemengt. Der Fetisch soll solches essen. Man stösst sich nicht daran, wenn die Gabe liegen bleibt; er verzehrt eben nur das Seelische oder Geistige an den dargebrachten Dingen. Das hingelegte Muschelgeld findet von selbst Liebhaber. Bei wichtigeren und festlichen Anlässen gibts Tieropfer. Namentlich Hühner, Schafe, Ziegen oder gar Ochsen werden geopfert und dabei wird eine Festmahlzeit veranstaltet. Dem Götzen überlässt man die Eingeweide. Eine besondere Rolle spielt auch hier das Blut, als das sühnende Mittel, das umhergesprengt und womit die Pfosten und Schwellen der Häuser bestrichen werden. Der Gedanke, dass ein Fluch (musu) soll weggewischt werden, liegt dem Neger bei allen Opfern, auch den unblutigen, nahe. Merkwürdigerweise wird in einer Stadt der Landschaft Akim jährlich ein Schafbock als Träger der Schuld in den Wald gejagt, wie im alten Israel am Versöhnungstag. Wie die nördlichen ihrem Fetisch, so bringen die südlichen Neger ihren Ahnengeistern Speise dar, und zwar als vornehmste Gabe einen Ochsen, statt dessen aber in der Regel ein Hahn, eine Henne u. dgl. genügt. Auch bei ihrer Darbringung von Opfern spielt das Blut eine besondere Rolle. Eigentümlich ist ihnen der Brauch, ein wenig davon zwischen die Lippen zu nehmen und mit dem Laute tsu! auszuspeien, welche Geberde auch bei der Oblation anderer Flüssigkeiten vorkommt[1]). Dieses tsu! hat für sie geradezu sakramentale Bedeutung[2]).

Die vornehmsten Opfer aber, mit denen man am sichersten die Gunst der Geister zu gewinnen oder ihre Feindschaft abzuwenden hofft, sind die Menschenopfer[3]). Diese finden sich bei allen Negervölkern, welche nicht muhammedanisch geworden sind, doch mehr bei den nördlichen als bei den südlichen. Neuerdings hat freilich in manchen Gegenden die europäische Oberhoheit diesen Greueln ein Ende gemacht, so endlich auch in den berüchtigtesten Blutreichen Dahomey und Aschantiland. Die Hauptstadt des letztern, Kumase, führte mit vollem Recht den Namen „Nie bluttrocken“. Nicht bloss Verbrecher wurden in der un-

1) Siehe oben S. 365.
2) H. Junod a. a. O. S. 396.
3) Diese lagen den Negervölkern um so näher, da der Kannibalismus, d. h. das Essen von Menschenfleisch, bei ihnen nicht so selten und das Trinken von Menschenblut sogar häufig vorkommt. Diesen Genuss verschaffte man auch den Fetischen.

menschlichsten Weise zu Tode gemartert[1]). Die Lust am Blutvergiessen war so gross, dass man dieses Schauspiel nie satt bekam. Nicht nur schlachtete man gefangene Feinde in Menge zur Sühne für die in der Schlacht gefallenen Stammesgenossen. Bei jedem Freudenfest, namentlich auch bei dem im Dezember stattfindenden grossen Jams- oder Erntefest gab es dort Menschenopfer. Am meisten Blut aber floss am Tage der Totenfeier in Bantama, dem Begräbnisort der Aschantikönige, wo der regierende König die mit Golddraht zusammengeflochtenen Skelette seiner Vorfahren mit Menschenblut zu waschen pflegte.

Schon erwähnt wurde, dass ausserdem beim Begräbnis eines Königs oder Häuptlings zu seinen Ehren und zu seinem Dienst jenseits des Todes überall Menschenopfer üblich sind, die mancherorts eine ungeheure Ausdehnung angenommen haben. Ausser den Vielen, die lebendig mit dem Könige begraben werden, schlachtet man eine Menge auf dem Grabe, damit ihr Blut dasselbe durchnässe. Von Dahomey gibt Girard de Rialle an, dass beim Tod eines Königs zuerst hundert Soldaten getötet wurden, um ihm eine Garde zu verschaffen. Dann opferte man ihm acht Tänzerinnen aus seinem Harem und fünfzig Träger von Vorräten. Während drei Tagen blieb die Gruft offen und manche gingen freiwillig hinein. Achtzehn Monate später bei der Krönung des Nachfolgers ging das Gemetzel von neuem an. Männer wurden auf öffentlichem Platze, Frauen im Harem hingeschlachtet, jeder Vornehme tötete einige Sklaven. Alle diese Geopferten mussten den verstorbenen König einholen, um ihm zu zeigen, wie hoch man ihn ehre; auch späterhin liess man ihm wichtige Ereignisse durch solche Boten melden. Ebenso wurden bei den Aschanti beim Tod eines Königs drei Monate lang jede Woche die Trauerfeierlichkeiten wiederholt und jedesmal viele Sklaven geopfert. In beschränkterem Mass geschieht dasselbe überall, wo die Neger noch sich selbst und ihrem grausamen Wahn überlassen sind. Dem Menschenblut wird die stärkste Sühnkraft und Heilskraft zugeschrieben, daher nicht nur die Fetischtrommeln und Blasinstrumente, sondern auch der Königssessel mit Blut bestrichen wird. Der ganze Kultus trägt einen wilden, sinnlichen Charakter an sich. Durch Trommellärm und betäubendes Geschrei wird die Aufregung vermehrt, welche die grausamen Opferhandlungen hervorrufen, nicht am wenigsten aber durch den Branntwein, der die Afrikaner im Flug erobert hat und bei ihren Kultushandlungen unentbehrlich geworden ist. Denn mitten unter diesen Schrecknissen gibt sich der Neger gerne der wilden Lust und Völlerei hin.

Im eigentlichen Kultus erschöpft sich hier das religiöse Handeln nicht, da auch ausser demselben ein wirkungsvolles Eingreifen auf die Geister und durch sie auf das Leben angenommen wird. Die Zauberei ist es, in welcher dieser ungeordnete und sittlicher

1) Ramseyer und Kühne[2] S. 119.

Würde entbehrende Geisterglaube recht eigentlich sein Wesen treibt. Wilson nennt den Hexenwahn den schwersten Fluch, der auf dem umnachteten Afrika liege; und Tylor meinte sogar versichern zu können, dieser Wahn habe in Westafrika mehr Menschenleben gekostet als der Sklavenhandel. In der Tat ist er nicht nur die Quelle unsäglicher Torheit, wie denn z. B. die Meinung herrscht, die Zauberer könnten sich zeitweilig in Tiere verwandeln u. dgl., sondern er pflanzt auch einen furchtbaren Argwohn in die Herzen, der sie nie aus der Angst herauskommen lässt. Auch die Amulette, welche man um schweres Geld von den Fetischmänner kauft, helfen ja, wie die Erfahrung lehrt, nicht sicher gegen bösen Zauber, der durch feindselige Menschen angetan wird. Ja, einem solchen Amulett kann ein perfider Fetischmann die Schuld geben für eine Krankheit, einen Todesfall und dergleichen, so dass es dann seinen Besitzer in Todesgefahr bringt. Denn Unzählige werden in der Tat, weil der bösen Zauberei oder Hexerei verdächtig oder durch ein Gottesgericht überwiesen, grausam zum Tode gebracht.

Bei den Bantuvölkern ist der Geisterglaube ähnlich, hat aber wieder andere Formen des Gegenzaubers erzeugt. Man findet z. B. bei den Ba Thonga die Meinung, dass der Mensch im Schlafe sein zweites Ich aus sich entlassen könne, welches dann umherschweife und durch Zauber Unheil anrichte, namentlich schlafenden das Blut aussauge und ihr Fleisch verzehre (Alpdrücken). Um solcher tödlichen Zauberei zu wehren, unterwirft man die ganze Bevölkerung eines Dorfes oder Distrikts einem Ordale, dem Trinken eines Zaubertrankes, der die Wirkung hat, dass die jen Verbrechens schuldigen davon betäubt werden[1]). Daneben kennt man Besessenheit als Krankheit und schreibt sie abgeschiedenen, vielleicht stammfremden Geistern zu, die sich in den Kranken eingenistet haben; dieselben werden durch lärmende Prozeduren gezwungen, ihren Namen zu sagen, und so unschädlich gemacht[2]). Es finden sich hier ferner Hellseher, die im Zustand besonderer Erregung über verborgene Dinge Auskunft geben[3]) Namentlich aber blüht vom Njassasee bis ins Kaffernland eine Art technischer Mantik, deren Apparat in Fussknöchelchen (Astragalen) verschiedener Tiere besteht, die wie Würfel geworfen und aus deren Lage und Stellung zu einander Orakel gelesen werden. Missionar Junod[4]) hat einen solchen Apparat von 27 (28) Stück und seinen Gebrauch aufs genaueste beschrieben. Es befinden sich darunter 14 solche Knöchelchen, z. B. das vom Ziegenbock (Hausvater), der Mutter Ziege (Hausmutter), kleinen Zicklein (Kindern), des Ebers (Ahnengeist) u. s. f. Dazu kommen einige Muscheln, eine Klaue des Ameisenbärs (Totengräber) u. dgl. Aus den aufs geratewohl hingeworfenen Stücken kann der zur Zunft Gehörige

1) Junod a. a. O. S. 428 ff.
2) Ebenda 439 ff.
3) Ebenda 453.
4) Ebenda 455 ff.

nach gewissen Regeln, die allen bekannt sind, aber immerhin seinem Scharfsinn und Gutdünken noch beträchtlichen Spielraum gewähren, in den verschiedensten Lebenslagen und -fragen Auskunft geben. Sehr oft freilich sieht er auf den ersten Blick, dass das Los „nicht gesprochen hat", d. h. keine auf die Situation bezügliche Auskunft enthält; dann wirft er solange, bis eine Antwort den Würfeln zu entnehmen ist.

Junod verwahrt sich übrigens gegen die auch in wissenschaftlichen Werken übliche Ungenauigkeit, mit der Zauberer, Ärzte, Exorzisten, Erklärer des Knöchelloses, Priester u. s. f. ohne Unterscheidung zusammengeworfen werden, während die Eingeborenen diese Berufsarten wohl unterscheiden. Zwar kann jemand mehrere dieser Funktionen verrichten, allein an sich sind sie wohl zu unterscheiden und werden die ihnen Obliegenden mit verschiedenen Namen benannt.

So tief diese Religion steht, so kann man nicht sagen, dass sie auf das tägliche Leben des Negers von geringem Einflusse sei. Vielmehr wird er täglich in seinem Tun und Lassen, seinem Reden und Denken von seinem Aberglauben bestimmt. Daher sichert man im Land des Fetischglaubens auch rationellen Verordnungen (Fischereiverboten u. dgl.) damit gehorsame Befolgung, dass man sie im Namen des Fetisches erlässt. — Auch bei den wichtigen Epochen des persönlichen Lebens tritt die Macht der Religion zu Tage. Schon vor der Geburt eines Kindes besucht die Mutter einen angesehenen Fetisch und bittet um glückliche Niederkunft, befragt auch wohl den Sprecher desselben, welches Vorfahren Geist wieder in dem Kindlein zur Erde kommen werde. An der Goldküste findet am achten Tage nach der Geburt eine umständliche Feier statt, wobei das Familienhaupt das neugeborene Kind wie ein aus der Fremde gekommenes anredet: „Wie ist es, wo du herkommst?" Die Mutter antwortet in seinem Namen: „Es ist Friede" und dann auf die Frage: „Wie geht es den dortigen Leuten?" „Sie sind wohl!" Dann wird Wasser aufs Grasdach geschüttet, so dass es über der Zimmertüre herunterläuft. Das Kind wird unter Segenswünschen in dasselbe getaucht. Dabei erhält es seinen Namen, der sich nach dem Wochentage (siebentägige Woche) oder nach der Geburtsfolge richtet.

Besonders wichtig ist dann die Mannbarkeitsfeier für Jünglinge und Jungfrauen; die Jünglinge werden unter gestrengen Übungen zur Mündigkeit geweiht, worauf ein Fest zu ihren Ehren abgehalten wird[1]). Das ganze ist kostspielig. Aber man unterzieht sich dem Brauche willig, da die Mannesehre davon abhängt und selbst ein ehrenvolles Begräbnis demjenigen versagt bleibt, der diese Feier nicht oder noch nicht durchgemacht hat. Die Jungfrauen müssen eine Zeitlang abgesondert leben und werden dort von alten Fetischpriesterinnen in den religiösen Gesängen und Tänzen unterrichtet.

1) Vgl. die Beschreibung bei Bohner, Im Lande des F. S. 173 ff.

Besonders stark tritt das religiöse Moment bei den Totenbestattungen hervor, wo übrigens die wilde Klage mit einem wüsten Gelage endet. Wir sahen schon oben[1]), dass der Tote durch mancherlei Gaben und Opfer fürs weitere Leben ausgestattet wird und dass man damit nicht bloss ihm seine Liebe und Fürsorge beweisen, sondern sich auch gegen Schädigungen sicherstellen will, die er, wenn unzufrieden, den Hinterbliebenen zufügen könnte. Glaubt man Spuren von solchem Spuk zu entdecken, so werden seine Gebeine nicht selten wieder ausgegraben und verbrannt, damit er zur Ruhe komme.

So roh die Vorstellungen der Neger vom Leben nach dem Tode sind und so viele Unsitten mit denselben zusammenhangen, so ist doch die Tatsache der Unsterblichkeit ihnen im allgemeinen nicht fraglich, sondern selbstverständlich[2]). Die entgegengesetzten Behauptungen beruhen grossenteils auf Missverständnis oder können nur bei verhältnismässig wenigen Bestandteilen des Negervolkes begründet sein[3]). Weder die Kaffer- und Bantustämme, bei denen der Ahnendienst so üppig blüht, noch die Neger der Westküste, welche so grausame Totenopfer bringen, können an dem Fortleben der Seele zweifeln oder dasselbe für minderwertig ansehen. Selbst die Hottentotten haben ihren Ahnendienst, und die Buschmänner nennen den Tod einen blossen Schlaf und wenden sich mit grossem Vertrauen an ihre Toten.

Mit der Zuversicht des Weiterlebens hängt auch die Häufigkeit des Selbstmordes bei den Negern zusammen. Sie hoffen dadurch ihre Lage zu verbessern. Manche, die in die Sklaverei nach Amerika gebracht worden waren, entleibten sich dort in der Hoffnung, dadurch wieder in die afrikanische Heimat zu kommen. Eigentümlich ist der nicht seltene Brauch, dass ein Neger im Zorn über ein vom andern erlittenes Unrecht sich selbst tötet, was sein Widerpart infolgedessen auch tun muss. Denn dessen Familie hält ihn dazu an, da sonst, wenn jener allein in die Geisterwelt käme, er den Sachverhalt für sie allzu ungünstig darstellen würde. Man legt eben grosses Gewicht darauf bei den Ahnen und Geistern in gutem Rufe zu stehen. Fragt man nach dem Aufenthaltsort der Abgeschiedenen, so erhält man meist ausweichende Antwort: man kenne ihn nicht; öfter wird eine gewisse Erdgegend, Westen oder Osten, etwa auch Erdhöhlen, dann aber auch der Himmel als solcher bezeichnet. Immerhin werden auch Stimmen des Zweifels laut. Charakteristisch für die Unsicherheit des Menschen in betreff des Lebens nach dem Tode ist eine in verschiedenen Variationen verbreitete Sage. Die Namaqua (Hottentotten) melden: der Mond schickte ein Insekt, das aber vom Hasen überlistet wurde, nach

1) Siehe oben S. 372.
2) Siehe die Übersicht bei W. Schneider a. a. O. S. 258 ff.
3) Behauptet wird z. B. noch von den Massai und andern Völkern des obern Nils, dass sie nichts von einem Leben nach dem Tod wissen.

anderer Version den Hasen selbst, um den Menschen zu sagen: „Wie ich sterbe und wieder lebe, so wirst auch du (Mensch) sterben und wieder leben.“ Der Hase aber richtete die Botschaft verkehrt aus: „Wie ich sterbe und nicht wieder lebendig werde, so sollt auch ihr sterben und nicht wieder leben.“ Der erzürnte Mond nahm einen Stock oder eine Axt und schlug den Hasen auf die Nase, daher die Hasenscharte. Dieser aber zerkratzte dem Mond sein Gesicht, daher die Mondflecken. Die Amazulu etwas anders: Umkulumkulu sandte das Chamäleon an die Menschen mit der Nachricht, der Mensch werde nicht sterben. Während jedoch dieser Bote sich unterwegs verweilte, hatte Umkulumkulu seine Meinung geändert und den Salamander nachgeschickt, um die gegenteilige Nachricht zu bringen. Da dieser sich beeilte, kam er vor dem Chamäleon mit seiner Botschaft an. Und dabei blieb es.

Der Ursprung des Todes in der Menschenwelt wird z. B. in Altkalabar auf den Ungehorsam der Menschen gegen Gott (Abasi) zurückgeführt. Die auf die Erde gesetzten Menschen pflegten ihre Mahlzeiten täglich im Himmel einzunehmen und durften auf der Erde nichts geniessen. Allein Atai, die Gefährtin Abasi's, verleitete sie zum Landbau und Genuss der Erdfrüchte. Als dann Abasi sich bitter beklagt, dass die Menschen ihm nicht mehr gehorchen, verspricht Atai dafür zu sorgen, dass deren Stolz gedemütigt werde und sendet ihnen den Tod[1]). Auch anderwärts wird es auf einen Fehler oder Fehltritt des Menschen zurückgeführt, dass er dem Todesschicksal anheimfiel, ohne dass sich ein historischer Zusammenhang mit der biblischen Überlieferung feststellen liesse.

Die Konde erzählen[2]): Gott hatte dem ersten Menschenpaar Häuser, Mais, Bananen usw. gegeben, der Frau ausserdem Gold und Schmucksachen. Der Mann tötete sie deshalb aus Neid mit einem Bananenmesser. Darauf nahm ihm Gott alles wieder und trieb ihn in die Berge. Manche sagen, aus ihm sei Mbassi, der Teufel, geworden. Gott erweckte die Frau wieder, sie gebar Kinder, und von ihr stammt die gesamte Menschheit. In der ersten Zeit starben die Menschen nicht. Als aber Büffel gefallen waren, assen sie Fleisch und seitdem sterben sie.

Blicken wir auf dieses Religionsgebiet mit seinen recht verschiedenartigen Erscheinungen zurück und fragen wir uns, was sich über die geschichtliche Entwicklung mutmassen lasse[3]). Eine solche hat auch hier statttgefunden und nichts ist verkehrter als die Meinung, diese Afrikaner seien auf der Stufe der Urreli-

1) Siehe das Nähere bei W. Schneider a. a. O. S. 38 ff.
2) Merensky a. a. O. S. 111.
3) Vgl. Zahn, Allgem. Missionszeitschrift 1879, 219 ff. — P. Wurm ebenda S. 459 ff. — Bohner, BMM 1888, S. 353 ff.

gion stehen geblieben und diese als „Fetischismus“ zu bezeichnen. Auf einen offenkundigen Zerfall der Religion weist schon die Wahrnehmung [1]), dass die eigentlichen Organe derselben bei den Negern im engern Sinn, die Fetisch- und Zaubermänner, gar nicht oder nicht mehr an den Zauber glauben. Wenn der Fetischmann sich durch künstliche Gebärden so stellt, als wäre er vom Geist ergriffen worden, so ist das sicher nichts ursprüngliches, sondern Nachahmung von etwas, was man in einem früheren Stadium, welches anderswo im Schamanismus noch nachzuweisen ist, wirklich erfahren hat. Die plumpen Jongleurkünste der Wongtschä, ihre auf Schlauheit und Spionierkunst beruhenden Prophezeiungen sind ein Machwerk, das mit ursprünglicher Religion nichts mehr zu tun hat, aber wahrscheinlich ein Ersatz für ausserordentliches Tun und Hellsehen, welches früher auch ihnen beschieden sein mochte und vereinzelt auch im mittlern Afrika noch vorkommen mag. Bei den Bantu finden sich Hellseherei und Hypnotismus bei den Zauberern noch in Blüte.

Aber noch in anderer Hinsicht stellt sich die heutige Negerreligion als eine gealterte und entartete dar. Weit davon entfernt, dass ihr Fetischismus sich langsam zum Glauben an den Einen, unsichtbaren, guten Gott erhöbe, wie man nach der Evolutionstheorie erwarten müsste, zeigt sich vielmehr überall, dass Gott, der Höchste im Himmel und Schöpfer des Weltalls, zurückgetreten ist hinter den untergeordneten Geistern. Jener ist zwar im Bewusstsein immer noch vorhanden, und es wird auch vom Gewissen noch an ihn appelliert; aber diese subalternen Geister stehen im Vordergrund des Interesses und haben sich insonderheit des Kultus, der ein stark interessierter ist, bemächtigt. Da haben wir denselben Verlauf, der sich so oft, bis in die christliche Kirche hinein, verfolgen lässt. Der näher und unmittelbarer wirkende, in sichtbarer Form sich verkörpernde Geist hat dem unsichtbaren, über dem menschlichen Treiben erhabenen, im Leben, wenn auch nicht in der Gedankenwelt, den Rang abgelaufen. Die Mächte, welche das Leben beherrschen, sind es, welche die Aufmerksamkeit fesseln und das Tun des Menschen bestimmen. Die Gottheit, welche man sichtbar und greifbar nahe wahrnimmt, ist die, welche sinnlichem Volk am meisten zu schaffen macht. Zwar ist der Neger noch immer vernünftig genug, um zu empfinden, dass ein solcher Dämon, der in einem Klotz oder Baume haust, nur beschränkte lokale Gewalt hat; aber sich selbst glaubt er von diesem Fetisch abhängig, er glaubt sich in seiner Gewalt. Darum tut er alles, um sich auf guten Fuss mit ihm zu stellen. Dazu kommt, dass das Bedürfnis nach einer politischen Gewalt die Bestrebungen der Fetischmänner ausserordentlich begünstigt hat. Es fehlte selbst für gemeinnützige Verordnungen die Autorität, wenn sie nicht im Namen des Fetisches erlassen würden.

---

1) Siehe oben S. 374 f.

Wir glauben also, dass ein reineres Gottesbewusstsein vorhanden war, ehe es durch diesen Wust von Aberglauben verdunkelt wurde. Es ist zu beachten, dass bei solchen gewiss uralten Gebräuchen, die viel ernsthafteren Charakter an sich tragen als die Fetischzeremonien, nämlich bei der Kindesweihe, der Verehrung des eigenen Schutzgeistes, dem Erntefest u. a. Gott angerufen wird und der Hokuspokus des Fetischwesens zurücktritt. Die Gottheit, die im Himmel wohnt und alles gemacht hat, war ja natürlich sehr primitiv gedacht. Allein sie hatte doch auch ethischen Charakter. Es ist ungemein beachtenswert, dass auf Gott noch immer das Gute und namentlich auch die gerechte Vergeltung von Gutem und Bösem zurückgeführt wird[1]), während der Fetischdienst in seiner letzten Entwicklung keine Spur von ethischem Charakter aufweist, sondern die Forderungen, die derselbe stellt, aus sittlich wertlosen Zeremonien und namentlich aus materiellen Leistungen an die Fetischdiener bestehen. Es gilt von den Negern ganz besonders, was Paulus von den heidnischen Menschen im allgemeinen sagt, dass Gott, weil sie ihn nicht dankbar ehrten, obwohl sie ihn kannten, sie in Verfinsterung des Sinnes und unwürdigen Götzendienst dahingegeben hat. Die Fetische galten immer mehr, während sie bei einem Fortschreiten nach oben vor dem erhabenen Gott hätten weichen müssen. In dieser Versinnlichung und Zersplitterung des Göttlichen ist die Negerreligion immer tiefer gesunken und an ihrem Wahn unheilbar zu Grunde gegangen. Um den Neger zu einer höheren Auffassung Gottes zu bringen, mussten von aussen Islam und Christentum auf ihn einwirken, die zwar an seine halb erblichene Gottesvorstellung anknüpfen, aber gegen seine ganze gegenwärtige Religion sich nur ablehnend verhalten konnten, was allerdings vom Islam nicht durchaus gesagt werden kann, der sich nur zu sehr der niedrigen Stufe der von ihm bekehrten Negervölker anbequemt hat.

Seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts sind bekanntlich afrikanische Neger massenhaft nach Amerika eingeführt worden, wo sie besonders in den südlichen Staaten der Union und in Brasilien einen ansehnlichen Teil der Bevölkerung bilden[2]). Die Skla-

1) Nimmt sich ein kinderloses Ehepaar eines verlassenen Kindleins an und erhält dann nach langem Warten selbst ein Kind, so sagt der Volksmund immer: „Gott hat ihnen ihr Wohltun an dem armen Kind belohnt.“ Hat einen als ungerecht Bekannten Unglück getroffen, so sagt derselbe: „Gott hat ihn für seine Ungerechtigkeit bestraft.“ Nie aber wird Gottes Eingreifen mit dem Verhalten zu den oft lächerlichen, jedenfalls sittlich wertlosen Satzungen des Fetisches in Zusammenhang gebracht. (Bohner, BMM 1888, S. 367 f.)

2) Man rechnet auf Amerika etwa 12 Millionen Neger, wovon etwa $6^1/_2$ Millionen auf die Union, 4 Millionen auf Brasilien fallen.

verei, in welcher sie dort lebten, wurde für das Gebiet der Vereinigten Staaten nach dem Sezessionskrieg von 1865 aufgehoben. Auch in denjenigen europäischen Kolonien, wo sie noch bestand, ist seitdem derselbe Schritt erfolgt. Die amerikanischen Neger haben seit dieser Emanzipation Gelegenheit gehabt, sich am modernen Kulturleben zu beteiligen und sich dabei als durchaus bildungsfähig bewiesen. In religiöser Hinsicht sind sie schon vorher dem Christentum, als der Religion ihrer Gebieter, zugefallen. In Afrika selbst blieben sie merkwürdig lang von der zivilisierten Welt abgeschlossen, welcher dieser Erdteil doch seit dem grauen Altertum bekannt war. Wohl gab es an verschiedenen Küsten europäische Niederlassungen. Ja, die Portugiesen hatten schon am Ende des 15. Jahrh. ein Reich am Kongo gegründet und dessen Bewohnern das katholische Bekenntis äusserlich beliebt. Allein dieses Reich fiel bald wieder zusammen und mit ihm die oberflächlich gebaute Kirche. Die Holländer richteten um die Mitte des 17. Jahrh. (1652) am Kap der guten Hoffnung eine Kolonie ein; aber ein energisches Vordringen nach dem Innern des Weltteils erfolgte von jener Seite erst, als zu Anfang des 19. Jahrh. die Engländer das Kapland in Besitz genommen hatten und die holländischen Boers nach Norden drängten. Auch jetzt freilich kümmerten sich die Letztern nur um ihre Landwirtschaft. Allein zahlreiche Forscher verschiedener Nationalität wagten sich in diesem Jahrhundert tief in das bisher zum grossen Teil unaufgeklärte Innere und stellten die Flussgebiete und die Existenz und Gestalt der grossen Süsswasserseen im Innern fest. Auch die christliche Mission, die schon früher ihre Arbeit begonnen hatte, setzte in diesem Jahrhundert mit ungleich bedeutenderen Kräften ein. Allein dem Einfluss des Christentums war unterdessen ein anderer zuvorgekommen, der diesem nicht geringen Widerstand bereitet: der Islam[1]) ist von der Ostküste Afrikas, wo arabische Händler überall ihr Wesen treiben, immer mehr nach Westen vorgedrungen. Wir sahen oben, dass er unter den sog. hamitischen Völkern sehr stark verbreitet ist. Aber er drang auch durch die ganze Breite des Erdteils bis nach der Westküste vor, die Hausa z. B. und andere Sudanstämme sind Muhammedaner. Und selbst an der Goldküste verkauft man jetzt arabische Koranverse um schweres Geld als Amulette, welche vor Feuersgefahr, Krankheit, Nachstellung u. dgl. schützen sollen, also einfach an die Stelle der alten Fetischamulette treten. Man hat oft zu grossen Ruhm dem Einfluss des Islam auf die Negerstämme gespendet. Soviel ist richtig, dass die Neger verhältnismässig leicht zur Religion Muhammeds übergehen. Allein dies wird ihnen auch gar zu leicht gemacht. Statt der bisherigen Übungen hat der Neger zu gewissen Stunden sein Gebet an Allah zu verrichten und jene Koransprüche statt der Fetische als Gegenzauber zu gebrauchen, so ist er ein guter Muslim. Aber

1) Vgl. E. Allégret, L'Islamisme en Afrique. Paris 1901.

der heidnische Geisterglaube wuchert dabei üppig weiter, es gibt sogar muhammedanisierte Wongtschä, die sich nur um so interessanter machen. Wie wenig aber der Islam zur sittlichen Hebung der Neger dient, geht schon daraus hervor, dass die Sklavenhändler regelmässig Muhammedaner sind. Die starke Ausbreitung des Islam erklärt sich zum Teil aus dem Eifer seiner Bekenner. Ist doch jeder Gläubige verpflichtet, diesen Glauben auszubreiten, und viele haben dabei auch materielle Interessen. Dazu kommt, dass, wie schon bemerkt, das Bekenntnis zu Muhammed ein bequemes ist, und endlich, dass der Neger dem Araber nicht dasselbe Misstrauen entgegenbringt, wie den überall die Herrschaft an sich reissenden Weissen; er sieht ihn vielmehr eher als Verbündeten gegen diesen an. Daher ist ihm auch dessen Religion von vornherein genehmer als die der Weissen. So ist der Islam im allgemeinen dem Christentum hier zuvorgekommen.

Nichtsdestoweniger macht dieses auf keinem Gebiete der Mission seit Jahren so starke Fortschritte wie in Afrika. Bezeichnend ist z. B., dass in letzter Zeit manche Schwarze an der Goldküste aus eigenem Antrieb ihre bisher hochgefeierten Fetischgötzen den Missionaren ausgeliefert haben! Und da der Weltteil jetzt rings von europäischen Kolonien umspannt ist und auch das Innere mehr und mehr den christlichen Kulturvölkern sich aufgeschlossen hat (Kongostaat), so darf man hoffen, dass endlich diese heruntergekommene Bevölkerung sich wieder zu einem menschenwürdigen Dasein erheben werde. Schon der Umstand, dass der schwunghafte Sklavenhandel mit allem, was daran hängt, jetzt nahezu unterdrückt ist, erfüllt mit Genugtuung, nicht weniger aber die Unterwerfung solcher Blutreiche wie Dahomey, Aschantiland, Benin, die gezwungen wurden, ihre grausen Unsitten abzulegen. Was immer auch die Interessen der Europäer bei diesen Okkupationen sein mögen — es lässt sich zuversichtlich hoffen, dass sie im Dienst einer höheren Macht dazu helfen müssen, das Land von dem Fluche zu befreien, der ungezählte Jahrhunderte hindurch auf ihm gelastet hat. Die europäische Kultur an sich freilich wird die Neger nicht innerlich veredeln; zeigt sich doch bereits, wie grosse Gefahren sie für dieselben bringt (Branntwein). Aber das Evangelium Christi wird auch solche Stämme, deren menschliche Natur allen Ernstes bestritten worden ist, zu wahren Menschen umwandeln.

F. Amerikanische Gruppe.

I. Die wilden Indianer[1]).

Einleitung.

Die von den Europäern in Amerika vorgefundenen Völker sind noch immer nicht in überzeugender Weise nach ihrem genealogischen Zusammenhang mit der übrigen Menschheit heimgewiesen worden, so wahrscheinlich es auch ist, dass ein solcher besteht. Auch die Einheit der amerikanischen Völker unter sich ist sehr fraglich. Wenigstens die den äussersten Norden einnehmenden Eskimos und Grönländer sind als ein besonderer, von den eigentlichen Amerikanern zu unterscheidender Schlag anerkannt. Man hat diesen „arktischen Volksstamm", wie er wohl genannt wurde, mit dem turanischen kombiniert[2]). Die eigentlichen Amerikaner sind namentlich mit den Malajen oder mit den Turaniern in Zusammenhang gebracht worden, nicht zu reden von den Hypothesen, welche in ihnen Kelten oder Phönizier oder gar Israeliten zu erkennen meinten. Dass die Normannen ums Jahr 1000 n. Chr. von Island aus wiederholt Fahrten nach Amerika unternahmen, Grönland wie Labrador entdeckten und sich auf amerikanischem Boden niederliessen, ist zwar sicher bezeugt, hat aber mit der Frage nach der Abstammung der Amerikaner nichts zu tun.

Wir fassen in diesem Abschnitt die unkultivierten Eingeborenen Amerikas zusammen, bei welchen immerhin zwischen den nördlichen und südlichen ein grosser Unterschied nicht zu verkennen ist. Nordamerika war zur Zeit, wo der Weltteil von Columbus neu entdeckt wurde, von den sog. Rothäuten bewohnt. Sie heissen so nach der Hautfarbe, die gewöhnlich als kupferrot bezeichnet wird, nach Waitz genauer als lohfarbig oder zimmtbraun zu bestimmen ist, da der Übergang ins Kupferrote mehr durch Einreiben von Farbe aber auch vom Schmutz verursacht sei. Natürlich gibt es auch hier eine ganze Skala von ver-

1) Eine Hauptquelle für die Kenntnis der wilden Indianer sind die Werke von Schoolcraft, bes. Information resp. the history, condition and prospects of the Indian tribes, Philad. 1851 ff. — Th. Waitz, Anthr. der Naturv. III (Leipz. 1862). Siehe dort die gesamte ältere Literatur S. XIX—XXXII. — J. G. Müller, Geschichte der Amerikanischen Urreligionen, 2. Aufl., Basel 1867. — H. H. Bancroft, Native Races of the Pacific States of North America, 5 voll. 1875. — A. Réville, Les religions des peuples non-civilisés, Paris 1883, I, S. 191 ff. Andrew Lang, Making of Religion, London 1898 S. 199 ff.

2) Die Eskimos (der Name bedeutet „Esser von rohem Fleisch" und ist ihnen von den Rothäuten gegeben) haben äusserlich gewisse

schiedenen Schattierungen. Runder Schädel, abgeplatteter Hinterkopf, vorspringende Backenknochen, aber wohl gerundete Wangen, grosse Augenhöhlen und Nasenlöcher, starker Unterkiefer, meist senkrechte Stellung der Zähne, gut ausgebildete, gebogene, zuweilen adlerartige Nase, schwarze Augen, wenig Bartwuchs gehören zum Typus des Indianers, der übrigens als eine stattliche und sympathische Erscheinung sich sehr vorteilhaft z. B. vom Neger unterscheidet. Diese Rothäute hatten sich über ganz Nordamerika ausgebreitet und lebten hier in den weiten Prärien und Wäldern von Jagd und Fischfang. Dieses Jägerleben hat ihnen eine noch grössere Wildheit aufgeprägt als den mehr sesshaften Afrikanern. Nicht nur fehlte der angestrengte Landbau, man begnügte sich die reifen Früchte zu pflücken; sondern es mangelte auch den Indianern die Viehzucht, welche bei den asiatischen Nomaden das gewöhnliche ist und als eine an mildere Sitten gewöhnende Beschäftigung den Übergang zur eigentlichen Kultur zu bilden pflegt. Planlos beutet der Wilde den Reichtum des Reviers aus, schiesst mehr Wild zusammen als er verzehren kann und sorgt nicht für die Zukunft. Nach Süden hin wohnten freilich Stämme, die schon frühe zum Ackerbau übergegangen waren. Aber der Mangel an rationeller Arbeit war im allgemeinen der Hauptgrund, warum sich diese keineswegs unbegabte Rasse nicht behaupten konnte, wie die einsichtigsten Indianer selbst gefühlt haben[1]). Diese Wildheit war ihnen aber zu sehr zur Natur geworden, als dass sie sich hätten einer andern Lebensweise anbequemen können. Das häufige Anerbieten, ihre jungen Leute europäisch aufzuziehen, wiesen sie konsequent mit der Erklärung ab, dass dies zu ihren Begriffen von Mannhaftigkeit und Mannestüchtigkeit nicht passe. Ausser der Jagd ist der Krieg die vornehmste Beschäftigung der Indianer Nordamerikas gewesen. Tapferkeit gilt ihnen als die

---

Ähnlichkeiten mit den Turaniern. An diese erinnert auch manches in ihrer Religion. Sie verehren den guten Gott des Himmels (Torngarsuk) und fürchten sich vor dessen Mutter oder Grossmutter der harten Göttin der Erde. Dabei haben sie viel Geisterkultus, der sich an die Elemente (Wasser, Feuer, Berge, Luft) anschliesst und Schamanismus. Ihre Schamanen heissen Angekok. In ihrer Lebensanschauung und ihren Gebräuchen erinnert aber auch manches an die Rothäute.

1) Ein solcher sagte schon am Ende des vorigen Jahrhunderts zu einem Europäer: „Siehst du nicht, dass die Weissen von Körnern, wir aber von Fleisch leben? Dass dieses Fleisch mehr als 30 Monden braucht um heranzuwachsen und oft selten ist? Dass jedes jener wunderbaren Körner, welche sie in die Erde streuen, ihnen mehr als hundert zurückgibt? Dass das Fleisch, von welchem wir leben, vier Beine zum Fortlaufen hat und wir deren nur zwei um es zu erhaschen, die Körner aber da, wo die Weissen sie hinstreuen, bleiben und wachsen? Darum haben sie so viele Kinder und leben länger als wir. Ich sage also jedem, der mich hören will: Bevor die Cedern unseres Dorfes werden abgestorben sein und die Ahornbäume des Tales uns Zucker zu geben aufhören, wird das Geschlecht der kleinen Kornsäer das Geschlecht der Fleischessenden vertilgt haben, wofern diese Jäger sich nicht entschliessen, auch zu säen.“ Wuttke, Gesch. d. Heident. I, 43 f.; J. G. Müller a. a. O. S. 41.

höchste Tugend. Auch schont der richtige Indianer dabei weder sich selbst noch den Feind; er ist grausam bis zur Unmenschlichkeit, wenn er seine Gefangenen quält, erduldet aber auch selbst die furchtbarsten Qualen ohne Klage, ja mit Spott und Hohn auf die Peiniger. Empfindsamkeit wäre eine unverzeihliche Schande, aber auch Mitleid mit der Pein eines Andern ein Zeichen der Schwäche. Das Skalpieren war allgemeine Unsitte. Auch kommt das Trinken des Blutes der Feinde nicht bloss in den Kriegsgesängen der Rothäute vor, sondern geschah buchstäblich, wie auch aus Rache oder Hunger Menschenfleisch gegessen wurde[1]). Proben von Grossmut, Gastfreundschaft, Freigebigkeit und treuer Dankbarkeit werden anderseits vom Indianer viele erzählt. Auch trägt er in seinem Benehmen eine ruhige Würde zur Schau, welche von dem des sanguinischen Negers merkwürdig absticht. Berühmt ist seine bilderreiche Beredsamkeit[2]).

Die Kleidung beschränkt sich auch bei diesen Stämmen auf das notdürftigste, um so mehr sind sie beflissen, den Leib durch Tätowieren zu zieren. Die Waffen wurden in der früheren Zeit aus Holz und scharfen Steinen verfertigt. Erst von den Europäern erhielt man das geschmiedete Eisen, welches dann jene primitiven Steinäxte usw. verdrängte; bald auch Feuerwaffen, die an Stelle von Bogen und Pfeil traten. Weit verhängnisvoller wurde der Branntwein, der des Volkes natürliche Kraft gebrochen hat. Überhaupt ist dasselbe seit der Berührung mit den Weissen heruntergekommen. Früher herrschte eine ziemlich feste Zucht und Sitte. Über Völlerei, Ehebruch, Diebstahl war weit weniger zu klagen. Für Sühnung von Mordtaten gab es freilich kein öffentliches Tribunal, sondern man überliess den Mörder der Rache der Verwandten. Aber das Rechtsgefühl der Indianer war ein sehr bestimmtes und nichts ertrugen sie weniger von Seiten der Weissen als den an ihnen so oft verübten Rechtsbruch. Der Ehebund wurde durch einen Pakt oder Kaufakt der Eltern geschlossen, welcher aber für die Neigung und das Liebeswerben der Jungen Raum liess. Man verehelichte sich leicht, löste aber das Band ebenso leicht wieder auf. Auch wurde die Ehe gar nicht immer auf Lebenszeit, sondern zuweilen bloss auf ein Jahr geschlossen, konnte dann aber erneuert werden, wenn es den Verbundenen behagte Polygamie war gestattet, blieb aber tatsächlich fast ganz auf die reichen Häuptlinge beschränkt, da es für schimpflich galt, mehr Weiber zu haben als man ernähren konnte. Häufig war nur, dass man mit seiner Frau auch deren Schwestern in die Ehe erhielt. Die Ehe mit Blutsverwandten, d. h. Zugehörigen zum selben, mit einem Tiernamen bezeichneten Geschlecht[3]) war unzulässig. Die

1) Siehe gegenüber der Leugnung der Anthropophagie bei den Rothäuten den Nachweis bei J. G. Müller a. a. O. S. 144 ff.

2) Siehe Beispiele bei Waitz a. a. O. III, 140 ff.

3) Jedes Irokesenvolk war z. B. in acht Geschlechter geteilt, die nach ihrem Totem hiessen: Wolf, Bär, Biber, Schildkröte, Reh, Schnepfe, Reiher, Falke. S. das Nähere bei Waitz III, 106 f.

Kinder gehörten der Mutter und verblieben ihr bei der Ehescheidung. Jeder erbte die Ehre der Familie seiner Mutter; aber auch der Besitz vererbte sich nur durch mütterliche Verwandtschaft. Der nächste Erbe war also der Schwestersohn, wie wir es in Afrika fanden, was auf ein lockeres eheliches Verhältnis weist, der Frau immerhin ein gewisses Ansehen verlieh. Sie hatte, auch wenn sie nicht die einzige Gattin war, ihre eigene Hütte. An die Mutter und die Eltern überhaupt beweisen die Kinder Anhänglichkeit. Schon die Kinder, namentlich die Knaben, suchte man gründlich abzuhärten und so zu tüchtigen Kriegern zu erziehen. In den Übergang vom Kindes- zum Jünglingsalter fällt die Mannbarkeitsfeier; dieselbe wurde bei manchen indianischen Völkern durch mehrmonatliches strenges Fasten und andere peinigende Gebräuche eingeleitet. — Feste politische Organisationen haben die Indianer nicht geschaffen. Sie standen überall unter Häuptlingen, die aber mancherorts erst im Kriege bedeutende Gewalt besassen. Sonst waren sie, obwohl ihre Würde erblich, stark von den übrigen angesehenen Männern des Stammes abhängig, deren Rat sie auch berücksichtigen mussten. Die einzelnen Stämme hinwieder schlossen untereinander Bündnisse, und ein solcher Bund wie der der Irokesen verfügte daher über eine bedeutende Kriegsmacht. Eine wirkliche Monarchie hatten die im Süden Nordamerikas wohnenden Natschez. Der absolute Herrscher hiess dort „Bruder der Sonne", was schon an die Inka erinnert. Das königliche Geschlecht war sehr bevorzugt. Z. B. konnten die Schwestern des Königs sich nach Belieben Liebhaber wählen, die ihnen sogar im Tode folgen mussten.

Eine grosse Rolle spielte bei Staatsaktionen das Rauchen einer Pfeife (Friedenspfeife); ebenso waren von besonderer Bedeutung die Gürtel aus Perlen, Wampum. Nach jedem Absatz einer Rede oder nach der Aufstellung jedes Artikels eines Vertrags wurde ein solcher übergeben. Im letztern Fall behielt man ihn im Archiv als Protokoll, was an die Quippu der Peruaner erinnert. Auch bediente man sich zur Erinnerung an Lieder oder zur Meldung gewisser Nachrichten einer Reihe von konventionellen Bildzeichen, worin man die Anfänge der mexikanischen Bilderschrift sehen kann.

Zu diesen Rothäuten gehören, um nur einige Hauptstämme zu nennen, im Norden westlich von der Hudsonsbai die Athapasken, mit vielen Nebenstämmen, wie Hundsrippen- und Biber-Indianer u. a., die Knistino oder Cree, dann die weit von West nach Ost sich hinziehenden Algonkin, wozu auch die Delaware zu rechnen sind, und zwischen sie eingeschoben die tapfern und energischen Irokesen, ein aus sechs Völkern bestehender Bund. Ferner die Dakota[1]) oder Sioux, welche ebenfalls zu den kriegs-

1) Der Name bedeutet „die sieben Ratsfeuer", da es ein Bund von sieben Hauptvölkern ist.

tüchtigsten Indianern gehören, südwestlich von ihnen die Pawnies u. s. f., im Südosten (Florida) finden sich Stämme von etwas höherer Kultur wie die Creek und besonders die Natschez, bei welchen eigentümliche politische und kultische Einrichungen begegnen. Eine höhere Kultur muss überhaupt in der südlichen Zone von Nordamerika geblüht haben, bevor die wilden Indianer, die von Westen und Norden gekommen zu sein scheinen, das Land überschwemmten. Denn man findet bis zu den grossen Seen Überreste von Bauten, welche sicher nicht das Werk dieser wilden Rothäute gewesen sind.

Auch auf den Antillen fand Columbus friedliebendere Indianer, die in der Kultur etwas höher standen, aber von den gefürchteten, räuberischen Kariben oder Karaiben verfolgt wurden, die an den Mündungen des Orinoko scheinen ihren Hauptsitz gehabt zu haben, von wo sie dann die Arowaken zunächst nach den kleinen Antillen verfolgt hätten. Diese Karaiben, welche auch Kannibalen genannt wurden, waren wegen ihrer Roheit, ihrer vergifteten Pfeile und besonders ihrer Menschenfresserei berüchtigt. Sie waren von starkem, grossem Körperbau, regelmässigen Gesichtszügen, stolz, kühn, ernst, verschlossen, kriegerisch und schlossen sich fester zur Kampfgenossenschaft zusammen als sonst die indianischen Horden. Neben Krieg und Raub trieben sie frühe Handel. Die Merkwürdigkeit, dass bei ihnen die Weiber eine andere Sprache redeten als die Männer, erklärt sich daraus, dass die erstern in Menge geraubt waren. Deren Kinder wurden nicht selten eine Zeit lang aufgezogen, und dann geopfert und gegessen. — In Südamerika gibt es weiterhin viele ganz für die Kultur unempfängliche Indianer, die sich besonders ins Gebirge und in die Wälder zurückgezogen haben, daher mit einem Sammelwort Waldindianer genannt werden. Sie stehen, was Kultur und Gesittung betrifft, auf der untersten Stufe der Menschheit. Zu ihnen zählen z. B. die Botokuden, welche von den Portugiesen so genannt wurden, weil sie Ohren und Lippen mit Holzpflöcken auseinanderdehnen und sich dadurch aufs gründlichste verunstalten. Daneben aber gibt es auch manche friedliche und für die Kultur empfängliche Eingeborene. Die Annäherung der Europäer hat hier einen andern Prozess herbeigeführt als in Nordamerika. Während dort die Söhne des Landes besonders durch den arbeitslustigen angelsächsischen Volksstamm aus ihrem Erbe vertrieben wurden, nicht ohne einen ritterlichen Kampf zu führen, der für sie einen tragischen Ausgang nehmen musste, liessen die Spanier und Portugiesen im Süden die Indianer ruhig für sich arbeiten und suchten sie durch eine Mission, welcher organisatorisches Geschick nicht abzusprechen ist, der christlichen Herrschaft gefügig zu machen, was auch für eine Zeit lang glückte. Von jener sich selbst bis zum Untergang behauptenden Freiheitsliebe der ndianer Nordamerikas zeigen diese südlichen Völker nicht viel, so ähnlich sonst ihre Sitten und Unsitten vielfach denen jener nördlichen sind.

Und die äusserliche kirchliche Zucht, welche am vollendetsten von den Jesuiten in Paraguay den Eingeborenen auferlegt wurde, hat zwar die schlimmsten heidnischen Unsitten wie Anthropophagie, Polygami u. dgl. beseitigt und die Bewohner auf eine Kulturstufe emporgehoben, die sie aus sich nicht hätten erklimmen können. Allein das bewusste persönliche Christentum wurde dabei nicht grossgezogen und keinerlei Freiheit gewährt; deshalb sanken dieselben, sobald die Herrschaft des Ordens aufhörte, in religiöser Hinsicht auf eine recht niedrige Stufe zurück, welche auch vom Christentum der brasilianischen Katholiken nicht wesentlich überragt wird.

Die Religion der wilden Indianer.

Wenn auch die religiösen Vorstellungen und Übungen bei diesen über den grossen Weltteil zerstreuten Stämmen grosse Mannigfaltigkeit aufweisen, so sind doch die Grundzüge überall dieselben. Merkwürdig ist, dass man überall einem höchsten Gott im Himmel begegnet, der hier noch viel stärker im Bewusstsein liegt und mehr Berücksichtigung findet als in Afrika, obwohl auch hier der Geisterdienst üppig wuchert. Dieser Himmelsgott wird gegen Süden mehr in der Sonne verkörpert geschaut, im Norden mehr unsichtbar verehrt als „der grosse Geist", welcher der Schöpfer der Welt ist, im übrigen bei den einzelnen Stämmen verschiedene Benennungen trägt und nach seinem physischen Äussern auch mit dem Winde, gewissermassen dem Atem des Himmels zusammengefasst wird. Schon von der Mitte des 16. Jahrhunderts an liegen Zeugnisse über die Kanadier[1]) vor, wonach sie einen Schöpfer verehren, der grösser sei als Sonne, Mond und Sterne und alles in seiner Gewalt habe. Als sein Name wird genannt Andouagni, von einem andern Gewährsmann Kuduagni. Ein dritter hörte sie von ihm reden unter der Benennung, die auch anderwärts sehr oft begegnet: Atahokan, „der grosse Hase" (von der Fruchtbarkeit des Tieres her oder auch von seinem schnellen Lauf). Als ein Missionar ihnen von der Macht des biblischen Schöpfers sprach, riefen sie: „Das ist Atahokan das ist unser Atahokan!" Der gewöhnlichste Name des grossen Geistes aber ist Manitu, oder da die Indianer viele Geister so nennen eine Zusammensetzung mit diesem Wort, wie Kitschi Manitu u. dgl. So bei den Leni Lenape (s. v. a. Delawaren), Irokesen u. a. Die Dakota (s. v. a. Sioux, Nadowessier) rufen ihn mit dem Namen Wakon, Wakonda an. Manche seiner Namen bezeichnen ihn als Schöpfer, und als solcher wird er allgemein angesehen. Da das Wasser von jeher scheint gewesen zu sein, hat der Schöpfer aus einem Sandkorn die Erde gemacht. Dieses Sandkorn bringt etwa eine Ratte aus dem Meeresgrund herauf.

1) Siehe J. G. Müller a. O. S. 102 f.

Nach anderer Vorstellung bietet eine Schildkröte (wie in Indien! ihren Rücken dar, um darauf den aus der Tiefe geholten Ton zu formen. Der Gott formte aus Ton die Tiere und die untergeordneten Manitus schlüpften in dieselben und belebten sie. Die Entstehung der Menschen wird meist so beschrieben, dass sie vom Grossen Geist aus Baumstämmen geschaffen werden. Nach einem Mythus der Sioux stand der erste Mensch, die Füsse in den Boden gewachsen, viele Menschenalter gleich einem grossen Baume da, ebenso neben ihm ein anderer grosser Baum. Endlich benagte eine grosse Schlange ihre Wurzeln; da konnten die beiden als Menschen frei weggehen und wurden die Stammeltern des Menschengeschlechts. Doch haben solche Mythen kein kanonisches Ansehen, sie können sich beliebig verändern. Der Ursprung der Menschen wird ebenso oft aus der Erde abgeleitet oder von Stammtieren, wovon nachher zu reden sein wird. Häufig ist die Vorstellung, der Mensch (Indianer) sei aus rotem Pfeifenton geformt. Daher spricht einmal der Grosse Geist zu den versammelten Rothäuten, indem er aus einer roten Pfeife über ihnen raucht, diese sei ein Stück ihres Fleisches[1]).

Der grosse Geist ist unsichtbar; aber er ist etwa in Gestalt eines wunderbaren Vogels erschienen, dessen Flügelschlag das Donnergeräusch verursacht, während sein Blick Blitze sprühen lässt, und den Regen verursacht. Dieser Gewittervogel ist eine Manifestation des Gottes selbst, daher er bald mit diesem identifiziert, bald von ihm unterschieden wird. Der grosse Geist ist eben im Himmel und donnert und regnet.

Von den Christen wurde diese Gottesidee oft zu erhaben aufgefasst, als wären die Indianer überzeugte Monotheisten gewesen. Ist dies aber auch nicht zutreffend, sondern ihre Religion, wie wir noch weiterhin sehen werden, eine stark naturbefangene und sehr abergläubische, so ist doch diese oberste Einheit des Göttlichen höchst wichtig, da hier ein neues, schlagendes Beispiel dafür vorliegt, dass auch auf so niedriger Stufe der Religion bei allem Wüste des Geisterglaubens eine erhabene und wahre Gottesidee vorhanden sein kann, ob auch in primitiver Form und ohne konsequente Ausbildung. Dass der sog. Animismus und Totemismus, wie er in der Geschichte wirklich begegnet, einen höchsten Gott ausschlösse, wird nicht am wenigsten durch das Beispiel dieser Indianer widerlegt. Ein reiner Animismus aber, welcher dem Gottesglauben vorangegangen sein soll, ist auch in Amerika nicht zu finden. Zwar wurde schon der Verdacht ausgesprochen, diese Idee des grossen Geistes sei von den Europäern, besonders den christlichen Missio-

1) Die von E. R. Baierlein, Im Urwalde[3], Dresden 1894, S. 47 f. mitgeteilte Schöpfungslegende setzt schon die Bekanntschaft mit weissen und schwarzen Menschen voraus, ist also in dieser Gestalt relativ jung. Dies dürfte auch von der Darstellung vom Ursprung des bösen Geistes (Teufels) S. 41 ff. gelten, welcher Matschimanito heisst im Gegensatz zum guten Geist, Kitschimanito.

naren, entlehnt. Allein dies ist nicht nur durch die weite Verbreitung dieser Gottesvorstellung und die indianischen Attribute derselben, wie Grosser Hase u. dgl., sondern auch durch die Tatsache ausgeschlossen, dass nachweislich die ersten Europäer, welche mit solchen Stämmen in Berührung kamen, sie dort schon vorfanden. Auch dass dieser himmlische Gott, welcher der Vater der Menschen heisst und insbesondere die Rothäute seine lieben Kinder nennt, als Schöpfer bezeichnet wird, ist genuin und gut indianisch. Es widerlegt freilich diese Erscheinung die oft gehegte Vorstellung, als könnte der Wilde die Frage nach dem Urheber der Dinge nicht stellen, die doch jedem Kinde geläufig ist.

Eher lässt sich darüber streiten, wie es sich mit der bei den Indianern weit verbreiteten Kunde von einer zerstörenden Weltflut verhalte, welche alle Menschen vertilgte, so dass eine neue Erschaffung der Erde und ihrer Bewohner erfolgen musste. Denn dies ist im allgemeinen die Version dieser Amerikaner, welche geradezu von einer zweiten Erschaffung der Welt wissen. Doch gehen im einzelnen die Erzählungen besonders darüber weit auseinander, wie die Erde wieder bevölkert wurde. Nach gewissen Versionen wurden einige Menschen, vielleicht ein einziger Mann oder ein Weib gerettet. Waitz führt solche Darstellungen an, welche stark an die Bibel erinnern[1]), und möchte den Einfluss der Missionare bei ihrer Entstehung „ziemlich hoch" anschlagen. Er erinnert daran, die Zauberärzte und Wundertäter der Indianer hätten sich stets bemüht, ihr Ansehen durch Verbreitung oder Erfindung törichter Geschichten zu heben und dabei stets leichtgläubige Zuhörer gefunden. So hätten fremde Elemente leicht in ihre Mythologie Eingang finden können. Allein soviel ist einleuchtend, dass auf diesem Wege schwerlich so rasch eine Überlieferung von der grossen Weltflut zu den verschiedensten Stämmen von Nord- und Südamerika gelangt wäre. J. G. Müller fasst die einheimischen Flutsagen kosmogonisch auf und bringt sie damit in Zusammenhang, dass das Wasser bei der Schöpfung und weiterhin das widerstrebende Prinzip sei, wie denn auch der böse Geist im Wasser (Meer) residiert. Allein eine Entstehung der Flutepisode aus kosmogonischer Spekulation ist bei den Indianern nicht recht glaubhaft. Es spricht der Befund eher für einen Zusammenhang, den die Eingeborenen von Haus aus mit den Überlieferungen der Semiten hatten. Doch lässt sich ein sicherer Entscheid nicht fällen.

Ein eigentümlicher Mythus ist der von Manabozho (d. h. „der die Erde gemacht hat"). Er ist der Stammesheros der Algon-

1) Z. B. bei den Creeks heisst es, während der grossen Flut seien zwei Tauben ausgesandt worden, welche das erste Mal nur Exkremente des Regenwurms, das zweite Mal einen Grashalm fanden. Die Potawatomi wissen, der Gr. Geist habe nach der Flut zwei Männer aus Erde und zwei Weiber aus deren Rippen gebildet. Dem weissen Mann gab er viele Kenntnisse und Künste, dem roten nur Bogen und Pfeil und seinen Hund. Bei den Mandan wurde ein Fest der Arche gefeiert usw. Waitz III, 185 ff.

kin, eine Art Urmensch, der gegen allerlei Ungeheuer kämpfte und dabei manches Abenteuer bestand. Bei der Flut flüchtete er sich auf einen Baum. Er gilt als zweiter Schöpfer der Welt, nachdem sie das erste Mal durch böse Geister zerstört worden war. Es wird aber auch der grosse Geist selber mit ihm verschmolzen. J. G. Müller hält ihn für den Nordwestwind. Wurde er doch schliesslich in dieser Eigenschaft an den Himmel versetzt.

Wie aber der grosse Geist in Menschengestalt gedacht wird, so gelegentlich auch in Tiergestalt, als Hase, Biber, Vogel, Schlange u. s. f. Überhaupt ist die Anschauung von den Tieren bei den Indianern bemerkenswert. Zwischen ihnen und den Menschen besteht kein wesentlicher Unterschied. Die Tiere haben unsterbliche Seelen und eine Sprache wie die Menschen. Und die Vorstellung einer diese Schranke überschreitenden Seelenwanderung ist eine allgemeine. Nicht nur können die Menschenseelen beim Tode in Tiere übergehen, z. B. in Affen, Turteltauben u. s. f., sondern sie stammen in der Regel auch von Tieren ab. Jedes Geschlecht sieht in seinem Stammtier, das es im Wappen führt (Totem[1]) seinen Ahnherrn, ein Stamm im Adler, ein anderer im Hund u. s. f. Das betreffende Tier wird dann hoch gehalten und nicht getötet. Aber auch den andern traut man menschliches Bewusstsein und Verstand zu und behandelt sie mit einer gewissen Achtung, auch wenn man sie tötet[2]). Auch sieht der Naturmensch, dem das Göttliche am Menschen noch nicht zum Bewusstsein gekommen ist, in den Tieren etwas Ursprünglicheres, einen voller ausgeprägten Charakter, daher etwas Göttlicheres. So sollen dem Schöpfer bei seinem Werk Untergötter in Tiergestalt beigestanden haben. In den Sternbildern sieht der Indianer Tiergestalten. Es kann daher nicht befremden, wenn auch der grosse Geist selbst oft in solcher Gestalt gedacht ist. Gewisse Tiere, welche besondere Klugheit verraten wie der Biber, oder etwas Dämonisches zu haben schienen wie die Klapperschlange, wurden besonders geehrt, was nicht ausschliesst, dass man sie mit einiger Höflichkeit auch tötete. Aber auch den Pflanzen, besonders den für das Menschenleben wichtigsten wie Mais, Reis, Tabak u. s. f. wird eine gewisse Beseelung zugeschrieben. Geister glaubt der Indianer überhaupt allenthalben in der Natur wahrzunehmen, und die Furcht vor ihnen beherrscht ihn ähnlich wie den Neger. So tapfer er den leibhaftigen Feinden gegenüber ist, so leicht jagt ihm ein böses Vorzeichen, das auf einen feindlichen Geist deutet, Angst und Schrecken ein. Zum Schutz gegen solche hat jeder Mann einen Schutzgeist. Zur Zeit der Mannbarkeitsfeier, welcher strenges Fasten und grausame Selbstpeinigungen vorangehen, muss der Jüngling in der Einsamkeit seinen „Lebenstraum“ abwarten. In diesem Traum er-

1) Die Bezeichnung Totem ist bei den Algonkin üblich.

2) So werden die Gebeine der Hunde, die schlecht genug behandelt und oft totgeschlagen werden, in Ehren gehalten. Vgl. die Auseinandersetzung eines Indianerweibes mit seinem Hunde Waitz III, 193 f.

scheint ihm sein Schutzgeist und offenbart ihm sein Schicksal. Da der Geist meistens in Tiergestalt kommt, wird das betreffende Tier nachher vom Jüngling erlegt und seinen Balg führt er von da an immer mit sich als seine „Medizin".

Dies führt auf die Zauberei, welche bei den Indianern ähnlich mit dem Geisterglauben verbunden war wie bei den Negern[1]). Allein der Kultus ist bei ihnen doch nicht so sehr im Zauberwesen aufgegangen wie bei jenen. Zwar ist auch bei ihnen der Dienst des grossen Geistes im allgemeinen hinter dem Geisterkult zurückgetreten. Allein derselbe hat doch noch immer seinen Kultus. Da der grosse Geist vor allem in der Sonne verehrt wurde, so ist der Sonnendienst oder davon abgeleiteter Feuerdienst allenthalben nachweisbar, allerdings ungleich ausgeprägter im Süden von Nordamerika, in Zentralamerika, auf den Antillen[2]) und endlich in Südamerika als bei den nördlichen Indianern. Am meisten ausgebildet war der Feuerkultus bei den Natschez, wo immerfort ein heiliges Feuer, aus bloss drei Scheitern genährt, lodern musste. J. G. Müller hat die ganze nordamerikanische Religion geglaubt erklären zu können aus einer Durchdringung von südlichem Sonnendienst und nordischem Geisterdienst. Allein dass auf alle Fälle auch der letztere in einem höchsten, im Himmel wohnenden Gotte gipfelt, haben wir gesehen. Auch ist dieser Geist bei den Indianern in naher Beziehung zur Sonne gedacht. Sie rufen den grossen Geist beim Aufgang derselben an[3]). Die Pflege des Feuers spielt auch bei nördlichen Indianern eine religiöse Rolle[4]), was auf Zusammenhang mit dem himmlischen Feuer führt. Auch das Rauchen der Pfeife ist aus diesem Grund bei ihnen ein feierlicher Kultusakt. Bei den nördlichen Algonkin ist der Mond der böse Geist im Gegensatz zum guten Sonnengott. Doch wird, wie wir es schon bei den Kanadiern sahen, der grosse Geist auch von der Sonne und dem Feuer unterschieden. Z. B. werden bei den Leni-Lenape zwölf oberste Manitu in einem Kultus verehrt: als der grösste unter ihnen der grosse Geist im Himmel, ferner der Manitu der Sonne (des Tages), des Monds, der Erde, des Feuers, des Wassers, des Hauses, des Mais und der vier Himmelsgegenden. Jeder wird durch einen Stab oder eine Stange dargestellt, die oben verbunden und mit Decken behangen sind. Jedem wird ein glühender Stein hingelegt, dem Walsit Manitu (Gr. Geist) der grösste[5]). Auch das Schwitzbad, welches in Nord- wie Südamerika

---

1) Vgl. die Zeichen eines indianischen Zauberers bei Fr. Ratzel, Völkerkunde (Leipzig 1885–88) Bd. I S. 34a.

2) Auf den Antillen heisst die über alles verehrte göttliche Sonne Tonatiks, in Zentralamerika Tonatrikli oder Tonatiu.

3) Siehe Waitz III, 181.

4) Zu gewissen Zeiten musste das alte Feuer gelöscht und reines, neues angezündet werden. Dies tat man auch in der Nacht vor dem Kampf.

5) J. G. Müller S. 91 f.

ein gottesdienstlicher Akt ist, scheint das Durchglühtwerden des Menschen durch den Feuergott darzustellen.

Als Herr des Lebens ist der Grosse Geist namentlich auch Kriegsgott und empfängt dabei selbstverständlich besondere Huldigungen. Im Gebet des Häuptlings und in Kriegsgesängen wurde er um Beistand angerufen[1]). Natürlicherweise weihte man ihm den besten Teil der Beute zum Dank und um sich seiner Geneigtheit für die Zukunft zu versichern. Namentlich wurden ihm Gefangene getötet, damit er sich an ihrem Fleisch und Blute labe. Denn die Geister alle sind lüstern nach Blut[2]). Vielfach haben diese Schlächtereien auch den Zweck, die im Kampf Gefallenen zu befriedigen. Durch die langsame Quälerei des Gefangenen glaubte man die Aufmerksamkeit der Geister anzuziehen und jedenfalls deren Behagen zu erhöhen. Auch abgesehen vom Kriege sind Menschenopfer nicht selten. Namentlich Knaben und Mädchen wurden etwa geschlachtet, z. B. im Frühling, um eine gute Ernte zu erhalten[3]). Sonst aber genügten Tieropfer, von denen als das grösste der Hund galt, und Tabak oder Mais und Früchte. Auf Reisen und Kriegszüge begab man sich nie, ohne durch religiöse Zeremonien sich vorbereitet zu haben, namentlich durch Fasten, Brechmittel, Purganzen u. dgl. Solche Bräuche waren auch mit jenem Fest der ersten Früchte verbunden, wo man sich auch von allen Übeltaten des vergangenen Jahres rein wusch und badete. Jene medizinischen Mittel haben wie das als besonders reinigend angesehene Schwitzbad eine religiöse Bedeutung, da durch diese Gebräuche die bösen unreinen Geister ausgetrieben und der Mensch für Aufnahme der guten empfänglich gemacht wird.

Überhaupt sind die angegebenen religiösen Grundlinien stark überwachsen vom Zauberwesen, das aus dem üppigen Geisterglauben hervorwucherte. Den Fetischmännern der Neger entsprachen die indianischen Zaubermänner, die als Priester[4]) beim Kultus fungierten und zugleich Wahrsager und Ärzte, „Medizinmänner“ waren. Dass sie mit den Geistern in nächstem Zusammenhang stehen, geht daraus hervor, dass sie wie diese Manitu, Okki usw. heissen. Sie konnten nach dem allgemeinen Volksglauben Geister zitieren und bannen und von ihnen Aufschluss über die verborgenen Dinge erlangen. Auch hier fehlen

---

1) Ebenda S. 141 f.

2) Auch die häufigen Verwundungen und Blutungen, das Blutlassen bei der Einweihung der Jünglinge und Blutritzen junger Mädchen sollte den Durst der Geister nach Blut befriedigen.

3) Auch ein Fest der ersten Früchte wurde bei denjenigen Indianern gehalten, welche Landbau trieben, wie bei den Creeks.

4) Eine eigentliche, beim Kultus weiss gekleidete Priesterschaft besassen die Natschez zur Bedienung ihres ewigen Feuers. Sie hatten auch einen eigentlichen Tempel mit Götterbildern, während beides nach Norden zu selten vorkommt. In Mittel- und Südamerika sind die Bilder allgemein. Z. B. auf den Antillen heissen die vielen kleinen Bilder Chemi, was eigentlich Name der betreffenden Geister ist.

die geheimen Weihen und Geheimbünde nicht. Namentlich bei den Karaiben wurde der Lehrling durch Fasten, Tänze, Aderlässe, Peinigungen, künstliche Erregung von Konvulsionen viele Jahre lang zubereitet, ehe der Lehrmeister seinen Schutzgeist zitierte und ihn um einen Schutzgeist für denselben bat.

Bei diesem Schamanismus wird wie anderwärts nicht alles auf Betrug und bewusster Täuschung beruhen[1]). Doch war solche reichlich mit im Spiel. Auch solche, die sich zum Christentum bekehrten, waren nachher von der Realität der Zauberei, die sie getrieben, fest überzeugt und schrieben dem Teufel diese Kräfte zu. Aber ebenso kam es vor, dass ein solcher Bekehrter (wie auch in Afrika) erzählte, wie er nach den spannendsten Prüfungen und furchtbarem Eidschwur, das Geheimnis nicht zu verraten, schliesslich als solches empfangen habe, dass es keine Geister gebe, sondern das Ganze Gaukelei sei.

Da hier wie in Afrika die Krankheiten als Wirkungen eines Zaubers angesehen wurden, waren die Zauberer zugleich die Medizinmänner oder Ärzte, welche namentlich den bösen Zauber aus dem Körper zu saugen hatten[2]). Aber auch auf hundert andere Dinge mussten sie sich verstehen. Verlorene Gegenstände, gestohlene Sachen herbeischaffen, Regenwolken herbeiziehen, Jagdbeute anlocken, waren Dinge, die man von ihnen erwartete. Man traute ihnen sogar zu, dass sie sich in Tiere verwandeln könnten. Natürlich haben sie wie ihre afrikanischen Doppelgänger viel mit Amuletten zu tun, die als Behausung von Geistern gelten. Wir begegneten schon oben der „Medizin des Mannes", welche von dieser Art ist. Alle möglichen Gegenstände können dafür angesehen werden, Felle von Tieren, Federn, Muscheln, besonders auch Tabakspfeifen und jene Wampums, die im öffentlichen wie privaten Leben als bedeutsam angesehen werden, desgleichen zauberkräftige Bilder, die man roh genug in Ähnlichkeit von Menschen und Tieren anfertigte. Man sieht, die Ideenassoziationen sind hier dieselben wie in Afrika. Man könnte auch in Amerika von „Fetischismus" sprechen, wenn das Wort nicht missverständlich wäre. Dass übrigens das Gewerbe der Zauberei einträglich war, geht daraus hervor, dass man in jedem Dorf zwanzig oder mehr solcher Medizinmänner und -frauen finden konnte[3]).

Was das Leben nach dem Tode anlangt, so sind die Vorstellungen davon unter sich widersprechend. Das Fortleben der Abgeschiedenen selbst aber steht ausser allem Zweifel. Die am häufigsten begegnende Vorstellung ist die, dass im Jenseits in wenig verbesserter Auflage das diesseitige Leben fortspielt. Jagd und Kampf wiederholen sich dort. Bei der Bestattung gibt man

---

1) Vgl. oben Bd. I S. 94 f.

2) Eine andere Prozedur war das Durchstechen eines kleinen Tierbildes, das den bösen Geist darstellt, der im Kranken steckt.

3) Waitz III, 213.

Waffen, Vorräte, Tabakspfeife, Farben zum Bemalen mit ins Grab[1]). Dem Häuptling werden auch Weiber und Sklaven zur Bedienung geschlachtet. Dem Freund hängt man einen frischen Skalp aufs Grab, da der Getötete ihm dann drüben dienen muss. Man stellt auch dem Begrabenen noch längere Zeit Speisen aufs Grab, bis dieselben unberührt liegen bleiben. Dann nimmt man an, er habe drüben reiche Jagdgründe gefunden. Die Seelen befinden sich zunächst noch in unmittelbarer Nähe des Leichnams; die Irokesen lassen sogar ein kleines Loch im Grabe offen, damit die Seele einen Ausgang habe. Dann glaubt man, dass sie eine beschwerliche Wanderung nach den glücklicheren Gefilden zu machen habe. Der Weg geht über eine Schlange oder über einen Fluss, über welchen ein altes Weib in Gestalt eines Walfisches die Toten hinüberschifft, während ein zweites Zoll fordert und denen, die nichts geben, ein Auge aussticht. Wer von der Schlange oder einer schwankenden Brücke herunterfällt, hat drüben ein elendes Dasein. Auch gibt es allerlei feindliche Geister und Ungeheuer, welche die Seelen anfechten. Vor solchen Schrecknissen kehren diese nicht selten wieder um — das sind die Scheintoten[2]). Auch Seelen wirklich Verstorbener kommen etwa zurück zum Schrecken der Überlebenden, gierig nach Speise und Blut. Als Ziel, wohin die Toten wandern, erscheinen oft auch die Gestirne; die Milchstrasse ist dann ihr Weg. Wir sahen schon, dass die Amerikaner himmlische Wesen in Tiergestalt kennen und solche auch in den Sternbildern erblicken. Man konnte sich die Seligen in solcher Weise denken.

II. Die Mexikaner.

Einleitung[3]).

Im südlichsten Teil von Nordamerika und in Zentralamerika haben sich, wie schon angedeutet wurde, die Indianer zu mehr oder weniger Kultur erhoben. Es bildeten sich da Staaten mit Königtum und Priesterschaft, Ackerbau und Gewerbe, Städten und Tempeln mit reichem Kultus. Am bekanntesten ist das sehr zivilisierte mexikanische Reich geworden, das Ferdinand Cortez auf der Höhe seiner Macht antraf und in einem kühnen Feldzug mit

---

1) Vgl. Schillers Totenlied des Nadowessiers.

2) Auch beim Traume verlässt die Seele den Leib. Was sie dabei schaut, ist von grösster Wichtigkeit. Der Indianer glaubt bestimmt an das Schicksal, das er geträumt hat.

3) Vgl. besonders Theodor Waitz, Anthropologie der Naturvölker, Bd. IV, Leipz. 1864, S. 1 ff. — J. G. Müller, Am. Urrel. S. 441 ff. — A. Réville, Les Religions du Mexique etc., Paris 1885. — Ferner das oben S. 356 genannte Werk von Bancroft und vgl. bei Wuttke, Gesch. des Heidentums I, S. 251 ff.

einer Handvoll Leute eroberte. Dieses Reich war aber das Ergebnis einer langen Geschichte und der Erbe alter Kultur, die schon vor Jahrhunderten auf zentralamerikanischem Boden geblüht hatte. Das damals in Mexiko herrschende Volk der Azteken, welches die Hauptstadt dieses Namens gegründet hatte, war sich wohl bewusst, von Norden, genauer Nordwesten, eingedrungen zu sein Es war ein ungeschlachteres, kriegerisches Indianervolk, das sich in dem schönen Lande um die mexikanischen Seen festgesetzt und die höhere Bildung des unterworfenen Volkes sich angeeignet hatte. Der Name Tolteken, welchen die früher herrschenden Landesbewohner trugen, war eben deshalb kein verachteter, sondern man huldigte dem Genie jener Vorgänger, indem man damit den Begriff feiner Bildung und guten Geschmacks verband. Diese Tolteken, die vielleicht von ihrer Hauptstadt Tula, Tulla diesen Namen führten, waren übrigens schon vor der Erhebung der Azteken in ihrem Regiment gestört worden durch die Chichimeken (d. i. „Hunde"), welche wohl weniger als ein bestimmter Stamm zu denken sind, sondern vielmehr die früher botmässige Indianerbevölkerung darstellen, die sich an die Stelle einer herrschenden Minderheit gesetzt hat. Auch die Chichimeken wussten sich übrigens hohes Ansehen zu erwerben, ehe sie von den Azteken verdrängt wurden. Die letztern verliehen dem Reich einen kriegerischen Charakter. Dieses mexikanische Reich ist nicht streng einheitlich zu denken. Noch zuletzt war es eine Bundesgenossenschaft zwischen dem Aztekenkönig und den Königen von Tezkuko und Tlakopan, unter welchen der erstere allerdings den Vorrang hatte. Die Mexikaner hatten die Kunde ihrer Vergangenheit nicht ohne Sorgfalt überliefert. Zwar ihre Bilderschrift[1]) konnte nur zur Nachhilfe für das Gedächtnis, nicht zu genauer Fortpflanzung des Inhalts dienlich sein. Aber man prägte der Jugend die Geschichte ihres Volke ein, und so ist eine gewisse Überlieferung davon auf die Europäer gekommen. Man kennt elf aztekische Herrscher, deren letzter der von den Spaniern entthronte Montezuma[2]) war, während der erste in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts regierte. Vor 1350 waren die Chichimeken an der Herrschaft, welchen man etwa 300 Jahre glaubt zuweisen zu können, obwohl die Chronologie für diese frühere Zeit ganz unsicher ist. Die Azteken wanderten unter deren Regiment ins Land, etwa seit dem 11. Jahrhundert und gründeten 1325 ihre Hauptstadt, die später den Namen Mexiko erhielt. Nur allmählich wuchsen sie zur ersten Macht heran. Die Tolteken hatten ihre Kultur von dem Maja-Geschlecht, d. h. einer Bevölkerung, die im Süden der Halbinsel Jukatan um die Städte Chiapa und Palenque wohnte. Ohne vom politischen Leben dieser Bevölkerung etwas zu wissen, muss man hier den Herd annehmen, von welchem eine

1) Siehe über diese Waitz IV, 1 ff.
2) Montezuma, der zweite dieses Namens, regierte 1503—1519.

mächtige Kultur nach Norden vordrang. Man glaubt die Blütezeit derselben schon am Anfang unserer Zeitrechnung ansetzen zu können, ja schon einige Jahrhunderte vor derselben ihren Bestand voraussetzen zu sollen.

Eigentümlich ist nun im Reiche Montezumas die Mischung feiner Zivilisation und barbarischer Roheit, welche sich aus der eben angedeuteten Völkermischung erklärt, sowie daraus, dass die Maja von keinem asiatischen oder europäischen Kulturlande befruchtet worden sind. Davon ist das merkwürdigste Anzeichen, dass noch die Mexikaner keine Bearbeitung des Eisens kannten, sondern mit Steinäxten u. dgl. kämpften. Auch ist echt indianisch die Ungeschicklichkeit in der Verwendung der Tiere, die sie nicht zum Ziehen und Tragen abrichteten. Anderseits hatte man nicht bloss den Landbau (bes. Maisbau) schon zur Zeit der Maja eifrig betrieben; auch die Baukunst war von alters her gepflegt worden, wie aus voraztekischer Zeit stammende Ruinen beweisen. Man baute Strassen, Brücken, Tempel mannigfacher Art. Die Hauptstadt, in welcher Strassenreinigung und -beleuchtung nicht fehlten, machte einen grossartigen Eindruck. Das Handwerk, besonders das Kunstgewerbe des Goldschmieds und Juweliers, florierte, der Handel wurde von den Azteken eifrig betrieben Verwaltung und Kriegswesen waren wohlgeordnet, Erziehung und Schulung der Jugend bildete ein ernstes Anliegen bei allen Vornehmern. Auch die Religion bietet, wie wir sehen werden, eine seltsame Mischung von ernsten, erhabenen Ideen und grausamer Roheit dar.

Zuvor seien noch die Hauptquellen angegeben, auf welche man bei deren Erforschung angewiesen ist. Durch die Spanier bekehrt haben einige Mexikaner selber, denen ihre nationalen Überlieferungen vertraut waren, Schriften darüber verfasst, so Pimentel Ixtiloxochitl, aus der königlichen Familie von Tezkuko, hat eine Geschichte der Chichimeken u. a. geschrieben, Magnoz Camargo aus Tlaskala eine Geschichte dieses Freistaats, Pomar aus Tezkuko historische Aufzeichnungen über seine Vaterstadt. Viel reichlicher aber ist das Material, das die erobernden Spanier hinterlassen haben, welchen man, ob sie auch manches nicht verstanden haben, zugestehn muss, dass sie sich für die Merkwürdigkeiten dieses Volkes lebhaft interessierten. Namentlich ist ihr Bericht da von Wert, wo sie als Augenzeugen reden[1]). Fernando Cortez selbst hat Berichte über seine Expeditionen hinterlassen. Sein Hauskaplan Franzisko Lopez de Gomara hat wohl mit Benützung der Papiere desselben eine „Chronik von Neu-Spanien“ geschrieben. Wichtiger ist des Bernal Diaz del Castillo[2]) „Geschichte der Entdeckung und Eroberung von Neu-Spanien“. Der warme Freund der Indianer de Las Casas schrieb zu ihren Gunsten ein „Memoriale“, worin er ihre Sitten und religiösen Gebräuche wenig

1) Siehe näheres über diese Quellen bei J. G. Müller, S. 442 ff. und bei Réville S. 11 ff.

2) Derselbe war ein Offizier in der Umgebung des Cortez.

kritisch in das beste Licht zu rücken suchte. Auch der Franziskaner P. Bernardino de Sahagun, welcher sich seit 1529 im Lande aufhielt und das Volk gründlich studierte, ist geneigt, dessen Religion im christlichen Sinn zu idealisieren. Er schrieb eine immerhin sehr wertvolle „Geschichte der Dinge von Neu-Spanien". Wichtig ist auch des Jesuiten Joseph Acosta Historia natural y moral de las Indias occidentales, welche ausser der mexikanischen auch die peruanische Religionsgeschichte umfasst und auf einer ältern Schrift eines Ordensbruders Juan de Tobar fusst. Frühere Quellen benützte auch der 50 Jahre in Mexiko lebende Juan de Torquemada zu seiner Monarchia Indiana, 1614. Unter den Spätern sind namentlich zu nennen Herrera, der königliche Historiograph Philipps II. und der gewesene Jesuit Clavigero, Verfasser einer „Alten Geschichte von Mexiko", deren Verdienstlichkeit A. v. Humboldt wieder ans Licht gezogen hat, der überhaupt wieder Teilnahme für die amerikanischen Studien weckte.

Die Religion der Mexikaner.

Die Religion des Aztekenreiches wird obenhin als Polytheismus bezeichnet. Allein auch hier ergibt sich bei näherer Prüfung, dass das bunte Pantheon, welches die Europäer in der Tat in diesem Lande vorgefunden haben, nicht das ursprüngliche Bild der Volksreligion bietet, sondern das Ergebnis einer geschichtlichen Ineinanderschiebung verschiedener Nationalreligionen war. Das Ursprüngliche ist auch hier das Einfache, eine einheitlichere Fassung der Gottheit. Und es kann kein Zweifel darüber bestehen, dass die Gottheit anfänglich als überirdische, himmlische aufgefasst und in nächster Beziehung zur Sonne gedacht wurde. Es war auch hier nicht die physische Sonne als solche gemeint. Man hatte ein von dieser unabhängiges Wort für Gott, nämlich Teotl[1]), und Erleuchtetere geben an, diese Gottheit (Teotl schlechthin) sei unsichtbar und Urheber aller Dinge. Allein für das Volksgemüt war die Sonne der Träger dieser allesbeherrschenden Gottesmacht oder doch ihre Manifestation, wozu sich dann als Nebenfigur von selbst der Mond gesellte. Dieser Sonnenkultus war die breite Grundlage der zentral- und südamerikanischen Religionen. Die Hauptgötter der Azteken sind, wie Réville wohl mit Recht annimmt, nähere nationale Bestimmungen des ursprünglichen Sonnengottes. Jedenfalls schimmert dieser noch in der späten mexikanischen Religion als das ursprüngliche durch. Sonnenscheiben von Gold waren verbreitet[2]), riesige Gesichter, oft mit ausge-

1) Teotl klingt mit den indogermanischen Gottesnamen zufälllig ganz zusammen, denn tl ist als mexikanische Endung abzulösen. Das Wort ist Appellativ geworden. In vielen Götternamen ist es enthalten, ebenso in Teokalli, Gotteshaus, Tempel u. s. f.

2) Cortez sandte zwei kostbare Scheiben dieser Art an Karl V., die Sonne von massivem Gold, der Mond von Silber.

streckter Zunge, um das Sprechen und Lebendigsein des Sonnengottes darzustellen. Ebensolche Abbildungen finden sich auf den Ruinen bei Palenque. Obwohl die Sonne selbst bei den Azteken nicht mehr besonderer Tempel und eines eigenen Kultus sich erfreute, so nannten sich doch dieselben noch mit Stolz „Söhne der Sonne“, sie hiessen die Sonne Ometekutli, „den zweimal Herrn“, den Mond Omeciuatl, „die zweimal Herrin“, welche Formen an Ägypten erinnern. Sie begrüssten täglich die aufgehende Sonne mit Posaunenstössen und Opfern von Vögeln. Und unter den kleinen Hausgöttern und Amuletten[1]) gab es sehr viele kleine Sonnenscheiben. Die neugeborenen Kinder wurden zuerst diesen uralten Gottheiten geweiht, wie wir sehen werden.

An Ägypten erinnert aber auch die beachtenswerte Wahrnehmung, dass bei den althergebrachten schönen Weihereden, die etwa bei der Thronbesteigung gewechselt wurden[2]), ebenso bei den von Geschlecht zu Geschlecht vererbten Mahnreden, die Vater und Mutter an Sohn oder Tochter hielten[3]), fast gar nicht auf eine Mehrheit von Göttern, sondern stetsfort auf die Gottheit schlechthin, oder auf „unsern Gott“, den Schöpfer von Allem, hingewiesen wird, welchem eine hohe sittliche Würde und ein bestimmter Wille in betreff des Verhaltens der Menschen beigelegt ist. Man hat wohl schon die moralisch-religiöse Höhe dieser von Sahagun und Torquemada übermittelten Reden verdächtig gefunden und gemeint, sie könnten um ihretwillen nicht echt mexikanisch sein; allein der besonnene Waitz[4]) hat gut ins Licht gesetzt, warum sie historisches Zutrauen verdienen.

Wenn aber die Religion der zentralamerikanischen Maja und auch der älteren Mexikaner eine altertümliche Einheitlichkeit der Gottesauffassung zeigte, so haben manche Umstände zusammengewirkt, um hier eine polytheistische Zersplitterung der Gottheit herbeizuführen. Der Sonnengott selbst konnte in verschiedener Fassung und unter verschiedener Benennung sich mehrheitlich spalten, und dies ist in der Tat geschehen. Anthropomorphisch nationalisierte Sonnengötter scheinen die beiden Hauptgötter der Azteken gewesen zu sein: Huitzilopochtli und Tezkatlipoka, deren Kultus im gemeinsamen Hauptheiligtum von Mexiko statthatte.

Huitzilopochtli[5]) ist zweifellos der kriegerische Stammgott der Azteken, dem sie die Führung beim Zuge ihres Volkes aus ihrem fernen Stammland nach dem mexikanischen zuschrieben. Der Name bedeutet „Kolibri links“, womit übereinstimmt, dass der Gott am linken Fuss zum Schmuck eine Kolibrifeder trägt.

---

1) Diese mexikanischen Hausgöttchen wurden Tepitoton genannt.
2) Siehe solche bei Waitz IV, 68 ff.
3) Siehe ebenda IV, 124 ff.
4) Waitz IV, 124 f.
5) Der Name ist nach J. G. Müller auszusprechen Huitzilopotschtli. Er ist ins Deutsche als komische Bezeichnung des Teufels übergegangen: Vitzilipuchtli, Vizlipuzli.

Nur eine andere Benennungsform ist der Name Huitziton „der kleine Kolibri“. Doch wird diese gebraucht um den menschlichen Stammheros, der den Stamm auf jenem Zuge führte[1]), zu bezeichnen. Es erhebt sich daher, die eigentliche Identität von Huitziton und Huitzilopochtli vorausgesetzt, die Frage, ob man es mit einem vergötterten Helden, oder mit einem euemerisierten Gott zu tun habe. Noch Waitz hielt das erstere für richtig, während die Neuern mit guten Gründen den geschichtlichen Helden Kolibri aufgegeben haben und in ihm nur den Reflex des Gottes sehen, der in Tiergestalt das Volk auf seiner Wanderung geführt habe, wie so manche Sage ähnliches erzählt. Der Kolibri wäre dem Specht der Römer (Picus Martius) zu vergleichen, welcher die Sabiner nach Picenum geführt hat. Zu solcher Rolle ist der kleine Vogel Kolibri vortrefflich geeignet, der ebenso durch den schönsten Federschmuck wie durch seine kriegerische Tapferkeit sich auszeichnet. Was die Gottheit selbst anlangt, so war sie Naturgottheit ebensosehr und früher als politische, nationale. J. G. Müller bestimmte sie als Luft- und Himmelsgott mit besonderer Beziehung auf die jährlich im Frühling erblühende und im Herbst absterbende Pflanzenwelt; einleuchtender Réville als Sonnengott, und zwar als jugendlich im Frühling geboren werdende, alle Vegetation hervorbringende und mit ihr im Herbst ersterbende Sonne. Bedeutsam ist schon, dass die Azteken den Kolibri Sonnenstrahl oder Sonnenhaar nannten[2]), da er wie ein solcher Strahl in seinem leuchtenden Glanze auf die Blume fällt. Er ist das paradiesische Vögelchen der Sonne, das dort zu Lande die Stelle der Biene vertrat, welche man vor Ankunft der Europäer nicht kannte, und aus den von der Sonne geöffneten Kelchen den Honig sog. Wir haben hier wieder ein Beispiel dafür, dass der Kultus nicht vom Tier zum himmlischen Gotte aufgestiegen ist, sondern dass man in dem Tierchen eine Selbstdarstellung des letztern zu erblicken meinte. Mit dieser solaren, überhaupt naturhaften Deutung des Huitzilopochtli stimmt nun vollkommen überein, dass dessen Hauptfeste in den Mai, auf Ende Juli und gegen die Zeit der Wintersonnenwende fallen, d. h. auf den Zeitpunkt, wo nach der öden Dürre die Frühlingsregen beginnen und eine neue Vegetation hervorrufen, in die Zeit, wo das Jahr in seiner höchsten Pracht steht, und endlich auf den Moment, wo die Sonne abstirbt und die Pflanzenwelt zu Grunde geht. An diesem letzten Feste vollzog man einen sprechenden Gebrauch. Man bildete aus allerlei Samen einen mit dem Blut von Kindern angefeuchteten Teig und formte diesen zu einem Bilde des Gottes. Dieses wurde dann von einem Priester des Quetzalkoatl mit einem Pfeile durchschossen. Derselbe schnitt ihm, wie man es bei den Menschenopfern zu machen

1) Derselbe vernahm den Ruf eines Vögelchens: tihui! „lasst uns gehen“ und erkannte darin die Mahnung mit seinem Volke auszuwandern.
2) J. G. Müller S. 592.

pflegte, das Herz aus und dieses wurde vom Könige gegessen, während der Leib in Stücke geschnitten und unter die Bewohner der Stadt verteilt wurde. Man ass den Gott, und dieser galt nun für tot, erschien aber im folgenden Jahr wieder neu verjüngt.

Ein eigentliches Kultusbild des Gottes Huitzilopochtli von Holz wurde bei der Einwanderung auf einer heiligen Kiste getragen, die man mit der Bundeslade der Israeliten verglichen hat. Deren Farbe war blau, ebenso die der Basis des spätern Hauptbildes, dessen Gesicht man am Sommerfeste auch blau malte, damit es an den ungetrübt blauen Himmel erinnere. Das Bild[1]) selbst, unförmlich und kolossal, mit riesigen, erschreckenden Augen, zierten eine Menge Edelsteine und Perlen, aber auch Menschen-Gesichter und goldene Herzen (seine Opfer darstellend). Mit goldenen Schlangen war er umgürtet, mit der einen Hand hielt er den Bogen, mit der andern vier Pfeile, welche auch etwa neben ihm lagen, und auf diesen sollte die Stärke seines Volkes beruhen. Von den grauenhaften Opfern, welche ihm dargebracht wurden, soll nachher die Rede sein. Hier sei noch angemerkt, dass eine kleine Figur, welche ihm wie ein Knappe eine kleine Lanze und einen goldenen Schild hielt, dicht daneben stand: Painalton genannt: „der kleine Hurtige", der Genius des plötzlichen Kriegslärmes und Aufgebots, eine blosse Spezialität des Kriegsgottes; es ist jener Huitziton, „der kleine Kolibri", sein Doppelgänger, wie wir sahen. Huitzilopochtli selbst trägt auch noch andere Namen, wie Mextli („der Krieger"), Tetzateotl („der schreckliche Gott") u. a. m.

Allein dieser Gott hatte sich mit einem ebenbürtigen in die Herrschaft geteilt. In jenem Hauptheiligtum zu Mexiko stand neben dem eben beschriebenen Kolossalbild ein ebenso grosses mit der Schnauze eines Tapirs, welches Tezkatlipoka darstellte, der ebensoviel Ehre und Opfer empfing. Der Name bedeutet „glänzender Spiegel", aus glänzendem schwarzem Stein gehauen mit einem glänzenden Schild in der Linken und leuchtenden Augen. Er trägt die Haare gezopft in einem goldenen Netz, woran ein goldenes Ohr angehängt war, gegen welches Zungen aufzusteigen schienen — ein Symbol der Erhörung, welche er den Bittenden gewährt. Auch er führt vier Pfeile, die nie des Zieles verfehlen. In seinem Spiegel sieht er alles, was die Menschen tun, und so beaufsichtigt er sie mit strenger Gerechtigkeit. Er sendet ihnen zur Strafe für Übeltaten Krankheiten, Hunger, Tod. Wie schon Wuttke erkannt hat, weisen manche Züge, voran der glänzende Spiegel, auf einen Sonnengott. Dann fragt sich aber, wie er sich zu Huitzilopochtli verhält. Seine Feste fallen auch in den Mai und Dezember; ausserdem in den Oktober, wo die Ankunft der Götter, und speziell die seinige gefeiert wird. Wenn Huitzilopochtli stirbt, so bleibt Tezkatlipoka und kommt um so mehr zu

1) Siehe die Beschreibung des Bernal Diaz bei Réville S. 55.

Ehren. Erst wenn jener wieder auflebt, tritt dieser zurück; der Gott stirbt nicht, aber er verschwindet. Deshalb hat Réville ihn als eine andere Phase des Sonnengotts aufgefasst: „die austrocknende, unfruchtbare Sonne der kalten Jahreszeit, wo es in Mexiko nicht regnet.“ In ihrer bürgerlichen Tätigkeit unterscheiden sie sich so, dass Huitzilopochtli hauptsächlich Kriegsgott ist, sein „Bruder“ Tezkatlipoka der innern Verwaltung des Staates und der Rechtspflege sich annimmt. Allein sowohl jene Teilung in die Phasen des Sonnenlaufs als diese Beschränkung auf eine Seite des Volkslebens ist sicherlich nicht das Ursprüngliche. Vielmehr wird die Erklärung dieser Parung zweier Hauptgötter darin liegen, dass sie aus dem Kultus zweier verschiedener Völker stammen — J. G. Müller nimmt an der Azteken und der Tlailotlaken[1]) —, bei welchen die solare Gottheit sich mit verschiedenen und doch auch ähnlichen Zügen ausgestaltet hat. Im Kultus ist beiden, da sie politisch gleichberechtigt erschienen, gleiches Recht geworden, und man liess sie nach ihrer Eigenart in die Lebenssphäre des Volkes sich teilen.

Ein ähnliches und doch wieder anderes Abkommen hat man mit einer dritten Gottheit getroffen, die einst im Lande sich unbestrittener Herrschaft erfreute: Quetzalkoatl war die Hauptgottheit in der toltekischen Periode gewesen, die durch die Aztekengötter zwar von der leitenden Stellung verdrängt worden ist, aber immer noch eine ehrenvolle behauptet hat. Noch stärker als bei dem zuerst besprochenen Stammgotte der Azteken tritt bei Quetzalkoatl eine menschlich-göttliche Doppelheit des Wesens hervor, wie denn überhaupt in der amerikanischen Anschauung die Schranke zwischen Gott und Mensch keine absolute ist, sondern mannigfach überschritten wird. Es wird viel von einem menschlichen Priesterkönig Quetzalkoatl erzählt, der mit seinem Volke aus der östlichen Heimat Tlapallan (Rot-Land) gekommen sei und in Tula regiert habe. Genauer wird von ihm der weltliche Anführer Huemak oder Huematzin unterschieden, welcher dem Volke das Gesetzbuch schrieb. Quetzalkoatl selbst war das priesterliche Haupt, ein weisser Mann (nach andern mit rotem Gesicht) in weissem Gewand, mit langem Bart. In der Nähe der Stadt befindet sich ein Vulkan, wo er seinen asketischen Übungen oblag. Seine Gesetze wurden durch einen Ausrufer von der Spitze dieses Berges so laut verkündigt, dass man es 300 Meilen weit hörte. Er lehrte das Volk Ackerbau und milde Sitten, auch mancherlei Gewerbe und Kunst, wie das Schneiden des Steines, das Schmelzen von Metall, er gab einen Kalender und eine staatliche Ordnung. Kurz, er war der Schöpfer der Kultur. Rohe Sitten verabscheute er, insbesondere predigte er wider die Menschenopfer und hiess den Göttern nur Früchte und Blumen darbringen. Auch der Krieg war ihm verhasst. Er stopfte die Ohren zu, wenn

1) J. G. Müller S. 614.

er nur davon reden hörte. Unter seinem milden Regiment lebte man im glücklichsten Frieden. Menschen und Tiere waren einträchtig, die Ernten überreich, der Wohlstand allgemein. Allein dieses goldene Zeitalter nahm ein Ende, als der verschlagene Tezkatlipoka, der hier nicht als der Träger der Gerechtigkeit, sondern als der schlaue, rücksichtslose Eindringling erscheint, sich in der Stadt einnistete und den Quetzalkoatl bezauberte, dass er, von Sehnsucht nach der fernen Heimat ergriffen, die von ihm geschaffene Herrlichkeit selber zerstörte und mit den Singvögeln das Land verliess. Der arglistige Tezkatlipoka hatte sich bei seiner Ankunft an Spinnweben vom Himmel herniedergelassen. Nach einer anderen Erzählung wäre er mit zwei Gefährten, unter welchen Huitzilopochtli genannt wird, als schmucker Jüngling eingezogen und hätte durch seine Verführung und mancherlei Streiche[1]) den Tod vieler Bewohner von Tula herbeigeführt, so dass der König Quetzalkoatl sich leichter entschloss, seine verwüstete Residenz zu verlassen und jenem Verlangen nach seiner alten Heimat zu folgen, das ihm der Nebenbuhler, als er selber krank war, in einem angeblichen Heiltrank beigebracht hatte. Jedenfalls verliess Quetzalkoatl Stadt und Land und gelangte, von seinem Gegner fortwährend verfolgt, endlich nach Cholula, wo er längere Zeit blieb, bis er wieder weiter nach Osten wandern musste. Er erreichte zuletzt das östliche Meer (bei Vera Cruz) und die Schlangen desselben bildeten für ihn ein Floss, auf welchem er nach dem Lande Tlapallan hinüber fuhr. Doch erwartete man, er werde von dort einmal wiederkommen, um seine Verächter zu züchtigen.

Da Cholula ein Hauptsitz der Verehrung des Quetzalkoatl blieb, so ist in diesen Erzählungen unverkennbar der durch das Eindringen der rauheren Aztekengötter veranlasste Rückzug seines Kultus und überhaupt der toltekischen Gesittung nach der Richtung, woher sie gekommen waren, angedeutet. Man hat nun oft gemeint, in Quetzalkoatl eine historische Erscheinung erblicken zu sollen und etwa an einen Buddhisten oder auch einen Amerikaner gedacht, der solche Weisheit verkündigt hätte und deshalb vergöttert worden wäre. Dass er aber eine bloss mythische Personifikation der toltekischen Kultur ist, dafür spricht der Umstand, dass derselbe Mann ebenso sehr bei ihrer Vertreibung wie bei ihrer Entstehung beteiligt ist. Die kultischen Gebräuche führen weiter darauf, dass wir in ihm einen älteren Landesgott zu sehen haben, der zur Zeit der Tolteken und Chichimeken die Stelle einnahm, welche er später den neu eingedrungenen Göttern überlassen musste. Seine Attribute zeigen bei aller Verschiedenheit doch manche Analogie zu denen jener beiden Aztekengötter. Er wird mit Sperlingskopf[2]) abgebildet, da dieses Tier ihn darstellt,

1) Siehe dieselben bei Réville S. 75 f.

2) Nach Herrera hatte sein Bild Menschengestalt, aber einen Sperlingskopf mit rotem Schnabel, aus welchem die Zunge hervorhing, und einen grossen Kamm.

wie der Kolibri jenen andern Gott. Namentlich aber wird er als Schlange bezeichnet: „die befiederte Schlange“ ist eine häufige Benennung für ihn, und solche Schlangengötter sind in Zentralamerika sehr häufig. Diese Zoomorphismen führen auf einen alten Naturgott. Man hat in ihm eine weitere, beziehungsweise ältere Ausgestaltung des Sonnengottes erkennen wollen. Nach J. G. Müller und A. Reville ist er vielmehr Luft- und Windgott, der in den von Osten kommenden, im Frühling Regen und Wachstum bringenden Passatwinden sein natürliches Substrat hat. Doch ist er dabei als Spezialität des Himmelsgottes zu denken, daher auch die Sonne ihm nicht fern steht. Heisst er doch „Sohn der Sonne“, und diese wird sein Auge genannt[1]).

Dieser natürliche Charakter des Gottes ist aber durch seine Beziehungen zum Leben der Menschen und ihrer Kultur bereichert und vergeistigt worden. Den Azteken zumal erschien er, der Gott eines Landes, dessen Zivilisation ihnen gewaltig imponierte, als ein friedlicher, weiser, menschenfreundlicher Gott. Ob mit seinem Dienste jemals gar keine Menschenopfer verbunden waren, ist zu bezweifeln. Im Vergleich mit dem furchtbar blutigen Kultus der Azteken erschien der seinige allerdings in sehr mildem Lichte. Aber Quetzalkoatl selbst hat wohl erst als Erbe des Votan, des alten Maja-Gottes, jenen menschenfreundlichen und kultureifrigen Charakter angenommen; gewisse barbarische Züge können ihm dabei geblieben sein. Auf alle Fälle waren sich die Azteken bewusst und rühmten sich sogar dessen, dass sie ihren von Menschenblut triefenden Götterdienst im Lande aufgebracht hätten. Die Ehrfurcht aber, die sie dem überlegenen Geist der Zivilisation des Landes nicht versagten, kam dem Quetzalkoatl zu gut, dessen Dienst sie nicht unterdrückten, sondern in besondern Tempeln und durch besondere Priesterkollegien weiter verrichten liessen. Der Oberpriester eines solchen hiess geradezu Quetzalkoatl wie der Gott selbst, was einen Fingerzeig gibt, wie wir die Entstehung jener Sage vom Priesterkönig in Tula uns zu denken haben. Eine Art von Anerkennung der geistigen und sittlichen Überlegenheit der alten Tolteken liegt auch darin, dass die Azteken selber bei Anlass der Vertreibung Quetzalkoatls von den eigenen Göttern so wenig rühmliches erzählen. Es blieb ihnen auch etwas wie böses Gewissen diesem Gotte gegenüber, dessen Rückkehr man halb befürchtete. Diese Erwartung ist vielleicht die Ursache zum Hall Mexikos geworden. Denn als Cortez mit seinen Soldaten an der östlichen Küste landete, glaubte Montezuma nicht anders, als dass der weisse Mann ein Abgesandter jenes Gottes wäre, wenn nicht gar der Gott selbst. Diese Ahnungen waren der Grund, warum Montezuma so unschlüssig und zaudernd sich verhielt, während er bei raschem Handeln mit der ungeheuern

1) Vgl. hinsichtlich seiner Beziehung zu Sonne und Himmel J. G. Müller S. 588 f.

Übermacht seiner Streiter die kleine Schar der Spanier trotz ihrer trefflichen Ausrüstung hätte erdrücken können.

Die erste Quelle, aus welcher der Polytheismus entsteht, ist, wir auch hier sehen, die Mannigfaltigkeit, in welcher dieselbe Gottheit des Himmels oder der Sonne bei verschiedenen Stämmen und Völkern benannt und bestimmt worden ist. Eine andere Quelle, welche auch hier reichlich floss, bildet der Geisterglaube, welcher vor allem an die Naturelemente sich heftete, und aus welchem Götter erwachsen konnten, welche mit den himmlischen rivalisierten. Wir nennen nur die bedeutendsten Nebengötter, welche sich in Mexiko über das grosse Heer von Geistern[1]) erhoben und das Ansehen wirklicher Götter erlangt haben. Unter ihnen ist vor allem Tlalok, der Regengott, zu nennen, welcher noch in jene erstere Kategorie gehört; denn es ist nur eine spezielle Auffassung des Himmelsgottes, der Jupiter pluvius. Ist er doch einäugig wie so manche Himmelsgötter: sein Auge ist die Sonne. Er führt Blitz und Donner, sein Leib ist mit blauen Bändern umwunden, die an das Blau des Himmels erinnern sollen. Die Statue selbst hat sitzende Stellung und trägt grüne Wasserfarbe. Man verehrte den Gott auf Bergen. Auch an Wassern glaubte man ihn wohnend und feierte ihm Feste. Symbol dieses Gottes als des Regen- und Windgottes war das Kreuz (mit vier gleichen Armen), welches die Spanier mit Verwunderung überall angebracht sahen[2]). Tlalok hat auch eine Gattin namens Chalchiuit-likue („Herrin der Smaragde") und viele Söhne, die Tlaloks in der Mehrheit, welche ähnlich mit dem Vater abwechseln, wie in der vedischen Religion Marut und die Maruts. In der Stadt Mexiko hatte Tlalok seinen Tempel in unmittelbarer Nachbarschaft des Heiligtums der beiden Hauptgotter. Davor befand sich ein grosser ihm geweihter Platz, auf welchem jährlich einmal die Seelen der geopferten Kinder an einem Feste zusammenkommen sollten, die ihm anheimfallen und im Tlalokan, einem schönen himmlischen Garten unter seiner Obhut ein glückliches Leben führen. Diesem Gotte wurden an verschiedenen Festen Kinder geopfert, namentlich in der Zeit der Dürre, wo man ihn damit zur Rückkehr zu bewegen suchte. Auch Krankheiten, die ja oft von der Feuchtigkeit herrühren, schrieb man seiner Urheberschaft zu.

Ein anderes sonst christliches Symbol, das die Spanier beim Einzug in Mexiko überraschte, war die häufige Darstellung einer göttlichen Frau mit einem kleinen Kind in den Armen. Es ist das Bild der Göttin Centeotl, eigentlich Göttin des Mais (centli), welche von den nördlichen ältern Bewohnern wie von den südlichen Majavölkern verehrt wurde. Da der Mais die wichtigste

1) Gomara schätzte die Zahl der amerikanischen Götter auf 2000 Dabei sind natürlich nicht nur die vielen Beinamen der Götter mitgezählt worden, sondern auch die untergeordneten Geister und Amulette.

2) Merkwürdigerweise nannten die Mexikaner das Kreuz auch den „Baum des Lebens" oder der Fruchtbarkeit.

Kulturpflanze war, erschien sie überhaupt als Göttin des Ackerbaues, der Ernährung, worauf auch das von ihr gehegte Kind deutet, welches ebenfalls Centeotl heisst. Ihre Tochter ist Xilonen, „die Blonde", d. h. der junge, zur Reife strebende Mais, welchem ein Ährenfest gefeiert wurde. Dieser Kultus ging dann auf die Azteken über. Er war von Haus aus wahrscheinlich wie bei den Totonaken ganz unblutig. Aber wenigstens bei den Azteken fehlt am Schluss des ihr gefeierten Agrarfestes das Menschenopfer nicht. Als „Ernährerin der Menschen" wurde Centeotl die allgemeine Urmutter aller Lebenden. Als solche führt sie den Namen Tonantzin, „unsere Mutter", oder Tozitzin, „unsere Grossmutter" Auch Teteionan, „die Mutter der Götter", ist wohl nur ein anderer Name für dieses weibliche Urwesen, zu welchem die Spekulation die Göttin des Ackerbaues, die mexikanische Ceres, erhoben hat.

Neben ihr gab es eine Jagdgöttin Mixkoatl, „die Wolkenschlange" welche von den wilden Stämmen besonders in Ehren gehalten wurde. Auch von ihr existieren Steinbilder mit einem Pfeilbündel in der Hand. Auch eine Venus fehlt nicht, von den Tlaskalteken Xoquiquetzal („die blumige Feder") genannt. Sie gilt ihnen als unwiderstehliche Schönheit, im Himmel in einem paradiesischen Garten lebend und reiche Stoffe webend oder spinnend. Sie war Gattin des Tlalok, wurde ihm aber von Tezkatlipoka geraubt. Die Azteken nennen sie Tlazolteotl, „Göttin der Schmucksachen", und geben ihr allerlei schimpfliche Beinamen, da sie bei ihnen die Vertreterin der sinnlichen, schmutzigen Liebe ist. Solcher untergeordneter Gottheiten, die in keiner Weise neben die höchsten, eigentlichen Götter sich stellen können, liessen sich viele nennen. Schon erwähnt wurden die Tepitoton, d. h. „die ganz Kleinen", die mexikanischen Hausgötzen, puppenartige Figuren, deren jeder je nach seinem Rang eine Anzahl haben durfte, der König sechs, die Vornehmen vier, die Gemeinen nicht mehr als zwei.

Der mexikanische Kultus war ein gesetzlich wohl geordneter und reich ausgebildeter. Man hatte sogar zwei Kalender, einen ältern Mond und einen jüngern Sonnenkalender, von denen der erstere noch aus religiöser Pietät von den Priestern beibehalten wurde. In beiden waren eine grosse Zahl jährlich wiederkehrender Feste verzeichnet. Grossartig waren die Tempelbauten. Doch haben diese ihre Besonderheiten. Das Teokalli („Gotteshaus") bestand eigentlich nicht aus einem Hause, sondern aus einem durch Aufschichtung von nach oben sich verjüngenden Steinlagen pyramidalen Altar von kolossaler Ausdehnung, der an die babylonischen Tempel erinnert. Treppen, welche rings um die Pyramide liefen, führten von Etage zu Etage auf die oberste Plattform, was die malerische Wirkung der in Mexiko beliebten pomphaften Aufzüge und Prozessionen bei Festlichkeiten sehr erhöhen musste. Auf jener obersten Fläche stand das Götzenbild, meist durch eine Art Kapelle

geschützt. So war das grosse Teokalli, das Hauptheiligtum der Stadt Mexiko mitten in derselben, etwa 125 Meter lang und 100 Meter breit. Seine Höhe betrug 27 bis 28 Meter. Es bestand aus fünf solcher Etagen oder Terrassen. Jede derselben trat um drei Meter hinter der untern zurück, so dass ein Weg von dieser Breite zur Verfügung stand. Dieser Bau war von einem gewaltigen viereckigen Hofe von 400 Meter Umfang umgeben. Rings um denselben standen 78 kleinere Gebäude, Türme, Tempel, Kapellen, welche einzelnen Gottheiten geweiht waren. Also stand hier im Mittelpunkte des Reiches eine ganze heilige Stadt voller Heiligtümer. Gegenüber dem Eingang jenes Hofes nahm man mit Grauen eine ganz enorme Pyramide von Menschenschädeln wahr — man hat deren Zahl auf 136000 berechnet — welche von den unglücklichen Opfern dieses grausamen Götterdienstes ein beredtes Zeugnis ablegten. Dass die Gottheiten durchweg abgebildet wurden, sahen wir schon. Diese Bildnerei war eine rohe; sie suchte durch den Reichtum an Ornamenten, mit welchen die Figuren überladen sind, den Mangel an wirklicher Schönheit und edler Form zu ersetzen.

Die Priesterschaft stand in hohem Ansehen. Sie war nicht nur die Verwalterin des Gottesdienstes, sondern auch die Pflegerin der Wissenschaft, Erzieherin der Jugend, Trägerin der Heilkunst und Begleiterin im Kriege. Die Zahl der Priester war deshalb eine sehr grosse, sie waren hierarchisch gegliedert. Die eigentlichen Opferpriester hiessen Teoquixqui. An der Spitze der gesamten Priesterschaft stand bei den Azteken ein Oberpriester von höchstem Einfluss[1]). Auch jedes Priesterkollegium hatte seinen besonderen Vorsteher. Etwas tiefer an Rang als die eigentlichen Priester standen die Mönche, welche Klöster bewohnten und Seminarien für die Jugend leiteten, in welchen Kinder vom siebenten Jahr an unterrichtet und dabei streng erzogen wurden, indem sie sich häufig durch Fasten u. dgl. reinigen mussten. Die Priester trugen in der Regel schwarze baumwollene Gewänder, die über den Kopf geschlagen wurden; dagegen die des Quetzalkoatl waren weiss gekleidet. Das Haupthaar schnitten die Priester nie. Bevor sie die kultischen Zeremonien verrichten durften, empfingen sie eine Art Salbung, wobei Kinderblut der Salbe beigemengt war. Bei den Priestern wie den Mönchen herrscht eine strenge asketische Richtung vor. Sie können sich selbst den Göttern nur angenehm machen durch Peinigung des Fleisches. Aber diese Askese führt hier in der Regel nicht zur Weltflucht, wie etwa beim Buddhismus, dessen Einfluss A. v. Humboldt hier wahrzunehmen glaubte, sondern zu um so energischerem und rücksichtslosem Auftreten in der Welt. Im 15. Altersjahr wurden die Knaben und Mädchen

1) Dieser hiess Teotekutli, „göttlicher Herr“ und Mexikatl Teohuatzin, „Ehrwürdiger mexikanischer Aufseher über die heiligen Dinge“ Er hatte einen Stellvertreter und dieser wieder einen Vertrauensmann.

aus ihren Seminarien entlassen und dem Leben zurückgegeben ausser denen, die sich dem Priester- oder Klosterleben widmen wollten und vielleicht nun Erzieher und Erzieherinnen wurden. Es gab immerhin eigentliche Männer- und Frauenklöster mit Zölibat.

Unter den Gebräuchen, welche durch ihre Ähnlichkeit mit christlichen frappierten, ist auch eine Kindertaufe der Mexikaner zu nennen. Dabei wurde das neugeborene Kind am fünften Tage nach der Geburt, nachdem sich die Verwandten zu festlichem Mahle versammelt hatten, feierlich um das Haus herum getragen und den Hausgöttern vorgestellt. War es ein Knabe, so brachte man ihm einen kleinen Schild und Bogen und vier kreuzweis gelegte Pfeile; ein Mädchen erhielt ein Unterröckchen und Geräte zum Nähen und Weben. Dann nahm die Hebamme das Kind, hielt es über ein Gefäss voll Wasser und sprach zu ihm: „Mein Kind, die Götter Ometekutli und Omeciuatl (Sonne und Mond) haben dich in diese Welt des Unglücks geschickt; empfange dieses Wasser, welches dich beleben wird. Dann feuchtete sie mit den Fingern Mund, Kopf und Brust des Kindes, und tauchte darauf seinen ganzen Leib in das Wasser und rieb jedes Glied mit dem Ausruf: „Wo bist du, Unglück? Geh weg von diesem Kind!“ Darauf empfahl man dasselbe den Göttern, vorab den beiden oben angerufenen und dem Gotte des Wassers. Auch erhielt es jetzt seinen Namen. In der letzten Nacht seines vierten Lebensjahres hatte das Kind dann noch eine Feuertaufe zu bestehen, wobei es ziemlich rasch, so dass es nicht Schaden nehmen konnte, durch ein Feuer geschoben wurde. Bei dieser Gelegenheit wählte man dem Kinde einige Beschützer unter den Göttern, zu deren Ehren sein Blut fliessen musste, indem man ihm zu diesem Ende die Ohren durchbohrte. Man gab ihm auch starkes Getränk[1]), so dass es betrunken wurde.

Die katholischen Spanier waren auch erstaunt, bei den Mexikanern eine Beichte zu finden, welcher diese hohe Wichtigkeit beilegten. Der Mexikaner beichtete seine Sünden, sie der Reihe nach aufzählend, einem Priester, namentlich einem solchen des Tezkatlipoka, als des Gottes der richtenden Gerechtigkeit. Doch auch Tlazolteotl, die Göttin der wollüstigen Liebe, nahm solche Beichten in Empfang. Nach gewissen Zeremonien hatte der Sünder in strengster Wahrhaftigkeit seine Fehltritte dem Priester mitzuteilen, der darüber vollkommenes Geheimnis zu bewahren verpflichtet war. Nach Anhören der Beichte legte dieser jenem entsprechende Pönitenzen auf, wie Fasten, Blutungen, namentlich auch Durchbohren der Ohren oder der Zunge mit Hölzchen (eine beliebte asketische Praxis), Opfer, Tänze u. dgl. Dann war die Sünde gesühnt, und auch wenn späterhin die Justiz ein Verbrechen entdeckte, das in dieser Weise gebeichtet war, so galt dasselbe nicht

1) Pulque, mexikanischer Branntwein von Mais oder der Frucht der Agave, spielt auch sonst im Kultus eine Rolle.

mehr als straffällig. Natürlich war daher die Beichte eine beliebte Weise, sich dem Arme der Gerechtigkeit zu entziehen. Ein Unterschied von der katholischen und buddhistischen Beichte liegt auch darin, dass man sie nur einmal ablegen konnte. Daher verschob man sie ins höhere Alter, indem die nachher begangenen Sünden als unsühnbar galten In dieser Schranke lag übrigens ein pädagogisch wohltätiges Moment, da man doch nur das erste Mal vor dem strafenden Arm der Obrigkeit zu dem Erbarmen der Gottheit Zuflucht nehmen konnte.

Was jedoch dem ganzen Kultus der Azteken seinen eigentümlichen Stempel aufdrückte, waren die Menschenopfer, welche hier in exorbitantem Masse dargebracht wurden. Als Cortez mit seinen Gefährten die oberste Plattform des grossen Teokalli der Stadt Mexiko betrat, da — erzählt Bernal Diaz als Augenzeuge — lud sie Montezuma ein, in einen Turm einzutreten, wo sich ein Saal mit jenen Riesenbildern des Huitzilopochtli und des Tezkatlipoka befand. Vor dem Bild des erstern brannten drei Menschenherzen von solchen, die am selbigen Tage geopfert waren. Die Mauern und der Fussboden dieser Kapelle waren so mit geronnenem Blut bedeckt, dass ein widerwärtiger Geruch das Gemach durchdrang. Dasselbe fanden sie vor dem Bilde jenes andern Gottes. An allen Festen oder sonst bei wichtigem Anlass wurden solche Opfer gebracht. Als man erst etwa 30 Jahre vor der Ankunft des Cortez dieses Hauptheiligtum einweihte, sparte man mehrere Jahre lang (1482—1486) die Kriegsgefangenen auf, um sie bei diesem Feste zu opfern und schlachtete sie dann während vier Tagen. Torquemada spricht von 62 344 solcher Gefangenen. Mag aber auch die Zahl übertrieben sein, so waren es doch jedenfalls viele Tausende. Bei den Jahresfesten der beiden aztekischen Hauptgötter musste immer mindestens ein Menschenopfer fallen. Z. B. beim Maifest Tezkatlipokas [1]) hatte man dafür den schönsten jungen Kriegsgefangenen oder Sklaven ausgesucht, der den jugendlichen Gott selbst darstellen sollte und schon ein ganzes Jahr vorher als solcher verehrt worden war. Zwanzig Tage vor dem Fest wurde er mit vier schönen Mädchen verheiratet, fünf Tage vor demselben mit prächtigen Mahlzeiten bewirtet. Am Festtage selbst begleitete er das Bild seines Gottes an der Spitze der Prozession eine Meile von der Stadt hinweg und wurde dann dort mit aller Ehrerbietung geopfert. Das Herz wurde ihm zuerst ausgeschnitten und dem Götzenbild, dann der Sonne dargeboten; der Leib wurde von den Priestern heruntergetragen und von den Festfeiernden die Arme und Beine verzehrt.

Dem Kultus des Quetzalkoatl waren Menschenopfer weniger eigen. Doch fehlten sie auch hier nicht. Z. B. finden wir einen dem eben beschriebenen Brauch ganz analogen beim Feste der Kaufleute zu Cholula zu Ehren dieses Gottes [2]). Vierzig Tage

1) Siehe J. G. Müller, S. 617.
2) Siehe J. G. Müller, S. 589 f.

vor dem Fest kauften dieselben einen fehlerlosen Sklaven. Nachdem dieser in einem See, Göttersee genannt, gebadet worden, wurde er in den Gott Quetzalkoatl verkleidet, den er nun 40 Tage lang vorzustellen hatte. Während dieser Zeit verehrte man ihn mit Blumen und Opfergaben wie den Gott selbst und nährte ihn vorzüglich, doch gab man wohl acht, dass er nicht entfliehe. Bei seinen Aufzügen durch die Stadt sang und tanzte er. Neun Tage vor dem Termin traten zwei alte Priester demütig zu ihm und sagten mit tiefer Stimme: „Herr, wisse, dass in neun Tagen dein Tanzen und Singen aufhört, denn du musst sterben." Es galt für ein gutes Zeichen, wenn er trotz dieser Mahnung zum Tanzen und Singen aufgelegt blieb. Man suchte ihm sonst durch ein Getränk von Kakao und Blut Mut zu machen. Am Festtag selbst wurde er mit Musik und Weihrauch hochgeehrt, aber um Mitternacht schnitt man ihm das Herz aus, hielt es dem Monde hin und stürzte den Körper über die Stufen des Tempels hinunter, welcher dann der Zunft der Kaufleute, namentlich den Sklavenhändlern, zum Opfermahl diente.

Auch dem alten Wind-, Regen- und Wassergott Tlalok wurden Menschenopfer gebracht[1]). So bei einem Wasserfest desselben wurden Kriegsgefangene getötet und am Anfang des Jahres opferte man ihm Kinder, die man gekauft hatte und die von irgend einem feindlichen Volke stammten. Dieselben, noch zu klein um gehen zu können, wurden auf einer Tragbahre unter Drommetenschall in der Stadt umhergetragen, und dann in den See geworfen, oder vor der Statue des Gottes geschlachtet, oder auch auf einem Berge getötet, der als Wohnsitz Tlaloks galt. Besonders grauenhaft war auch — in der aztekischen Periode wenigstens — der Kultus der Maisgöttin, Centeotl, oder Tozi. Längere Zeit vor dem Feste derselben wählte man eine Frau aus, welche dieselbe darzustellen hatte und übergab sie der Hut von vier Hebammen, bzw. Priesterinnen der Göttin und Zauberinnen, welche sie in fröhlicher Stimmung zu erhalten trachteten. Wenn sie zum Abschied auf den Markt kam, wurde sie hoch gefeiert. Auf dem Rückwege säte sie Mais. Man bot immer mehr auf, um sie fröhlich zu machen. Jene Weiber riefen ihr zu: „Beunruhige dich nicht, schöne Freundin, du wirst diese Nacht mit dem Könige zubringen, freue dich nur recht!" Um Mitternacht bekleidete man sie mit Kleinodien der Göttin Tozi, die ihren Brautschmuck vorstellen sollten und führte sie auf die Höhe des nächsten Teokalli. Oben angekommen, wurde sie alsbald von einem Priester gepackt und auf die Schultern genommen. Rasch wurde sie enthauptet. Dann schnitt man ihre Haut entzwei. Die Haut der Schenkel wurde nach dem Tempel des Sohnes der Centeotl getragen, die Haut des Rumpfes schlug ein Priester um sich, der jetzt als Tozi galt, und dieser verfolgte dann zum Schein die anwesenden Priester

1) Siehe A. Réville, S. 88 ff.

und Krieger. Nach verschiedenen Zeremonien, die er im Heiligtum des Huitzilopochtli und des Centeotl, Sohn, zu vollbringen hatte, gelangte er ins Heiligtum der Centeotl, Mutter, oder Tozi. Dort opferte er vier Gefangene, denen er nach gewohntem Brauche das Herz ausriss, andere Priester schlachteten andere Opfer. Endlich begab sich jener mit der Haut bekleidete Priester schleunig an die von Feinden gefährdete Grenze und legte dort seine Umhüllung in einem Versteck nieder; sie sollte als Talisman zum Schutze des Reiches wirken!

Diese Beispiele zeigen gemeinsame Züge, die für diese Amerikaner charakteristisch sind. Zu Opfern werden, wenn dieselben recht wirksam sein sollen, stets Menschen gewählt. Man opfert sich aber nicht freiwillig selbst, sondern nimmt dazu Gefangene oder gekaufte Sklaven. Mit diesem relativ geringen Wert der Objekte der Opferhandlung steht in auffälligem Gegensatz, dass dieselben mit der Gottheit, der sie als Opfer fallen sollen, in Eins gesetzt werden. Es findet hier eine eigentümliche Verschmelzung des Gottes mit der ihm geweihten Gabe statt. Damit hängt wieder zusammen, dass nicht nur jener Priester, der die Haut der Geopferten um sich schlägt, den Gott selber darstellt, sondern auch die Gemeinde, indem sie von seinem Fleische isst, den Gott selber isst; dasselbe geschieht, wenn sie das essbare Bild des Gottes[1]) verzehrt. Dass das Herz bei allen diesen Opfern als der wichtigste Bissen angesehen wird, zeigt, dass man es als die Quintessenz des Menschen, den eigentlichen Sitz der Persönlichkeit ansah.

Zur Erklärung der furchtbaren Häufigkeit der Menschenopfer bei diesem Volke, die wohl alle Analogien übersteigt, und die bei einem so kultivierten Volke doppelt überrascht, hat man auf die Anthropophagie desselben hingewiesen. Dass diese in der Tat mit den Opferhandlungen verbunden war, haben die obigen Beispiele gezeigt, die sich leicht vermehren liessen. Auch ausserhalb des Kultus war dieselbe nicht eben selten. Immerhin war sie auch bei den Azteken sonst nicht gerade üblich, sondern kam namentlich nur im Kriege vor, und zwar etwa aus Hunger, besonders aber aus Hass. Dass man die Menschenopfer so häufig brachte, will vielmehr daraus verstanden sein, dass man ihnen die grösste Macht über die Götter zutraute, und dies wieder daraus, dass es sich hier nicht um blosses Fleisch handelte, welches dargebracht wurde, sondern um beseelte Wesen, welche der Gott in sich aufnehmen konnte, wie auch die Gott essen, sich der Gottheit konsubstanzieren. Es handelt sich also um eine Magie der verhängnisvollsten Art.

Dieser grausige Opferkult ist besonders durch die Azteken im Lande zu solcher Blüte gebracht worden. Vorher hat man zwar nach allem Anschein auch schon der Sonne und dem Mond,

---

1) Huitzilopochtli, s. oben S. 405. Dasselbe geschah mit essbaren Bildern des Tlalok.

der Erdgöttin und dem Wasser gelegentlich ein Menschenopfer gebracht. Allein die Azteken selbst rühmen sich dessen, dass sie den ihnen befreundeten Gottheiten viel reichlicheren Tribut an Menschenleben dargebracht hätten, als die Völker neben ihnen, und dass diese eben deshalb ihnen unterworfen worden seien. Sie erzählen verschiedene sagenhafte Anekdoten, worin sie damit prahlen, diese Unsitten eingeführt oder damit den Nachbarn Schrecken eingejagt zu haben. Bei ihnen und durch sie hat die kultische Menschenschlächterei solche beispiellose Ausdehnung angenommen, welche die spanischen Eroberer nicht nur in die grösste Entrüstung versetzte, sondern ihnen auch die Freundschaft vieler Eingeborenen zuwandte. Namentlich die benachbarten Völkerstämme, die fortwährend den kriegerischen Azteken das Material für Menschenopfer hergeben mussten, sahen in Cortez ihren Befreier. Auch fehlte es schon vorher nicht an Widerspruch gegen diese heillose Praxis. Die Priesterschaft des Quetzalkoatl scheint immer eine gewisse Abneigung gegen den blutigen Kult der Aztekengötter gezeigt zu haben. Als Cortez in Cholula, einem Hauptsitz der Verehrung Quetzalkoatls, ein furchtbares Blutbad anrichtete, schob Montezuma die Schuld darauf, dass man dort so wenige Menschenopfer bringe. Es ist nicht ganz undenkbar, dass die Priester jenes Gottes diesen König von energischem Vorgehen gegen die Spanier zurückhielten, indem sie den Fall des blutigen Regiments herbeiwünschten. Als berühmten Träger einer reineren Religion nannte man Nezalhualkojotl, König von Tezkuko, der 1472 starb. Die Azteken waren seine Verbündeten, hatten aber noch nicht eine massgebende Machtstellung erlangt, sondern waren ihm untergeordnet. Dieser König verehrte den höchsten Gott ohne Bild. Er baute dem höchsten Gott ein die neun Himmel darstellendes Teokalli mit neun Terrassen, deren oberste mit Sternen besät war, und verbot andere Opfer zu bringen als Blumen, Wohlgerüche. Seine Religion schloss sich vergeistigend an den alten Sonnendienst an. Gesetze und Staatseinrichtungen waren von grösster Weisheit. Der König selbst war mild und menschenfreundlich, streng nur gegen die Übertreter des Gesetzes, sogar seine eigenen Söhne, voller Güte gegen die Armen und Schwachen. Er war auch selber Dichter, und es sind von ihm zwei Oden über den Wechsel des menschlichen Schicksals erhalten. Die Wissenschaft, insonderheit die Geschichte der Vergangenheit, wurde von Staatswegen eifrig gefördert. Aber nach dem Tode des Königs erblich der Glanz dieses salomonischen Reiches und die Azteken wurden die Vormacht Mexikos, deren Regiment zuletzt einem wohlverdienten Gericht erlag.

Blicken wir schliesslich auf die in Mexiko herrschenden Vorstellungen vom Leben nach dem Tode. Die alten Maja glaubten an die Seelenwanderung in dem Sinne, dass die Vornehmen dabei durch die Gestirne in die Sonne gelangen, die Geringern in Tierleiber übergehen sollten. Dabei machte man auch

unter den Tieren etwa einen Unterschied. wie die Tlaskalaner, welche dafür hielten, dass die vornehmeren Seelen in lieblich singende Vögel oder in edle Vierfüsser, die des gemeinen Volkes in geringe Tiere wie Wiesel, Käfer u. dgl. übergehen. Die Tiere sind dabei selbstverständlich unsterblich gedacht. Dass die Mexikaner insgesamt ein Fortleben des Menschen nach dem Tod glaubten, ist bestimmt bezeugt[1]). Das Totenreich wurde aber in verschiedener Weise mit den einzelnen Göttern in Beziehung gesetzt. Wir hörten bereits vom Tlalokan, dem Himmel des Regengottes Tlalok, wohin diejenigen kommen, die ertrunken oder vom Blitz erschlagen worden sind, oder an Wassersucht oder Geschwulsten oder Wunden starben, ebenso die ihm geopferten Kinder. „Tlalokan ist aber ein sehr angenehmer und kühler Ort, und man geniesst dort köstliche Mahlzeiten und alle Vergnügungen, nach Andern eine inhaltlose Zufriedenheit“[2]). Bernal Diaz nennt Tezkatlipoka den Gott der Unterwelt; allein wenn er auch unter anderm Gott des Todes zu sein scheint, so haben sich doch die Vorstellungen vom Jenseits weniger an ihn angeschlossen als an Huitzilopochtli, welcher der Gott des Paradieses oder des Himmels als Aufenthalt der Seligen ist. Besonders die Krieger, die im Kampf gefallen sind, nimmt er dort auf mit seiner Gattin, welche ihm in dieser Bedeutung beigegeben ist, Teojamiqui („göttliches Sterben“), wie Odin die Helden in Walhall. Seine Gattin holt auch die herbei, welche in der Gefangenschaft als Menschenopfer sterben. Der Ort der Seligen ist das Sonnenhaus, d. h. die Sonne selbst, welche diese Helden in ihrem Laufe begleiten. Täglich feiern sie deren Aufgang unter Gesängen und Reigentänzen bis an den Mittag, wo ihnen die Seelen der Weiber begegnen, die im Wochenbett gestorben sind. Mit diesen vergnügen sie sich bis zum Sonnenuntergang. Alle vier Jahre verwandeln sie sich in Wolken oder Kolibri des Paradieses, die auch zur Erde fliegen können, wo sie den Honig aus den Blumen naschen. Die grosse Mehrzahl der Menschen aber kommt ins düstere Totenreich, welches Miktlan heisst und in der Unterwelt liegt. Der Gott dieser Unterwelt heisst Miktlaneuktli und hat eine Gemahlin namens Miktlanzihuatl. Beide sperren als Todesgötter immer den Rachen auf, um die Menschen zu verschlingen. Der Weg in dieses dunkle Reich ist umständlich und gefährlich. Man muss zwischen zwei Bergen durch,

1) Darauf deutet auch die mexikanische Bestattungsweise. Die Priester gaben dem Toten magische Papierstreifen ins Grab; ebenso gab man ihm kleine Götterbilder (Tepitoton) mit, ferner einen Hund, den man am Grabe tötete, dass er jenem den Weg finden helfe. Aber auch Sklaven wurden ihm auf diese Weise nachgeschickt, Vornehmen sogar ein untergeordneter Kleriker, dass er die Gebete und Beschwörungen rezitiere. Beachtenswert ist übrigens auch hier der Übergang des Menschen in den Gott: dem Krieger legte man beim Begräbnis eine Maske des Huitzilopochtli aufs Gesicht, dem Ertrunkenen eine solche des Wassergottes Tlalok.

2) J. G. Müller, S. 500 f.

die mit einander fechten. Eine grosse Schlange und ein Krokodil fallen überdies etwa die Wanderer an. Alle diese Vorstellungen vom jenseitigen Leben sind nicht wesentlich verschieden von dem, was wir in dieser Hinsicht schon bei den wilden Indianern gefunden haben.

III. Die Peruaner[1]).

Einleitung.

Auf ein grosses, zivilisiertes Reich stiessen die Spanier zu ihrer nicht geringen Überraschung auch in Südamerika und zwar an der Westküste dieses Weltteils auf dem verhältnismässig schmalen aber langgestreckten Streifen Landes, der zwischen dem mächtigen Gebirgszug der Cordilleren und dem stillen Ozean sich hinzieht. Das alte Peru, wie dieses Reich hiess, war noch bedeutend ausgedehnter als die heutige Republik dieses Namens. Es umfasste im Augenblick der Ankunft der Spanier (1531) im Norden auch das Königreich Quito (die Republik Ecuador), im Südosten einen beträchtlichen Teil von Bolivia und im Süden einen Teil des heutigen Chile. Dieses ungeheure Gebiet war von recht verschiedenen Stämmen mit mannigfachen Sprachen bewohnt, aber alle seine Bewohner gehorchten demselben Herrscher aus der Familie der Inka, welche seit Jahrhunderten mehr durch die verhältnismässig hohe Kultur, die ihrem Stamme eigen war, als durch dessen Tapferkeit zu einer einzigartigen Herrscherstellung gelangt war. Die Peruaner waren sowenig als die Mexikaner Seefahrer; aber das Meer auf der einen und der unübersteigliche Gebirgswall auf der anderen Seite dienten ihrer Kultur zum Schutz vor dem Eindringen barbarischer Zerstörer. Diese Kultur wird von der Sage auf die Personen der Inkadynastie selbst zurückgeführt. Jedenfalls war der Stamm, dem diese angehörte, die Quichua oder Quechua, seinen Nachbarn an geistiger Fähigkeit überlegen und ihnen in der Kultur vorangeschritten. Als Ursitz der Inkaherrschaft gilt die Umgebung des Sees Titikaka im Südosten des heutigen Peru, der in der Sage eine grosse Rolle spielt. Da auch hier, wie in Mexiko, eine eigentliche Literatur fehlt, indem die Quippu, von welchen nachher die Rede sein wird, noch weniger als die mexi-

---

1) Vgl. auch hier die S. 388 angeführten Werke: Waitz IV, 378 ff., J. G. Müller, a. a. O. S. 293 ff. Diese an Material reiche Zusammenstellung aus den Quellen bildet wie diejenige Müllers über die mexikanische Religion die Grundlage der neuern Darstellungen und ist im folgenden benützt worden, auch wo nicht ausdrücklich darauf verwiesen ist. — A. Réville a. a. O. S. 273 ff. — Vgl. H. Wuttke a. a. O. I, 363 ff. — J. J. von Tschudi, Reiseskizzen nach Peru, St. Gallen 1846.

kanische Bilderschrift einen literarischen Text ersetzen können, so ist die Geschichte des Inkareiches wenig sicher. Wohl sind eine Anzahl von Herrschernamen erhalten, aber nur über die der letzten hundert Jahre vor dem Ende des Reichs weiss man zuverlässigeres. Die Tradition würde dem ältesten Inka, dem sagenhaften Manko Kapak die Zeit um 1000 nach Chr. zuweisen, und es ist durchaus wahrscheinlich, dass ihre Herrschaft schon so frühe begründet wurde. Allein geschichtlich gesichert ist erst, was uns aus den folgenden Jahrhunderten aufbewahrt worden.

Über die eigenartige Kultur, insbesondere die staatlichen Einrichtungen der Peruaner wollen wir erst im Anschluss an ihre Religion sprechen, da sie ganz von dieser durchdrungen und bestimmt sind. Hingegen sei hier noch der vornehmsten Gewährsmänner gedacht, welchen man die Kunde über das Inkareich und seine Vergangenheit verdankt[1]). Francisco de Xeres, der Geheimsekretär des Eroberers Franz Pizarro, schrieb einen ersten Bericht über das eroberte Peru, besonders über die Eroberung selbst. Über die peruanische Religion enthält derselbe nur beiläufige Notizen. Das Buch erschien in Sevilla 1534, in Salamanca 1547. Der Regierungsbeamte Augustin Zarate schrieb ebenfalls eine Geschichte der Entdeckung und Eroberung Perus, erschienen in Antwerpen 1555; ebenso ein Verwandter des Eroberers: Pedro Pizarro (nur handschriftlich vorhanden); Diego Fernandez Palentino verfasste eine Historia del Peru (Sevilla 1571), Petro Cieza de Léon eine Chronica del Peru, wovon ein erster Teil in Sevilla 1553 herauskam. Ungedruckt blieben, obgleich wertvoll, eine Schrift des Juan de Sarmiento über die Regierung der Inka, und des Juristen Polo de Ondegardo (Indegardo) Relaciones aus den Jahren 1561 und 1571. Für die Vergangenheit des Inkareiches aber kommen am meisten in Betracht Miguel Cavello Balboa und Garcilasso de la Vega. Der erstere lebte von 1566 an zwanzig Jahre in Peru und schrieb dann eine Geschichte Perus, welche trotz ihres hohen Wertes erst in Auszügen veröffentlicht ist. Garcilasso aber (geb. 1540) war der Sohn eines angesehenen Spaniers und einer Nusta, d. h. Angehörigen des Inkageschlechts, Enkelin eines regierenden Herrschers. Von dieser liess er sich viel von der einstigen Grösse ihres Volkes und Geschlechtes erzählen. Aber erst im Alter schrieb er in Spanien Commentarios reales, 1609 erschienen, vom Lande und Staate der Inkas handelnd, darauf eine Historia general del Peru 1617 über die Eroberung und die Bürgerkriege in Peru. Seine Schilderung der Inkaherrschaft ist von begeisterter Bewunderung für dieselbe getragen, in manchen Stücken auch sonst unzuverlässig. Doch benützte er zum Teil die oben genannten älteren Quellen, und seine Werke bilden selber eine Hauptquelle für die Kenntnis des alten Reiches. Von Antonio de Herrera war schon oben die Rede. S. S. 403. Einige Jüngere übergehen wir; doch

1) Siehe Näheres bei J. G. Müller S. 295 ff.; A. Réville S. 278 ff.

sei noch erwähnt die reichhaltige Sammlung von Autoren über Mexiko und Peru, welche Ternaux-Compans seit 1837 herausgab, und wo sich auch aus den oben angeführten Quellen manches findet.

Die Religion der Peruaner.

Die Religion dieses Reiches bestand in Sonnendienst. Haben wir die Gottheit in diesem Gestirn schon in Nordamerika, besonders an dessen Südrand, verehrt gefunden, hat sich in Mexiko dieser Kultus als ursprünglicher denn die Verehrung der nationalen Stammgötter herausgestellt, so finden wir nun in Peru den Sonnengott noch in ungetrübtem Glanze, nicht durch mythologische Formationen unkenntlich gemacht oder durch untergeordnete Geister verdrängt. Die Sonne, Inti oder Intip war der Inbegriff aller Herrlichkeit und Herrschaft, so dass auch der Inka nur als „Sohn der Sonne" sein hohes Ansehen beanspruchen konnte. Man verehrte das lebendige Gestirn selbst, insonderheit beim Sonnenaufgang, wie wirs schon in Mexiko fanden. Die Dörfer legte man mit Vorliebe auf der Ostseite eines Hügels an, damit man die Sonne gleich bei ihrem Aufgang begrüssen konnte. Auch Sonnentempel gabs, durch deren östliche Tore der Sonnenstrahl in das reich mit Gold geschmückte Innere drang. Das Bild der Sonne wurde aus Gold angefertigt in Gestalt einer Scheibe mit Gesicht und Strahlen. Das Gold galt als göttlich, weil sonnenhaft, aus von der Sonne geweinten Tränen geflossen. Dieser Gott ist ein männlicher, dem der Mond, das silberne Gestirn, als weibliche Ergänzung von geringerer Macht und Herrlichkeit zur Seite stand. Er galt als Schwester und zugleich Gattin des Sonnengottes unter dem Namen Mama Quilla oder Killa.

Von diesen beiden Gottheiten haben sich zwei kulturheroische Gestalten abgelöst: Manko Kapak[1]) und seine Gemahlin und Schwester Mama Ogllo[2]). Der Mythus, den Garcilasso aus dem Munde eines Oheims vernommen hat, erzählt: Die Menschen lebten einst in völliger Wildheit, ohne Kleider, ohne Gesetze, ohne Staat. Ihre Religion bestand in der Verehrung aller möglichen Dinge, Blumen und Kräuter, Berge, Felsen, Steine, Erde, Mais, Luft, Feuer, Quellen u. s. f.; namentlich aber wurden Tiere von ihnen für göttlich gehalten, vor allem der Condor, dann Schlangen, Tiger, Löwen, Bären, Hammel, Affen, Füchse, Luchse, Hunde und Fische. Solchen Göttern brachten sie viele Menschenopfer, indem sie aus den diesen ausgerissenen Herzen und Lungen den Willen der Götter erforschten. Auch sie selbst waren Menschenfresser und verzehrten nicht nur Kriegsgefangene, sondern auch ihre eigenen Kinder. Da erbarmte sich die Sonne der Menschen in ihrem

1) „Der mächtige Mensch".
2) Es wird auch Oello geschrieben, ist aber auszusprechen Ollio. Mama bedeutet die ehrwürdige Mutter, Ogllo das Ei.

kläglichen Zustande und schickte zu ihnen zwei ihrer Kinder, den Manko Kapak und die Mama Ogllo, um bei ihnen den Sonnendienst und die Kultur einzuführen. Diese gingen von dem See Titikaka aus. Eine goldene Rute, die sie mit sich führten, wies sie nach Norden in die Gegend von Kuzko, welcher Name „Nabel" bedeutet; diese Stadt wurde als Mittelpunkt der Erde angesehen, weil von hier aus jenes Geschwisterpaar nach allen Seiten ausziehend, die Anbetung der Sonne verkündigte und die Menschen beredete, von ihren wilden Gebräuchen zu lassen und milde Sitten anzunehmen, den Acker zu bebauen, die Ehe einzuführen, Gesetze anzunehmen, Städte und Dörfer zu bauen, Strassen und Wasserleitungen herzustellen, Kunst und Wissenschaft zu pflegen. Ihr Reich erstreckte sich erst nur acht Meilen um die Stadt Kuzko, doch hatte Manko Kapak schon nach sechs Jahren ein treffliches Kriegsheer. Von diesem Geschwisterpaar[1]) stammen die Inka, das Herrschergeschlecht ab, welches somit zur Sonne in nächster Beziehung steht und sich bewusst war, einen eminent zivilisatorischen Beruf zu haben. Manko Kapak und Mama Ogllo sind nach Vollendung ihres Werkes auf Erden wieder in die Götterwelt zu Sonne und Mond zurückgekehrt, von welchen sie ausgegangen waren. — Dieser Mythus zeigt, dass man die Kultur in Verbindung mit dem Sonnendienst empfangen zu haben sich bewusst war. Es lässt sich auch leicht denken, dass derselbe wie anderswo zur Kultur mächtig anregte, während jener untergeordnete Geister- und Tierkultus nicht über die Wildheit hinausführte. Daher sind es eigentlich Sonne und Mond selbst, die das peruanische Reich einrichten, aber sie werden zu diesem Behuf vermenschlicht und unter besonderen Namen von den göttlichen Gestirnen unterschieden.

Dieser Mythus ist von grösster Wichtigkeit für das Verständnis der peruanischen Welt- und Lebensanschauung. Allein er war nicht der einzige, der über die Anfänge der Menschheit und des Reiches umlief. Es gab verschiedene Stammsagen und in denselben verraten sich noch verschiedene Stammgötter. So lässt sich in dem Mythus von Virakocha ein anderer als der Sonnengott erkennen. Nach demselben war die Erde schon vor Erschaffung der Sonne bewohnt. Insbesondere am See Titikaka gab es schon Menschen und Gebäude. Da entstieg dem See Virakocha. Dieser schuf dann erst die Sonne, den Mond und die Sterne und wies ihnen ihre Bahnen an. Darauf bildete er Steinfiguren, welchen er Leben einhauchte. An deren Spitze zog er nach Kuzko und übergab diese Stadt dem Allka Vika, von welchem die Inka abstammen. Es leuchtet ein, dass dieser Mythus, welcher der Sonne eine sekundäre Stelle anweist, nicht dem offiziellen peruanischen

1) Während die Geschwisterehe sonst in Peru nicht gestattet war, durften die Glieder des Inkageschlechts sie eingehen, weil sie durch das Vorbild ihres Ahnherrn legitimiert war. „Inka" bedeutet: Herr, Herrscher.

Gedankenkreise angehörte, sondern einer andern Religion entstammt, die vor dem Sonnendienst am Titikakasee mag heimisch gewesen sein. Auf die Natur des Gottes, der hier als der eigentliche Schöpfer und Herr der Welt erscheint, führt vielleicht sein Name Virakocha, den die Sprachkenner wiedergeben mit „Schaum des Meers", oder „Seefett". Nehmen wir dazu, dass er aus der Tiefe des Sees aufgetaucht ist und dass er eine Schwester und Gattin Mama Kocha hat, welche den Regen[1]) und das Wasser im allgemeinen darstellt, so ist er wohl der in belebender Feuchtigkeit sich kundgebende Gott, ähnlich dem zentralamerikanischen Tlalok. Sein Name wurde übrigens schliesslich appellativ. Man nannte später alle göttliche Wesen, selbst die Spanier bei ihrem ersten Erscheinen, Virakochas.

Wie die Inka darauf ausgingen, die ihrem Reiche einverleibten Völker durcheinander zu mischen und bei Belassung in ihrer besondern Art ihnen doch den Stempel des Inkareiches aufzudrücken, auch die offizielle Sprache überall neben den landesüblichen einzubürgern, so waren sie auch in der Religion nicht unduldsam, sondern liessen den Kult hochangesehener Gottheiten bestehen, aber nicht ohne die Suprematie des Sonnendienstes, der Reichsreligion einzuschärfen. So hat sich in der Gegend südlich von Lima, westlich von Kuzko noch ein alter Gott Pachakamak erhalten, der mit Virakocha oft zusammengeflossen ist. Nach einer Version hätte jener diesen aus der Herrschaft vertrieben. Pachakamak, welcher bei den Inkas Sohn der Sonne heisst und von den Neuern für einen Gott des belebenden Feuers gehalten wird, hat nach dem Mythus die Welt erneuert. Die Menschen, welche er bei seiner Ankunft vorfand, verwandelte er in Guatos, Affen oder Jaguare. und schuf einen neuen Menschenschlag, dem er mancherlei Handwerke und Künste beibrachte. Pachakamak galt den Inka als Gott der Riesen; diese hätten ihm seinen grossen Tempel in dem Thal, das seinen Namen trägt, gebaut. Die Riesen seien aber von der Sonne überwunden worden. Grossartige alte Bauten lassen in der Tat mancherorts eine vorinkaische Kultur erkennen.

Die Auffassung des Sonnengottes in der Religion der Inka ist natürlich nicht als eine streng monotheistische anzusehen. Sie schloss nicht aus, dass auch andern Naturmächten und -elementen eine gewisse Ehre eingeräumt wurde. Insbesondere galten wie schon bei den wilden Indianern die Tiere, wenigstens gewisse Tiere als höhere Wesen. Sah man doch das Urexemplar jeder Tiergattung in einem Stern am Himmel. Der Kondor galt als besonders göttlich als Vogel der Sonne, die Schlangen wurden auch hier nicht wenig geehrt. Ebenso genossen gewisse Pflanzen Verehrung, besonders die wichtigsten Nutzpflanzen. Mais und Kakao.

1) Sie wurde besonders mit einer Urne voll Wasser und Schnee auf dem Kopf dargestellt. Wenn ihr Bruder Virakocha dieselbe zerbricht, regnet und schneit es auf Erden.

Ein Sammelname für die göttlichen Gegenstände, der einerseits auf die Götter selbst, anderseits auf Tempel und Gräber ausgedehnt wird, ist Guaka, Huaka oder Villka. Namentlich heissen so göttliche Steine, zum Teil rohe Natursteine, Donnersteine, zum Teil Edelsteine, aber auch fetischartige Bilder von Metall oder Holz. Dieselben zeugen von einem ausgedehnten Geisterglauben, welcher auch hier nicht fehlt. Weil von Geistern bewohnt, sind diese Guaka zauberkräftig, auch können sie auf Anfragen orakelartig Antwort erteilen.

Dies führt uns zum Kultus der Peruaner über, von welchem die Sonne den Löwenanteil vorwegnahm. Tempel hatte man im vollen Sinne des Worts. Zwar die älteren Heiligtümer waren Opferhöhen, welche von einem Kranz von Gebäuden umgeben waren. Später aber baute man grosse Tempel wie den Sonnentempel zu Kuzko im Mittelpunkte des Reiches, welcher überreich mit Gold ausgestattet war. Auch mit Opfern wurde vor allem die Sonne bedacht.

Ihr brachte man reiche Weihgeschenke dar, Muscheln, Federn, Tücher, Perlen, Edelsteine, namentlich aber Gold wie der Mondgöttin Silber. Ebenso opferte man der Gottheit, vorab der Sonne, Pflanzen und Feldfrüchte. Eigentümlich ist der Brauch, beim Gang in den Tempel ein Haar aus den Augenbrauen zu raufen und es dem Götzenbild entgegenzublasen — ein Opfer von der eigenen Leiblichkeit. Aber auch blutige Opfer waren häufig. Als solche dienten besonders Schafe und Lama, aber auch Hunde, Kaninchen und Vögel. Der Opfernde packte das Tier unter den rechten Arm, kehrte ihm die Augen gegen die Sonne und rief dann den Gott an. Während es noch lebte, schnitt er ihm den Leib auf und nahm Herz und Lunge heraus, welche samt dem Blute geopfert wurden dem Gott zur Speise. Der Gott lud den Inka ein, ihm Bescheid zu tun, und dieser wie überhaupt die Opfernden verzehrten das Fleisch. Doch gab es auch Brandopfer, wobei dasselbe verbrannt wurde. Mit dem Blute wurden die Pfosten des Tempels und die Götterbilder bestrichen. Menschenopfer waren früher im Lande allgemein im Brauch gewesen. Die Inka bemühten sich, dieselben abzuschaffen. Doch ist dies keineswegs so vollständig geschehen, wie Garcilasso u. a. behaupten. Vielmehr kamen im Inkakultus selbst Menschenopfer immer noch vor, noch häufiger bei geduldeten Lokalkulten. Dass der Sonnendienst das Menschenopfer nicht ausschloss, geht z. B. daraus hervor, dass man bei gefährlicher Erkrankung des Inka einen seiner Söhne dem Sonnengott tötete, indem man ihn bat, diesen als Tausch anzunehmen. Auch finden sich Anzeichen dafür, dass der Sonne nicht selten Kinder geopfert worden sind. Einzelne Inka waren nicht so menschenfreundlich, wie man es ihrem Geschlechte nachrühmt. So wurden zuweilen beim Regierungsantritt eines solchen hunderte von Kindern geopfert, die man ertränkte und dann begrub. Die andern Götter vollends genossen ihre regelmässigen Menschenopfer; man

bestrich mit dem Blute die Angesichter ihrer Bilder und die Türen ihrer Tempel. Einen Schatten auf die Humanität der Herrscher wirft es auch, dass beim Tod eines Inka seine Frauen verbrannt wurden und auch andere Personen oft in grosser Zahl dabei das Leben lassen mussten. Ein milderer Brauch, der zum Teil an die Stelle dieser Unsitte getreten war, bestand darin, dass man dem Toten zum Ersatz für seine Dienerschaft hölzerne Bilder derselben ins Grab mitgab.

Die Opferhandlungen wurden mit ausdrucksvollen Geberden und Gebeten begleitet. Man warf der Sonne mit der Hand Küsse zu, zog die Schuhe aus und warf sich nieder. Als Gebet des Oberpriesters, das er zum Götterbild in der Regel sprach, wenn er ihm Opfer darbot, wird folgendes angeführt: „Siehe da, was dir deine Kinder und Geschöpfe darbringen! Empfange es und sei nicht gegen sie erzürnt! Gib ihnen Leben und Gesundheit und segne ihre Felder!“ Beliebt waren in Peru kultische Gesänge an die Sonne und andere Götter. Man kann denselben nicht alle Poesie absprechen, und die weichen, etwas melancholischen Weisen des Vortrags sprachen die Europäer an. Ebenso gehörten Tänze, die unter Begleitung von Schlag- und Blasinstrumenten aufgeführt wurden, zu den religiösen Übungen.

Dieser Opferkultus mit Gesängen, Musik und Tanz wurde durch eine besondere Priesterschaft ausgeübt, welche sich natürlich hohen Ansehens erfreute. Allein sie bildete keine erbliche Kaste. Die höhern priesterlichen Ämter wurden eben aus Angehörigen des Inkageschlechtes besetzt, beim Haupttempel zu Kuzko mussten sogar alle Priester Kinder der Sonne sein, die übrigen hatten einfach die Würde von Staatsbeamten. An der Spitze der ganzen Hierarchie stand der Hohepriester Villak Umu, auch Huakapvillak, „der mit der Gottheit Redende“ genannt. Er wurde vom Inka auf Lebensdauer ernannt und hatte selber seine Untergebenen zu ernennen. Eine eigentümliche Erscheinung sind in Peru die Sonnenjungfrauen. Diese hat man oft mit den römischen Vestalinnen verglichen, doch erstreckt sich die Ähnlichkeit nur auf gewisse Züge. Dagegen sind die peruanischen Sonnenjungfrauen vor allem viel zahlreicher als jene Dienerinnen der Vesta. Auch war die Idee nicht die, dass sie auf immer Jungfrauen bleiben sollten, sondern sie galten als der Sonne angetraut, und der Inka wählte sich als deren Vertreter die schönsten zu Gemahlinnen; aber auch die übrigen fanden nach einiger Zeit meist ihre Gatten unter den Vornehmen. In Kuzko selbst gab es solcher Jungfrauen nicht weniger als 1500, in den Provinzen je 200—700. Ausgewählt wurden sie in zarter Kindheit aus dem Inkageschlecht oder den Töchtern der Kuraka, d. h. der Nachkommen unterworfener Fürsten, oder auch aus dem gemeinen Volk, wenn sie sich durch Schönheit auszeichneten. So lange sie im Kloster waren, standen sie allerdings unter strenger Aufsicht und Regel, von jedem Verkehr ausser mit dem Inka und

der Königin abgeschlossen. Auf ein Vergehen gegen die Keuschheit stand die Strafe des Lebendigbegrabenwerdens für das Mädchen und die Erdrosselung für den Verführer. Wurde ein Mädchen Mutter, so galt als Entschuldigung nur der Eid, dass die Sonne der Urheber sei. Beschäftigt waren diese Mädchen mit Anfertigung von Gewändern für das königliche Haus und Zieraten für die Tempel. Ihre vornehmste Obliegenheit aber war die Pflege des hl. Feuers; auch hatten sie heiliges Brot zu backen und heiligen Trank zu brauen.

Letzteres geschah namentlich für das grosse Sonnenfest im Juni, d. h. zur Zeit der winterlichen Sonnenwende. Es hiess Intip Raymi „Sonnenfest" oder einfach Raymi (Fest) und dauerte neun Tage lang. Am Haupttage zog das ganze Volk barfuss vor Sonnenaufgang ins Freie, der Inka als Oberpriester an der Spitze. Wenn die Sonne aufging, warf man ihr Küsse zu und fiel vor ihr nieder. Der Inka trank ihr zu und teilte den hl. Opfertrank seinen Begleitern mit. Nachher opferte man auch im Tempel, unter anderem ein schwarzes Lamm, dessen Eingeweide Augurien fürs nächste Jahr boten. Dann zündete man das hl. Feuer mit einem Brennspiegel an, oder bei trübem Himmel durch Reiben von Hölzern. Diese Flamme hatten die Sonnenjungfrauen bis zum nächsten Jahr zu bewahren. Diese hatten auch die Opferkuchen und den Trank bereitet. Die Feier endigte mit allgemeinen Schmausereien und Trinkgelagen unter Musik, Gesang und Tanz. — Das zweite Hauptfest fiel als Frühlingsfest in den September. Es ist das grosse Reinigungs- und Sühnfest, durch welches man das Übel aller Art, Misswachs, Krankheit usw. abwendet. Dabei wurde wieder heiliges Brot verwendet, Kauku genannt, das man in Kugeln formte und zwar nachdem es in Kesseln gekocht und mit Knabenblut benetzt worden war, das man diesen zwischen Augenlidern und Nase zu Ader gelassen hatte. Mit solchen Kugeln rieb man sich den Kopf und den ganzen Leib, um das Übel zu entfernen. Beim Sonnenuntergang kam eine Bote der Sonne aus der Festung zum Volk herab und trug seine Lanze schwingend vier Vornehmen, die wie er selbst aus dem Sonnengeschlechte stammten, auf, alle Krankheiten aus der Nähe der Stadt zu verjagen. Diese eilten mit ihren Lanzen durch die vier Hauptstrassen der Stadt, überall mit Freudengeschrei begrüsst als solche, die das Übel bannten. Wo sie hinkamen, schüttelte man die Kleider aus und rieb die Glieder, um alles Übel abzutun. Nach einer Viertelstunde übergaben jene ihre Lanzen an vier andere, welche nach einer weitern Viertelstunde sich ebenso ablösen liessen, und so gings mehrere Stunden fort, bis die letzten die Lanzen in die Erde steckten. Das Übel galt dann als ausgetrieben. Ein drittes Fest galt der Mais-Ernte; es wurde im Mai gefeiert, das vierte fiel als Sommerfest in den Dezember und hatte besonders darin seine Bedeutung, dass die Jünglinge aus dem Inkageschlecht in den ritterlichen Künsten geprüft, und wenn sie die Prüfung bestanden, mit dem Ehrennamen

eines Sonnensohnes belehnt wurden. Der König durchbohrte ihnen dabei die Ohren zum Tragen von Ringen und erklärte sie durch einen Kuss für würdig der Anbetung. Die nicht dem Geschlecht Angehörigen, z. B. die Kuraka, durften erst am Schluss zum Feste nach Kuzko kommen und empfingen wie auch beim ersten Fest das hl. Brot mit Opferblut zum Pfand der Gemeinschaft mit dem Inka. Ausser diesen vier Sonnenfesten verzeichnet der Kalender noch manche regelmässig wiederkehrende. Dazu kamen ausserordentliche z. B. in Zeiten der Not. Häusliche Feste waren die der beiden Namengebungen. Am 15. bis 20. Tage nach der Geburt wurde dem Kinde der erste Name gegeben, wobei es, wie bei den Mexikanern, ins Wasser getaucht wurde, im 10. bis 12. Jahre aber erhielt es einen andern Namen, der ihm endgiltig blieb. Dabei wurden ihm feierlich Haare und Nägel abgeschnitten, um aufbewahrt oder der Sonne oder auch den Schutzgeistern geopfert zu werden.

Selbstverständlich ist bei dem Geisterglauben des Volkes, dass auch die Zauberei blühte, welche auf einer frühern Stufe noch mächtiger gewesen sein muss, aber auch im Inkareiche Duldung gefunden hatte. Es gab Zauberer, die sich durch künstliche Reizmittel in ekstatischen Zustand versetzten und also nach Weise der Schamanen Orakelsprüche von sich gaben. Oft befragten sie zu diesem Zwecke die Abgeschiedenen. Daneben fürchtete man sich sehr vor Behexung und verfolgte die angeblichen Hexen mit Strenge. Waren diese Formen des Aberglaubens besonders beim gemeinen Volke heimisch, so gab es doch auch offizielle Orakelpriester. Der als Orakelgott berühmte Pachakamak wurde in wichtigen Angelegenheiten sogar vom Inka befragt. Als Medien, aus denen Götterzeichen zu gewinnen waren, lernten wir schon die Eingeweide der Opfertiere kennen. Überhaupt gab es viel technische Wahrsagerei mit Steinchen, Spinnen, Meerschweinchen u. dgl.

Die Eigentümlichkeit der peruanischen Religion tritt nun aber nicht am wenigsten im Staatswesen zu Tage, welches ganz und gar von ihr durchdrungen war. Die allmächtige Spitze desselben bildete der Inka, der Sohn der Sonne, von welchem gewissermassen wie von ihr selbst alles Licht und Leben ausging. Alle gute Sitte und Einrichtung glaubte man ja der Inkafamilie zu danken. Der regierende Herrscher aber stellte eine göttlich souveräne Macht dar, welcher sich das ganze weite Reich unbedingt zu fügen hatte. Ohne die tiefe religiöse Ehrfurcht, die man vor seiner Person und seinem Geschlechte hegte, wäre die ungeheure Macht, welche dieser Thron während Jahrhunderten ausübte, undenkbar. Erhöht wurde dieses Ansehen gewiss auch durch die Weisheit und eine verhältnismässige väterliche Milde der einzelnen Herrscher; aber auch die letztere ging doch wohl aus dem Bewusstsein hervor, dass der Souverän eine wohltätige göttliche Macht, wie die Sonne sie ausstrahlt, darzustellen habe. Es ist nicht zutreffend, wenn J. G. Müller (S. 404 ff.) den Zusammenhang zwischen Religion und Sittlichkeit

dei den Peruanern bestreitet und ihrer Sittlichkeit eine religiöse Grundlage abspricht. Zu solchen Urteilen gelangt man häufig, indem man unter „Sittlichkeit“ eben die christliche oder unter dem Einfluss des Christentums in späten Zeiten allgemein zur Anerkennung gelangte Ethik versteht. Dies ist aber ungeschichtlich. Sieht man näher zu, so hat die religiöse Grundanschauung einen mächtigen Einfluss auf die ganze Gesittung des peruanischen Volkes und insbesondere auf sein Staatswesen ausgeübt; nur mussten die Mangelhaftigkeit und Fehlerhaftigkeit der religiösen Grundlage gerade in der Sittlichkeit auch zutage treten. War doch diese göttliche Sonne bei allen ethischen Eigenschaften, die man mit ihr verband, noch zu sehr Naturwesen, um einen wahrhaft heiligenden Einfluss auszuüben, zumal alte Unsitten bei der Einführung des reinern Kultus noch mächtig waren. Man kann sich also nicht zu sehr wundern über die Geschwisterehe und Polygamie der Inka, welche Dinge dem übrigen Volk untersagt waren, über die noch beibehaltenen, wenn auch stark zurückgedrängten Menschenopfer, überhaupt die Missachtung der menschlichen Persönlichkeit und Freiheit. Aber die grossartige Energie, mit welcher Gesetzmässigkeit und Ordnung im ganzen Staate durchgeführt wurden, sowie die Schätzung der Ehe, die hohe Achtung vor der Arbeit und die strenge Bestrafung der unnatürlichen Laster, die anderswo bei den Indianern als unschuldig galten, sind doch eine Frucht der ob noch so mangelhaften Gotteserkenntnis, die sich an jenes das ganze Leben beherrschende und zugleich ordnende Gestirn knüpfte. Charakteristisch ist die an China erinnernde Sitte, dass jedes Jahr der Herrscher vor versammeltem Volke die Erde mit goldenem Pfluge zu pflügen hatte. Die Arbeit gehörte zum Dienst des Sonnengottes, und es ist ein Triumph dieser Religion gewesen, dass sie die von Natur faulen Indianer Perus zu einem überaus fleissigen Landbauervolke erzogen hat. Wenn dabei keine Freiheit gelassen wurde, so war dieser Zwang auf der Übergangsstufe von der Wildheit zur Kultur wohltätig und notwendig. Dasselbe gilt von der strammen Zentralisation, welche geboten war, wenn das Land eine möglichst dichte Bevölkerung ernähren sollte, und dies war das Ziel der Inka, die nicht nur nach aussen die Sonnenherrschaft erweitern, sondern auch im Lande möglichst viele Sonnendiener haben wollten. Deshalb liessen sie ein rationelles Bewässerungssystem durchführen und den Boden in streng geregelter Weise bewirtschaften. Das gesamte Land zerfiel in drei Kategorien: Sonnenland, Inkaland, Volksland. Was das erstere einbrachte, kam den Tempeln und Priesterschaften, der Ertrag des Inkalandes dem Hof und der Regierung zu gut. Der letzte Teil wurde jährlich neu den Einzelnen zugemessen nach der Anzahl und Stärke der Familien. Die Kuraka und Edelleute erhielten bessere und grössere Stücke als das gemeine Volk, aber auch der gemeine Bauer für jedes Kind eine Zugabe. Die Bearbeitung wurde grösstenteils gemeinsam vorgenommen, und zwar zuerst die des Sonnenlandes,

dann bestellte man vom Volksland zuerst die Parzellen der Kranken, Greise, Witwen, Waisen, oder der im Kriege Abwesenden; auch half man sich bei der Bestellung des eigenen Ackers, was bei der Unvollkommenheit des Pfluges, vor den sich sechs bis acht Mann spannen mussten, unerlässlich war. Zuletzt bearbeitete man die Felder des Inka, und zwar im Feiergewand unter Absingung von Liedern auf seine Heldentaten. Auch verarbeitete man die dem Inka zugefallene Wolle, während die dem Tempel abgelieferte in die fleissigen Hände der Sonnenjungfrauen kam. In solchen Dienstleistungen bestanden die Abgaben, zumal es kein Geld gab und der Einzelne im Volk kaum festes Eigentum besass. Diese ganze Einrichtung setzt nun freilich voraus, dass die Einzelnen ihren Verpflichtungen gewissenhaft nachkamen. Dafür wurde durch ein Heer von Aufsehern und Polizeiorganen gesorgt, welche strenge Justiz übten. Wer sein Feld nicht rechtzeitig bewässerte oder in zerrissenen Kleidern ging, wurde ausgepeitscht, ebenso wer müssig im Lande umherzog. Man fand dies ganz in der Ordnung. Ein Verbrechen war natürlich auch vom Inka übel zu reden, was der Gotteslästerung gleichkam. Der hohe Herrscher zog übrigens selber nicht selten im Land umher, um die Anliegen seines Volkes kennen zu lernen. Seinen Beamten mussten immer alle Türen offen stehen. Die Verwaltung wurde kontrolliert durch die sog. Quippu, d. h. Schnüre, aus verschiedenfarbigen Fäden zusammengeflochten und mit Knoten versehen. Jede Farbe, jeder Knoten hatte seine Bedeutung. Konnte man auf diese Weise Verzeichnisse über Vorräte, Abgaben u. dgl. führen, so war dagegen dieses Erinnerungsmittel äusserst unvollkommen, wenn es sich um Meldungen oder gar Erzählungen von Ereignissen u. dgl. handelte, wofür sie ebenso dienen mussten wie die mexikanische Bilderschrift. Aus dem ganzen Reich wurden diese Quippu nach der Hauptstadt geschickt, wo sie den Inhalt des Staatsarchives bildeten.

Dass die Inkareligion einen gewissen Erfolg in der sittlichen Erziehung des Volkes davongetragen hat, ist denn auch nicht zu leugnen, wenngleich der unter ihr herrschende Sittenzustand von Idealisten weit überschätzt worden ist. Nicht nur hat sie das Volk so schlimmer Unsitten wie der Anthropophagie gänzlich entwöhnt, sondern es muss auch das Sprichwort seinen Grund gehabt haben, das von den Peruanern jener Zeit sagte: Ama sua, ama qualla, amallulla: Keine Diebe, keine Faulenzer, keine Lügner! Verbrechen wie Diebstahl und Mord waren in der Tat sehr selten. Das Ganze erinnert an einen Bienenkorb, in welchem keine müssigen Drohnen geduldet werden, oder an einen Ameisenhaufen, dessen emsiges Völklein in der Regel nur Krieg führt, um sich gegen Eindringlinge zu verteidigen.

Aber allerdings ist der konsequente Sozialismus, welcher in diesem grossen südamerikanischen Reiche durchgeführt war, auch insofern lehrreich, als er zeigt, wie wenig die persönliche Freiheit in einem solchen Sozialstaate bestehen kann. Auch

tut der Zwang und die Verkennung der individuellen Eigenart, welche freilich auf dieser Stufe zu entschuldigen war, dem sittlichen Werte des erreichten Erfolges Eintrag. Derselbe konnte nur so lange von Dauer sein, als nicht die abergläubische Ehrfurcht vor dem Inka und seiner Quippukratie erblich oder diese unfehlbare Autorität einem von aussen kommenden Feinde erlag, wie es tatsächlich eingetreten ist, als die Spanier mit einer lächerlich kleinen Schar das damals gerade durch dynastische Kämpfe geschwächte Reich sich unterwarfen. Als der Zwang der alten Ordnung aufhörte, kamen die alten Unarten des Volks bald genug wieder zu Tage.

Ein ethischer Mangel der alten Religion tritt auch an ihren Unsterblichkeitsvorstellungen zu Tage, von welchen schliesslich noch ein Wort zu sagen ist. Die Fortdauer der Seele wurde auch hier allgemein angenommen. Auch hier versorgte man bei der Bestattung die Abgeschiedenen mit dem, was sie drüben noch nötig haben mussten; man gab ihnen Kleider, Gefässe, Geräte in das Grab und stellte Speise und Trank auf die Gräber. Aber auch die Leichname wurden in hohen Ehren gehalten, vor allem die der Inka. Diese letztern wurden mumisiert und so an den Wänden des grossen Sonnentempels in Kuzko auf goldene Throne gesetzt und an den hohen Festen sogar auf den Marktplatz gebracht. Ähnlich sassen die alten Königinnen im Tempel der Mondgöttin. Man hat irriger Weise aus der sorgsamen Aufbewahrung der Leichen auf eine zugrunde liegende Idee der leiblichen Auferstehung des Toten geschlossen. Vielmehr wird die dabei waltende Meinung die sein, dass das Los der Seele mit dem des Leibes zusammenhange. Auch diente die Mumie dem Totendienst, wie in Ägypten.

Was den Zustand der Seelen nach dem Tode betrifft, so glaubte man an die Versetzung der Inkaseelen nach der Sonne, zu der sie ja nach ihrer Abstammung gehörten. Diesen Aufenthalt im Reiche des Lichts dachte man sich natürlich wonnig und selig. Bei gemeinen Sterblichen dagegen ist die Wanderung der Seelen durch Tierleiber eine geläufige Vorstellung; damit wechselt aber auch die von einer dunkeln Unterwelt, die der unersättliche Totengott regiert. Von einer moralischen Vergeltung nach dem Tode verlautet nichts.

G. Ozeanische Gruppe[1].

Einleitung.

Noch bleibt eine Völkergruppe zu besprechen, welche die Inselwelt des Grossen Ozeans oder der Südsee bewohnt, vor allem das gewaltige Eiland, das unter dem Namen Australien oder „Neu-Holland" bekannt ist, dann die aus kleineren und grösseren Inseln bestehenden Archipel nördlich, nordöstlich und östlich von Australien. Die nordwestlich gelegenen Inseln Java, Borneo, Sumatra usw. schliessen sich religionsgeschichtlich mehr an Indien an und sind von dessen Religionen und dem Islam beeinflusst. Aber jene abgelegeneren Inselgruppen, die man unter den Namen Melanesien, Mikronesien und Polynesien zusammenfasst, sind, wie Australien selbst, von solchen Einflüssen unberührt geblieben und weisen in religiöser Hinsicht manches Eigenartige auf. Zwar begünstigte die abgeschnittene Lage der Inselbewohner eine starke Zersplitterung auch in Sitten und religiösen Vorstellungen. Aber ausser der Ähnlichkeit, welche man bei den Religionen aller unzivilisierten Stämme wahrnimmt, lassen sich bestimmte Züge erkennen, welche diesen Ozeaniern eigen sind. Der Menschenschlag selbst weist grosse Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit auf. Doch pflegt man alle diese Völker unter dem Namen „Ozeanischer Stamm" oder „Malajische Rasse", zusammenzufassen. Die eigentlichen Malajen, d. h. die Bewohner der Halbinsel Malakka und der Insel Sumatra, bleiben freilich hier ausser Betracht. Doch lässt sich gerade bei der östlichsten von uns zu behandelnden Gruppe, den Polynesiern, der Zusammenhang mit den Malajen nicht verkennen. Manche Anzeichen führen darauf, dass diese östlichen Insulaner von Westen, vom Malajenland nach Osten vorgedrungen sind, um auf den zum Teil sehr fruchtbaren Inseln ihren Unterhalt zu finden. Die Frage, wie sich zu diesen Malajen im weitern Sinne die besonders in Melanesien ansässigen Papua und die wieder anders beschaffenen Australier etnographisch verhalten, lassen wir auf sich beruhen.

1. Die Australier und Tasmanier[2].

Wir beginnen mit der Bevölkerung, welche man in Australien (Neu Holland) und auf der südlich davon gelegenen Insel

1) Das Hauptwerk ist: Th. Waitz, Anthropologie, Teil V und VI von Georg Gerland (Leipzig 1865—1872). Die Literatur siehe zu Anfang von V, 2 und VI. Ferner verdient besonders hervorgehoben zu werden A. Réville, Les Religions des peuples non-civilisés II, Paris 1883.

2) Siehe Waitz-Gerland a. a. O. VI, 706 ff. — Réville a. a. O. II, 143 ff.

Tasmanien (Vandiemensland) vorgefunden hat. Aus der letztern Insel sind übrigens die Eingeborenen ganz verschwunden; in Australien sind sie mehr ins Innere zurückgedrängt. Diese Bewohner der letzteren Weltinsel, welche freilich auch unter sich noch starke Unterschiede aufweisen, werden „Australneger" genannt, da ihre Farbe und Gesichtsbildung zwischen der der Neger und Malajen in der Mitte steht. Die Hautfarbe ist schwarzbraun, Arme und Beine lang, der Bauch vorhängend, die Augen klein und tiefliegend, die Nase oben eingedrückt, unten breit, der Mund gross, die Lippen dick, das Haar fein, oft wollig, schwarz, der Bartwuchs stark. Einzelne Stämme sind abstossend hässlich und machen mit ihrem behaarten Leib und ihren zum Greifen, besonders zum Klettern, geschickten Füssen einen affenartigen Eindruck. Allein die abschätzigsten Urteile über ihre Fähigkeiten beruhen auf Übertreibung und unrichtiger Verallgemeinerung. Richtig ist, dass sie die ekelhaftesten Dinge essen, zumal im Innern des Landes, das an Vegetation sehr arm ist und auch keine ausgiebige Jagd gewährt. Auch werden Feinde aus Hass und Kinder aus Liebe nicht selten gefressen. Die eigentümliche Waffe der Australier ist der Bumerang, ein gebogenes Wurfholz, das sie mit grosser Geschicklichkeit handhaben. So tief sie aber in ihrer Bildung stehen mögen, so haben sie doch nicht bloss ihre umständlichen Höflichkeitsformen, unter denen das Reiben der Nasen aneinander obenansteht, sondern lieben auch Lieder und Malereien, ja Gerland weist auf Anzeichen hin, die dafür sprechen, dass die Australier einst auf einer höheren geistigen Stufe standen [1]). Die Verfassung, wenn von einer solchen gesprochen werden kann, ist eine patriarchalische. Wer eine grosse Familie hat, aber auch wer sich durch Tapferkeit auszeichnet, ist Häuptling. Jede Familie hat ihr „Kobong", welches dem Totem der Indianer entspricht, ihr heiliges Tier, das kein Glied der Familie essen wird. Die Familie, bzw. der Stamm ist solidarisch verbunden, was namentlich für das Gesetz der Blutrache, welches allgemein gilt, von Wichtigkeit. Wie bei allen Ozeaniern findet sich auch hier eine Teilung der Bevölkerung in verschiedene Stände oder Kasten [2]). Stammes und Familienzeichen wurden auch bei der Tätowierung der Haut aufgetragen, welche Handlung bei einzelnen Stämmen mit religiöser Feierlichkeit vollzogen wurde.

Religion hat man früher etwa den Australiern ganz abgesprochen — mit Unrecht. Nur ist diese Religion „ganz ausgeartet, ganz zu Grunde gegangen in wilder, zusammenhangsloser, oft unglaublich abgeschmackter Dämonologie" [3]). Im Süden und Südosten ist die Verehrung des Himmelsgottes nachgewiesen, der

1) Vgl. Waitz-Gerland VI, 789. 796. — Über die hohe Gottesvorstellung und Sittlichkeit der Australier vgl. Andrew Lang a. a. O. S. 187 ff.; ferner Ed. Lehmann in Kultur d. Gegenwart I, III 1 (1906) S. 26.
2) Waitz-Gerland S. 789.
3) Ebenda VI, 796.

bei den einzelnen Stämmen verschiedene Namen trägt: Koyan oder Peiamei. Er wohnt im Himmel und hat Alles geschaffen, heisst deshalb auch Mahmam-mu-rok, „Allvater". Er ist leicht zum Zorne gereizt, man beschwichtigt ihn durch Tänze. Anderswo unterscheidet man zwei Brüder, den guten Baiamai (= Peiamei), der auf einer Insel im fernen Osten wohnt, den Schöpfer aller Dinge (welches Werk wieder von andern dem Sohne desselben, Burambin zugeschrieben wird), der im Februar durch Lieder und Tänze gefeiert wird, und seinen misslaunischen Bruder Dararwigal, der im Westen wohnt. Von diesem erzählt man u. a., er habe, da er sein Messer verloren, aus Ärger die Blattern dem Lande geschickt. Um ihn zu besänftigen, opferte man ihm ein neues Messer. Die Überlegenheit der Weissen spricht ein Mythus aus, welcher von dem Gott der Australier (Pungil) erzählt, er sei vom Gott der Weissen besiegt und gebunden in die Eingeweide der Erde hinabgestürzt worden. Durch den Regenbogen befruchtet der Himmelsgott die Erde. Die Sterne sind ein früheres Menschengeschlecht, das zuerst die Erde bewohnte, aber durch eine allgemeine Flut weggerafft wurde. Diese Sternengeister besuchen die Erde oft in Tiergestalt und wirken auf das Menschenleben ein. Im Osten weiss man von einem gigantischen Manne oder Gott Motogon, der die Erde durch Blasen gemacht habe — jetzt aber alt geworden sei und nichts mehr tue. Ähnliche mythische Sagen ohne rechten Zusammenhang gibt es noch manche. In Südaustralien wurden Sonne und Mond durch Tänze verehrt. Der Mond gilt als Gatte der Sonne, die ihren Mann jeden Monat tötet. Auch diese beiden bewohnten einst die Erde. Ausserdem gibts viele lokale Götter oder Geister, von denen der eine oder der andere mit schon genannten identisch sein mag, z. B. Nganno, ein grosser Fisch; Tarrotarro, eine Gottheit in Gestalt einer grossen Eidechse, welche die Geschlechter trennte, also den Unterschied von Mann und Weib einführte; Tarnda, ein göttliches Känguruh, welches die Menschen das Tätowieren lehrte; Jura, eine Riesenschlange, welche die Beschneidung vorschrieb und deren Unterlassung strafte; sie lebt im Strom der Milchstrasse. Der Orion ist eine Gruppe von Jägern, welche Kasuare und Känguruh jagen, die Plejaden sind Wurzeln grabende Mädchen.

In der im Erdinnern gedachten Unterwelt haust der Gott Cienga oder Kuinjo (im Norden Jumburbar), vielleicht gleich dem oben erwähnten Pungil, der gefrässige Todesgott mit gewaltigem Bauche. Von seinem Namen ist die Benennung des australischen Tabu: kuinjunda, abgeleitet, das somit auf ihn als Gott der Ordnungen und Satzungen, deren Verletzung er rächt, zurückzuführen ist. Er frisst die Seelen der Sterbenden. Der Todesgott heist auch Wandong, oder Potojan, der namentlich Kinder frisst, oder Wangul, welcher mit Vorliebe die Frauen verzehrt, besonders in der Auszehrung. Als Gott des finsteren Erdinnern

erscheint er nur nachts und fürchtet das Feuer. In dem Engländer Sir Oxley glaubten die Eingeborenen diesen Totengeist zu erkennen: sie warfen sich alle vor ihm nieder, einer aber warf einen Feuerbrand nach ihm.

Der Mensch wird von vielen kleinen Geistern belästigt, welche Ingna heissen. Es sind Spukgeister aller Art, welche u. a. auch das Alpdrücken verursachen. Solche Geister zünden das Feuer in den Vulkanen an, werfen glühende Steine in die Luft (Sternschnuppen?) usw. Man versichert sich gegen ihre schädlichen Einwirkungen, Krankheiten, Kriegs- und Reisegefahren durch Zaubermittel. Gewisse Leute verstehen sich auf die Kunst, die bösen Geister abzuwehren, oder auf den Hals zu laden. Diese Zauberer sind im Besitz des Steines der Weisen. Glänzende, durchsichtige Steine werden als zauberhaft angesehen. Der Zauberer aber soll einen solchen Stein im Magen tragen, aber Splitter desselben in die Adern der Leute bringen können, welche dann bezaubert sind. Die Heilung vor Krankheiten ist Entzauberung. Der Zauberer verfährt dabei so, dass er das kranke Glied zubindet, oder knetet, schlägt und tritt. Diese Manipulationen bedeuten zunächst Fesselung oder Misshandlung des bösen Geistes, konnten aber rationell und wohltätig angewendet werden, wie auch die ebenfalls beliebten kalten Waschungen, Aderlässe u. dgl. Der Aderlass wurde übrigens nur bei Männern angewandt und es durfte das Blut dabei nicht auf den Boden, sondern musste auf den Leib eines andern Mannes fliessen. Ganze Stämme hatten den Ruf zauberkundig zu sein und schön Wetter machen zu können.

Eigentlicher Kultus ist wenig vorhanden. Tempel gibts keine, dagegen heilige Örter und Hütten mit rohen Idolen. Religiöse Feste gab es, die mit Opfern und Tänzen begangen wurden. Von Menschenopfern hört man nicht viel. Die Stämme von Queensland versammelten sich alle zwei Jahre zu Beratungen. Dabei wurde ein Mädchen geopfert, um Pungil für die Beschlüsse der Versammlung günstig zu stimmen. Darin, dass dem Jüngling beim Übergang ins Mannesalter zwei Vorderzähne ausgebrochen wurden, welche dessen Mutter in einem Baumstamm verbirgt, sieht Réville ein Surrogat für früheres Menschenopfer. Zu den religiösen Satzungen, welche dem polynesischen Tabu entsprechen, gehört das Verbot für Knaben, Kasuar- und Känguruhfleisch zu essen, für Jünglinge, Blut, Mark und Eingeweide dieser Tiere zu geniessen; ferner die Namen Toter auszusprechen u. a. m.

Da der Tod als eine Wirkung böser Zauberei angesehen wurde, verfolgte man den mutmasslichen Urheber des Todesfalls. Damit der Abgeschiedene nicht zürne und es die Überlebenden entgelten lasse, wenn sie in der Trauer lässig seien, reisst man sich zum Zeichen der Betrübnis einen oder zwei Zähne aus, oder haut ein Fingergelenk ab, oder bringt sich sonst blutige Wunden bei. Dem Toten gibt man seine Waffe zerbrochen ins Grab mit und zündet auch über diesem längere Zeit ein Feuer an, dass die

Seele sich wärmen könne. Das Begraben ist das häufigste, doch kommt auch vor, dass man die Leichen in einen hohlen Baumstamm steckt oder auch mit Baumrinde überzieht und an einem hohen Baum aufhängt, unter welchem später ein Feuer angezündet wird, so dass die Leiche verbrennt. Auf alle Fälle wird der Bestattung hohe Wichtigkeit beigelegt: viele Spukgeister, die den Menschen quälen, sind Geister Verstorbener, die nicht regelrecht bestattet worden sind.

Die Toten leben selbstverständlich weiter. Die Seele ist der Atem des Menschen, welcher sich im Sterben vom Leibe ablöst. Aber dieser Hauch hat noch dieselben Glieder und Formen wie der Leib; daher der Australier dem getöteten Feind die rechte Hand abhaut, damit der Tote keinen Streich mehr gegen ihn führen könne. Ihren Aufenthalt betreffend kreuzen sich verschiedene Vorstellungen. Abgesehen von der Unterwelt, wo sie gewöhnlich weilen, hält man mancherorts dafür, dass sie noch eine Zeit lang über den Wipfeln der Bäume schweben und in vorübergehende Menschen herabfahren können. Nach einzelnen Stämmen gibts im fernen Westen eine geheimnisvolle Insel der Toten. In Neu Wales glaubt man eher, sie werden zu Wolken, die Vornehmsten unter ihnen zu Sternen. Mit der Meinung, dass die Abgeschiedenen in den lichten Regionen weilen, mag es zusammenhangen, dass man sehr oft in den weissen Ankömmlingen wiederkehrende Verstorbene zu sehen und sogar wiederzuerkennen glaubte. Jedenfalls schrieb man den Geistern lichtere Farbe zu.

2. Die Melanesier[1]).

In Melanesien (Neu Guinea, Salomonsinseln, Neu Hebriden, Fidschiinseln) sind der verbreitetste Stamm der Papua (papúwa, „kraushaarig"), im allgemeinen schwarzbraun, mit reichlichem, büschelartig vom Kopf abstehendem, schwarzem Haar und ebenso beschaffenem Bartwuchs, ebenfalls ein hässlicher Menschenschlag. Doch stehen diese Papua etwas höher als die Australier; sie sind aufgeweckter, neugieriger, unternehmender und trieben eifrig Küstenschiffahrt. Menschenfleisch wurde von ihnen mit Vorliebe gegessen, bis die Europäer ihnen diesen Genuss verwehrten. Namentlich fielen dieser Gier die nach den Inseln verschlagenen Schiffbrüchigen zum Opfer, die man als Geschenk des Meeres betrachtete. Völlige Missachtung des Menschenlebens zeigt auch die Unsitte, dass neugeborene Kinder in Masse getötet wurden und auch Alte und Kranke diesem Lose nicht entgingen. Auch mussten Witwen auf dem Grabe ihrer Männer das Leben lassen. Ausser solcher Grausamkeit sagt man den Melanesiern namentlich Habgier und Dieberei sowie Lügenhaftigkeit nach. Auch die Trägheit ist ihnen

1) Siehe Waitz-Gerland a. a. O. VI, 522 ff. — Réville a. a. O. II, 116 ff.

angeboren. Anderseits empfinden sie Vergnügen an Musik und einer kindlichen Poesie und bewiesen bei der Anfertigung ihrer Geräte nicht zu verachtende Geschicklichkeit und Geschmack.

Die Religion ist wenig einheitlich, sie zeigt sich von Insel zu Insel verschieden. Auf Neu Guinea und anderwärts herrscht Sonnenkultus. Der Hauptgott heisst dort Mangundi oder Konori; letzterer soll nach einem Mythus der Sohn des ersteren sein. Mangundi, der sich selbst verbrennt und immer wieder jung zum Vorschein kommt, ist die Sonne. Er soll den Morgenstern (Samperi) gefangen und von ihm eine wunderbare Nuss erhalten haben, welche er in den Schoss eines Mädchens herniederwarf, das darauf die Bewohner des Landes gebar, und sodann in einen Felsen verwandelt wurde. Konori habe die Bewohner von Neu Guinea viel gutes gelehrt; da sie aber seine Lehren nicht beherzigten, habe er sie schwarz und kraushaarig gemacht (offenbar ein junger Zug des Mythus) und sei davongegangen. Einst komme er wieder und bringe allen Menschen Glück. Andere Stämme begrüssen die aufgehende Sonne mit Liedern oder schwören bei ihr[1]). Die weissen Europäer wurden bei ihrer ersten Ankunft gewöhnlich für göttliche Wesen gehalten, indem die lichte Farbe an die himmlische Region erinnern mochte, nach Andern hätte man sie für Meergötter gehalten. Dass man von ihnen keine Speisen annahm, was ebenso aus Polynesien und Tasmanien berichtet ist, beweist das Vorhandensein der Tabu-Anschauung, wonach der Mensch nichts Göttliches berühren darf, ohne zu sterben.

Auf den Fidschi-Inseln ist der oberste Gott Ndengei, der an den polynesischen Tangaloa erinnert. Er ist halb Fels, halb Schlange, und immer heisshungrig. Er schickt seinen Diener aus, um Opfer zu holen, der aber zu seiner Betrübnis stets leer zurückkehrt, da er keinen Opferkult geniesst. Nach anderer Überlieferung steht sein Sohn vor der Höhle, wo er haust, um ihm alle Gebete zu vermitteln. Ndengei trägt die Welt auf seinem Rücken; wendet er sich um, so gibts Erdbeben. Er nimmt die Seelen der Verstorbenen zur Läuterung in sich auf — eine polynesische Vorstellung. Einer seiner Söhne oder Diener hat die Menschen das Feuer anzünden gelehrt. Er selbst hat die Götter und die Welt geschaffen, insonderheit auch das erste Menschenpaar aus den Eiern einer Habichtart hervorgebracht, doch erst, nachdem verschiedene Versuche misslungen waren. Er richtete auch eine grosse Flut an, um zwei seiner Enkel, die ihn durch Tötung seines Lieblingsvogels erzürnt hatten, zu ertränken. Aber sie retteten sich auf einem Kahn und wurden die Väter der Fischer und Kahnbauer. Nur acht Menschen wurden gerettet. Die Erde wurde von der Flut bedeckt. Ein kleines Vögelchen auf der Spitze des Berges der Insel Koro beweinte die untergegangene Welt.

Untergeordnete Götter sind die der Elemente, Berge,

1) Waitz-Gerland VI, 667.

Gewitter-, Windgottheiten u. dgl. Auch gibt es eine Menge Schutzgeister. Jeder Gott hat sein Lieblingstier, in dem er erscheint, z. B. Ndengei wird sichtbar als Schlange oder Aal. Daher hat auch jeder Fidschi-Insulaner sein Schutztier, von dem er nicht isst. Doch auch in Menschengestalt kann ein Gott erscheinen, und diese Erwägung hat der Anthropophagie Schranken gesetzt. Sonst liebten diese Götter Menschenopfer, von denen ihre Verehrer das Fleisch, sie selbst die Geister verzehrten. Der Schutzgeist eines Hauses wohnt oft auch in einem Bild, Korwar geheissen, das wie die afrikanischen Fetische verehrt und um Antwort gefragt wird. Sein Ja und Nein drückt er durch Bewegung aus.

Über den Tod haben die Melanesier eine ganz ähnliche Sage wie die Hottentotten und Kaffern: Der Mond (Ravula) wollte, dass der Mensch nur eine Zeit lang verschwinde, um dann, wie er selbst, wieder zu erscheinen. Aber die Ratte wollte, dass er sterbe wie die Ratten, und hat ihren Willen durchgesetzt. Beim Sterben entflieht die Seele aus dem Leibe, weshalb der Kranke sie zurückruft. Eine solche Seele schrieb man übrigens auch Tieren und Pflanzen, ja Gegenständen, Steinen, Werkzeugen zu, und eben deshalb scheint man solche Dinge zerbrochen ins Grab gelegt zu haben, damit deren Seele entbunden und der Menschenseele dienstbar werde. Als Ziel der abgeschiedenen Seelen gilt mancherorts ein Paradies im Westen und es fehlt nicht an Zeugnissen für eine moralische Vergeltung nach dem Tode.

Die guten Seelen kommen dorthin, wo man reichliche Nahrung und Wohlleben hat, die Diebe. Mörder, Ehebrecher in eine Hölle, wo sie hungern und darben[1]). Als Richter wird Ndengei genannt; doch ist sein Massstab keineswegs ein rein ethischer. Schlimm gehts z. B. den untätowierten Weibern — in Melanesien werden nämlich nur die Weiber tätowiert — und den Männern, die keinen Mann erschlagen haben. Und mehr als dieses Gericht fürchtet man die Nachstellungen, welchen die Seele bei ihren Wanderungen nach dem Tod ausgesetzt ist. Die Geister der unverheirateten Männer fängt Lewa-levu, „das grosse Weib", das auch sonst schönen Männern nachstellt, zerschmettert sie an einem Stein und frisst sie, oder dies tut Nangganangga, der auch Liebhaber von solchen ist: die andern Geister haben mit einer Keule gegen Samu und seine Brüder zu kämpfen; werden sie besiegt, so werden sie auch gefressen. Man begrub mit einem König etwa einen starken Mann, um ihm in diesem Kampfe beizustehen. Überhaupt wurden vor der Zeit der europäischen Oberherrschaft und Bekehrung der meisten Insulaner zum Christentum bei der Bestattung Vornehmer eine Menge Menschen, Frauen, Sklaven und Freunde getötet. Man nannte diese Opfer „das Gras um das

1) Waitz-Gerland VI, 673.

Grab zustopfen". Man glaubte, der Tote warte auf diese Begleiter, ehe er seine Wanderung antrete.

Auch auf diesen Inseln treiben die Zauberer ihr Wesen, die zugleich Ärzte und Wahrsager sind. Sie versetzen sich durch den Anblick eines schwingenden Gegenstandes in Ekstase und tun dann ihre Sprüche. Um Verbrecher zu entdecken, befragt man sie auch, wendet aber daneben eigentümliche Gottesgerichte an mit kochendem Wasser, Untertauchen u. dgl. m. Satzungen des Tabu, welches wir in Polynesien näher werden kennen lernen, sind auch in Melanesien in Kraft. Z. B. ist für die Weiber die Speise der Männer Tabu, d. h. unberührbar, weshalb sie nicht mit diesen essen dürfen; die Tiere, in welchen der Schutzgeist des Einzelnen verkörpert ist, sind für ihn ebenfalls unantastbar. Der Kopf jedes Menschen ist Tabu. Aber die Vornehmen, welche auch hier wie in Polynesien hohe Vorrechte haben, sind in höherem Masse mit Tabu ausgestattet. Besonders merkwürdig sind auf diesen Inseln die Vorrechte der vasu, d. h. Neffen; so heisst jeder Mann, dessen Mutter ein Glied der Häuptlingsfamilie eines anderen Stammes ist. Ein solcher hat das Recht, sich im Lande zu nehmen was er will, ausgenommen sind nur Weiber, Häuser und Grundbesitz des Häuptlings.

3. Die Mikronesier[1]).

In Mikronesien, d. h. auf den Marianen-, Karolinen- und Marschallinseln, auf denen der Ralik- und Ratakreihe und den Gilbertsinseln, sind Malajen, Papua und Polynesier gemischt. Die Hautfarbe ist in der Regel kastanienbraun. Männer und Frauen sind tätowiert, doch nicht im Gesicht; die vornehmern mehr als die gemeinen; denn auch hier sind die Stände stark unterschieden. Eigentümliche Gewohnheit ist das beständige Betelkauen. Wie übrigens auch in Melanesien herrscht die bei den Australiern erwähnte Form sich zu begrüssen. Anthropophagie hat man hier nicht gefunden, was dem malajischen Einfluss zu danken sein mag.

Die Religion[2]) ist nicht sehr ausgebildet, wenn auch etwas entwickelter als in Melanesien. Der Ahnendienst hat die Göttermythen in den Hintergrund gedrängt. Doch fehlt es an solchen nicht. Auf den Marianeninseln kennt man einen Gott Puntan, der als erfindungsreicher Mann vor Erschaffung des Himmels und der Erde im öden Weltraum lebte und als er starb, seiner Schwester den Auftrag gab, aus seiner Brust und Schultern den Himmel und die Erde, aus seinen Augen Sonne und Mond, aus seinen Brauen den Regenbogen anzufertigen. Dieser mit der Zeit menschlich gefasste Riese, dessen Leichnam die Welt darstellt, scheint kein

1) Siehe Waitz-Gerland a. a. O. V, 37 ff. — Réville a. a. O. II, 133 ff.

2) Vgl. Waitz-Gerland V, 2, 134 ff. — Réville III, 137 ff.

anderer als der polynesische Gott Tangaloa, welcher ebenfalls in der ewigen Nacht, dem Chaos wohnt und Himmel und Erde wie die Gestirne geschaffen hat. Derselbe Gott begegnet uns auf den Karolinen und den Marschallinseln weniger vermenschlicht unter der Benennung Aliulep oder Eliulep, d. h. „grosser Geist", oder „mächtiger Wind" Der Wind wird eben als Odem des Gottes gefasst. Nach einem karolinischen Mythus war Eliulep der Sohn des Götterpaars Sabakur und Halmelul; deren Tochter war Ligobud: nach einem andern war Eliulep selber der Urgott. Auf Tobi heisst der Hauptgott Jarris. Er trägt die Erde auf seinem Rücken; bewegt er sich, so gibts Erdbeben; schilt er, so donnerts, daher man sich beim Donnern ängstlich stille verhält. Man kennt auch böse, meist unterirdische Gottheiten, einen Todesgott Erigiregers, der den Tod unter die Menschen gebracht hat, die früher nur den Schlaf kannten, und Morogrog, der wegen schlimmen Verhaltens aus dem Himmel vertrieben wurde und den Menschen das Feuer auf die Erde brachte. — Die Götter lieben es Tiergestalt anzunehmen, besonders der Haifisch ist (wie in Polynesien) heilig.

Diese alte Naturreligion ist aber stark vom Geisterdienst oder Ahnenkult überwuchert worden. Man rief diese Ahnengeister, wie die Geister überhaupt Anti genannt, in der Not an, man brachte ihnen Opferspenden; die Schädel der Verstorbenen behielt man als Schutzmittel im Hause und trug sie auch in den Kampf; doch konnten sie auch schädlich und gefährlich sein, daher man Nachts nicht auszugehen liebte. Auf den Karolinen hiessen die Seelen, die man verehrte, tahu-tup oder tautup; besonders den Kinderseelen zollte man Verehrung. Die Ahnengeister gehen häufig in ein Tier über, das dann den Nachkommen heilig ist, daher sie z. B. das Essen der Taube oder des Huhns vermeiden. Auch die Europäer wurden häufig als wiederkehrende Geister geehrt.

Als Aufenthaltsort der Toten kennt man auf den Marianen ein Paradies, wo es Früchte im Überfluss gibt, und eine entsprechende Hölle; beide liegen unter der Erde. Als Beweggrund für die Scheidung erscheinen moralische und andere Motive. Der böse Geist, der in der Hölle herrscht, wird Aniti genannt, was aber nur eine andere Form von Anti. Anderswo (auf Tobi) weiss man von einem Geisterreich jenseits des Meeres, weshalb man die Leichen, auch lebensschwache Greise, auf einem Kahn ins Meer hinausstösst. Die Geister gehören übrigens sämtlich den beiden ersten Ständen an, die Unfreien haben keine Seele. Damit hängt zusammen, dass auch hier der Begriff des Tabu Geltung hat, z. B. im Essen und Trinken.

Gewisse Genüsse wie das Trinken des berauschenden Kawa und stellenweise das Essen der Kokosnuss waren dem gemeinen Volke verboten; umgekehrt durften auf den Marianen die Vornehmen keine Aale essen. Gewisse Bäume waren dem profanen Gebrauch entzogen, gewisse Plätze durften von gewissen Leuten

nicht betreten, gewisse Wörter in der Unterhaltung mit Weibern nicht gebraucht werden. Um ein Tabu aufzuheben, z. B. ein geweihtes Schiff wieder zum gewöhnlichen Gebrauche tauglich zu machen, dazu waren umständliche Zeremonien nötig, durch welche der Gott, der davon Besitz ergriffen hatte, veranlasst wurde, sich davon zurückzuziehen.

Wie die Polynesier hatten auch die Bewohner der Marianen einen in besonderem Mass von den Göttern geweihten und beschützten Orden. Die dazu Gehörigen hiessen Ulitao. Sie besassen auf allen Inseln Häuser und genossen das Vorrecht, mit den Mädchen der Vornehmen Umgang zu haben, was deren Ehre in keiner Weise beeinträchtigte. Ihr Abzeichen waren hohle mit Baumrinde umzogene und mit Quasten verzierte Stäbe. Sie hatten eine eigene Sprache und besondere Lieder. Politisch war ihr Einfluss gross und sie wehrten sich mit Energie gegen die Spanier und das Christentum.

Die Mikronesier hatten nur zum Teil Tempel, morai genannt, offenbar das polynesische marae, und Priester, welche während ihrer Amtshandlungen von der Gottheit erfüllt sein und diese selbst darstellen sollten, ausserdem Zauberer, welche namentlich den Regen herbeiriefen. Auch Priesterinnen oder Wahrsagerinnen kommen vor. Feste wurden regelmässig dem Gotte des Jahresertrags gefeiert.

4. Die Polynesier[1]).

Polynesien umfasst die Tonga- oder Freundschaftsinseln, die Samoa- oder Schifferinseln, die Tokelau- oder Unions-Inseln, die Hervey- oder Cooks-Inseln, die Gesellschaftsinseln (Tahiti), die Paumotu- oder Niedrigen Inseln, im Norden die Marquesas- und die Sandwichinseln (Hawaii), im Süden Neuseeland. Bekannt wurden diese Inseln den Europäern meist erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Sie sind zum Teil sehr fruchtbar und tragen namentlich den Brotbaum, hatten aber wenig Tiere, fast nur Ratten, Schweinchen und Hunde. Die Menschenrasse ist hier einheitlicher, wenn sie auch von Archipel zu Archipel Variationen aufweist. Die Verwandtschaft mit den Malajen ist einleuchtend und manches spricht dafür, dass diese Insulaner von Westen, von Celebes hergekommen sind und immer weiter östlich bis zu den Osterinseln sich hinauswagten; sie scheinen auch eine Ahnung von einem grossen Land im Osten (Amerika) besessen zu haben. Der polynesische Menschenschlag ist ziemlich wohlgefällig, die Glieder sind proportioniert, die Formen weich, Arme und Beine etwas schwach und zart. Die Hautfarbe ist sehr verschieden, besonders nach dem Stand, die der Vornehmern heller; die durchschnittliche Färbung ist hellbraun bis dunkelbraun mit Stich ins Gelbe, oliven-

1) Siehe Waitz-Gerland a. a. O. VI, S. 1 ff. — Réville a. a O. II, S. 1 ff.

farbig. Die Haare sind schwarz, gekräuselt; die Augen klein und schwarz, die Zähne schön, die Nase oben etwas eingedrückt, die Ohren gross, die Schädel hoch, pyramidal, Stirne und Hinterkopf glatt. Man hat die Malajo-Polynesier Hypsistocephalen genannt. Diese Anlage des Kopfes wird noch durch Drücken des Neugeborenen nach dieser Richtung übertrieben. Starke Beleibtheit gehört im allgemeinen auch zu diesem Typus, besonders bei den Frauen. Die Leute sind verhältnismässig aufgeweckt, neugierig, fröhlich, unternehmend, wie schon der Umstand beweist, dass sie sich auf ihren Kähnen so weit ins Weltmeer hinausgewagt haben. Anderseits fehlt auch hier die Trägheit nicht, die sich leicht einer wenig zivilisierten insularen Bevölkerung bemächtigt. Über ihre Begehrlichkeit, Dieberei, Unwahrhaftigkeit liesse sich ähnliches sagen wie bei den Mikronesiern. Die Weiber werden trotz ihrer tieferen Kaste nicht schlecht behandelt und bleiben in der Regel ihren Gatten treu; an den schlimmsten Ausschweifungen der Mädchen freilich sieht man nichts tadelnswertes; an weiblichem Schamgefühl gebricht es gänzlich und die geringe Fruchtbarkeit der Frauen hängt damit zusammen. Polygamie war allgemein. Eigenartig ist die Blutsfreundschaft, wobei man den Namen tauscht und auch sein Weib dem Freunde überlässt. Verwandte durften sich nicht heiraten. Liebe zu den Eltern und Kindern äussert sich fast durchgängig, was nicht ausschliesst, dass man ohne Scheu einen grossen Teil der Neugeborenen, namentlich der Mädchen, tötete. Besonders schlimm war diese Unsitte auf Tahiti und Hawaii. An ersterem Ort wurden zwei Drittel aller Kinder, hauptsächlich Mädchen, umgebracht. Die ersten drei Kinder, zumal Zwillinge, tötete man immer und mehr als zwei oder drei zog niemand auf. Namentlich mussten Kinder aus einer Mischehe dieses Los erdulden. Auch Menschenfresserei war sehr verbreitet. Man zehrte erschlagene Feinde auf, dagegen nicht Angehörige des eigenen Stammes; auch bei den Opferfesten wurden die den Göttern dargebrachten Unglücklichen von den Menschen gefressen. Man gewann solche Opfer durch Streifzüge in Feindesland. Das Fleisch der Europäer wurde verschmäht. Bei der Entdeckung der Inseln war der Kannibalismus schon im Abnehmen, den Missionaren gelang es, ihn gänzlich auszurotten.

Eine besondere Wichtigkeit legte man auch hier dem Tätowieren bei. Dasselbe geschah mit dem Russ oder der Kohle einer gewissen Nuss, die man verbrannte; mittelst Einschnitten brachte man dieses tiefe, später bläuliche Schwarz unter die Haut. Die schmerzhafte Operation wurde vom Priester vollzogen und von Gesängen seiner Mitpriester begleitet. Man tätowierte beim Eintritt ins mannbare Alter, setzte aber die angreifende Bemalung später fort. Die Vornehmen waren am meisten tätowiert, die Weiber weniger. Nur der Tui Tonga, der „Herrscher der Tonga-Inseln", blieb von dieser Verzierung ganz frei. Die Zeichnungen bieten ausser gewissen Linien häufig Tierfiguren, nament-

lich Eidechsen, Schlangen, Fische, Vögel. In Neuseeland heisst die Tätowierung selbst moko, d. h. Eidechse. Unverkennbar sind es heilige Tierfiguren, welche dem menschlichen Leibe aufgeprägt werden. Er wird damit einer Gottheit geweiht, speziell derjenigen, die seinen Schutzgeist bildet. Daher geschieht die erste Bemalung in dem Augenblick, wo der Mensch mündig wird. Der in der Operation befindliche ist Tabu; denn er ist von dem Gotte berührt, der in ihn einzieht. Der Tuitonga aber hat solches nicht nötig, weil er an sich die Gottheit für den Stamm darstellt. Die wenig oder gar nicht Tätowierten sind minder heilig[1]). Vielfach ist freilich später diese Bedeutung der Tätowierung von den Eingeborenen selbst nicht mehr verstanden worden. Jetzt ist sie unter dem Einfluss der christlichen Mission, die sie um der damit verbundenen heidnischen Vorstellungen und Unsitten willen bekämfte, fast ganz verschwunden[2]).

Die Polynesier wie die meisten an den Küsten oder auf kleinen Inseln wohnenden Ozeanier fühlen sich fast ebenso heimisch im Wasser als auf dem Land; die kleinen Kinder schwimmen fast ehe sie gehen können. Auch die Frauen leisten darin grosses. Auch haben sie tüchtige, lange Kähne bauen gelernt und zeigten sich in der Schiffahrt ebenso geschickt wie im Bau von Wohnungen und in der Anfertigung von Werkzeugen und Schmucksachen. Selbst in der Chirurgie waren sie erfahren und führten z. B. die Trepanation mit ihren unvollkommenen Instrumenten aus. Tanz und Musik lieben sie leidenschaftlich, wiewohl ihre Trommeln, mit der Nase gespielten Flöten und Muschelinstrumente nur ein sehr primitives Orchester bildeten. Auch beachtenswerte poetische Produkte liegen vor, welche beweisen, dass es an tiefern Regungen des Gemütes diesen Völkerschaften nicht gebricht. Allein dass sie aus eigener Kraft sich gedeihlich entwickelt und auf eine höhere Stufe erhoben hätten, war trotz ihrer nicht geringen Fähigkeiten nicht möglich. Schon ehe die Europäer kamen, war diese Bevölkerung im Niedergang begriffen in Folge der grassierenden Kriege, der Kindermörderei, der Degradation der Mädchen und ähnlicher Krebsschäden. Auch der bei Wilden sonst seltene Selbstmord war häufig. Zu diesen Feinden kamen freilich durch die Europäer noch neue: Trunksucht, Syphilis, Pocken. Doch hat das Christentum manche Schäden beseitigt, und auf einigen Inseln (Sandwich) nimmt die sonst schwindende eingeborene Bevölkerung wieder zu.

Die Religion der Polynesier hat dem geistig geweckten Sinne dieses Stammes gemäss eine reiche Mythologie aufzuweisen, die sich freilich in den voneinander abgeschlossenen Inselgebieten sehr verschieden gestaltete. Gemeinsam ist ihnen der Gott, der in

1) Der religiöse Charakter des Brauchs erhellt auch daraus, dass man auf einer Insel die Europäer gewaltsam tätowieren wollte, auf einer andern sich dagegen sträubte, ihnen diesen heiligen Schmuck beizubringen.

2) Über die in Polynesien allgemein übliche Beschneidung der Knaben siehe Waitz-Gerland VI, 28.

der Regel die herrschende Stellung einnimmt und unverkennbar der oberste Gott aller dieser Völkerschaften war. Er heisst Tangaloa (auf Tongo, Samoa) oder Tangaroa (Neuseeland) oder Taaroa (Tahiti) und ist eigentlich der Himmelsgott und Vater der Götter wie Bereiter der Erde und der Menschen. Er wohnt im höchsten Himmel. Häufig wird er in Gestalt eines Vogels gedacht, da der Sturmwind, welcher zu diesem himmlischen Gotte gehört, Flügel hat. Ebenso hat er Beziehungen zur Sonne, ohne mit ihr identisch zu sein. Die Sonne wird für sein linkes Auge gehalten, in welchem nach der landläufigen Anschauung allerdings die Seele sitzt. Aber der Gott ist umfassender. Er ist auch (vgl. Varuna der Inder) auf manchen Inseln Meergott geworden, da das klare blaue Meer als Spiegel des Himmels und dieser selber als ein Ozean sich dem kindlichen Auge darstellte. Glaubten doch die Eingeborenen, die Schiffe der Europäer seien aus den Wolken gekommen und hätten den Donner mitgebracht. Als Meergott war er von Schiffern und Fischern besonders geachtet; dann auch von den Zimmerleuten, da diese vor allem Schiffe zu zimmern hatten.

Tangaloa gilt als Erbauer der Welt. Vom Schweisse, den er bei dieser Arbeit vergoss, ist das Meer so salzig geworden. Er machte die Gestirne, die Inseln, die er aus der Tiefe fischte, wobei die Angelschnur zerriss, weshalb nicht ein ganzes Land, sondern nur Bruchstücke (Inseln) heraufkamen. Mit seiner Gattin, einem grossen Felsen namens O-te-papa, erzeugte er nach einem Mythus die Gestirne und Untergötter, von denen dann die Menschen abstammen. Nach einem andern Mythus (Gesellschaftsinseln, Tahiti) war Tangaloa, der Riesenvogel, seit ewigen Zeiten in ein Riesenei eingeschlossen, das er zerbrach; die Eierschalen sind das Himmelsgewölbe und die Erde. Die Enstehung der Menschen wird auch auf mannigfache Weise erzählt. Z. B. es seien die Menschen aus rotem Ton geformt worden (wie bei den Rothäuten), und hätten ursprünglich Ton gegessen. Ein Mann bat den Gott (Tangaloa), ihn in einen Fruchtbaum zu verwandeln, da sein einziger Sohn diese schwere Speise nicht ertragen konnte. Tangaloa verwandelte ihn zum Brotbaum.

Eigenartig ist der neuseeländische Schöpfungsmythus. Die Maori erzählen nach Grey[1]): Anfangs waren Rangi (Himmel, eigentlich = Tangaroa, der aber bei den Neuseeländern zum Meergott herabgesunken und nicht mehr über den Göttern emporragt) und Papa (Erde) ein verliebtes, sich umfassendes Ehepaar, das alle Wesen erzeugte, welche jedoch im Dunkeln sich befanden, weil jene beiden sich so dicht umschlossen hielten. Ihre Kinder ratschlagten, wie sie ans Licht kommen könnten. Tumatauenga, der schreckliche, wollte die Eltern töten; aber Tane-mahuta, der Vater der Wälder, schlug vor, sie zu trennen. Alle waren einverstanden ausser Tawhiri-matea, Vater der Winde und

1) George Grey, Polynesian Mythology, Lond. 1855, p. 1—15.

Stürme. Lag ihm doch nichts am Lichte, da er Tag und Nacht bläst. Er liebte die Eltern mehr als seine Brüder. Seine fünf Brüder[1]) machten vergebliche Anstrengungen, das Elternpaar zu trennen, bis es endlich dem Tane-mahuta gelang, indem er den Kopf gegen die Mutter Erde, die Beine gegen den Vater Himmel stemmte. So stiess er letzteren weit in die Höhe und es wurde hell. Wenn fortan der Himmel sich der Erde nähern will, stossen ihn jene Beine (die hochragenden Baumstämme der Wälder des Horizonts) zurück. Doch lieben sich die beiden Gatten noch. Der Himmel weint in seinem Trennungsschmerz Tautropfen, die Erde sendet ihre Wohlgerüche gen Himmel. Allein Tawhiri-matea will seine Eltern rächen; er schickt seine vier Söhne nach den vier Himmelsgegenden. Es sind die vier Winde, welche verheerend gegen Wald und Meer blasen und Wetterwolken daherbringen. Vor Schrecken entfloh der Meergott aus seinem Gebiet, nur ein Teil seiner Kreaturen blieb darin, die Fische; die andern flüchteten sich aufs Land und wurden Reptilien. Auch der Meer- und Waldgott entzweien sich, da dieser dem Tumatauenga, dem Vater der mutigen Männer Holz für Kähne, Lanzen und Fischzeug liefert, womit die Brut des Meeres gefangen wird. Der Meergott rächt sich dafür an den Menschen, indem er die Schiffer zu verschlingen trachtet. Der Windgott richtete seine Wut auch gegen die Pflanzen, welche daher die Mutter Erde mitleidig in ihren Schoss aufnahm. Sieger bleibt schliesslich Tumatauenga, der Vater der mutigen Männer, wecher das Gebiet des Wald- und Meergottes wie das der Pflanzenwelt ausbeutet. Nur den Windgott kann er sich nicht untertan machen. Er lehrte die Menschen Zauberformeln, mit welchen sie den Wald- oder Meergott beschwören, übrigens auch gutes Wetter und günstigen Wind sich erbitten können.

Der eigentliche Held des polynesischen Mythus aber ist Maui, der Sonnengott, von welchem erklärlicherweise auch solches ausgesagt wird, was sonst dem Himmelsgott zukommt. Er hat z. B. die Inseln aus der Tiefe gefischt und in Gestalt eines Vogels einen Wurm zerpickt, aus welchem zwei Menschen entstanden. Er trägt, was auch von Tangaloa gesagt wird, die Erde auf seinem Rücken; wendet er sich um, so gibts Erdbeben. Er schleppt sein Weib Papa durchs Wasser, wovon die felsigen Eilande entstehen usw. Namentlich aber werden allerlei Heldentaten von Maui erzählt, wie von anderen Sonnenheroen, Gilgameš, Herakles usw. Z. B. fängt er die Sonne in einem Netz oder mit einem Strick und zwingt sie, langsamer zu laufen[2]). Besonders auf Neuseeland ist dieser Mythus ausgebildet, wo Maui am meisten vermenschlicht erscheint. Er kämpft besonders mit dem zauberkräftigen Kinnbacken einer Ahnmutter, der menschenfressenden

1) Zu ihnen gehört ein Vater der Kulturpflanzen, einer der wilden Pflanzen, einer der Reptilien und Fische.

2) Dass der Sonnenheld vom Gestirn unterschieden wird, kann nicht befremden, da auch anderwärts dasselbe stattfindet.

Muriranga-Wenua (Hinter-Himmel und -Erde). Dieser Kinnbacken, mit seinem eigenen Blut bestrichen (Felsklippen im Morgenrot?), ist auch sein Köder, an welchem er Neuseeland, den „Fisch des Maui", aus der Tiefe emporzieht. Maui hat das Feuer auf die Erde gebracht. Er erhielt dasselbe von einer andern Ahnfrau, deren Nägel er verlangte, da durch Reibung derselben Flammen entstanden. Da er zuletzt alle ihre Nägel wollte, wurde die Alte böse und schoss ihm alle Flammen ihres Leibes nach (Abendsonne?). Dabei sind einige Funken in die Bäume gefahren, aus deren Holz man jetzt Feuer gewinnt. Maui bezwingt auch die Winde und reitet auf ihnen, nur den Westwind vermochte er nicht zu packen. Zuweilen konnte er ihn beinahe greifen; dann flüchtete sich derselbe in seine Höhle, bis Maui fort war. Deshalb weht gewöhnlich der Westwind und pausiert nur auf kurze Zeit.

Von der Kindheit des Maui erzählen die Neuseeländer: Seine Mutter warf ihn als Frühgeburt in eine ihrer Haarlocken gewickelt ins Meer. Aber sein Ahnherr Rangi (Himmel) beschirmte ihn, und nachdem er lang auf dem Meer umhergetrieben worden, landete er an einer Insel. Seine Mutter erkannte ihn und liess den schön gewachsenen in ihrem Bette schlafen zum Ärger seiner Brüder. Diese Mutter (die Nacht) enteilte immer vor Tagesanbruch aus der Hütte und kam erst abends wieder. Maui folgte ihr eines Tages und bemerkte, dass sie im Dickicht verschwand; als Vögelchen flog er ihr nach und entdeckte so den Eingang zu einer unterirdischen Grotte, wo er auch seinen Vater findet und von ihm getauft wird. Von dort kehrte er als gewaltiger Zauberer zurück. Sein Ende ist wie das anderer Sonnenhelden ein tragisches. Er hörte, im fernen Westen gebe es noch eine Ahnfrau von ihm, die mit offenem Munde schlafe (der nächtliche Abgrund), indem ihre Augen blitzend durch die Nacht leuchten. Die Menschen verschwänden in ihrem Rachen und kehrten nie zurück. Er wollte die Sache erkunden und die Todesgöttin bezwingen. Auf den Wunsch der Singvögel nahm er sie auf seinem Zuge mit, schärfte ihnen aber ein nicht zu lachen, wenn er in jenen Rachen hinabsteige. Allein der kleine Vogel tiwikawaka (der bei Sonnenuntergang fröhlich singt) konnte sich nicht enthalten laut aufzulachen, als er hinunterstieg. Die Alte erwachte, spürte den fremden Körper zwischen den Zähnen und zermalmte ihn. — In seinen Mitteln ist übrigens Maui wenig wählerisch; wenn nur der Erfolg ihn krönt, ist der Erzähler befriedigt. Auch wird er nicht als eigentlicher Gott im Kultus verehrt.

Ist Maui der Sonnengott, so wird auch der Mond personifiziert unter dem Namen Hina (Tahiti, Sandwich), eine Frau mit weissen Haaren, oder Ma'ina, Masina (Samoa). Sie ist Tochter des Tangaroa. Bei Sonnen- und Mondfinsternissen hielt man die Gestirne für bezaubert und lief mit Opfern nach den Tempeln. Erzählt wird, der Mond sei einst während einer Hungersnot in Form einer Brotbaumfrucht (Sichel) aufgegangen, während Sina mit ihrem

Kind auf dem Felde arbeitete. Sie rief ihm zornig zu: Warum steigst du nicht auf die Erde herab, dass ich und mein Kind von dir essen könnten? Da kam er ärgerlich herunter und nahm sie samt Kind und Werkzeug zu sich herauf, wo man sie noch (in den Mondflecken) sieht.

Die Nacht heisst Po; so wird auch der finstere Abgrund unter der Erde genannt, wo die Toten weilen und die Todesgötter. Die mythische Insel, wo solche wohnen, heisst Pu-lotu, d. h. Mitte von Po. Dorthin begeben sich die Toten, um von den Göttern gefressen zu werden. — Auch die Sterne oder Sternbilder waren personifiziert. Ein Luftgott Rehua wohnt bei Tangaloa im obersten Himmel und weiss alle Dinge. Ein Sohn dieses Rehua wird durch einen Unfall getötet und rötet mit seinem Blut den Abendhimmel. Wenn der Hof des Rehua schmutzig, d. h. bewölkt ist, so reinigt ihn Maui. Der Regenbogen ist der Weg, auf dem die Götter zur Erde hinab und wieder zum Himmel hinaufsteigen.

Ausserdem gibt es noch zahlreiche Lokalgötter, welche Winde, Vulkane, Berge, Felsen usw. beleben. Kriegsgott war z. B. Tairi (auf Hawaii), von dem ein hässliches Bild in die Schlacht getragen wurde. Der Gott des Landbaues auf Tahiti ist Ofanu, auf den Tongainseln Alo-Alo (d. h. „Wanner"), ein Wind- und Erntegott. Auf den Sandwichinseln (Hawaii) wird ein Gott Lono besonders verehrt, auf Tahiti Roo, auf Neuseeland Rongo. Der letztere, welcher auch in Mikronesien zu Hause ist, wird als Regengott anzusehen sein. Die beiden andern sind seine Doppelgänger, Wind-, Sturm-, Meer- und Kriegsgötter. Auf Hawaii ist die Göttin des dortigen Vulkans, namens Pele, gefürchtet. Eigenartig ist der Naturmythus von Tamapuaa, d. h. „Sohn des Schweins". Dieser machte der Göttin den Hof, welche viele Liebhaber hat; sie wies ihn aber ab. Er rächte sich, indem er ihren Krater mit Wasser füllte. Allein Pele schluckte alles und warf ihn zuletzt ins Meer. Dieser Tamapuaa, halb Mensch, halb Schwein, dabei riesengross, entspricht einer mächtigen Wolke, welche um den Vulkan sich lagert, und von diesem scheinbar abgestossen, wenn der Wind sie in Bewegung setzt, ihre Regenströme in den Krater ergiesst, schliesslich aber doch weichen muss und über dem Meere vergeht.

Sammelname für diese vielen Götter war atua (von atu, Herr); man nannte sie auch „die himmlische Familie"; diese schloss übrigens auch tiergestaltige Wesen in sich, und sittliche Heiligkeit war keines ihrer Merkmale, denn den Göttern werden arge Unsittlichkeiten zugeschrieben[1]). An die grossen Götter wandte man sich in der Regel nur in grosser Not oder bei grossen Festen zu ihren Ehren. Im gewöhnlichen Leben hielt man sich an die kleinen Götter oder Schutzgeister, welche Tiki hiessen. So nannte man

1) Merkwürdigerweise findet sich hier überall auch die Sage von einer grossen Weltflut, welche ein Gott im Zorn anrichtete, und aus welcher nur wenige Menschen, etwa ein Paar, entrannen. Siehe verschiedene Versionen bei Waitz-Gerland VI, 270 ff.

namentlich den in einem Tier verkörperten Schutzgeist jedes Einzelnen, von dessen Tier zu essen man sich hütete, da man sich dadurch schwere Krankheiten zuzuziehen fürchtete. Dass die ersten zum Christentum Bekehrten ihre Tiki aufassen, ohne Schaden zu nehmen, machte grossen Eindruck. Im übrigen schrieb man den Tiki allerlei Spuk zu. Sie galten als incubi und auch als Vampire, welche den Schlafenden das Blut aussaugten.

Von religiösen Gebräuchen ist das Volksleben ganz durchzogen und beherrscht. Denn hier gilt in besonders starkem Grad und feinster Ausbildung das in ganz Ozeanien nachweisbare Gesetz des Tabu, welches die Sphäre der Götter streng von derjenigen der Menschen, und ebenso die der göttlich geadelten Menschen von der des gemeinen Volkes scheidet. Das Wort tabu[1]) bedeutet: „stark bezeichnet“[2]). Es geht auf solche Gegenstände, die als der göttlichen Sphäre zugehörig bezeichnet sind: die sind unantastbar. So die Opfer, die Tempel (Marae), die Priester, die Könige und Angehörigen der vornehmen Geschlechter; ausserdem zahllose Einzelheiten.

Tabu waren z. B. gewisse Beeren eines Strauches, die eine Göttin besonders liebte; ebenso für jeden das Tier seines Schutzgeistes (tiki). Tabu waren auch die Kranken als Besessene, weshalb man sie aus den Wohnungen wegschaffte; ebenso die Leichen, die man darum nur von alten Frauen bestatten liess um welche es nicht schade war, wenn die Rache des Gottes sie traf. Auch die neugeborenen Kinder waren tabu, wenn man sie nicht gleich in der ersten Viertelstunde umgebracht hatte, und mussten enttabuiert werden. Wie wirs schon anderswo fanden, war für die Frauen die Nahrung der Männer tabu; sie durften also nicht mit diesen essen; auch bei den leckern Mahlzeiten von Menschenfleisch war ihnen verboten mitzuhalten, sie bekamen überhaupt nicht viel Fleisch. Diese Satzungen bildeten schroffe soziale Schranken zwischen den Ständen wie den beiden Geschlechtern, und man hat schon fälschlich gemeint, sie seien mit eigennütziger Willkür zur Begründung von Standesvorrechten überhaupt ausgedacht worden. Allein so oft auch die Priester und Vornehmen sie ausbeuteten, so beruhen sie doch auf wirklichem, ursprünglich allgemeinem Aberglauben, der sich scheute das Gebiet der höhern Mächte anzutasten. Für selbstsüchtige Zwecke liess sich freilich dieser Aberglaube leicht missbrauchen; doch konnten auch rationelle Verordnungen durch das Tabu am besten geschützt

---

1) Zum Wort und Begriff sind in mancher Hinsicht zu vergleichen das hebr. kādôsch und das arab. haram. Doch ist es verwirrend, wenn Robertson Smith und Frazer auf semitischem Boden geradezu von „Tabu“ sprechen. Der Ideenzusammenhang ist hier und dort doch ein recht verschiedener!

2) ta ist Zeichen des Superlativs, bu oder pu = bezeichnet, angezeichnet. Vgl. zu dem Begriff Waitz-Gerland VI, 343 ff. Réville II, 55 ff. Frazer, Art. Taboo in der Enc. Brit.

werden, ganz wie an der Goldküste durch den Fetisch[1]). Z. B. tabuierte man Felder, auf denen die Ernte stand samt den Schnittern, die dann nicht fort konnten, bis die Arbeit getan war, ebenso Fischereien, abgetretenes Land, das man schützen wollte u. s. f.

Die menschliche Gesellschaft bildet nach dieser Gesamtanschauung mit den Göttern zusammen eine grosse Stufenleiter, welche an den Brahmanismus erinnert. Die oberste Stufe nehmen die Götter ein, dann folgen die Könige, darauf die Priester, die Vornehmen verschiedenen Ranges; zuletzt kommt, durch weiten Abstand von den Höheren getrennt, das gemeine Volk, zu unterst dessen Weiber. Je höher man steigt, desto mehr findet man den Betreffenden den Charakter des Tabu aufgeprägt. Die Fürsten waren durch dasselbe ganz abgeschlossen, auf Tahiti so sehr, dass man sie auf den Schultern trug, damit sie den Boden nicht tabuisierten. Der Tabu ist nämlich mitteilbar oder ansteckend, wie bei den Hebräern der levitische Heiligkeitscharakter[2]). Vielfach wurden auch Männer, besonders Vornehme, von den Frauen mit einer Art Löffel förmlich gefüttert, damit sie die Speise nicht anrührten und damit für die andern ungeniessbar machten. Die Leute, welche selber Tabu waren, durften die Tabudinge berühren, aber was sie anrührten, wurde dadurch Tabu. Das Gegenteil von tabu ist noa (hebräisch chōl). Könige und Priester können etwas für Tabu erklären, was gewöhnlich auf eine begrenzte Zeit geschieht; umgekehrt können aber Höherstehende ein von Untergebenen ausgesprochenes Tabu entfernen oder die Dauer seiner Giltigkeit verkürzen. Sonst sind priesterliche Zeremonien (Waschungen, Opfer) notwendig, um ein Tabu zu lösen. Z. B. das neugeborene Kind war Tabu und wurde durch den Priester mittelst einer Art von Taufe (Besprengung mit Wasser oder Eintauchen) enttabuiert. Die offenkundige Verletzung eines Tabu fand grausame Strafe, auch wenn sie ohne Wissen und Willen geschehen war. Aber auch wenn jemand krank wurde, vermutete man eine solche Übertretung, und er hatte dem Priester eine Beichte abzulegen, ob er nicht dadurch den Zorn der Götter sich zugezogen habe. Nichts erschütterte den polynesischen Aberglauben so sehr wie die Wahrnehmung, dass die Europäer sich keck über alle hl. Satzungen dieser Art hinwegsetzten, ohne dass der Zorn der Götter an ihnen sich betätigte. Das Christentum brachte die Befreiung von diesem auf allem und allen lastenden Banne. Réville ist der Meinung, die protestantischen Missionare hätten deshalb in Polynesien mehr ausgerichtet als die katholischen, weil man mit den vielen Satzungen dieser letztern Kirche wieder eine Last von vielen Tabu auf sich zu nehmen meinte, wovor man sich mit gutem Grund scheute. Bezeichnend ist, dass der mit altrefor-

1) Vgl. oben S. 381.
2) Vgl. z. B. Haggai 2, 12 f.

mierter Strenge von den Protestanten eingeführte Sonntag von den Eingeborenen als „Tag des Tabu" bezeichnet wurde.

Die Priester bildeten überall eine abgeschlossene Klasse und genossen hohes Ansehen. Wyatt Gill[1]) erzählt von den Hervey Inseln: Als die Menschen zahlreich geworden und die Götter sahen, wie unwissend sie seien, riefen sie die kleinen Vögel und trugen ihnen auf, den Menschen zu sagen, was sie wissen müssten, um glücklich zu leben. Diese zwitscherten es ihnen zu, Menschen verstanden nichts von diesem ergötzlichen Gezwitscher. Da lasen die Götter gewisse Menschen aus, in deren Leiber sie herabstiegen und die nun in menschlicher Sprache den Leuten Belehrung spenden. Das sind die Priester, welche deshalb piaatua, „Götterschachteln" heissen. Da somit die Götter selbst aus ihnen sprechen, konsultiert man sie auch als Wahrsager. Dabei muss man ihnen ausser einem Geschenk eine Schale des berauschenden Kawatrankes[2]) bringen Der Priester trinkt, fällt in Ekstase, und nun redet ein Gott aus ihm. Das Priestertum war erblich und die Glieder dieses Standes gehörten zur höchsten Aristokratie. Auf den Paumotu-Inseln waren die Fürsten zugleich Priester, häufiger bildeten diese besondere Kollegien, die sich auch mit Astronomie u dgl. befassten. Der Sohn senkte seinen Mund auf die Lippen des sterbenden Vaters, um so dessen Inspiration und damit das Priesteramt zu empfangen. Ein Vorrecht der Priester war es, dass sie bis auf 12 Frauen haben durften. Sie trugen eine eigentümliche Kopfbedeckung, einen hohen Strohkorb. Auf Hawaii gab es Priesterinnen der Göttin Pele. Auf den Tongainseln herrschte der Hohepriester früher auch als König; es ist jener Tui-Tonga (= Herr von Tonga), der allein nicht tätowiert wurde. In späterer Zeit blieb ihm nur noch die geistliche Würde; diese war erblich, ging aber auf den Sohn der Schwester oder der Tante über. Die Obliegenheiten der Priesterschaft sind schon berührt worden. Sie hatte die Marä (Tempel) zu besorgen, die Beschneidung und die Tätowierung zu vollziehen, Orakel und Beschwörungen zu sprechen, Kranke zu heilen durch Entzauberung, wobei sie aber auch medizinisch-chirurgische Kenntnisse bewies, und über den Satzungen des Tabu zu wachen.

Ein merkwürdiger Orden begegnet hier, der auf Tahiti seinen Hauptsitz hatte, doch auch auf den andern östlichen Inseln (Rarotonga, Hervey, Hawaii, Sandwich) heimisch war oder sie besuchte: die Areoi. Sein Ursprung wird auf jener Insel so erzählt: Der Gott Oro, Sohn des grossen Taaroa und Hauptgott auf

---

1) Wyatt Gill, Myths and Songs from the South Pacific, Lond. 1876, S. 35.

2) Dieser nur den Vornehmen gestattete, bei ihnen aber sehr beliebte Trank wird aus den Wurzeln von piper methysticum bereitet, die von Weibern oder Knaben zuerst gekaut werden; darauf brüht man sie mit Wasser oder Kokosmilch an und seiht die Flüssigkeit durch.

Tahiti, wollte ein irdisches Weib heiraten. Auf dem Regenbogen zur Erde herabgestiegen, fand er endlich auf der Insel Borabora die schöne Vairaumati, die er zur Gattin nahm und bei der er den Himmel vergass. Da kamen seine beiden Brüder ihn suchen, Orotetefa und Urutetefa. Auch sie gelangten über den Regenbogen zur Erde und fanden Oro. Aus Freude über das Wiedersehen schenkten sie ihm das Schwein und die roten Federn, in welche verwandelt sie hergekommen waren. Oro aber stieg mit seiner Gattin zum Himmel auf in einer Feuersäule und nahm den Regenbogen mit sich. Sein Sohn folgte ihm auch dorthin nach einem tatenreichen Leben auf Erden. Die beiden Brüder aber machte er zu Göttern auf Erden und zugleich zu Areoi. Jenes Schwein, das zurückgeblieben, warf sieben Junge zum Vorbild der sieben Grade des Ordens, welche durch verschiedene Tätowierung kenntlich gemacht waren. Unter den Graduierten stand aber noch eine grosse Anzahl von Männern und Weibern, die sich zum Dienst an sie anschlossen. Die Glieder des untersten (siebenten) Grades führten auf den Inseln, wo sie zu festlichem Anlass Besuch machten, ihre Tänze und Schauspiele auf, welche mythologische Szenen darstellten, mit der Zeit aber auch aus dem Leben gegriffene Handlungen, nicht selten mit scharfer satirischer Spitze gegen die Gewalthaber, da die Areoi unverletzlich (Tabu) waren. Der Aufnahme in den Orden gingen ein langes Noviziat und strenge Prüfungen voraus, ebenso der Beförderung in die sechste und die höhern Klassen, wobei die Salbung mit Kokosöl, d. h. dem Geiste des Oro, der wichtigste Akt war. Um auf die höhern Stufen befördert zu werden, hatte man Beweise zu geben von Ekstasen, Visionen oder poetischen Improvisationen u. dgl. Die Areoi des obersten Grades galten als ganz göttliche Wesen und wurden als solche verehrt. Eigentumsrecht gabs ihnen gegenüber nicht, sie konnten sich nehmen was sie wollten. Nach ihrem Tode gingen sie direkt ins Paradies zu Oro, ins „duftende Rohutu“. So stellt der Orden eine Verkörperung des Tabuwesens dar. Merkwürdig ist freilich, dass auch aus dem gemeinen Volke jeder, der die Fähigkeiten dazu besass, in diese Gesellschaft aufgenommen werden konnte. Allein wenigstens die Bekleidung der obersten Grade wussten sich die edel Geborenen immer zu sichern. Zu den Freiheiten, welche die Areoi genossen, gehörte ein wüstes Zusammenleben mit allerlei Weibern, was namentlich die umherziehenden Brüder des siebenten Grades pflegten. Ihre Kinder mussten sie alle töten, nur den Obersten waren einige Ausnahmen von dieser grausamen Regel gestattet, welche man davon ableitete, dass jene beiden göttlichen Brüder, die als Ordensstifter galten, keine Kinder gehabt hätten. Jedenfalls hat diese unmenschliche Praxis, die man verschieden erklärt, ihre Wurzeln in der religiösen Gesamtanschauung. Diese Kinderseelen mochten als göttliches Eigentum gelten und deshalb nach dem Himmel geschickt werden. Der Orden bestand bis 1820.

Das Leben nach dem Tode war auch in Polynesien der Gegenstand zahlreicher Mythen und bewegte die Gemüter mannigfach. Man dachte sich die Seelen der Verstorbenen zunächst ums Grab schwebend in schattenhafter menschlicher Gestalt; dann lassen sie sich nicht selten als Tiere sehen, besonders als Eidechsen, Schmetterlinge, Heuschrecken, Vögel, bei Nacht als Feuerfunken oder als menschliche Gespenster. Ihre Begegnung ist gefährlich; denn sie sind den Lebenden im allgemeinen feindlich gesinnt und können sie sogar erwürgen. Besonders gefürchtet sind die nicht gehörig Bestatteten und die Kinderseelen. Auf Rarotonga und zu Huahine rief man beim Begräbnis den Toten an: „Komm nicht wieder uns zu ermorden!" Zuweilen entleibte sich sogar ein schwer beleidigter Polynesier, um als Geist seinem Feinde leichter beikommen zu können. Allgemein verbreitet ist die Ansicht, dass die Toten mit zirpender Stimme[1]) reden, daher auf Tonga das Pfeifen verboten war, da es deren Stimme nachzuahmen schien und sie herbeilocken konnte. — Auch für die Toten ist der soziale Unterschied massgebend. Nur die Seelen der Hochgeborenen geniessen drüben sicher eine bewusste Existenz, das gemeine Volk war über sein jenseitiges Schicksal im ungewissen, den Sklaven sprach man sogar die Seele und damit die Unsterblichkeit ganz ab. Das hinderte nicht, dass man von anderer Anschauung ausgehend, deren viele tötete, damit sie dem verstorbenen Gebieter drüben dienten. Auch über den eigentlichen Aufenthaltsort der Abgeschiedenen variierten die Vorstellungen. Bald dachte man sie sich in unterirdischen Räumen, im Po, bald auf einer Insel im fernen Westen, zuweilen auch im Himmel, so dass die Sterne ihre Augen wären. Ehe aber diese Seelen an einen solchen Ort gelangen, werden sie gewöhnlich von den Göttern verzehrt. Diese Atua und Tiki sind überhaupt gefrässig und nimmer satt, wie denn ihre Bilder sie mit riesigem Maul darstellen. Insbesondere verspeisen sie Seelen: das gemeine Volk verschlingt ein riesiger Vogel wie Frösche; dieser Vogel ist ursprünglich wohl ein himmlischer Gott, wie wir ihn oben fanden; die Vornehmern werden von höhern Gottheiten aufgegessen. Die Verdauung denkt man sich nach Analogie der natürlichen, doch so, dass die Seelen dabei nicht umkommen, sondern geläutert aus den Eingeweiden der Götter hervorgehen, und dann ins duftende Paradies eingehen und selber Tiki werden. Nur die höchst Stehenden wie der Tuitonga bedürfen solchen Läuterungsprozesses nicht, sondern gehen unmittelbar in die Seligkeit ein. Nach moralischen Grundsätzen, wie wir sie verstehen, findet die Scheidung auch nach dem Tode nicht statt, es sind Rang und Stand, die darüber entscheiden, oder vielmehr die angeborene Verwandtschaft mit jener überirdischen Welt, welche das Tabu vom gemeinen Volk fern hält. Sogar das Gefühl der

1) Vgl. dazu Jesaja 8, 19.

moralischen Verantwortlichkeit ist durch den Geisterglauben oft erstickt, da man auf die bösen Geister das Schlimme schiebt, was man verübt. Doch ist jenes Gefühl, welches in den Göttern die Rächer der Schuld ahnt, keineswegs erstickt[1]).

Was den Kultus anlangt, so sind uns bereits hässliche, rohe Idole begegnet. Doch waren diese nicht allgemein verbreitet, und man legte ihnen nicht so grossen Wert bei, dass man sie nicht unter Umständen den Europäern für eine Kleinigkeit verkauft hätte. Auf den Samoainseln z. B. gab es weder Tempel noch Götzenbilder, nur kleine Hütten in heiligen Gehölzen mit verehrten Objekten, hl. Steinen u. dgl.; häufig versahen in den Wohnungen Schädel von verstorbenen Verwandten die Stelle eines Fetisches; man glaubte damit der Anwesenheit des Schutzgeistes sich zu vergewissern. Auf den Tongainseln standen kleinere Tempelchen auf den Faiatuka genannten Begräbnisplätzen, da die Götter ja von den Seelen der Begrabenen sich nähren. Auf Tahiti finden sich die Marä, d. h. künstliche Hügel mit einer Art abgestumpfter Pyramiden. Der Platz mass 120 Meter im Umfang und wurde auf zwei Seiten durch feste Steinmauern gehalten; auf einer Seite war der Eingang, auf der vierten erhob sich die Pyramide. Auf dem Platz standen Bäume und Altäre mit Götzen u. dgl., an den Umfassungsmauern Priesterwohnungen und Kapellen.. Man opferte den Göttern in der Regel Nahrungsmittel, den Meergöttern namentlich auch den Kawatrank. Berichtet ist die Spendeformel: „Da habt ihr kawa für euch, ihr Meergötter, bleibt uns ferne!" Cook sah auch Opfer, wo die Lebensmittel künstlich in Holz nachgemacht waren. Menschenopfer waren namentlich üblich auf den Paumotu- und Marquisen-Inseln. Z. B. schlachtete man bei der Thronbesteigung eines Königs einen Menschen vor dem Götzen; der Priester bot dem König auf einem Bananenblatt das linke Auge des Geopferten (als Sitz seiner Seele), und der König ass es oder tat, als ässe er es. Das Einnehmen dieses intelligenten Geistes sollte ihm fernsichtigen Blick gewähren. Darauf badete der König, wobei ihm der Priester mit einem belaubten, dem Tangaloa geweihten Zweig den Rücken berührte. So wurde er Tabu im höchsten Grad und war fortan für sein Tun nicht mehr verantwortlich.

Durch die Arbeit der christlichen Missionare, besonders aus England, sind die Polynesier verhältnismässig rasch zur Annahme des Christentums gebracht worden, da ihre heimische Religion, wie wir schon andeuteten, sich überlebt hatte. Die mörderischen Kriege hörten damit auf, die schlimmsten Unsitten wie der Kannibalismus, das Kindermorden u. dgl. verschwanden. Wenn viele heidnische Unsitten gleichwohl fortbestehen, ja die Sittenlosigkeit an manchen Orten noch schlimmer geworden ist als zuvor, so ist dies neben der Verdorbenheit der Rasse, die sich nicht so schnell

---

1) Waitz-Gerland VI, 303.

heilen lässt, zu einem guten Teil dem verderblichen Einfluss der selbstsüchtigen und in ihrer Genusssucht und Habgier herz- und gewissenlosen Europäer zuzuschreiben. Doch hat auch hier das Evangelium, welches die wahre Arznei für die Krankheiten aller Zungen und Zonen ist, liebliche und verheissungsvolle Wirkungen hervorgebracht[1]).

1) Näheres über die Geschichte der Inseln seit der Berührung mit den Europäern und ihren leider sich oft gegenseitig bekämpfenden Missionen gibt Gerland a. a. O.

Schlussbemerkungen.

1. Allgemeinheit der Religion.

Die Allgemeinheit der Religion bei den Menschen ist durch die Religionsforschung sowohl der Zeit als dem Raume nach erwiesen. Sie lässt auf Ursprünglichkeit der Religion schliessen und bildet einen Beweis für die geistige Einheit des Menschengeschlechts[1]), während die historische Einheit desselben sich durch religion geschichtliche Tatsachen nicht hinreichend dartun lässt. immerhin aber berechtigte Hypothese bleibt.

Ein Ergebnis, welches unsere Übersicht geliefert hat, ist die Allgemeinheit der Religion[2]) bei den Menschen nach Zeit und Raum. Wir sind keinem Volke der Vergangenheit begegnet, das uns etwas näher bekannt wäre und bei welchem sich keinerlei Religion nachweisen liesse. Ebensowenig haben wir in der Gegenwart ein noch so kümmerlich lebendes, geistig niedrig stehendes Volk angetroffen, bei welchem die religiösen Erscheinungen gänzlich fehlten.

Zu demselben Ergebnis wurden die Weisen des Altertums durch ihre Beobachtungen geführt. So sagt Aristoteles[3]): „Alle Menschen nehmen an, dass es Götter gebe, und alle räumen den obersten Raum den Göttern ein.“ Auch die Epikuräer stimmten dem zu und nannten das eine *πρόληψις*[4]). Namentlich aber betonten es die Stoiker und rechneten diese Annahme zu den Stammbegriffen der Menschheit (*κοιναὶ ἔννοιαι*). Das Fazit der Meinungen des Altertums hat Cicero gezogen: Es findet sich kein noch so wildes Volk, das nicht eine Idee der Gottheit hätte. Haben auch viele Völker falsche Begriffe von den Göttern, so glauben doch alle an eine göttliche Kraft und Natur, und zwar aus sich selbst, ohne alle Verabredung. In jeder Sache ist aber eine solche Übereinstimmung aller Völker als ein Naturgesetz anzusehen[5]).

---

1) Vgl. dazu Ratzel a. a. O. Bd. I S. 8 f.

2) Ebenda I S. 19 ff.; siehe ferner L. v. Schröder, Wesen u. Ursprung der Religion (J. F. Lehmann, München 1905).

3) Aristoteles, de coelo 1, 1, 3: *πάντες γὰρ ἄνθρωποι περὶ θεῶν ἔχουσιν ὑπόληψιν, καὶ πάντες τὸν ἀνωτάτω τοῖς θεοῖς τόπον ἀποδιδόασι.*

4) Cicero, de natura deorum 1, 16, 43; 1, 17, 44.

5) Cicero, Tusc. 1, 13. 30; de legg. 1, 8; de natura deor. 1, 16, 43; 1, 17, 44; 2, 4, 12.

Plutarch[1]) sagt: „Du kannst Städte antreffen ohne Mauern, ohne Schrift, ohne Könige, ohne Häuser, ohne Geld, ohne Münzen, ohne Theater und Gymnasien; aber eine ohne Tempel und Götter, ohne Gebete, Eide und Orakel oder Opfer gibt es keine und hat es noch keine gegeben." Und Artemidoros aus Ephesus schreibt in seiner Oneirocritica 1, 9: „Kein Volk ist ohne Gott, ohne einen obersten Regenten; einige aber verehren so, andere wieder anders die Götter." Nur die Skeptiker unter den Alten, die Anhänger der neuen Akademie erhoben Zweifel gegen diese Allgemeinheit der Religion[2]), ohne jedoch ihre Einwendungen durch Tatsachen stützen zu können.

In neuerer Zeit haben nicht selten reisende Geographen oder Naturforscher gewissen Stämmen und Völkern die Religion gänzlich abgesprochen, so den Buschmännern, den Papua, den Waldindianern u. a. m. Allein überall haben sich bei genauerem Zusehen religiöse Vorstellungen und Gebräuche gefunden, ja solche sind nicht selten von denselben Berichterstattern gemeldet worden, welche von Religion nichts entdeckt zu haben versicherten[3]). So allgemein wie die Sprache ist bei den verschiedensten Gruppen der Menschheit die Religion, mag sie auch bei einzelnen noch so roh geblieben oder verkümmert sein. Th. Waitz sagt gerade in bezug auf die „Naturvölker": „Das religiöse Element wird nirgends vermisst, wo die übrigen Charaktere der Menschheit sich zeigen; wenn es auch oft nur in verkrüppelter Gestalt auftritt, ist sein Einfluss auf das Leben der Völker im ganzen doch überall nachweisbar, und dieser Einfluss ist in allen genauer bekannten Fällen sogar ein sehr bedeutender[4]). Dadurch werden alle die Theorien lügen gestraft, welche die Religion aus berechnender Erfindung der Priester oder Könige ableiten[5]), sie muss schon dagewesen sein, ehe es Priester und Könige gab; denn man findet sie selbst da, wo es keine gibt.

Aus dieser Allgemeinheit der Religion, die unzertrennlich mit den Menschen verbunden erscheint, soweit unser Erfahrungsgebiet reicht, lässt sich auch ein Schluss ziehen auf die Ursprünglichkeit der Religion. Ein Zustand, in welchem die Menschen noch ohne alle Religion gewesen wären, ist für uns nicht vorstellbar. Und nehmen wir hinzu, was in der Einleitung[6]) hervorgehoben worden ist, dass nämlich je höher man in der Zeit hinaufgeht, destomehr das Dichten und Trachten der Menschen von der

1) Plutarch adv. Colotem 31.
2) Cicero, de natura deorum 1, 23, 63.
3) Siehe Beispiele bei Waitz, Anthropologie I², 322 f.; Tischhauser, Grundzüge der Religionswissenschaft, S. 47 f.; J. G. Müller, Amerikanische Urreligion S 11. 20. 168. 206. 251; W. Schneider, Rel. der afrikan. Naturvölker, S. 3 ff.
4) Waitz, Anthropologie I², 321.
5) Siehe oben den Anonymus über die Impostores Bd. I S. 23 f. Übrigens auch der Euemerismus trägt dieser Sachlage keine Rechnung.
6) Bd. I S. 8 ff.

Religion umfangen erscheint, so führt dies vielmehr darauf, dass dieselbe gerade im frühesten Dasein des Menschen einen besonders starken Einfluss auf ihn gehabt haben wird. Doch davon im nächsten Abschnitt.

Jedenfalls bietet diese Wahrnehmung, welche alle Geschlechter und alle Stämme von Land zu Land zur Gottheit in einem besonderen Verhältnis stehend erweist, so dass sie bei aller Mannigfaltigkeit dieser Verhältnisse doch in dem Vorhandensein einer Religion übereinstimmen, ein nicht zu verachtendes Merkmal, welches die gesamte Menschheit im Gegensatz zu den niedrigeren Geschöpfen kennzeichnet. Dass einzelne Individuen, namentlich auch hochzivilisierte, religionslos erscheinen, verschlägt hiergegen nichts, da man es dabei mit einem verbildeten Zustand zu tun hat, wobei übrigens die wirkliche Religionslosigkeit selten lange dauert und wie mit Naturnotwendigkeit sich niedrigere Religionsvorstellungen an die Stelle der abgewiesenen höheren drängen, oder auch höhere an die Stelle der niedrigeren treten.

Wenn aber die Einheit der geistigen Anlage des Menschengeschlechts durch die Allgemeinheit der Religion erwiesen ist, so fragt sich weiterhin, ob auch ein Schluss auf seine historische Einheit, d. h. die gemeinsame Abstammung sich aus der Beschaffenheit der verschiedenen Religionen ziehen lässt. So weit reicht jedoch der Nachweis der religiösen Übereinstimmung einstweilen nicht. Die Sprach- und Religionsfamilien führen auf einen gemeinsamen Ursprung ihrer Glieder unter einander; wir sahen aber, dass ein grosser Teil der Menschheit sich überhaupt noch in keine solche Familien mit Sicherheit eingliedern lässt; noch weniger gelingt es heute, diese Gruppen zu den übrigen eigentlichen Familien in ein genealogisches Verwandtschaftsverhältnis zu bringen. Auch ohne dass man das vermöchte, wäre freilich die geschichtliche Einheit der Religionen bewiesen, wenn sich in allen solche gemeinsame Züge fänden, die nur aus Vererbung sich erklären liessen. Allein so frappante Berührungen sich auch zwischen den entlegensten Volksreligionen finden, so vorsichtig muss man mit der Schlussfolgerung sein, dass hier ein historisch überkommenes Erbe vorliege, da sich fragt, ob nicht solche Züge auf späterer Übertragung beruhen oder spontan an verschiedenen Orten ihren Ursprung genommen haben können. Als berechtigte Hypothese bleibt aber sicherlich die einheitliche Abstammung der Menschheit bestehen, für welche auch von naturwissenschaftlicher Seite gewichtige Gründe geltend gemacht werden.

2. Die Frage nach der frühesten Gestalt der Religion[1]).

Die früheste Gestalt der Religion, welche aus den historisch bekannten Erscheinungen der Religionen sich erschliessen lässt,

1) Vgl. Andrew Lang a. a. O. — Fr. Ratzel a. a. O. S. 14 ff. — L. v. Schröder a. a. O.; besonders S. 16 ff. — Ed. Meyer I, 2 (2. Aufl.), Gesch. des Altertums S. 775 ff. (Stuttg. 1893).

übrigens von der Urreligion wohl zu unterscheiden ist, war weder Fetischismus noch Animismus, weder zerfahrener Polytheismus noch lehrhafter Monotheismus gewesen, sondern nach manchen Anzeichen ein naiver Henotheismus, wobei die stark empfundene Gottheit mit der Natur, beziehungsweise der höchsten Naturerscheinung, dem Himmel, zusammengeschaut, wenn auch nicht für identisch angesehen wurde. Diese Gottheit entbehrte als oberste Autorität für den Menschen auch nicht eines ethisch normierenden Einflusses.

Wenn die Menschheit nach allen Anzeichen auf einen gemeinsamen Ursprung zurückgeht oder doch an den verschiedenen Stellen des Planeten dieselbe Entwicklung durchgemacht hat, dann liegt die Frage nach der Urreligion nahe, von welcher die historischen alle abzuleiten wären, oder nach der ursprünglichen Form, welche das religiöse Verhältnis bei den verschiedenen Gruppen der Menschheit angenommen habe. Allein diese Frage entfernt sich zu weit vom historischen Bereich, als dass ihre Beantwortung einen geschichtlichen Wert beanspruchen könnte. Wir fragen daher bescheidener nach der frühesten Gestalt der Religion, die sich aus den historisch bekannten erschliessen lasse.

Früher pflegte man ohne weiteres, von den Mitteilungen der Bibel über den Urstand des Menschen ausgehend, eine monotheistische Urreligion anzunehmen. Man dachte sich sogar das religiöse Bewusstsein Adams als ein sehr lehrhaftes: Gott habe ihm die Hauptdogmen über Monotheismus, Trinität u. dgl. beigebracht. Eine ununterbrochene Tradition hätte von diesem Ursprung her solche Erkenntnis dem Abraham vermittelt, von welchem sie sich auf Israel vererbte, während allerdings der weitaus grösste Teil der Menschheit dieses Lichtes ermangelte. Allein damit hat man viel bestimmteres aus jenen Blättern der Genesis herausgelesen, als darin steht. Auch lässt sich so wenig die Lücke, welche unserem geschichtlichen Wissen am Anfang entgegenklafft, einfach durch biblische Daten ausfüllen, als die geologischen Forschungen über die Erdbildung durch Genesis 1 ersetzt und überflüssig gemacht werden könnten. Aber auch die Wissenschaft hat sichs oft zu leicht gemacht mit der Aufstellung einer Urreligion oder eines religiösen Anfangsstadiums, statt einzusehen, dass unser Material uns nur Schlüsse auf ein vorgeschichtliches Entwicklungsstadium gestattet, damit aber noch lange nicht notwendig die Urreligion erreicht ist.

In welcher Richtung sucht man nun die anfängliche Religion? Nach jener traditionellen Weise stellte man sich dieselbe relativ vollkommen vor, man setzte das höchste, reinste Gottesverhältnis an den Anfang und betrachtete die verschiedenen Gestaltungen der Religionen mit Einer Ausnahme als Erzeugnisse des Abfalls und Verfalls. Umgekehrt liebt es die neuere Weltanschauung, das Höhere in stetigem Fortschritt aus dem Niedrigen hervorgehen zu lassen. Seit Isaak Iselin seine „Geschichte der Menschheit“

(Zürich 1764—70, 2 Bde.) schrieb, Lessing seine „Erziehung des Menschengeschlechts“ (1780), J. G. Herder seine „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ (Riga 1784—91, 4 Teile), gewöhnte man sich daran, die Menschheitsgeschichte als ein organisches Aufwachsen aus der Niedrigkeit zur Höhe anzusehen Die Kulturgeschichte wies ja unverkennbar eine solche aufsteigende Entwicklung, wobei je das spätere Geschlecht auf den Schultern des früheren steht. Die Naturgeschichte vollends wollte bald den Menschen selbst nur als eine Phase der aufwärtsstrebenden Evolution fassen, sein Dasein als die Frucht einer aus niedrigeren Gebilden aufsteigenden Entwicklung (Darwin, Vogt, Häckel). Wie sollte nicht auch die Religionsgeschichte eine solche aufsteigende Stufenleiter darstellen? Man suchte also die ursprünglichste Religion auf der niedrigsten Stufe.

1. Der Fetischismus sollte die Urreligion sein. So z. B. schon Aug. Comte, der Gründer des Positivismus; E. Meiners, Allgemeine kritische Geschichte der Religionen 1806; Sir John Lubbock, der aber dem Fetischismus noch den Atheismus vorangehen lässt, indem er vorgeblich eine lange Reihe religionsloser Völker gefunden hat. Besonders theoretisch ausgeführt vertritt diese Meinung von der Ursprünglichkeit des Fetischismus Fritz Schultze: Der Fetischismus, Leipzig 1871. Nach ihm läge der Grund aller Religion in dem Bedürfnis des Verstandes, für jede Erscheinung eine Ursache zu suchen. Der Naturmensch nun sucht die Ursache aller Wirkungen in den nächstliegenden sinnlichen Gegenständen. Aus diesen beiden sehr angreifbaren Prämissen leitet Schultze die These ab: Der Anfang aller Religion war Fetischdienst, Verehrung von Steinen, Klötzen u. s. f., in welchen man zuerst die Ursachen der Dinge vermutete. Mit der Entwicklung des Erkenntnisvermögens steige aber die Verehrung: vom blossen Stein schreite man fort zu ganzen Bergen, vom blossen Klotz zu ganzen Bäumen, dann zu Tieren, zu Menschen. Von den der Erde angehörigen Objekten, in welchen er den zureichenden Grund des Geschehens nicht auf die Dauer finde, erhebe sich dann der denkende Geist zum Himmel, wo ihm Mond und nächtliche Gestirne zuerst Eindruck machen, erst später die Sonne, zuletzt der Taghimmel. Da aber auch dabei das Kausalitätsbedürfnis sich auf die Länge nicht beruhigen könne, müsse noch über den obersten Fetisch, den sichtbaren Himmel, hinaufgestiegen werden zu einem übersinnlichen Geist oberhalb desselben. So entstehe Monotheismus. Diese Begründung der Religion aufs blosse Kausalitätsbedürfnis ist ein Rationalismus, der durch Schleiermacher beseitigt sein sollte. Auch macht Ed. von Hartmann mit Recht dagegen geltend, dass der Wilde niemals einen Fetisch habe handeln sehen, und es somit gar nichts naheliegendes sei, wenn er ihm besondere Wirkungen zuschreibe. Anders verhalte es sich mit dem Himmel, dessen Wirkungen die Menschen sehen.

Zudem ist die Auffassung falsch, als sähe der Fetischdiener

den sinnlichen Gegenstand, den er verehrt, als handelndes Agens an. Wir haben vielmehr bei den afrikanischen Religionen, die man als Fetischismus zu bezeichnen pflegt, gesehen, dass dieser vielmehr einen bestimmten Geisterglauben zur Voraussetzung hat und etwas von diesem abgeleitetes ist. Es ist aber überhaupt misslich, die geistloseste Form der Religion herauszusuchen und von vornherein als die ursprüngliche zu bezeichnen. Nicht einmal hinsichtlich der Kultur ist es wohlgetan, den Zustand der heutigen Wilden als den uranfänglichen der ganzen Menschheit zu bezeichnen. Warum bringen diese Wilden keine Kultur hervor, warum arbeiten sie sich nicht auf eine höhere Stufe empor, wenn alle Kulturarbeit von diesem ihrem Zustande ausgegangen ist? Tatsächlich stellen diese Wilden nicht den normalen Anfangszustand dar, sondern ein abnormes Verharren in der Unkultur, welches die betreffenden Völker zu sehr abgestumpft hat, als dass sie noch eine nennenswerte Kultur erzeugen könnten. Mit Mühe nehmen sie eine fremde Kultur an, die man ihnen beibringt, manche gehen aber auch an einer solchen zugrunde. Am Anfang der gesamten Kulturentwicklung hätten wir uns also ein Geschlecht zu denken, das die Kulturarbeit noch nicht begonnen, aber alle zu ihrer Erzeugung nötigen Fähigkeiten hätte. Ähnlich verhält sichs mit der Religion. Auch hier ist die Frage berechtigt: Warum sehen wir aus den Fetischreligionen keine höheren hervorgehen, wenn doch alle höheren daraus sollen hervorgegangen sein

Ähnlich verhält es sich mit 2. dem Animismus, den man neuerdings oft an die Spitze stellen und aus dem man alle Religionen herleiten möchte, d. h. mit der Verehrung ungezählter Seelen oder Geister, von welchen die Welt voll ist. So namentlich der englische Kulturhistoriker Edward B. Tylor[1]) und der Deutsche Julius Lippert[2]); auch der Holländer Tiele in seinem Kompendium[3]). Diese Geister können zum Teil Naturgeister sein, namentlich aber sind sie Seelen von Abgeschiedenen, Ahnen (Totemismus). Vom Ahnendienst alle Religion abzuleiten sucht namentlich auch Herbert Spencer. Der Geisterdienst im allgemeinen wird auch Schamanismus genannt, da das Institut der Zauberer oder Zauberpriester, welche die verschiedenen Geister zu behandeln wissen, notwendig mit dieser Gesamtanschauung sich verknüpft. Wie man dazu gekommen sei, solche Seelen oder Geister anzunehmen, wird in verschiedener, wenig plausibler Weise erklärt aus dem Traumleben, Alpdrücken u. dgl. O. Caspari, Urgeschichte der Menschheit,

---

1) Edward B. Tylor, Primitive Culture, Lond. 1871. Deutsch von Spengel und Poske: Die Anfänge der Kultur, 2 Bde. Leipz. 1873. Derselbe, Anthropology, Lond. 1881.

2) Julius Lippert, Die Rell. der europäischen Kulturvölker in ihrem geschichtl. Ursprunge, Berlin 1881. Derselbe, Der Seelenkult nach seinen Beziehungen zur hebr. Rel., Berlin 1881.

3) Compendium 1880. Vorsichtiger derselbe, Gesch. der Rel. (1885) I, 6 ff.

leitet den Ahnendienst von dem hohen Ansehen ab, welches der lebende Häuptling genoss, und aus diesem Ahnendienst soll dann alle Religion hervorgegangen sein. Allein Religion und Geisterdienst finden sich auch z. B. bei den Buschmännern, wo es zu staatlicher Gliederung gar nicht gekommen ist. Dass der naive Mensch leicht alles beseelt sich vorstellt, ist gewiss; aber eine andere Frage ist, ob sich die früheste Religion darin erschöpfte oder ihr Wesen in diesem Geisterglauben hatte[1]). Tatsächlich sehen wir in der Regel den Verehrer von Geistern einen Unterschied machen zwischen diesen und der eigentlichen Gottheit, welche über dem menschlichen Seelen- und Geistesleben erhaben gedacht wird. Man kann sich dem Eindrucke nicht entziehen, dass gerade die Verehrung des Überirdischen, Himmlischen zum Urbestand der Religion gehört. Manche nehmen daher mit A. Réville an, dem Animismus gehe ein gewisser

3. Naturkultus voraus, in welchem Naturmächte wie Himmel und Erde, Elemente u. dgl. verehrt werden. Oft nehmen dieselben für die menschliche Phantasie Tiergestalt an. Was letzteres anlangt, so ist auf einer gewissen Kindheitsstufe das, was den Menschen adelt, noch nicht mit klarem Bewusstsein durchschaut; das Tierische erscheint daher ebenso würdig, vielleicht noch geeigneter, die göttlichen Mächte darzustellen. Nur muss dabei nicht vergessen werden, dass diese Mächte doch überirdische sind und der Zoomorphismus in ihrer Vorstellung und Darstellung nur den naiven Mangel an Reflexion verrät. Dass die früheste Religionsstufe, welche die oben betrachteten Religionen erkennen lassen, die Gottheit in stark naturbefangener Weise darstellt, darin sind wir mit dieser Anschauung einverstanden. Nur so erklärt sich, dass in den meisten Fällen eine mehr oder weniger reiche Mythologie sich aus den Anfangsgründen entfaltete.

Allein einen wesentlichen Zug vermissen wir bei diesem primitiven Naturismus, wie er gewöhnlich dargestellt wird, nämlich die Konzentration des Göttlichen in der überirdischen Sphäre, im Himmel. Dies ist ein so durchgehender Zug bei den frühesten Vorstellungen, die wir erkennen können, dass er nirgends zufällig sein kann, sondern auf tieferen Gründen beruhen muss. Die früheste Fassung der Gottheit ist in der Regel einheitlicher und erhabener als die jüngeren Vorstellungen. Den Polytheismus, d. h. eine Menge von einander gleichberechtigten Göttern, kann man nicht an die Spitze der Entwicklung stellen; haben wir doch gesehen wie die Bildung solcher Götterkreise allenthalben, in Ägypten wie in Babylonien, bei den Germanen wie bei den Mexikanern etwas später eingetretenes ist, indem nämlich verschiedene Kultuskreise sich verschmelzen mussten, um zu einem solchen Pantheon zu führen und daneben auch ursprünglich untergeordnete Geister auf eine höhere Rangstufe emporgehoben wurden. Polytheismus kann

1) Vgl. T. III J. C., S. 263 ff.

man es noch nicht nennen, wenn wie z. B. im alten China die Ahnengeister reichliche Verehrung geniessen, doch so, dass man ihrer Unterordnung unter den „Himmel", die oberste und eigentliche Gottheit, sich sehr wohl bewusst ist.

Man könnte sagen, wenn damit etwas erklärt wäre: Die Menschen zeigen in der frühesten erkennbaren Zeit wie auch vielfach späterhin trotz aller entgegenstehenden Neigungen einen instinktiven Drang das Göttliche einheitlich zu setzen und seine Erscheinung an das höchste zu knüpfen, was dem sinnlichen Auge sich darbietet, den Himmel, wobei bald mehr das Ganze des allumspannenden Gewölbes, bald mehr die daran herrschende Erscheinung der Sonne als die Verkörperung des überirdischen Wesens gilt, die aber in der Regel noch deutlich als das Auge der Gottheit von ihr selbst unterschieden wird. Der Himmelsgott kann eben deshalb in Menschengestalt, aber auch in Tiergestalt vorgestellt werden, welche letztere dem ungebildeten Urteil oft ebenso ehrwürdig oder gar noch ehrwürdiger erschien als die menschliche. Diese Verbindung der Gottheit schlechthin mit dem Himmel fanden wir bei den Chinesen und den turanischen Stämmen wie bei den Völkern der Indogermanen, bei den Negern Afrikas wie bei den Ozeaniern; die Sonne tritt bestimmter hervor in Ägypten, Peru und Südamerika. Bei den Semiten, wo die Gottheit abstrakter gefasst wird, ist jener Zug zur Einheit besonders stark; aber auch anderswo ist es das früheste Stadium, dass ein Stamm eine Gottheit verehrt; erst durch Vereinigung mehrerer Stämme zu einer Nation kommt es in der Regel zu einer Vielheit von Göttern.

Die früheste Auffassung der Gottheit, wie sie diese oben geschilderten Religionen erkennen lassen, ist aber wenn auch einheitlich und verhältnismässig erhaben, doch eine naturbefangene. Die Gottheit wird so innig mit dem Phänomen des Himmels oder der Sonne, oder des Windes, der den Himmel beseelt, zusammengeschaut und gedacht, dass sie leicht in solcher Besonderung verendlicht wird und eine Vervielfältigung eintritt. Monotheismus ist dieses Stadium darum nicht zu nennen, weil kein bewusster prinzipieller Gegensatz gegen eine mehrheitliche Fassung vorhanden ist. Richtiger nennt man es nach Schelling, F. Max Müller Henotheismus. Aus diesem kann, eben weil er noch nicht die innere Notwendigkeit der Einheit erkannt hat, leicht eine Mehrheit hervorgehen. Eine solche ist in der Regel daraus erwachsen. Der Himmelsgott verlangte zur Ergänzung etwa eine Göttin der Erde, der Sonnengott eine Göttin des Mondes, der Stammgott kam in Berührung mit einem anders benannten Doppelgänger, der eigentlich mit ihm identisch war, jetzt aber in seiner anders gearteten Ausprägung von ihm unabhängig schien. Je mehr die Vorstellung der Gottheit an einem Phänomen haftete und die Mythologie durch rege Phantasie ausgesponnen war, desto reicher gestaltete sich das Pantheon; ebenso vermehrte es sich durch politische Berührungen und Verschmelzungen; doch blieb nicht selten ein gewisses Bewusstsein

davon, dass solche nebeneinander gestellten Götter im Grund dasselbe Wesen darstellen; daher sie wieder untereinander kombiniert wurden.

Einen sprechenden Beweis von dem, was wir den Instinkt nannten, die Gottheit einheitlich zu verehren, ist die Erscheinung, welche man Kathenotheismus[1]) genannt hat (Max Müller). Im Rig-Veda, wo dieselbe besonders augenfällig sich darbot, werden zwar viele Götter angerufen; aber nicht nur sind diese Gottheiten noch im Fluss begriffen und gehen vielfach in einander über, sondern es wird auch bei der Anrufung einer solchen oft von allen andern abgesehen, als wären sie nicht vorhanden; wenigstens wird gerade diejenige, welcher die Anrufung gilt, so gepriesen als allmächtig, Schöpfer der Welt, u. s. f., dass für die andern kein Raum mehr bleibt, was nicht hindert, dass nachher wieder andere ebenso gefeiert werden. Da haben wir noch deutlich den Übergang von der Verehrung Eines Gottes zur Anbetung vieler vor Augen. Eigentlich ist es dieselbe Gottheit, die unter dem Anblick des Himmels, der Sonne, des Gewitters usw. besungen wird. Erst mit der Zeit hat sich die einzelne Gottheit fixiert und wurde mit bestimmten Grenzen umschrieben, worauf sie natürlich der Ergänzung durch andere bedurfte. Jene Weise der Anrufung, die sich keineswegs bloss in Indien findet, ist aber noch eine Kundgebung des natürlichen Gefühls, das dem Menschen eingibt, Alles der Gottheit zuzutrauen und zuzuschreiben, d. h. sie einheitlich zu fassen.

Was wir aber Instinkt oder unmittelbares Gefühl nannten, das ist im Lichte der hl. Schrift und unseres christlichen Glaubens nichts anderes als die Selbstbezeugung Gottes am Gefühl wie auch am Intellekt und Gewissen aller Menschen, auch der Heiden[2]). Verglichen mit dem wahren Gotte freilich, den uns die Bibel vom ersten Blatte an vor Augen stellt, ist jene henotheistische Gottheit der frühesten erkennbaren Zeit ein unsicheres, verschwommenes Abbild. Es mangelt ihr jene Erhabenheit über der Welt, welche den biblischen Gott auszeichnet; sie ist naturbefangen. Die Bibel kennt einen anfänglichen Zustand, wo der Mensch unmittelbar mit Gott verkehrte; aber infolge der Sünde des Menschen wurde dieser aus dem Paradiese vertrieben; seitdem ist der Anblick Gottes für ihn tödlich. Das Heidentum weiss zwar auch von einer seligen Anfangszeit; aber das gegenwärtige Geschiedensein von der Gottheit ist dort weniger bewusst; der Mensch glaubt diese unmittelbar in der Natur zu schauen, zieht sie aber eben dadurch in die Natur herab und besitzt nur noch ein verzerrtes Schattenbild oder Schattenbilder vom wahren Gott. Wie der Apostel Röm. 1 es skizziert, verendlichte und versinnlichte man das Göttliche immer mehr, teils durch die Bildrede des Mythus, teils durch konkrete

1) Vgl. W. Dilger, Erlösung des Menschen nach Hinduismus und Christentum S. 65 f. Basel 1902.

2) Röm. 1, 19 f.; Apostelg. 17, 27 f.; Röm. 2, 14 f.

Bilder. Damit ging Hand in Hand eine sittliche Entartung der Religion und ihrer Bekenner. Dies setzt voraus, dass die uranfängliche Gottesvorstellung nicht ohne eine sittliche Würde und Autorität war. Dem wird nun allerdings von denen bestimmt widersprochen, welche die niedrigsten Menschengruppen der Gegenwart als getreue Vertreter der Urmenschheit betrachten und behaupten, bei diesen fehle hoch jeder Zusammenhang zwischen Religion und Sittlichkeit, beides sei erst auf einer weit höheren Stufe verbunden worden. Wir haben schon in der Einleitung (Bd. I S. 4f. 9f.) nachgewiesen, dass jede Religion nach ihrem Wesen auch den Willen in Anspruch nimmt und die Lebenssitte bestimmt. Die Frage aber, vor welcher wir hier stehen, ist die, ob die früheste erkennbare Religion, die wir von der wissenschaftlich rein hypotetischen Urreligion wohl unterscheiden, einen im engern Sinn sittlichen Begriff mit der Gottheit verbunden habe. Hierüber lässt sich streiten. Allein es will doch wohl beachtet sein, dass jene nachgewiesene uralte Verehrung des Himmelgottes überall diese Verbindung aufweist. Dies ist nicht nur im Rig-Veda und Avesta, bei Griechen, Römern und Germanen, sondern auch in Afrika Nordamerika und Australien recht augenscheinlich der Fall. Der allumspannende Himmel ist nicht bloss als die oberste allbeschirmende Macht den frühesten Geschlechtern, die wir bemerken können, erschienen, sondern auch als das Gewissen der Menschheit, genauer die Macht, welche dieses Gewissen weckt und seiner anklagenden Stimme Nachdruck verleiht[1]). Je mehr aber diese Gottheit in die sichtbare Natur verflochten und zersplittert wurde, desto mehr verlor sich ihre sittliche Würde, und die Verehrung der ungeheiligten Naturmacht wirkte sogar entsittlichend zurück auf ihre Verehrer. Der tiefste Grund des Abirrens vom unsichtbaren Gott zum vergotteten Geschöpf war nach dem Apostel ein ethischer und der schlimmste Irrtum des Heidentums bleibt ein ethischer bei allen Fortschritten, welche Verstand und Kunst in der Erfassung des Göttlichen und der Ausgestaltung des Kultus machen mochten.

3. Verhältnis der Völkerreligionen zum Christentum.

Es wird in der Gegenwart oft versucht, diejenige Religion, welche man als die höchste anerkennt, die christliche, auf dem Wege eines natürlichen genetischen Prozesses aus den niedrigeren Gebilden dieser Art abzuleiten. In Nachahmung der Naturgeschichte und -philosophie glaubt man auch auf religiösem Gebiete das Höchste durch den natürlichen Prozess der Evolution erklären zu können. Das religiöse Leben wäre dann ein Strom gewissermassen, der sich naturgemäss fortwährend läuterte und veredelte, ohne das von aussen, von oben eine übermenschliche Macht eingriffe. Auch die religiösen Genies, ein Mose, Buddha, Christus,

1) Röm. 2, 15.

wären nur strahlende Reflexe, welche dieser Strom im Vorübergehen erzeugte; die absolut wahre Erkenntnis Gottes hätte selbstverständlich keiner dieser leuchtenden Träger des religiösen Gedankens gehabt; jeder böte nur etwas, was mit innerer Naturnotwendigkeit zu seiner Zeit entstehen musste und könnte bloss relative Anerkennung von der Nachwelt beanspruchen.

Nach dieser Theorie müsste die Religionsgeschichte die Probe davon geben, wie die niedrigeren Religionen sich langsam zu der Höhe der biblischen vervollkommt hätten. Allein diesen Erwartungen entspricht sie keineswegs. Zwar einen geschichtlichen Fortschritt weist jede Religion auf und in der Regel ist auch eine mit der Entwicklung des menschlichen Geistes Hand in Hand gehende Läuterung der Vorstellungen und Veredlung der Gebräuche zu erkennen. Allein die Entwicklung jeder Religion zeigt sich in bestimmte Grenzen eingeschlossen, welche sie nicht überschreiten kann. Ihre Ausbildung vollzieht sich nur innerhalb gewisser Schranken, die ihr ihrem Wesen nach gesetzt sind, nicht zu reden von der Entartung und Verschlechterung, welche in der Regel neben der Läuterung hergeht und oft mächtiger ist als diese. Weder die chinesische Religion noch der Hinduismus, welche beide heute eine mehrtausendjährige Geschichte aufzuweisen haben, sind in fortschreitender Läuterung dem Christentum oder der erhabenen Gotteserkenntnis des Alten Testaments näher gekommen. Auch die geistvollen Griechen haben bei aller Geringschätzung, der ihr poetischer Polytheismus bei den Gebildeten mehr und mehr verfallen musste, keine höhere Religion hervorgebracht, sondern höchstens eine mehr oder weniger geläuterte Anschauung von Welt und Gottheit, welche aber den Namen Religion nicht verdiente, weil diese neue, einheitliche Gottheit allzusehr ein philosophischer Begriff war, als dass eine religionsbildende Kraft davon hätte ausgehen können.

Dass die christliche Religion selbst, bezw. deren Voraussetzung, die mosaisch-prophetische nicht auf diesem Wege der blossen Entfaltung aus niedrigem Heidentum erwachsen sei, wie neuere Religionsforscher wollen glauben machen, das müsste eine Untersuchung der Anfänge der biblischen Religion dartun. Hier konstatieren wir nur, was ohne weiteres einleuchtet, dass selbst die alttestamentliche Religion eine Höhe der Erkenntnis Gottes aufweist, welche man in sämtlichen oben betrachteten Religionen umsonst sucht, welche aber die sämtlichen Keime zu dem enthält, was durch das Offenbarwerden Christi in vollendeter Reinheit und Wahrheit auftretend, die absolut wahre und universale Religion ausmachen sollte.

Die evolutionistische Theorie ist nicht ohne tiefere Wahrheit. Es gibt auf religiösem wie auf andern Gebieten des Geisteslebens eine Entwicklung, welche der auf den Gebieten der Natur betrachteten analog ist. Auch fehlt in dieser natürlichen Entwicklung der Religion der göttliche Faktor nicht. Die Bibel selbst zeigt

ein verschieden abgestuftes Eingehen des göttlichen Geistes in die Kreatur, und speziell die Menschheit. Jener Gottesgeist, der allen Menschen eingepflanzt ist, bildet das treibende Agens, das zur natürlichen Gotteserkenntnis führt, welche freilich durch intellektuelle und namentlich moralische Fehler der Menschheit mannigfach entstellt und getrübt wird. Dieser der Menschheit immanente Strom göttlichen Geisteslebens äussert sich nicht nur in der Gedankenarbeit und im zweckmässigen Handeln, sondern auch im religiösen Leben, wobei der Mensch die Gottheit, die sich ihm bezeugt, zu erfassen und ihr zu dienen trachtet, so gut es gelingen mag.

Allein ausdrücklich führt die Bibel die reinere, wahre Erkenntnis Gottes auf den Geist des Herrn in höherer Potenz zurück, welcher sich der prophetischen Organe Gottes bemächtigt. Und die höchste Stufe der Gemeinschaft mit Gott wird dank „dem heil. Geist“ schlechthin erstiegen, der durch Christum denen, die an ihn glauben, vermittelt ist. Die Frage gestaltet sich hier so: Ist dieser besondere Offenbarungsgeist der Propheten, ist der heil. Geist der Apostel nur ein durch Selbstläuterung aus dem universalen, der Menschheit innewohnenden Gottesgeist hervorgegangenes Produkt desselben, oder haben wir darin eine von Gott selbst ausgegangene, unmittelbare Bezeugung des überweltlichen Gottes anzuerkennen? Wie die Bibel entscheidet, ist nicht zweifelhaft. So sehr sie den der Menschheit immanenten Gottesgeist zu seinem Rechte kommen lässt, so weiss sie doch ebenso bestimmt, dass die Offenbarung, welche den wahren Gott am vollkommensten in seinem Sohne hat kund werden lassen, nicht in eines Menschen Herz aufgestiegen, sondern unmittelbar von dem über der Menschenwelt erhabenen Gott selbst ausgegangen ist. Und wer unbefangen diese Offenbarungen des lebendigen heiligen und gnädigen Gottes mit dem Besten vergleicht, was die Völker aus eigenen Mitteln auf diesem Gebiete hervorgebracht haben, wird die Berechtigung dieses Anspruches empfinden.

Namen- und Sachregister.

Abessinien 357.
Abraham 280.
Acca Larentia 272. 290.
Achämeniden 146 f. 151.
Acheron 207. 309 f.
Aderbat 149.
Aditi 16.
Aditja 16 ff. 156.
Adonis 200. 220. 228.
Aegir 338.
Aegypten 146 f. 356. 404.
Aeneas 309 f.
Aêšma 162.
Aesculap 290 f.
Agni 13. 21. 25 ff. 33. 37.
Ahi 20.
Ahnengeister 47. 161. 293 f. 372. 378. 439.
Ahnenkultus 47. 237. 330. 351 f. 366. 368. 377 f.
Ahriman s. Angra-Mainju.
Ahuna Vairja 170 f.
Ahura 141. 154. 161.
Ahura-mazda 146 f. 150. 154 ff. 164 ff. 176.
Aïdes 206. 232. 240, 244.
Akô Mano 162.
Aliulep 439.
Amazonen 200.
Ambrosia 204.
Ameretât 156.
Amerikaner 388 ff.
Amon 212.
Amschaspands 16. 146. 156.
Amulett 371. 386. 399.
Anâhita 158.
Andra 162.
Angiras 20.
Angra Mainju 162. 164 ff. 176.
Animismus 352. 369. 394 f. 459 f.
Anti 439.
Apaoša 158. 162.
Aplu 269.
Araber 357.
Aramaiti 156.
Ardâ Virâf nâmeh 152.
Areoi 449 f.
Argus 224.
Arhat 83.
Arja 84.
Arja-Samadsch 139.
Arvales 296.
Ascensio Jesajae 537.
Aša Vahišta 156.
Asen 332.
Ashvin 19. 198.
Astarte 227.
Astrologie 279.
Asuras 19. 141.
Athene 198. 203. 214. 218 ff. 227. 248. 286.
Athravan 172.
Atua 446. 451.
Augurn 267. 273. 296. 302 ff.
Auspizien 262. 302. 426.
Avatara 111. 115 ff.
Avesta 148 ff.
Azhi Dahaka 166.
Azteken 401. 404. 416.

Baal 199.
Baal-Melkart 199. 238.
— -Samem 215.
Babylonier 245.
Bacchus 228 ff. 274. 301.
Baldr 336 f. 344. 346.
Baldur s. Baldr.
Bantuvölker 359. 377. 380.
Barden 313.
Bäume, heilige 199. 266. 287. 314 323. 326. 340. 345 f. 347.
Beichte 87. 174. 413 f.
Berchta 325.
Beschneidung 360.
Bhagavad-Gîta 45. 119 ff.
Bhakti 123.

Bhutendienst 125.
Blitz 25. 214. 269 f. 281. 376. 410.
Bodhi-sattva 66.
Bogdo-Lama 98.
Brahma 37 ff. 44. 52. 111.
Brahman 27. 29. 83.
Brahmana 11 f. 35.
Brahmanaspati 27 f.
Brahmanen 46 ff. 54 ff. 117. 126 f.
Brahma-Samadsch 136 ff.
Buddha 8. 61 ff. 80. 82. 99 ff. 119.
Buddhismus 59 ff. 106 ff. 112. 412.
Bundchesch 152. 164.
Bundeslade 406.
Buschmänner 359. 368 f. 382.
Busse 48 f. 174.

Cäsar Jul. 312 ff. 317. 323. 327.
Carneval 278.
Centeotl 410 f. 415.
Cerberus 34. 244. 310.
Ceres 265. 271. 308.
Ceylon 94.
Chaldäer 276.
Charon 245. 269. 310 f.
Christentum 53. 99—106. 136 ff. 186 f. 280. 312. 330 ff. 343 ff. 382 ff 428.
Christus s. Jesus.
Chubilai 97.
Chubilgane 98 f.
Chutuktu 99.
Cicero 273 f. 309. 454.

Daêva 162.
Dahak 166.
Dalai-Lama 98.
Danaiden 246.
Dankâli 357 ff.
Dasju 5. 56.
Dea Dia 265. 290. 296.
Deives 352.
Dekalog 73 f. 104 ff.
Delphi 210. 221.
Demeter 203. 217. 232 f. 240. 249. 271.
Destûr 172.
Deus 3. 281.
Dharma 79 ff.
Diana 265 f. 270. 286.
Djaus 3. 13 f.
Dike 215.
Dinkard 152.
Dionysien 248 f.
Dionysos 203. 211. 213. 226. 228 ff.
Dispater 3. 292. 297. 308. 313.
Donar 323. 325. 332.
Dreieinigkeit 113.
Drudsch 162.
Druiden 315 ff. 327 f.
Dschainismus 106 ff.
Dschina 106.
Dvâparajuga 41.

Edda 330 f. 343 ff.
Eirene 215.
Eleusis 211. 233. 249. 279.
Elfen 325. 330.
Eliulep s. Aliulep.
Elysium 245 f. 309 ff.
Eos 234. 240.
Erde 14 f. 156. 214. 216 f. 232 ff. 323 f. 334. 389.
Erinyen 240. 246.
Eskimos 388.
Esus 314 f.
Euemeros 193 f. 272.

Falaschen 357.
Faunus 265. 290. 296.
Fenrir-wolf 336. 339. 342.
Feretrius 282.
Fetialen 297
Fides 282.
Flamines 267. 295.
Flut s. Sintflut.
Forseti 334.
Fortuna 291.
Fosite 321.
Fravaši 160 f. 166 f. 178.
Freyja (Frea, Frigg) 323 f. 332. 334.
Freyr 323. 333. 348.
Fulah 358.
Fulguralwesen 269.

Gaea 239 f.
Gajomart 165. 169.
Galater 312.
Galla 357.
Gallier 312 ff.
Ganges 5.
Garon-mana 155. 168.
Gâtha 150 ff.
Gautama 45. 62.
Gbeschi 371.
Gebote 73 f. 85 f. 104 f. 108 f.
Geheimbund 375 f. 398 f.
Geheimlehren 374 f.
Geist, der grosse 393 ff.
Geister 155 ff. 293. 308 f. 325. 330. 340. 350 ff. 370 ff. 377. 396 f. 424. 427 f. 433 f.
Genien 198. 215. 292 f.
Gericht 167 f.
Giganten 240.
Gilgameš 237 f.
Gnatriputra 106 ff.
Götterdämmerung 342.
Grönländer 388.
Guru 129 ff.

Halbgötter 291. 324 f. 341.
Haoma 141. 159. 170.
Hari 133.
Haruspices 269.
Haurvatât 156.
Hausgott 26. 235. 334. 352. 404. 411.
Heiligenverehrung 88. 107 f.
Heimdall 335 340. 342 f.
Hekate 236.
Hel 336. 339. 341.
Helena 198. 201 f.
Helios 219. 234. 240.
Herodot 8. 147.
Heroen 236 ff 291. 405.
Hesiod 191. 207 f. 239. 256.
Hestia 235. 240. 288.
Hexen 324. 374. 380. 427.
Himmel, Himmelsgott 3. 13 ff. 27. 197. 214. 281 f.
Hinduismus 111 ff. 136 f.
Holda (Holle) 324.
Homer 190. 197. 201 ff. 256.
Hotar 29.
Huitzilopochtli 404 f. 418.
Hyakinthos 200. 220.
Hyperion 234. 240.

Jadschur-Veda 9.
Jama (Jima) 31 ff. 89. 141. 165 ff.
Janus 265 f. 267. 284 f.
Jasna 150 f. 152.
Jast 151 ff.
Jatu 162.
Jazata 157.
Idun 336. 338.
Idus 283.
Jevhe-Bund 375.
Jesus Christus 99 ff. 119. 123. 344 f. 387. 463 ff.
Indigitamenta 292 f. 350.
Indogermanen 1.
Indra 19 ff. 27 ff. 115. 141
Indus 5.
Ingna 434.
Inka 419 f. 422 ff. 427 ff.
Inti 421.
Joga 45.
Iranier 140.
Irmin 321.
Irminsul 326.
Isis 213. 276. 279.
Islam 114. 129 ff. 185.
Island 330 ff.
Israel 360. 378.
Juden 151. 213. 276. 344.
Juno 267. 269 f. 283 f. 293. 295. 309.
Jupiter 265 f. 269. 281 ff. 294 f. 313. 323.

Kabiren 236. 249.
Kâli 124 f.
Kalijuga 41.
Kalki 119.
Kapila 44.
Karma-Joga 45.
Kastenwesen 53 ff. 60 f. 68 f. 126 f.
Kerberos s. Cerberus.
Khebioso 375.
Khrafstra 164 f.
Kindertaufe 99. 413. 427.
Kreter 215.
Krischna 117 ff. 128.
Kritajuga 45.
Kronos 193. 215. 239 ff. 301.
Kschatrja 53 ff.
Kschathra Vairja 156.
Kuh 48.
Kuinjo 433.
Kunâla 76.
Kurche 352.
Kybele 278. 324.
Kyros 146 f.

Laienbrüder 69.
Lakschmi 115.
Lama 96. 98 f.
Laren 293.
Lebensbaum 345. 410.
Lectisternien 271. 301.
Lemurien 293 f.
Leto 219. 222. 240.
Letten 349.
Liber 271. 282.
Litauer 349 f.
Livius 265. 276. 299 f.
Loki 335 f. 337 f. 342.
Lucina 283.
Luperci 290. 296.

Madagaskar 360.
Magier 147 ff. 172 f.
Mahabharata 35. 41.
Mahâvîra 106.
Mangundi 436.
Manitu 393 f.
Mantus 269.
Manu 31. 36. 39 f.
Mara 66. 78.
Marae 452.
Mars 24. 267. 286 ff. 295. 297.
Maruts 24.
Maschja, Moschjana 165.
Maui 444 ff.
Mazda 155.
Melanesier 431.
Melikertes 200.
Menschenopfer 29. 46. 124 f. 200. 222. 268. 287. 314. 322. 327. 333. 347. 378 f. 398. 409. 414 ff. 424. 452.

Menschenvergötterung 54. 88. 112 f. 237. 277. 416.
Minerva 267. 269. 286.
Minokhired 153.
Minos 246. 310.
Mithra 141. 157. 182 f. 213. 278 f.
Mitra 16 f. 32.
Mobed 172.
Mönche 65. 72 ff. 84 ff. 136. 412.
Moira 243.
Mond 234. 284.
Mongolen 96.
Morgenröte 12. 18. 234.
Musen 221.
Mysterien 182 f. 211. 229. 233. 249. 278 f.
Mystik 45. 120 ff. 232.
Mythen, Mythologie 19 ff. 115 ff. 192 ff. 237 ff. 332 ff. 343 ff. 382 f. 393 f. 407 ff. 421 ff. 433.

Nânak 129 ff.
Nasu 162.
Ndengei 436 f.
Neptun 290.
Nereus 240.
Nerthus 324. 329. 332.
Neuplatoniker 193 f.
Nezalhualkojotl 417.
Njâja 45.
Nirvana 77 f. 84. 134 f.
Nornen 340.
Nuba 358.
Nymphen 198.

Odin 321. 332 ff. 336 f. 340. 345. 348.
Okra 371.
Omen 302 f.
Ops 289.
Orakel 205. 210. 216. 250 ff. 269. 302 ff.
Orkus 308 ff.
Orpheus 190 f. 210 f. 247.
Osiris 213. 231.
Ozeanien 431 ff.

Pachakamak 423.
Pairika 162.
Paliliteratur 61 f.
Paltar 323.
Pan 203. 231 f.
Papua 435 f.
Paradies 135. 165 f. 169 f. 418.
Parsi 184 ff.
Patet (Paitita) 174.
Patrimpo 351.
Pecollo 351.
Penaten 293.
Perkunas 351 f.
Persephone 206. 232. 271.
Pessimismus 41 f. 51. 59 f. 372 f.
Pferd 225. 327 f. 354.
Pfingstgebräuche 329.
Phönizier 199. 356 f. 388.
Pindar 211.
Plato 256 ff.
Plinius 300.
Plutarch 176 f. 194. 255. 257 f.
Pluton 198. 232. 246.
Pontifex maximus 267. 277. 295.
Porevit 352.
Poseidon 203. 219. 225. 240.
Potojan 433.
Pradschâpati 30. 39.
Preussen 349 ff.
Prithivî 14.
Prometheus 238 ff.
Proserpina 309 f.
Pungil 433.
Punt 356 f.
Puruscha-Sukta 30.
Puschan 16. 33.

Quetzalkoatl 407 ff. 414.
Quippu 429.
Quirinus 266. 286 f 295.

Radschas 40.
Rakschase 19.
Rama 117.
Râmânuja 112.
Reinheit, Reinigkeitssatzungen 150. 173. 268. 282.
Reliquien 89. 94.
Rhadamanthus 245. 310.
Riesen 325. 332. 334 f. 337 f. 339 f.
Rig-Vêda 9. 11.
Rudra 23 f. 124.
Rügen 351 f.
Rugivit 352.
Russen 349. 352.

Saddar-Bundehesch 153.
Salier 287. 297.
Sâma-Vêda 9.
Samgha 87.
Sancus 266.
Sankara 44.
Sânkhja 44 f.
Saošjant 167 ff.
Sarasvati 38 f. 114 f.
Sattva 40.
Savitar 16 f. 33.
Schamanismus (s. auch Bhutendienst) 352 f. 384. 388 f. 399. 427.
Schicksal 243.
Schriften heilige 9 ff. 35 f. 61 f. 79. 84. 94 f. 109 f. 114. 132 f. 142 f. 148 ff. 190. 263. 270. 330 f.
Schutzgeister 160 f. 292 ff. 370 f. 396 f.
Seelenmessen 89. 99.

Selene 234. 240.
Semiten 357. 395.
Shakjamuni 62.
Shiva 111 ff. 124 f.
Shudra 5 f. 56.
Sibyllinische Bücher 270. 303 f.
Siddharta 62.
Sikhs 129 ff.
Sintflut 41. 115 f. 165.
Sirius 158.
Sisyphos 246.
Sklaverei 255 f. 305 f. 385 ff.
Somâli 357.
Somatrank s. auch Haoma 22 f. 25. 29. 141. 198.
Sonnengott 16 ff. 181. 219 ff. 234. 237. 284 f.
Sošjosch s. Saošjant.
Sraoša 160.
Steinkultus 199.
Stein der Weisen 434.
Stoizismus 272. 303. 306.
Sufismus 129.
Surja 16.
Sutra 11 f.
Svantovit 353 f.

Tabu 434 f. 439 f. 447 ff.
Tacitus 317 f.
Tätowieren 437. 441 f.
Tangaloa, Tangaroa 443.
Tantalos 246.
Taran 314.
Tartarus 246. 310 f.
Taufe s. Kindertaufe.
Taurobolien 279.
Teotl 403.
Tescho-Lama 98.
Teutat 314.
Themis 215.
Theseus 200.
Thor 332. 334 f. 338.
Thursen 335.
Tiere, heilige 48. 74. 116. 198. 266. 396. 405. 423.
Tiki 446 f.
Tina 281.
Tirthakara 108.
Tištrja 158.
Titanenkampf 240 ff.
Tius (Tiwas) 320 f.
Tlalok 410 f. 415. 418.
Tolteken 401 f.
Totem-Dienst 372. 390. 395 ff.
Totengericht 167 f. 246 f. 310 f.
Totenkultus 245. 306 ff. 309. 329 f. 379 f.
Totenreich 308 ff. 339 f. 382.
Trêtajuga 40 f.
Triglav 352.
Trimurti 113.
Tschinvat 167.
Tsongkapa 97.
Tuisco 317. 321.
Turms 269.
Tyr 321. 332. 335.

Ulitao 440.
Upanischad 11 f. 35 f.
Uranos 193. 215. 239 ff.
Uschas 12. 18.

Vaju 25. 157. 180.
Varro 263 f. 273. 292.
Varuna 14 ff. 28. 33.
Vêda 9 ff. 29. 34 ff. 44 f. 111 f. 141. 151.
Vedanta 14.
Vendidad 150.
Venus 271. 288.
Verethraghna 159.
Vestalinnen 267. 275 f. 298. 425 f.
Vinaja 79. 84 ff.
Virakocha 422 f.
Vischnu 16 ff. 111 ff.
Vivasvant 32 f.
Vizlipuzli s. Huitzilopochtli.
Vohu Mano 156.
Vritra 20.
Vulcanus 290.

Walhall 341.
Walküren 333. 341.
Wandong 433.
Wanen 332.
Wangul 433.
Wodan 321 ff. 327. 332 f.
Wolf 219. 287.

Xenophanes 256.

Yggdrasill 340. 345.

Zagreus 231.
Zaota 172.
Zarathustra 142 ff. 149 ff. 166 ff.
Zend 148.
Zervana akárana 163 f.
Zervaniten 163.
Zio 320. 335.
Zwerge 325. 340.

Autorenregister.

Aristoteles 454.
Aufrecht Th. 10.

Baierlein E. R. 394
Bancroft H. H. 388. 400.
Banier 194.
Barth A. 12. 107.
Barthélemy St. Hilaire J. 59.
Bartholomae Chr. 143. 148.
Bastian A. 78.
Baumann O. 363.
Baumgartner A. 435.
Benfey Th. 10.
Bergaigne 12.
Bergh, van den G. A. 101.
Bertholet A. 99.
Bleek W. H. J. 356.
Bloomfield B. 10.
Bochart S. 194.
Böklen E. 167.
Bohnenberger K. 14.
Bohner H. 363. 365. 371. 374. 381 ff. 385.
Boissier G. 265. 274.
Bousset W. 167.
Brosses de 370.
Brugsch 260.
Buchholz E. 201.
Bühler G. 36. 91.
Bugge S. 316. 331. 343.
Burckhardt J. 187. 210 f. 243. 250. 265. 279.
Burkhardt-Grundemann 363.
Burnouf 144.
Buttmann Ph. 196.

Caland W. 46.
Callaway 362.
Caspari O. 459.
Chantepie 219. 265.
Chatelain H. 362.
Christaller J. G. 356. 360.
Colebrooke T. 10. 44. 106. 111.
Coleman Ch. 110 f.
Comte A. 458.
Creuzer Fr. 195.
Cumont Fr. 180.
Curtius E. 187.

Dahlke P. 59.
Dahlmann J. 59.
Darmesteter 5. 14. 16. 142. 148. 151 ff.
Delbrück 2. 4.
Deussen P. 38. 44.
Dilger W. 462.
Dosabhai Framjia Karaka 185.
Duncker 141. 151. 187.
Dutoit J. 59.

Eisenmenger 344.

Falke 99.
Fick R. 53.
Frazer 447.
Friedländer L. 265.
Fritsch G. 356. 363.
Frohnmeyer J. 139 f.

Garbe R. 44.
Geldner K. 10. 148.
Gering H. 331.
Germann 136.
Goldziher J. 129.
Golther W. 316. 322. 324. 347.
Grassmann H. 10. 33.
Grey G. 443.
Grimm J. 316. 321. 324.

Hackmann H. 95.
Hahn C. H. 367.
Hardy E. 12. 90.
Hartung J. H. 214.
Hase K. 101.
Haug 144.
Herder J. G. 458.
Hermann G. 195.
Hermann K. H. 247.
Hertzberg G. F. 187. 259.

Heyne Ch. G. 195.
Hillebrandt A. 12.
Hoffmann R. 363.
Horn P. 141.
Hübschmann H. 167.
Huet P. D. 194.
Humboldt A. v. 403. 412.

Jacobi H. 106.
Jensen 245.
Jolly J. 36. 53.
Jones O. 313.
Iselin J. 457.
Junod H. A. 356. 359. 363. 368. 374. 378. 380.
Justi F. 141. 144 f. 152. 170 ff.

Kägi A. 10. 19.
Kern H. 59. 61.
Koelle 362.
Köppen C. F. 59. 75. 80 ff. 95.
Kolbe P. 368.
Krauss F. S. 349.
Kuhn S. A. 223.

La Grange 239.
Lang Andrew 388. 432. 456.
Lassen Chr. 4. 95. 106. 127. 144.
Lefmann S. 4.
Léger L. 349.
Lehmann E. 12. 59 f. 106. 144 f. 171. 432.
Lepsius R. 358. 360.
Lessing G. E. 458.
Leumann E. 106.
Ley J. 146.
Lippert J. 349. 352. 459.
Lobeck Chr. A. 249.
Lubbock J. 368. 458.
Ludwig A. 10.

Macauliffe M. A. 129.
Mannhardt W. 316. 324 f. 329. 350.
Marquart 259.
Meiners E. 458.
Meltzer O. 357.
Merensky A. 363. 365. 383.
Metzger 250.
Meyer Ed. 3. 4. 141 f. 187. 118 f. 259. 456.
Meyer E. H. 316.
Milamowitz U. v. 201.
Mills L. H. 143 f.
Mogk E. 316.
Mommsen Th. 259.
Mone F. J. 312.
Monnier-Williams 34. 111.
Moulton J. H. 141.
Müllenhoff K. 287. 312.
Müller Fr. 356. 358. 360.
Müller H. D. 223.
Müller J. G. 302. 388 ff. 395 f. 400 ff. 419 ff. 455.
Müller K. O. 196. 223. 260
Müller W. M. 10. 13. 53 77. 185. 191. 196. 223. 231. 260. 357. 461 f.
Muir J. 4. 19.

Nägelsbach K. Fr. 201. 236. 252.
Needham Cust. Rob. 356.
Neumann E. 59.
Nissen H. 299.
Nöldeke Th. 140.

Olcott H. S. 105.
Oldenberg H. 4. 10 ff. 33. 35. 53. 56. 59 ff. 101 ff. 211.
Oltramare P. 73.
Orelli C. v. 103. 250.
Owen W. 313.

Petersen 191.
Pietilae A. J. 178.
Pischel 15. 59.
Poussin, L. d. V. 12. 34.
Preller L. 214. 216. 223. 265, 280.

Ralston W. R. S. 349.
Ramseyer u. Kühne 363. 379.
Rastamjis Edulji 186.
Ratzel Fr. 363. 397. 454. 456.
Reichel W. 201. 206.
Reitzenstein R. 249.
Réville A. 363. 367. 369. 375. 388. 400 ff. 419 ff. 431 ff.
Rhys Davids T. W. 59. 62.
Richter J. 126. 140.
Riis J. G. 364.
Risley H. 4. 126.
Robertson Smith 447.
Rohde E. 187. 200. 236.
Roscher 214. 223. 280. 285. 292. 314.
Roth R. 10. 23. 187.
Rougé de 260.

Sayce A. H. 146.
Scävola Q. 272.
Schafarik P. J. 349.
Schelling 195. 461.
Schleuker C. F. 362.
Schmidt L. 252.
Schneider W. 363 ff. 375. 382 f. 455. 460.
Schömann G. F. 207. 236. 247. 259.
Schoocraft 388.
Schrader Eb. 146.
Schrader O. 3.
Schröder L. 4. 10. 454. 456.
Schultze F. 458.
Seeck O. 276.

Seidel H. 375.
Seidenstücker 59.
Senart 53. 56 ff. 61.
Seydel R. 101.
Simrock K. 316. 331.
Smith A. 90.
Söderblom N. 160. 167.
Spiegel Fr. 140 ff. 148 ff. 162 ff.
Spieth J. 366. 374.
Steiner P. 363. 369.
Stengel P. 247.
Sumangala H. 105.

Teuffel W. S. 259.
Tholuck A. 258.
Tiele C. P. 141. 145. 459.
Tischhauser 455.
Torrend J. 356.
Trumpp E. 129 ff.
Tschudi J. J. 419.
Tylor 380. 459.

Usener H. 292. 316. 349 f.

Varro T. 272 f.
Voss J. H. 195.
Vossius G. J. 195.

Waitz Th. 356. 363. 375. 388 ff. 400 ff. 419 ff. 431 ff. 455 ff.
Wangemann G. 363. 367.
Weber A. 10. 29. 77. 106.
Welcker F. G. 214. 225.
West E. W. 152 f.
Westergaard 144.
Williams E. 313.
Wilson 363. 380.
Wilson H. H. 111.
Windisch E. 101. 312.
Windischmann 152. 158. 180.
Winkler H. 278. 285.
Winternitz M. 4. 10. 35. 114 ff.
Wissowa G. 257.
Wolff Fr. 148.
Wurm P. 12. 34. 53. 111. 116. 127. 383.
Wuttke A. 34. 38. 43. 388. 400 ff. 419 ff
Wyatt Gill 449.

Zahn 383.
Zeuss J. C. 312.
Ziegenbalg 111.
Zimmer 4.
Zimmermann Fr. 105.

Zitierte Bibelstellen.

(I = Bd. 1; II = Bd. 2.)

Genesis.
1: I 234. II 177. 457
1,2: I 316
1,14 ff.: I 234
2: I 238. II 177
2,4 ff.: I 217
3: II 166
3,17 ff.: I 9
3,22: I 236
6,16: II 166
6,17: I 238
7,6: I 238
7,11 u. 17: I 238
8,2: I 238
9,25: I 245. 269
9,26 f.: I 281. 282
10,2 ff.: II 4
10,6: I 124. 245.
10,6 ff.: I 187. 245
10,7: I 323
10,11 f.: I 185 f.
10,13 f.: I 248
10,15 f.: I 245
10,22: I 187
14: I 188
16,12: I 324
20,11: I 2
21,15 ff.: I 324
22,10: I 266
25,14: I 279
28,18 u. 22: I 262. 285. 331
31,19 ff.: I 271. 285
31,53: I 271
35,2: I 271. 285
42,18: I 2.
47,22 u. 26: I 137

Exod.
3,14: I 286
14,2: I 254
23,21: I 260
32: I 288
33, 14: I 260

Levit.
18,21: I 276
19,27: I 334
20,2 u. 5: I 276
20,27: I 218
21,5: I 334

Num.
21,9: I 291
21,29: I 275
25,2.3 u. 5: I 254
31,16: I 254
31,23: I 266

Deut.
2,23: I 248
4,3: I 254
4,19: I 290
17,3: I 290
18,11: I 218
22,5: I 261
23,18 f.: I 264
25,5 ff.: II 59

Josua.
6,26: I 264
10,5: I 247
11,17: I 254
12,7—24: I 247
12,7: I 254
13,5: I 254
13,27: I 254
14,13: I 254
19,38: I 259
22,17: I 254

Richter.
1,33: I 259
3,3: I 262
3,31: I 259
5,6: I 259
8,27: I 288
8,33: I 253
9,4: I 253
17: I 288
20,33: I 254

1. Samuel.
15: I 337
19,13: I 284
28,7—9: I 218

1. Könige.
10,1 ff.: I 279
10,29. I 247
11,5: I 258. 276
11,7: I 276
11,33: I 258. 276
15,13: I 259
16,34: I 264
18: I 267
18,19: I 259
18,29: I 268
19,18: I 262

2. Könige.
1,2 ff.: I 253. 290
3,27: I 275
7,6: I 247
8: I 271.
16,3: I 290
16,10 ff: I 290
17,6: I 190
17,30: I 203
17,31: I 197. 203
19,37: I 203
20,11: I 290
20,12: I 201
21,3 u. 5: I 291
21,7: I 291
21,20: I 291

23,4 f.: I 259. 290
23,5 f.: I 291
23,10: I 276
23,11 f.: I 290 f.
23,12: I 291
23,13: I 258. 276
24,4: I 291.

1. Chronik.
4,24—43: I 338
8,33: I 251

2. Chronik.
15,16: I 259
25,14: I 277 f.
28,3: I 290
28,22 ff.: I 290
29,3 u. 7: I 291
33,3 u. 5: I 291
33,7: I 291
34,4: I 262

Esra.
1,1 ff.: II 147.

Hiob.
I 277 f.
31: I 227
31,26 f.: I 290
38,17: I 243

Psalm.
8: I 13
78,51: I 124
105,13 u. 27: I 124
106,20: I 288
106,22: I 124
107,18: I 243

Sprüche.
30,1: I 279
31,1: I 279

Jesaja.
5,26 ff.: I 196
8,19: I 218. II 451
14,13: I 254
17,8: I 252. 262
27,9: I 262
29,4: I 218
38,8: I 290
38,10: I 243
39,1: I 201
45,7: II 176.
46,1: I 198. 202
65,11: I 254. 273

Jeremia.
2,30: I 291
7,18: I 258. 292
7,31: I 266. 290
9,25: I 334
19,5: I 276
23,32: I 217
27,9 f.: I 217
32,35: I 276
39,3: I 203. II 173
39,13: I 203
44,17: I 258. 292
47,4: I 248
48,7,13 u. 46: I 275
48,29: I 276
49,1 u. 3: I 276
49,7: I 277
50,2: I 198
51,44: I 198

Ezechiel.
8,8 ff.: I 292
8,14: I 207. 256
16,20 f.: I 266
20,7 f.: I 289
20,26: I 290
21,26: I 285
23,3 u. 8: I 289
23,6 u. 12: I 196
23,37: I 266
23,39: I 266
27: I 247
29,14: I 124

Daniel.
I 217
1,20: I 194
2,2 u. 27: I 194
3,1: I 192
5,11: I 194
6,10: I 359

Hosea.
2,18 f.: I 251
4,14: I 254
13,2: I 262

Joel.
4,6: I 247

Amos.
1,13: I 276
5,26: I 203. 290
9,7: I 248

Obadja.
8: I 277

Micha.
6,7: I 266

Zephanja.
1,5: I 256. 276

Haggai.
2,12: II 448

Sacharja.
12,11: I 272

1. Makk.
5,43: I 272

2. Makk.
12,26: I 272

Matth.
5,3.5.9.44: I 62
7,12: I 72
11,25: II 105
16,18: I 243
23,12: I 62

Marçus.
9,3: I 318
16,12: I 318

Apostelg.
16,16: I 218
17,22: I 2
17,27: II 462
25,19: I 2

Röm.
1,19 f.: II 462
1,23: I 147
2,14 f.: I 82. II 462 f.

Apokal.
22,15: I 264

Berichtigungen und Ergänzungen.

Band I.

S. 1 Z. 4 v. u. lies Mensch, statt Mensch.
S. 20 Z. 9 v. u. lies richtig.
S. 61 Z. 12 v. u. lies sollen. statt sollen,
S. 76 Z. 7 lies selbst.
S. 106 Z. 13 v. u. lies Norito statt Morito (ebenso S. 106 Anmerk. 3 u. S. 111 Z. 15 v. u.).
S. 106 Anmerk. 2 ist) zu setzen: „Japan. Annalen", 2. A. 1903 gibt den dritten Teil (Buch XXII—XXX); „Japan. Mythologie" 1901 den ersten Teil (Buch I und II) des Nihongi; die Übersetzung des mittleren Teiles (Buch III—XXI) steht noch aus.
S. 107 Z. 22 lies Onogoro statt Onophoro.
S. 110 Anmerk. 1 lies Florenz statt Lorenz.
S. 112 Anmerk. 1 statt a. a. O. lies „Wie ich ein Christ wurde", Stuttgart 1904 (ebenso S. 113 Z. 10 und 16).
S. 115 Z. 9 v. u. lies eine der kolossalsten statt die kolossalsten.
S. 150 Z. 7 lies weisser statt weiser.
S. 154 Z. 15 v. u. lies Ein statt Eine.
S. 165 Z. 4 lies babylonischen.
S. 169 Z. 2 lies abweichend, statt abweichend.
S. 211 Anmerk. 1 Z. 4 lies umgekehrt.
S. 229 Z. 17 v. u. lies äussere statt äusserste.
S. 232 Z. 18 v. u. lies Bildnisse, statt Bildnisse,
S. 301 Z. 8 v. u. lies Appellativum.
S. 339 Z. 6 v. u. lies -syrischen.
S. 346 Z. 16 lies Jahre.
S. 350 Zeile 13 v. u. lies beim.
S. 351 Z. 20 lies namentlich.

Band II.

S. 33 Anmerk. 4 Z. 2 v. u. lies dass es.
S. 65 Z. 8 v. u. lies sich.
S. 91 Z. 12 lies des Buddhismus.

S. 114 Z. 16 lies passt.
S. 128 Z. 9 v. u. lies diese statt dieser.
S. 137 Z. 2 v. u. lies verlangte.
S. 147 Z. 17 v. u. lies Zarathustrier.
S. 198 Z. 3 v. u. lies Dass es.
S. 303 Z. 18 v. u. lies voraus.
S. 334 Z. 13 v. u. lies aufgetragen.
S. 368 Z. 4 lies nachgewiesen.
S. 390 Z. 5 lies unverzeihliche.
S. 426 Z. 16 v. u. lies ein statt eine.
S. 441 Z. 14 lies Mikronesiern. statt Mikronesiern,
S. 442 Z. 15 lies kämpfte.

Printed in Germany.

27 Primitive and Anaphoric Pairs

28365
CATHOLIC THEOLOGICAL UNION
BL80.061921 C001 V002
ALLGEMEINE RELIGIONSGESCHICHTE 2. AUFL.
3 0311 00006 6642
WITHDRAWN

BL
80
.06
1921
V. 2

28365
Orelli, Conrad von
AUTHOR
ALLGEMEINE RELIGION-
GESCHICHTE
TITLE

27.961

V2

WHEN taking out this book, please write name and date on card and place card in CARD-DROP.

PLEASE see that this book is returned ON TIME: others may be waiting for it.

KINDLY refrain from defacing this book in any way, and also from leaving MARKERS of any kind between the pages.

3 0311 00000 8642